Da. 6. 105
D. L. 1533 2

D. L. 486 fol: 80/105

LA 1157
112-117

Nr. 19. 112–117.

112–117

J. F. Cooper's

ſämmtliche Werke.

112tes — 114tes Bändchen.

Italien.

Erſter Theil.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer

Italien.

Von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Dr. C. F. Nietſch.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erſter Theil.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer.

Erſter Brief.

Abreiſe von Mailand. — Lodi. — Ein Quackſalber. — Froſcheſſen. — Schlacht an der Brücke von Lodi. — Piacenza. — Das Herzogthum Parma. — Wirthshausrechnung. — Caſtel Guelfo. — Parma. — Modena. — Cementirte Fußböden. — Bologna. — Deſſen Thürme.

Wir athmeten die reinere Luft inniger Behaglichkeit ſeit dem Augenblicke, als der Wagen die Schlucht von Doverie verließ und uns zum erſten Male in ein wahrhaft italieniſches Thal einführte; doch die erwartungsvolle Aufregung und freudige Wallung waren nicht geringer, als wir wieder uns in den Wagen ſetzten, um Mailand zu verlaſſen, und der Bergſcheidemauer entgegenfuhren, welche die Grenze zwiſchen dem obern und untern, dem vermeintlichen und wirklichen Italien bildet. Wo wir uns eben noch befanden, hatten wir zwar Einiges von ſeiner Bauart geſehen, einen Vorgenuß ſeiner Naturſchönheiten empfunden und eine Reihe von angenehmen Bildern aus früherer Zeit uns eingeprägt; doch wußten wir, wie viel Großes und Schönes uns bevorſtand, und freuten uns innig, dieſem Allen entgegen eilen zu können, nachdem wir einige Tage der

Erholung und Muße hatten verſtreichen laſſen. Bis jetzt hatten wir bloß das dießſeits der Alpen liegende Gallien geſehen.

Unſer alter Caſpar beſtieg ſein Pferd mit erneuter Kraft und führte uns im Trabe durch das ſüdliche Thor etwas früher als die Sonne aufgegangen war. Obgleich es erſt der fünfzehnte Oktober war, und wir uns recht eigentlich in der großen lombardiſchen Ebene befanden, war der Morgenwind doch ſo ſchneidend, daß ich Ueberrock und Mantel ganz angenehm wo nicht unentbehrlich fand.

Die Straßen Mailands, wie überhaupt aller Städte dieſes Theils von Italien, ſind mit Reihen von flachen Steinen belegt, Eiſenbahnen ähnlich, zur bequemern Fahrt für die Wagenräder; der berühmte Corſo hat zwei ſolcher Bahnen, damit die Wagen einander nicht hindern. Die Stadtmauern, von Backſteinen erbaut und großentheils mit Epheu bedeckt, und die Gräben, ſo unvollkommen und vernachläſſigt wie hier, mochten freilich zu den Zeiten der Visconti wirkſamer ſein als in den Tagen Napoleon's. Militäriſche Patrouillen durchziehen Nachts die Straßen und zwar die ganze Nacht hindurch, ſo daß Ordnung und Sicherheit nicht geſtört werden. Auf der Straße begegneten uns mehre Kropfige, vermuthlich Landleute aus den Alpenſchluchten.

Wir nahmen unſern Weg nach Lodi, etwa zwanzig engliſche Meilen von Mailand entlegen. Die Straße führte durchaus durch Wieſen und Weingelände. Wir

hatten keinen andern Anblick als den der Fruchtbarkeit des Bodens; denn wir waren auf einer meeresebenen Fläche, wiewohl die Alpen noch immer mit ihren ſtarren greiſen Gipfeln längs dem nördlichen Horizont emporragten. Gegen Süden, Oſten und Weſten begrenzte die Ausſicht ein Saum von Obſtbäumen, über welchen hier und da ein hagerer Kirchthurm ſich in die Höhe reckte und die Lage eines Dörfchens bezeichnete. Doch gab es hier auch ziemlich übermäßige Wäſſerung durch kanalähnliche Gräben, und bisweilen befanden wir uns in beträchtlich breiten vergilbenden Umgebungen.

In Lodi verweilten wir zwei Stunden. Die Fenſter des Wirthshauſes ſahen nach dem Marktplatze voll wimmelnder Beweglichkeit, ausdrucksvollen Geberdeſpiels, lauten Schreiens, Schimpfens und Zankens der niedern italieniſchen Volksklaſſe. Ein Kerl war eben im Zuge von ſeinem Pferde herab die Menge anzureden, und indem ich mich etwas mehr vorbeugte, konnte ich hinreichend vom Ganzen verſtehen, um zu erfahren, es ſei ein Quackſalber, der zu jedem billigen Preiſe ſeinen Kunden die Unſterblichkeit verkaufe. Plötzlich reckte ein Bauer ſein Geſicht nach ihm, und der Kerl zog ihm einen Zahn aus, ohne vorher abzuſteigen. Die Operation wurde mit großer Gewandtheit ausgeführt, und während der arme Leidende ſeine Wange preßte und rechts und links um ſich ſchlug vor Schmerzen, ſchwenkte der Wunderthäter triumphirend den ausgeriſſenen Zahn und rief alle Um-

ſtehenden zu Zeugen auf, wie leicht es ſei, ſich einen Zahn ausziehen zu laſſen.

Ich bemerkte auch eine Menge, wie es mir vorkam, kleinen Geflügels, ſchön weiß und reinlich auf grobes Gras ausgebreitet, und hielt es für irgend ein Wildpret, das verdiene näher bekannt zu ſein, ging auch deßhalb hinunter; aber bei genauerer Anſicht erkannte ich ſie für Froſchſchenkel! Hundertweiſe ſah ich ſolche an Schnüren gereiht auf dem Markte. Wie die Franzoſen in den Ruf gekommen ſind, Fröſche zu eſſen, weiß ich nicht, wenn dieß kein Vorurtheil der Engländer iſt; denn ich habe mich überzeugt, daß in Italien wohl zehnmal ſo viel Fröſche verſpeiſ't werden, als in Frankreich. Gewiß iſt ein Froſchgericht in Paris etwas ganz Ungewöhnliches, und ich erinnere mich nicht, deren irgendwo dort in Privathaushaltungen geſehen zu haben. Die Umgebung von Lodi iſt aber zu einer ſolchen Verköſtigung vorzüglich geeignet, und Tauſende im buchſtäblichen Sinne werden von den Einwohnern hier verzehrt.

Natürlich beeilten wir uns, die berühmte Brücke in Augenſchein zu nehmen. Ich fand aber, daß die Leute im Ort dieſes Treffen durchaus nicht für eine ſo große Waffenthat gelten ließen, als man ſich gewöhnlich darunter vorſtellt; auch hatte ich öfter gehört, daß viele von Napoleon's Schlachten hauptſächlich in den Bülletins durchgefochten wurden, und deßhalb näherte ich mich dem Fluſſe unter Zweifeln. Es iſt die Etſch, wie Sie wiſſen; der Fluß iſt

hier und da gehemmt und unfahrbar durch Sandbänke. Die ſechs- bis achthundert Fuß lange Brücke iſt ſchmal, und das der Stadt gegenüberliegende Ufer läuft in niederes Waideland aus. Einige wenige Häuſer bezeichnen jenſeits den Weg zur Brücke, und daſſelbe thun dießſeits die Gebäude der Stadt. Da es phyſiſch unmöglich erſcheint, dieſe Brücke unter dem Feuer einigermaßen ſtarker Batterien zu überſchreiten, wenn ſolche nur im geringſten gut geleitet werden, und da die öſterreichiſche Artillerie wo nicht die beſte iſt, doch für eine der beſten in Europa gilt, ſo ſetzte mich der erſte Blick nicht wenig in Erſtaunen. Folgendes iſt das Reſultat meiner Erkundigungen, das, wie ich hoffe, der Wahrheit ziemlich nahe kommt.

Die öſterreichiſche Armee befand ſich auf dem Rückzuge und hatte die Etſch zwiſchen ſich und dem Feinde. Napoleon kam in der Verfolgung derſelben hier an. Nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Fluß durchwatet werden könne, ſchickte er zu dieſem Zweck eine Abtheilung gegen eine der feindlichen Flanken, und die Oeſterreicher zogen ſich zurück, indem ſie eine Bedeckung zur Sicherung ihres Rückzugs an der Brücke ſtehen ließen. Darauf erpicht, irgend einen Schlag auszuführen, beſchloß Napoleon, dieſen Punkt ſogleich zu forciren, und befahl den Angriff. Mein Berichterſtatter verſicherte, daß die öſterreichiſche Artillerie bereits ihren Rückzug begonnen hatte, ehe der Angriff geſchah; und dieſes ſcheint wenigſtens der Wahrheit am nächſten zu kommen. Da Napoleon fand,

daß ſeine Colonnen unter dem Feuer der wenigen zurückgebliebenen Geſchützen ſich aufhalten ließen, ſo munterten er und ſeine Generäle die Truppen durch ihr eignes Beiſpiel auf. Die Franzoſen gelangten nicht eher über die Brücke hinüber, als bis die Oeſtreicher ſchon ſo weit in ihrem Rückzuge vorgerückt waren, um den entſcheidenden Vortheil der Feinde zu vereiteln; aber noch frühe genug, um einige Kanonen in ihrem Rücken aufzufangen; und dieſe Kanonen mochten die Oeſtreicher wohl abſichtlich opfern wollen.

Ich theile Ihnen dieſen Bericht mit, wie ich ihn empfangen, und zwar von Einem, welcher behauptete, Augenzeuge bei jenem Treffen geweſen zu ſein. So viel iſt gewiß, daß ich dieſe Brücke nicht anſehen konnte, ohne es für unmöglich zu halten, daß ein Heer ſolche im Angeſicht eines andern überſchreiten könne, wenn letzteres nicht ſchon völlig zertrümmert iſt. Demungeachtet war es ein hinreichend kühnes und ſelbſt gewagtes Unternehmen, die Brücke auch nur im Angeſicht von einigen wenigen wirkſamen Geſchützen anzugreifen; und ſelbſt unter ſolchen Umſtänden dürfte die Unerſchrockenheit des Generals nicht wohl bezweifelt werden. Es war jedenfalls eine rühmliche Waffenthat, wenn auch keinesweges von ſo großer Wichtigkeit, als man gewöhnlich daraus zu machen pflegt.

L o d i iſt eine ziemlich große Stadt mit einer Bevölkerung von ſechzehn bis achtzehntauſend Seelen; es iſt

der Ort, in welchem und in deſſen Umgebung der berühmte Parmeſankäſe gemacht wird; die Umgebungen beſtehen größtentheils in fettem Waideland. Ich glaube, daß nicht leicht ein Italiener ſeine Suppe ohne einen Löffel voll von dieſem Käſe genießt, welcher bei ihnen eine faſt ebenſo gebräuchliche Zuthat bildet, wie das Salz. Dabei fiel es mir auf als der fortſchreitenden Bildung widerſtrebend, Fröſche zu ſpeiſen und nicht zu wiſſen, wie man guten Kaffee bereitet; von Letzterm hatten wir ganz und gar Abſchied genommen, ſeit wir die Alpen überſchritten.

Hinter Lodi war die Gegend der vorigen faſt ganz ähnlich. Gegen Abend unterſchieden wir am ſichtbaren Horizont die Thürme einer Stadt und gelangten bald darauf zur trägen Flut eines ziemlich breiten, durch niedrige Ufer hingleitenden Fluſſes, der öfters bis an den Rand anſchwillt. Jenſeits lag von Mauern umgeben die Stadt, doch nicht unmittelbar am Fluſſe. Dieſer Fluß war der Po, den wir auf einer Schiffbrücke überſetzten, und nach einem kleinen Umwege fuhren wir durch einen Thorweg und kamen in P i a c e n z a an. Nachdem ich das Eſſen beſtellt, ging ich aus, um die Stadt zu beſehen, welche eine Bevölkerung von fünfundzwanzigtauſend Seelen faßt. Sie iſt eng, düſter und unſcheinbar; es iſt wirklich kaum zu begreifen, wie ſo viele gleichſtarkbevölkerte Städte ſich auf ſolch engen Raum beſchränken laſſen. Hier ſcheint kein erheblicher Geſchäftsverkehr ſtattzufinden; alle Gewerbe werden nur in geringem

Maßſtabe betrieben, und die Hälfte der Bevölkerung verhält ſich unthätig. Ein kleiner Pallaſt, der Landesherrin gehörig, in ziemlich gutem Styl erbaut, iſt hier. Dieß Gebäude hat fünfzehn Fenſter in der Fronte, während der Pallaſt des Statthalters deren nur dreizehn hat. Whitehouſe *) hat, wie ich glaube, noch weniger; und doch iſt Piacenza nur eine Provinzialſtadt, und die ganze Bevölkerung des Herzogthums Parma beträgt kaum eine halbe Million Seelen.

Oeſtreich hat eine recht paſſende Einrichtung zur Vertheidigung der Grenze getroffen. Es hat ſich durch Verträge das Recht geſichert, in mehren Städten den angrenzenden Staaten Garniſonen halten zu dürfen; dadurch gewinnt es ebenſo viele Außenpoſten außerhalb der eignen Grenzen. Piacenza hat eine ſolche Garniſon, und Ferrara ebenfalls. Dieſe Stadt und ihre Mauern iſt großentheils aus Backſteinen erbaut, etwas ſonſt auf dem europäiſchen Feſtlande Ungewöhnliches. Die Mauern ſcheinen allmählig zu verfallen.

Abends ging ich auf dem großen Platze ſpazieren, den ich von Menſchen erfüllt fand. Dieſe Städte ſind innerhalb ihrer Feſtungswerke ſo beengt, daß an's Spazierengehen, außer auf einem ſolchen Platz und auf den Wällen, faſt gar nicht zu denken iſt; und da ſich in ihnen

*) Nämlich in Waſhington.

allen ein Exercierplatz befindet, ſo haben ſich die Leute allmählich daran gewöhnt, dorthin zu gehen, ſowohl der Erholung wegen als um ſich Bewegung zu machen.

Es war eine ſchweigſame, düſtere Menſchenmaſſe auf dem Platze; und, da viele Männer Mäntel trugen und rauchten, ſo erinnerte ich mich an Spanien, ein Land, deſſen Gewohnheiten möglicherweiſe durch die Fürſten hier eingeführt wurden. Sie werden ſich erinnern, daß mittelſt einer Zwiſchenheirath mit einer Abkömmlingin der Familie Farneſe dieß Herzogthum in den Beſitz der ſpaniſchen Bourbons überging. Eine kurze Zeit über kam es als Schadloshaltung in kaiſerliche Hände, und wurde darauf abermals den Bourbons überlaſſen. Drei Geſchlechtsfolgen herrſchte ſodann dieſe Familie hier, bis der letzte Herrſcher ſein Herzogthum im ephemeren Königreiche Hetrurien untergehen ſah, eines der verpfuſchten Schöpfungen Napoleon's, welche er mit ſeiner Lehrlingszeit zugleich wieder aufgab. Im Friedensſchlüſſe von 1814 erhielt Marie Louiſe das Herzogthum Parma mit völligen Hoheitsrechten zugetheilt; doch wurde dieſe Beſtimmung in der Folge abgeändert; ſie verbleibt blos in deſſen Beſitz, ſo lange ſie lebt, und die Nachfolge iſt dem jetzigen Herzoge von Lucca zugeſichert worden; dem Sohne des ehemaligen Herrſchers, des vorigen Königs von Hetrurien. So viel ich weiß, wird, wenn der Herzog von Lucca das Herzogthum Parma erhält, alsdann Lucca ſelbſt an Toscana fallen. Da ich von dem Pallaſte und

deſſen Größe ſprach, ſo hätte ich auch erwähnen können, daß Piacenza ehmals ein Herzogthum für ſich allein geweſen iſt, und daß dieſem Umſtande jener Pallaſt ſeine Entſtehung verdankt.

Um ſechs Uhr befanden wir uns wieder unterweges und trabten munter vorwärts durch eine völlig ebene Gegend, doch weniger fruchtbar und weniger bevölkert als die eigentliche Lombardei. Bis dahin waren wir ſeit unſerm Eintritt in Italien immer in ſüdlicher Richtung geblieben; doch von Piacenza aus wandten wir uns mehr öſtlich, indem wir meiſt in gleichlaufender Richtung mit den Höhenzügen der Apenninen reiſten, deren Formen am Rande unſeres Geſichtskreiſes allmählig deutlicher auftauchten.

Man hatte uns gerathen, der Nothwendigkeit uns zu fügen, in den Wirthshäuſern um das zu handeln, was wir beſtellen wollten; doch mir iſt das Markten ſo verhaßt, daß ich ſolches unterließ, und es vorzog, mich übervortheilen zu laſſen. Den Abend zuvor war ich indeſſen, während ich meine Familie im Wagen ließ, ſelbſt ins Wirthshaus gegangen, um die Zimmer zu beſehen und nach dem Preis zu fragen. Hier zeigte es ſich, daß nur ungefähr halb ſo viel gefordert wurde, als ich bis dahin bezahlt hatte. Die Folge davon war, daß uns Zimmer und Nachteſſen wenig mehr zu ſtehen kamen, als vorher unſer Frühſtück, und doch hatten wir ein gemeinſchaftliches Zimmer und vier gute Schlafgemächer

inne. Den folgenden Tag beſtellte ich die Mahlzeit für Jeden beſtimmt und für die beſtimmte Anzahl Perſonen; in der Bedienung und in der Auswahl war kein Unterſchied, und wir zahlten nur drei Dollars für das Nämliche, was uns Tags zuvor fünf Dollars gekoſtet hatte.

Wir ſetzten über das breite aber völlig trockne Bett eines Stromes, über welchen Napoleon den Bau einer ſchönen Brücke begonnen, und welchen ſeine Wittwe erſt kürzlich vollendet hatte. Noch immer fanden wir alle Gebäude blos aus Backſteinen aufgeführt. In der Nähe von Parma kamen wir an einer alten feſten Burg vorüber, welche durch ihren Namen, Caſtel Guelfo, unſere Neugier mächtig anzog. Es wollte mir nicht gelingen, Etwas von der Geſchichte dieſer Veſte zu erfahren, und doch ließ ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſie in den alten Kriegen der Welfen und Gibellinen von einiger Bedeutung war. Das Gebäude befindet ſich hart am Wege, wie ein Wirthshaus, und zwar in einer ganz ebenen Gegend. Das Hauptgebäude iſt von beträchtlicher Höhe und um einen Hofraum aufgeführt; es hält etwa hundert und funfzig Fuß auf jeder Fronte, und iſt aus Backſteinen und kleinen Feldſteinen in abwechſelnden Schichten in der Dicke von etwa drei Fuß gemauert. Das Ganze iſt von einem Graben umgeben, der jetzt trocken iſt. Drei oder vier niedrige, ſchwerfällige, ungeſchickte Thürme ſind dem viereckigen Geſammtbau angefügt, und überdieß befinden ſich mehre zerſtreute Neben-

gebäude umher, außerhalb des Grabens. Das Ganze iſt verfallen, wiewohl es noch zum Theil bewohnt wird.

Wir kamen ziemlich früh nach Parma, da unſere Tagereiſe nicht völlig vierzig engliſche Meilen betrug und uns durch eine ununterbrochene Ebene führte, wobei wir das Herzogthum von einem Ende zum andern durchreiſten. Dieſe Stadt iſt ungleich ſchöner als Piacenza und auch beträchtlich größer. Wir nahmen uns kaum Zeit, von unſern Zimmern Beſitz zu nehmen und uns gehörig zu erfriſchen, als wir ſogleich uns in Bewegung ſetzten, um den Pallaſt, das Theater und die übrigen Merkwürdigkeiten zu beſehen. Erſterer iſt ein altes unregelmäßiges, aus Backſteinen aufgeführtes Gebäude, mit einer kleinen, neu getünchten Façade. Das Theater iſt eines der größten in Europa und könnte, dem Anſcheine nach, die Gebildeten des ganzen Herzogthums ſämmtlich aufnehmen. Eine bedeckte Gallerie, über Bogen erbaut, verbindet es mit dem Pallaſte, von welchem es im eigentlichen Sinne nur ein Nebengebäude darſtellt.

Man zeigte uns mancherlei ſpießbürgerliche Wichtigkeiten, wie die Wiege des jungen Napoleon und andere Wunderdinge ähnlicher Art; aber die Herzogin ſelbſt, von der ich ſo gern einen flüchtigen Blick aufgefangen hätte, befand ſich gerade in Wien, wo ſie den größten Theil ihrer Zeit zubringt. Die Dienerſchaft ſprach von

ihr nicht anders, als wie von „Ihrer Majeſtät,“ und erzählte, wie prachtvoll es in ihren Umgebungen zugehe. Sie hat drei bis viertauſend Mann Soldaten, mit Einſchluß der Gensd'armen, und wir ſahen auch die hier befindliche Garniſon, in himmelblauen Röcken und rothen Aufſchlägen.

Die Akademie der Künſte belohnte uns für die Mühe unſeres Beſuchs. Sie beſitzt mehre treffliche Gemälde, darunter ſich eines von Correggio befindet, der in der Nachbarſchaft geboren wurde.

Hier trafen wir zuerſt auf eine Bauart, die, wie ich glaube, wo nicht durchaus, doch beinah eigenthümlich italieniſch iſt. Neben der Kirche erhebt ſich ein Thurm, für die Glocken beſtimmt, welcher deßhalb den Namen „campanile“ führt, und in der Nähe befindet ſich ein ebenfalls abgeſondertes kuppelgewölbtes Gebäude, in welchem die Taufe vorgenommen wird. Letzteres Gebäude führt daher den Namen „Battisteria.“

Selten ſind mir geziertere und dabei rohere Bauten im ſogenannten gothiſchen Styl vorgekommen, als ich hier an einer mittelalterlichen Kirche wahrnahm. Eins der Basreliefs ſtellt ein von zwei Pferden gezogenes Fuhrwerk vor, und das eine Pferd befindet ſich buchſtäblich über dem Rücken des andern, aus Unkunde mit den Regeln der Perſpective. Dies nimmt ſich faſt eben ſo häßlich aus, wie die Basreliefs an der Rotunde des

Capitols *). Doch alle Völker haben in dieſem Sinne ihre gothiſche Zeit; indeſſen hoffen wir, daß dieſe bei uns der goldnen vorangehen, nicht folgen werde!

In Reggio, welches dem Marſchall Oudinot ſeinen herzoglichen Titel verleiht, nahmen wir unſer Frühmahl ein. Die Gegend bleibt ſich ziemlich gleich, eine fortlaufende Ebene, mit den Schatten der Berge zu unſerer Linken; übrigens dem Anſchein nach fruchtbar.

Wir erreichten endlich Modena ſelbſt, ebenfalls bei guter Zeit, und hatten hinreichende Muße, die Sehenswürdigkeiten zu betrachten, wovon der herzogliche Pallaſt das Beſte darbot, der herrliche Gemälde enthält. Hier ſahen wir auch zuerſt cementirte Fußböden, beſtehend aus Mörtel, welcher den Marmor täuſchend nachahmt. Man trägt mehre Lagen von Mörtel übereinander auf, ſtampft ſolchen zu gehöriger Dichte, befeſtigt ſodann mehre Stücke von Marmor darin, um einen abwechſelnden Eindruck hervorzubringen; und ſo werden öfter beſtimmt verzeichnete Muſter ausgeführt. Sobald das Ganze gehörig trocken und feſt iſt, wird die Oberfläche glattgeſchliffen. So entſteht ein ſchön-geäderter Fußboden, der prächtiger ins Auge fällt, als wirkliche Steine, viel weniger koſtet, und, wenn er gut angelegt wird, auch vermuthlich weit dauerhafter iſt. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Art der Ausſchmückung von Gebäuden in Amerika Eingang fände.

---

*) In Waſhington.

Wir könnten in öffentlichen Gebäuden und größern Privatwohnungen damit den Anfang machen. Dieſes Verfahren hat überdieß den Vortheil der Sicherung vor Feuersgefahr. In wärmern Himmelsſtrichen läßt eine ſolche Einrichtung wenig zu wünſchen übrig; doch können während des Winters ebenſowohl Teppiche über ſolche Mörtelfußböden gebreitet werden, als wie über hölzerne. Die Aufwärter ſagten mir, daß ein wenig Oel mit Kleien oder Sägſpähnen vermengt, nur ein wenig darüber hingerieben, den Erfolg habe, die Farben glänzender hervortreten zu laſſen, und dem Ganzen ein gefälligeres Anſehen zu geben. Dieſes Verſchönerungsmittel wird wöchentlich ein- bis zweimal angewendet.

Den Palaſt fand ich anziehend, gut unterhalten und groß für das Herzogthum. Dieſes Gebäude beſchämt ſelbſt den königlichen Palaſt in Windſor, wenn man die innere Einrichtung, die Schönheit und Helle der Gemächer in Anſchlag bringt. Modena iſt eine Stadt von fünf und zwanzigtauſend Seelen, und, wie dieß von mehren großen Städten Italiens gilt, könnte man vergeblich fragen, was ſie ſo eigentlich treiben. Die regierende Familie befand ſich ebenfalls in Wien; dieſe ganze Strecke nämlich, obſchon von mehren Fürſten von unterſchiedlicher politiſcher Wichtigkeit beherrſcht, kann füglich als Oeſtreich angehörig betrachtet werden.

Unſere nächſte Tagereiſe war noch weniger anſtrengend; wir hatten unſer Ziel nicht weiter geſteckt als nach

Bologna, wo wir ungefähr um Mittagszeit ankamen. In der Nähe der Stadt wurde die Grenze der päpſtlichen Staaten überſchritten; der größte Theil der Landſtraße befand ſich im andern Gebiet, und folgte dem Zuge der alterthümlichen via Aemilia.

Hier befanden wir uns endlich an der Grenze des „untern“ Italiens und, obſchon die Apenninen ihre ſtolzen Häupter zwiſchen uns und unſern Wünſchen erhoben, ſo regte ſich doch in uns ein Gefühl, als ſeien wir bereits angelangt. Unterdeſſen begaben wir uns auf den Weg, um die Wunder von Bologna in Augenſchein zu nehmen.

In dieſer Stadt ſind die Straßen mit Arkaden eingefaßt wie in Bern, doch iſt ihre Bauart höher, heller und in einem edleren Styl gehalten als die düſtern Hallen der Stadt der ehrſamen „Bürgerſchaft.“ Die Bauart iſt überhaupt edler. Sie werden ſich wundern, daß hier dieſelbe Urſache dieſe Bauart veranlaßt hat, der häufige Schnee! Zwar im Innern Italiens, aber am Fuße der Apenninen und an ihrer Nordſeite gelegen, iſt Bologna doch der Gefahr ausgeſetzt, ſeine Straßen im Schnee begraben zu ſehen. Eine Stunde Weges von der Stadt befindet ſich eine Kirche auf einem Hügel, und wirklich haben mehre fromme Leute gemeinſchaftlich einen bedeckten Gang den ganzen Weg entlang bis zu derſelben aufführen laſſen, um den Kirchgängern jederzeit den Weg frei zu erhalten. Es iſt ein Bogengang, der nach der Südſeite offen und an der Nordſeite durch

eine Mauer beſchützt iſt. Doch genug vom Klima des Ciſalpiniſchen Galliens!

Die Gemälde, welche Bologna beſitzt, machten uns nicht wenig Vergnügen; aber darüber iſt ſchon ſo Vieles geſagt und wiederholt geſagt worden, daß ich nur ſelten bei ſolchen Gegenſtänden ins Einzelne eingehen mag. Die Wachspräparate, welche hier zu ſehen ſind, erſcheinen in grauenerregender Wahrheit; ſie mögen ihrer treuen Nachbildung wegen als anatomiſche Studien einen unvergleichlichen Werth haben, aber als Gegenſtände der Kunſtliebhaberei erregen ſie nur widrigen Eindruck. In Paris findet man ähnliche Nachbildungen mit derſelben ſchaudererregenden Treue ausgeführt.

Noch gibt es hier zwei zweckloſe, häßliche, aus Backſteinen aufgeführte Thürme, von welchen der eine beträchtlich hoch, der andere wenigſtens nicht niedrig iſt; der eine beugt ſich in der Art aus der ſenkrechten Stelle ſchief ſeitwärts, daß dem Betrachtenden ein Schwindel ergreifen muß. Dieſe Thürme haben kein gefälligeres Anſehen, als die Rauchfänge eines buntangeſtrichenen Manufakturgebäudes; ſie ſcheinen zu keinem andern Zweck erbaut zu ſein, als zu welchem Knaben bisweilen Ziegelſteine übereinander ſchichten, ſo daß immer einer über dem andern hervorragt, oder etwa blos um auszumitteln, wo eine aus dem Schwerpunkte gezogene ſenkrechte Linie außerhalb der Grundlage fallen werde. Dergleichen Spielereien ins Große zu treiben, zeigt von einem Wieder-

kindiſchwerden, und ſolches kann einer großen Nation nur dann widerfahren, wenn ſie ihrem Falle ſich nähert. Doch glaube ich, daß mit den beſten der außerordentlichen Kindereien dieſer Art irgend eine Idee des Nützlichen verbunden wurde, und daß ihre Urheber in ſolchen Schauſtückchen die Meiſterſchaft in ihrem Fache an den Tag zu legen bemüht waren.

Bologna gibt uns eine Vorſtellung von dem Reichthum Italiens an Palläſten und Kunſtſchätzen. Seine altehrwürdige, weitberühmte Univerſität hat ihren Einfluß und ihren Glanz verloren; aber noch beſitzt ſie Ueberreſte, die ihre ehmaligen Schätze, ihre Gelehrſamkeit und ihre Wichtigkeit bekunden. Viele der angeſehenſten Familien Italiens pflegen ſich hier aufzuhalten, und das geſellige Leben in dieſer Stadt ſoll in vieler Rückſicht äußerſt angenehm ſein. Doch was vermag Einer, der blos einen Taglang in einem Gaſthofe verweilt, Ihnen von dergleichen Dingen mitzutheilen, das ſorgfältigerer Beachtung werth wäre?

Zweiter Brief.

Unbehagliche Ausſichten rückſichtlich überfüllter Wirthshäuſer. — Wildromantiſche Scenerie innerhalb der Apenninen. — Beſorgniſſe, angeregt durch einen Landmann von banditenmäßigem Aeußern. — Fehlgeſchlagene Verabredung mit einem Courier. — Ein Wirthshaus ächtitalieniſchen Charakters. — Auf Reiſen werden Bediente beſſer bedient als die Herrſchaft. — Annäherung an Florenz. — Der Platz vor der Kathedrale.

Nach dem Eſſen beſuchte mich Caſpar mit unheilverkündendem Geſichte und noch mehr unheilverkündenden Berichten. Er hatte erfahren, daß wenigſtens zwanzig Reiſekutſchen am folgenden Tag ihren Weg über die Berge nehmen würden. Dieſe Nachricht hatte wenig Erfreuliches für uns. Denn erſtlich begaben wir uns in die Gefahr unterweges zu verhungern oder mit Kaſtanien, der ächten apenniniſchen Koſt, uns behelfen zu müſſen, und zweitens befand ſich innerhalb einer Tagreiſe von Bologna nur ein einziges Haus, worin wir möglicherweiſe übernachten konnten. Der Exdragoner verſicherte, ihm komme nicht leicht Jemand zuvor, ſo lange er ſein Geſpann antreiben könne; wer aber mit der Poſt reiſe, habe freilich den Vortheil vor ihm voraus, nirgends wegen Fütterung der Pferde verweilen zu müſſen, und komme daher immer früher an, wo es Etwas zu eſſen gebe. Uns bleibe daher wenig Anderes übrig, als Jenen durch augenblickliches Abreiſen den Vorſprung abzuge-

winnen, und ſich auf unſere ſchnelle Fahrt verlaſſend hoffe er allen Vetturini's voran zu kommen.

Demzufolge fuhren wir durch das Thor von Bologna, ehe es noch anfing Tag zu werden. Caspars Erkundigung ob ſchon ein Reiſewagen uns zuvorgekommen wäre, wurde befriedigend beantwortet, und ſomit knallte er mit ſeiner langen Peitſche darauf los, und trabte munter dem erſten Abhang entgegen. Der Weg führte uns recht bald durch bergige Gegenden, und hier nahmen wir Abſchied von der meeresebenen Fläche Oberitaliens.

Während der erſten zwei bis drei Stunden fuhren wir faſt immerfort bergan; aber es waren augenſcheinlich keine Alpenſteigen. Die Landſtraße war indeſſen vortrefflich, und hatte auch die Gegend nicht Großartiges genug, um ergreifend zu ſeyn, und keinen hinlänglichen Reiz, um dem Anblick wohl zu thun, ſo hatte ſie doch eigenthümliche landſchaftliche Züge, um unſere Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen. Wir fanden das Wirthshaus am Rande des erſten anſehnlichen Plateau's, wenn nämlich eine Folge von Berghöhen, durch eine Reihe abgerundeter und abgeflachter Gipfel gebildet, ſo genannt werden kann. Wir waren die zuerſt Ankommenden und wurden für unſere Eile durch das erſte gewonnene Frühſtück belohnt. Wenn dies erſte Frühſtück das beſſere war, ſo konnte ich unſre Nachfolger nur bedauern, denn es beſtand aus abſcheulichem Kaffe, ſchlechtem Brod, talgiger Butter und unappetitlichem Hammelsrippchen. Selten wird man in

einem amerikaniſchen Grenzblockhauſe eine erbärmlichere Mahlzeit finden. So ſchlecht Alles beſchaffen war, verſicherte mich doch Caſpar lachend, die nach uns kommenden würden noch weit unbehaglicher ſchmauſen, denn wir hätten den ſämmtlichen beſſern Vorrath aufgezehrt, und — „da kommen ſie ſchon," ſagte er, indem er bergab nach einem Zug von Wagen deutete, welche ſich beſchwerlich bergan wanden. Wir waren eben fertig, und unſer Exdragoner trabte luſtig weiter, noch immer ſpaßend und lachend, daß ihm ſeine Liſt gelungen und auch für uns nach Wunſch ausgegangen war.

Wir befanden uns nunmehr in Umgebungen wildromantiſcher und eigenthümlicher Art, die für uns den Reiz völliger Neuheit entfalteten. Die meiſten Gipfel erhoben ſich kühn; und ſo weit als den Augen freier Umblick geſtattet war, zeigten ſich weſtlich und ſüdlich blos eine Art erhöheter Dünen, doch vielfach uneben und unterbrochen durch regellos wechſelnde Thalſenkungen und wieder anſteigende Hügel. Hier und da erſchien einige Waldung von geringer Ausdehnung; doch im Ganzen war Nacktheit der vorherrſchende Charakter der ganzen Gegend. Vom Außenſitz konnte ich die Landſtraße ſtundenweit mit den Blicken verfolgen, wie ſie ſich zwiſchen den Anhöhen hinwand und gleichſam den Weg fortſchreitender Ausbildung durch die kunſtloſe und buntabwechſelnde Wildniß bezeichnete. Die Anſichten, wie ich ſie hier gewahrte, kann ich am beſten mit den Hinter=

gründen vergleichen, welche die alten italieniſchen Maler ihren frommen Darſtellungen beizufügen pflegen, zu denen baumloſe Hügel, einzelragende Felſen, gewundene Pfade und maleriſche Thürmchen den Stoff hergeben. Von letztern zeigte ſich aber in dieſer Gegend der Apenninen keine Spur.

Bald nachdem wir das Wirthshaus hinter uns hatten, zeigte ſich ein beträchtlicher Waſſerſpiegel in nordöſtlicher Richtung ganz am Rande des Horizontes. Es war nämlich der nebliche Schimmer einer undeutlich vor dem Blick aufdämmernden Ebene. Der Karte zufolge befanden wir uns im Bologneſiſchen, in der Nähe von Ravenna, und das fernherſchimmernde Gewäſſer war das adriatiſche Meer! Dieſer Anblick war eben ſo unerwartet als überraſchend angenehm.

Als eben die Ausſicht nach dem fernen Waſſer wieder verſchwunden war, ſahen wir einen ſchwärzlich ausſehenden Landmann in maleriſcher Tracht ſchnell an uns vorübereilen, der unſern Wagen mit keckem Blick zu muſtern ſchien, als er ihn erreicht hatte, und darauf in einen Querpfad hinüberſprang, der faſt in grader Richtung wieder auf die gewundene Landſtraße auslief, an einer Stelle, welche man durch die Berghöhen einige engliſche Meilen weit abſehen konnte, die wir aber erſt nach einem langen Umwege zu erreichen vermochten. Zwiſchen jenen Höhen und uns befand ſich ein Thal und ein kleines Gehölz, und das Zuſammentreffen dieſer Umſtände begann

beſorgliche Gedanken bei uns anzuregen. Man hatte uns erzählt, daß Banditten ganze Familien in den Apenninen mit ſich zu ſchleppen pflegten, ſie bis zum Eingang eines beträchtlichen Löſegeldes gefangen hielten und, wenn dieſes ausbliebe, ſie ermordeten. Den Räubern wäre eine Stunde Zeit geblieben, ihr Geſchäft zu beendigen; denn der Landmann, welcher das Wirthshaus vor uns verlaſſen hatte, konnte von der Richtung unſrer Reiſe die nöthige Erkundigung eingezogen haben und verſichert ſein, daß wir bis zu dieſer Zeit auf keinerlei Beiſtand von andern Reiſenden rechnen konnten. Dazu kam die plötzliche Raſchheit in den Bewegungen dieſes Kerls und der argwöhniſch ſpähende Blick ſeines uns nachſtierenden rollenden Auges, und überhaupt ſchien uns in ſeinem Benehmen Vorbedacht und Abſicht zu liegen.

Wir waren unſrer vier Männer, und wären wir jeder mit einer Piſtole bewaffnet geweſen, ſo hätten wir uns tüchtig wehren können; ich ſelbſt hatte nicht einmal ein Federmeſſer oder nur einen Rohrſtock, und Caſpar hatte nichts als ſeine Peitſche! Zuweilen wandelte mich wohl ein Lächeln an über meine eitlen Beſorgniſſe; aber die ſchwere Verantwortlichkeit, die auf mir lag, ließ mich dann wieder die Sache ernſthafter betrachten. Den weiblichen Reiſegefährten mochte ich meine Beſorgniſſe nicht mittheilen, und ſchwieg darüber, entſchloſſen, bei guter Zeit anzuhalten, wenn ich Einiges bemerken würde, das ein Auflauren vor uns verriethe. Mit dieſem Vor-

ſatz ſpähete ich ringsum nach allen Ungleichheiten des Terrains, und wenn ich auch nicht in ſo großer Unruhe mich befand, um jeden Buſch für einen Feind zu halten, ſo durchſpähete ich doch jeden Buſch nach vermeintlichen Weggelagern.

Endlich begannen wir mehr bergab zu fahren, und da trieb ich Caſparn zu einer ſchnellern Fahrt, damit ein etwaniger Schuß deſto eher ſein Ziel verfehlen möchte. Ich hatte jetzt vor, da die Landſtraße vortrefflich war, die uns in der Ferne nachfolgenden Poſtillione durch den Schuß, der nach uns gethan werden könnte, eilig herbei zu ziehen, und für uns ſelbſt durch Eile den glücklichen Ausgang zu erzwingen. Wenn eins unſrer Pferde ſtürzte, ſo wären wir freilich verloren geweſen; aber einigermaßen mußten wir hier auf unſer Glück uns verlaſſen. Da in ſolchem Falle der Poſtillion, wenn auch Nebenmann, doch häufig als das erſte Opfer einer Ueberrumpelung durch Räuber fällt, ſo hielt ich mich bereit, gleich auf der Wagendeichſel zu fußen und in ſeinen Sitz zu ſpringen wenn ich unſere Exdragoner würde ſtürzen ſehen.

Der Beiwagen reizte durch ſein Gepäck hinreichend und war ein augenſcheinlich befriedigender Gegenſtand, um Räuber in Verſuchung zu führen; daher hoffte ich um ſo mehr, wenn ich mein Gepäck preisgäbe, wenigſtens meine Reiſegefährtinnen retten zu können. Alles dieſes hatte ich Zeit und Muße gehörig zu überlegen, um keinen

möglichen Vortheil aus den Händen zu laſſen, der in der Verwirrung des plötzlichen Ueberfalls leicht verabſäumt werden konnte.

Während meine geſchäftige Einbildungskraft in der erzählten Weiſe thätig war, indem wir die unbehaglichſten zwei bis drei engliſchen Meilen zurücklegten, deren ich mich erinnern kann, langten wir an dem Fuß des langweilenden Abhangs an. Hier trafen wir glücklicherweiſe einige Häuſer und eine Anzahl von Männern auf der Landſtraße mit fünf oder ſechs Ochſengeſpannen, alle zu unſerm Beiſtand bereit, um uns die gewunden ſteilen Bergwege hinaufzugeleiten, welche wir jetzt grade vor uns ſahen. Voran unter dieſen ehrlichen Leuten gewahrte ich denſelben düſter blickenden Landmann, der blos deßhalb, als er unſrer anſichtig wurde, mit ſolcher Haſt auf dem kürzern Wege vorangeeilt war, um unſre Ankunft zu melden und ſeinen Nachbarn mitzutheilen, wie vieler Ochſen wir muthmaßlich bedürfen würden, um die vor uns liegende Anhöhe bequem erſteigen zu können!

Dies war das erſte Mal, daß ich vor italieniſchen Banditten ernſtlich beſorgt war, und ich kann mit Wahrheit verſichern, auch das letzte Mal; wiewohl wir in der Folge öfter in Umſtänden uns befanden, wo weniger Unbedachtſamkeit, als ſie dieſer Vorfall meiſtens veranlaßte, weit klüger geweſen wäre. Die Furcht iſt zwar ein anſteckendes Uebel; da ſie aber, wenn die Gefahr

vorüber iſt, keine Theilnahme mehr erregt, ſo hielt ich es für das Beſte, da Alles über Erwarten gut endete, über meine Beſorgniſſe ganz ſtill zu ſchweigen.

Mit Hülfe der Ochſen ſchleppten wir uns bergan auf ziemlich ebenſo ſteilem Wege, wie man ſolche in der Schweiz antrifft; nur währte es bei weitem nicht ſo lange. Nachdem dieſes geſchehen war, fuhren wir durch eine Folge von Hügeln und Thälern immer weiter, in einer eben ſo nackten Gegend, als die vorige geweſen war. Gegen das Ende des Tages erreichten wir ein Dorf oder vielmehr ein Dörfchen, in deſſen Nähe wir ein brennendes Feld ſahen, ohne jedoch uns aufzuhalten, es näher zu betrachten, um nicht von den immer noch hinter uns zurückbleibenden Reiſewagen eingeholt zu werden. Das Wirthshaus lag bald vor uns, und unſer alter Caspar wies dahin mit ſeiner Peitſche und lächelte ſchelmiſch dazu. Darauf ließ er den triumphirenden Blick zurück nach der langen gewundenen Landſtraße gleiten, die von hier aus weithin überſehen werden konnte. Etwa eine halbe Stunde Weges hinter uns zeigten ſich drei oder vier Kutſchen, deren Inhaber vermuthlich auch an die Nacht und deren Bedürfniſſe denken mochten. Der Abend war außerordentlich ſchön. A — — ſaß auf dem Außenſitze neben mir, um die milde Luft zu genießen, und wir befanden uns alle in einer Aufregung wie beim Wettrennen und ſcherzten über den gewonnenen Vorſprung. In dieſem Augenblicke, als das Wirthshaus

kaum noch zehn Minuten Weges von uns entfernt war, hörten wir plötzlich ein wiederholtes Peitſchenknallen hinter uns her. Ein Courier in der gewöhnlichen Tracht galoppirte an uns vorüber, und ließ ſeine Peitſche gleichſam verhöhnend durch die Luft ſauſen, und erreichte die Thüre des Wirthshauſes, ehe es uns möglich war ihn einzuholen! In wenigen Minuten waren wir ebenfalls angelangt; und als ich in's Wirthshaus eintrat, ſtand der Kerl nachläſſig an der Thüre gelehnt. Auf meine Nachfrage nach Zimmern zeigte man mir drei geringe Stübchen ohne Feuerheerd und ohne die geringſte Bequemlichkeit. Da das Haus mir nicht unanſehnlich vorkam, ſo verlangte ich beſſere Zimmer. Doch alle übrigen Zimmer hatte gleich an der Thüre der Courier für ſich in Beſchlag genommen, der zum Gefolge von Lord Landsdowne gehörte. Der Streich war augenſcheinlich verabredet. Der Schelm hatte mit dem Wirth einen Vertrag gemacht, zum Schein oder in allem Ernſt, und hiernach waren beſſere Zimmer nur gegen ſogenannte billige Abfindung zu bekommen. Da ich mit Lord Landsdowne einigermaßen bekannt war; ſo war ich beinah willens, ſeine Ankunft zu erwarten, und mich und die Meinigen ſeiner bekannten rückſichtvollen Höflichkeit anzuvertrauen; doch da ich meine Unabhängigkeit dem Zwiſt mit einem Courier vorzog, ſo befahl ich Caſparn weiter zu fahren. Der Wirth ſchien geneigt, andre Saiten aufzuziehen, als er den Wagen wieder fortfahren ſah; ich aber fühlte mich

nicht aufgelegt mit Schelmen zu unterhandeln, und ſo fuhren wir weiter.

Zwei Stunden weiter befand ſich abermals ein Wirthshaus und der Weg dahin war gut. Zwar zuckte Caspar die Achſeln bei deſſen Erwähnung; aber ich blieb der Meinung, daß die beſten Zimmer ſelbſt in einem ſchlechtern Wirthshauſe, worin wir die Einzigen wären, doch den ſchlechteſten in einem überfüllten Wirthshauſe vorzuziehen ſeien. Unſere Abfahrt erregte lange Geſichter; doch dieß ſtatuirte Exempel beſſerte wahrſcheinlich nichts in der Hauptſache, da das eben verlaſſ'ne Wirthshaus ein Monopol beſaß.

Der Mond war aufgegangen und die Nacht war immer kühler geworden, ehe wir das andre Wirthshaus erreichten. Es war ein einzelnſtehendes Haus in einer Art von Heidegegend, ein ächtes Vorbild einer Einſiedelei. Hier wurden wir mit recht freundlichen Geſichtern empfangen. Wir ſtiegen eine ſchmale Treppe hinauf, worauf man uns in die „Sala" einführte, ein ziemlich großes von obenher erleuchtetes Zimmer, von mehren Schlafgemächern umgeben. In der einen Ecke war ein Feuerheerd, auf welchem man ſogleich ein Bündel Reiſſig hell auflodern ließ; die Betten waren einfach, aber reinlich; ich nahm ſogleich für Jeden von uns eins in Beſchlag mit den nöthigen Gemächern. Dieß war das erſte Haus von ächt italieniſchem Charakter, in welchem wir bisher eingekehrt waren; und wir unterwarfen uns

ſchon dieſes Umſtandes wegen willig der Entbehrung mancher Gegenſtände, die wir ſonſt ungern vermißt hätten. Die Wirthin war ganz Geſchäftigkeit und Aufmerkſamkeit; es währte nicht lange, ſo war unſre Abendmahlzeit angerichtet. Unſer dringender Wunſch war, dieſes für uns zu gewinnen und uns ſodann in unſre Schlafzimmer zurückzuziehen, ehe noch andre Reiſende, die in dem andern Wirthshauſe kein Unterkommen finden möchten, hier anlangen konnten. Es kamen aber keine, wiewohl wir zweimal durch blinden Lärm geſtört wurden, und wir konnten unſre in Oel geröſteten jungen Hühner in Ruhe verzehren. Nachdem wir unſre Mahlzeit ruhig genoſſen, ſpazierten wir durch die „Sala", unſers Abenteuers uns erfreuend, blickten durch die Fenſter in die wildromantiſche Einſamkeit hinaus nnd verlachten alle quartiermachenden und vertheuernden Couriere.

Ich habe nachmals erfahren, daß eben dieſes Wirthshaus ſonſt der Schauplatz vieler Raub- und Mordthaten geweſen ſei, und daß dieſe Verbrechen unter Mitwiſſen des Geiſtlichen des Kirchſprengels verübt, ſpäter aber entdeckt und beſtraft worden ſeien. Das Haus hatte übrigens ſeinen Beſitzer geändert, und wir befanden uns alſo unter redlichen Händen. In der That konnte kaum ein Haus eine bequemere Lage zur Verübung von Gewaltthätigkeiten haben, und ſelbſt die innre Einrichtung des Hauſes hatte ſo manches Heimliche und Düſtere, um dergleichen lichtſcheue Thaten zu erleichtern. Wir unſeres

Theils erfreuten uns des ruhigen Beſitzes, wir hatten uns den Vorſprung auf der Landſtraße erhalten, ſchalteten allein in unſerm Wirthshauſe, hatten zwei Stunden Weges im Voraus und hielten uns alſo in jeder Hinſicht für die gewinnende Partei.

Wir ſetzten unſere Fahrt um die Wette am nächſten Tage fort. Den größten Theil des Weges fuhren wir bergab, und die ſüdlichen Abhänge der Apenninen waren, wie die der Alpen, von milderm, erquicklicherm, wie auch fruchtbarerm, üppigerm Anſehen, als die nördlichen. Ich vergaß zu erwähnen, daß wir an der Stelle, wo jener dienſtfertige Landmann die unnütze Unruhe erregte, das toſcaniſche Gebiet betraten. Hierbei will ich gelegentlich bemerken, daß, einige wenige Ausnahmen beim Eintritt in Frankreich und Mailand abgerechnet, die Zollbeamten zwiſchen hier und London uns wenig Unannehmlichkeiten gemacht haben, obſchon wir acht verſchiedenene Staaten durchreiſ'ten und eben den neunten betraten. Wir ſind überall höflich behandelt worden; und ſelbſt die „Douceurs“ waren nicht bedeutend, und was mehr ſagen will, ſie wurden nach, nicht vor der höflichen Begegnung verabreicht.

An dieſem Tage kamen wir an einer Stelle vorüber, wo hohes Pfahlwerk längs der Landſtraße aufgeſteckt war, eine Vorſichtsmaßregel für Reiſende, um es ihnen zu erleichtern, bei tiefem Schneefall die Landſtraße nicht

zu verfehlen oder von derſelben nicht abzuirren. Dieß war ganz alpenmäßig, und doch befand ſich dieſe Stelle am ſüdlichen Abhange. Wir ſtrengten unſere Augen an, um irgendwo Etwas vom blauen Mittelmeer zu erſpähen, doch vergeblich.

Der gewinnſüchtige Courier galoppirte abermals an uns vorbei; jetzt aber ſahen wir gleichgültig auf ihn und ſeinen Klepper. Bald erſchien der Oelbaum, ein magrer, zugeſtutzter, in einer Landſchaft ganz bedeutungsloſer Baum, mit bleichem ſchmalem Laub, ein ſchlechter Erſatz für den Apfelbaum, obgleich er immer grün iſt. Doch ſieht man ihn nicht ungern, ſo wie man auch den Pomeranzen=, Granatapfel=, Feigen=, Dattelbaum mit Luſt betrachtet, und ebenſo andere an den Orient erinnernde Bäume, obgleich der Feigenbaum allein wirklich viel Schönes hat. Selbſt das Nachteſſen vom vorigen Tage hatte ungeachtet ſeiner Zubereitung mit Baumöl doch einen ächten Beigeſchmack des Italieniſchen, und behagte uns deßhalb mehr, als alle die mißrathenen Nachäffungen franzöſiſcher Kochkunſt, welche man uns bisher aufgetiſcht hatte. Eins meiner Dienſtmädchen fragte ich, wie ſie mit dem Küchenzettel des alten Caſpar zufrieden ſei; ſie antwortete mir mit Lachen, ſeit wir Bern verlaſſen hätten, wären immerfort, außer etwa in größern Städten, die Kutſcher und übrige Dienerſchaft überall beſſer verköſtigt worden, als die Herrſchaft; dieſe kleine Aufmerkſamkeit gegen die roſſelenkende Genoſſenſchaft ſcheint

ſonach eine freiwillige Huldigung ihres Anſehens und Einfluſſes zu ſein. Dieſe Bemerkung bewog mich einmal, ihre Mahlzeit neugierigerweiſe in Augenſchein zu nehmen, und ich fand dieſe Behauptung völlig gegründet. Der alte Caſpar lachte herzlich, ſich ſo überraſcht zu ſehen, und die ganze Tiſchgeſellſchaft, worunter ſich auch die Dienerſchaft einiger anderen Reiſenden befand, ergötzte ſich weidlich darüber. Noch abgeſchmackter iſt dieſe, wie es ſcheint, ganz herkömmliche Vergünſtigung, indem die Verköſtigung der Bedienung in den Wirthsrechnungen nur mit ganz kleinen Anſätzen, — etwa einem Franc oder dreißig Sous für die Mahlzeit, glaube ich, — berechnet wird. Als ich bemerkte, daß vermuthlich die Leute im Hauſe ſich geirrt und unſer Frühſtück mit dem ihrigen verwechſelt hätten, da brach die ganze Tiſchgeſellſchaft, meine eignen Leute mit eingeſchloſſen, in lautes Lachen aus, welches zeigte, wieviel Vergnügen ihnen die vermeintliche Verwechſelung gewähre. „Ce sont de grands coquins, ces aubergistes, Monsieur": ſo lautete des ehrlichen Caſpars Entſchuldigung.

Endlich erreichten wir einen Abhang, welcher durch eine Bergſchlucht mit dem Thal des Arno zuſammenhängt. Bald darauf erblickten wir die Stadt F l o r e n z in einer ebenen Gegend, am Fuße von Hügeln ſich ausbreitend, und hoch über ihren Dächern ragte die Kuppel der Kathedrale himmelwärts, gleich einem im Aufſteigen begriffenen Luftballon. Wir durchfuhren einen Theil der Ebene,

vom Laube dichtgedrängter Oelbäume und Maulbeerbäume umgeben, kamen unter eine Art Triumphbogen hindurch, wie ich glaube, zum Erinnerungszeichen an die gelungene Vollendung der Landſtraße errichtet, und darauf durchs Thor in die Stadt. Einige Paoli wurden den Zollbeamten geſpendet, und ſogleich rollte unſer Wagen weiter die breiten flachen Steine entlang, mit welchen alle Städte in Toſcana gepflaſtert ſind, ſo daß der Rinnſtein durch die Mitte der Straßen fortläuft. Wir begaben uns ins Hotel York, nach einem Cardinal gleichen Namens benannt, nahmen unſere Zimmer in Beſitz, und ließen zum erſten Male ſeit unſerer Abreiſe aus Bern, unſern Beiwagen auspacken.

Wir hatten nur wenige Schritte bis zum großen Platz eder Hauptkirche. Kaum war ich umgekleidet, ſo eilte ich, meine Augen an dem Anblick ihrer Wunder zu weiden. Die Gebäude haben ein buntſcheckiges Anſehen, welches mir nicht gefiel; ſie ſind mit verſchiedenfarbigem Marmor bekleidet; dagegen erregt das Großartige der Kirche einen überwältigenden Eindruck. Der Glockenthurm hat denſelben Fehler des buntſcheckigen Aeußern; doch an ſich ſelbſt ein von Zierrathen ſtrotzender Bau, ſteht ihm das Bunte nicht übel. Nahe dabei befindet ſich die Battiſteria, und die ganze Umgebung gewährt den reizenden Anblick des Prächtigen, der durch Erinnerungen noch mehr gehoben wird. Der Lohnbediente zeigte einen beſondern Stein, auf welchem, wie man ſagt, Dante in

der Abendkühle zu ſitzen pflegte, um freiere Luft als in den gedrängten Gaſſen der Stadt zu athmen.

In der nächſten Nacht lernte ich zuerſt Achtung vor den Schnaken. Wenn Büffon auf den vergleichungsweiſen Werth dieſer Kerbthiere anſpielte, indem er über die niedere Stellung der thieriſchen Natur von Amerika mit der von Europa weit ausſchweift, ſo mag hierin eine weit annehmbarere Entſchuldigung für ſeine Uebertreibungen liegen, als man bei uns glauben möchte. Glücklicherweiſe hatten wir Schnakennetze, dergleichen ich bei uns nirgends geſehen habe, und obſchon ſie ziemlich durchlöchert waren, ſo waren dieſe ſtechluſtigen Geſchöpfe doch zu groß, um durchkriechen zu können. Eins fand jedoch einen Durchgang aus und machte einen Lärm, wie ihn das Horn einer Briefſtaffette eine Viertelſtunde Weges weit machen kann. Am andern Morgen ſah unſere arme Lucie, die kein ſolches Netz hatte, faſt ſo aus, als ob ſie die Kinderblattern brkommen hätte.

Dritter Brief.

Florenz. — Ehmals der Brennpunkt des Handels. — Festungenähnliche Palläste. — Mäßiger Preis der Wohnungen. — Angesehene Familien mit Weinen handelnd. — Charakter der Florentiner. — Empfindungen bei der Betrachtung alter Statuen. — Beliebter Aufenthalt für Fremde. — Reiſewuth. — Der Conte di V——. — Engliſche Schauſpielliebhaberei. — Geſinnung der Engländer gegen die Amerikaner. — Geſellſchaften beim Prinzen Borgheſe. — Walzer. — Angeſehene Perſonen in der Pergola.

Da unſere Abſicht war, den Winter hier zuzubringen, ſo wurde der alte Caſpar verabſchiedet, und wir ſahen uns nach einer Wohnung um. Die Stadt Florenz iſt mit ſchönen, prächtigen Hotels erfüllt, in der Landesſprache Palläſte genannt, und weil wenige Familien ſich im ungeſchmälerten Beſitz ihrer vormaligen bedeutenden Reichthümer befinden, ſo werden in ſolchen Palläſten öfters Wohnungen mit oder ohne Möbeln vermiethet, wie ſolches in Frankreich ebenfalls geſchieht. Wer ſich nach einer Wohnung umſieht, kann von der häuslichen Einrichtung der Bewohner ſich ziemlich deutliche Vorſtellungen erwerben; ſo ging es uns, da wir etwa zwanzig oder dreißig ſolcher Hotels des Miethens einer Wohnung wegen in Augenſchein nahmen. Die Miethe iſt ungewöhnlich wohlfeil, ungeachtet eine große Anzahl fremder Familien ſich hier aufzuhalten pflegt; die Stadt hat wenigſtens die Hälfte ihrer vormaligen

Bevölkerung eingebüßt, und iſt nur noch etwa auf den zehnten Theil ihres ſonſtigen prachtvollen Aufwandes beſchränkt.

Wir erhielten hier recht lebhafte Eindrücke von den Veränderungen, welche die Zeit nicht bloß im phyſiſchen, ſondern auch in dem moraliſchen Verhalten der Dinge und Menſchen herbeiführt, indem wir Gelegenheit hatten, über eine ſolche Stadt wie Florenz unſere Betrachtungen anzuſtellen. Wer in unſerm Zeitalter einen Ort, mitten in einem Lande gelegen, und dazu im Herzen der Apenninen, zum Sitze des Handels auswählen wollte, würde als ein einfältiger Tropf verlacht werden; keine Macht tiefdurchdachter Berechnungen, kein Nachdruck unverſiegbarer Geldquellen würde jetzt den Bemühungen derer den Rang abgewinnen, welche zum Sitze ausgebreiteten Handels eine nur einigermaßen günſtigere Lage, als gerade eine ſolche, gewählt hätten.

Dieſe alten Handelsherren haben indeſſen, als Männer, die den Handel adelten, und nicht er ſie, weit zahlreichere und dauerhaftere Andenken ihrer ehemaligen Ueberlegenheit hinterlaſſen, als man deren an irgend einem andern Orte ſehen kann. Da dieſe Herren übrigens nicht zu den friedfertigſten gehörten, ſo veranlaßten die wiederholten Parteikämpfe in den Straßen, daß hier ſich eine eigne Bauart ausbildete, die der Stadt Florenz eigenthümlich anzugehören ſcheint; jeder Pallaſt iſt eine Art Feſtung. Wir mietheten uns in einem ſolchen

Gebäude ein, das einer alten Familie angehört, welche noch in einem Theile deſſelben wohnt, und da unſere Zimmer die Ausſicht nach der Straße hatten, ſo konnten wir wohl behaupten, daß wir im Beſitz der Feſtung uns befanden. Das Hauptthor iſt von Eiſen, und die große Treppe feſt und dauerhaft gemauert. Das Erdgeſchoß enthält bloß Gemächer für haushälteriſche Zwecke, nebſt Remiſen und Stallungen; von da gelangt man in das ſogenannte „mezzanino“, eine niedrige Abtheilung, die aber ungeachtet der kleinen Fenſter mehre recht gute Zimmer enthält. Darüber befindet ſich unſere Wohnung mit zwanzig Fuß hohen Deckengewölben, großen Gemächern, alle in einer Reihenfolge, und Fenſtern, zu denen wir zwei Stufen hiraufſteigen müſſen, um hinausſehen zu können. Die Mauern ſind recht geeignet, einem tüchtigen Sturm zu widerſtehen, wiewohl die Lage des Hauſes ohnehin vor jedem Angriff hinreichenden Schutz gewährt. Vierzig oder fünfzig kühne und muthige Vertheidiger, eine Zahl, die bei den alten Florentinern nicht ſchwer zuſammenzubringen war, mußte in einem ſolchen Bau mehr als hinreichend ſein, um eine ziemlich hartnäckige Belagerung auszuhalten.

Sie werden mich fragen, welche Eindrücke am meiſten auf mich einwirkten, während ich mich innerhalb ſolcher feſten Werke verſchanzt fühlte, und die tauſenderlei Erinnerungen an die Medici, die Strozzi, die Capponi mich umgaben? ob nicht die Vorliebe für das Roman-

tiſche und Abenteuerliche in mir noch weit mehr angeregt worden ſei? Wehe uns Allen! Mich erfüllte das ſtörende Bewußtſein menſchlicher Ohnmacht, die ſolche Burgen gründet und vor den Gewaltthätigkeiten und leidenſchaftlichen Anfällen ihres Gleichen ſich zu ſchützen ſtrebt, und am Ende doch eingeſtehen muß, daß alle ihre Anſtalten nicht zureichen, um übermüthige Schnaken gehörig abzuwehren. Wir haben zwei große Schlafzimmer und außerdem verſchiedene kleinere, ein großes Geſellſchaftszimmer, ein noch größeres Speiſezimmer, ein gutes Studirgemach für mich, ein Vorzimmer, Badegemächer, Ankleide- und Wirthſchafts- und Bedienten-Zimmer und was ſonſt dazu gehört, durchaus möblirt für den mäßigen Preis von ſechzig Dollars monatlich gemiethet. Außer den Nebengemächern ſind es überhaupt zehn große, anſehnliche Zimmer. In unſerm Hotel befand ſich ein Hof und, wie ich glaube, auch ein Garten, wiewohl ich in dem letztern nie geweſen bin. Neben dem großen Thor befindet ſich eine Oeffnung in der Mauer, welche faſt immer durch einen Schalter verſchloſſen wird. Täglich um elf Uhr kommen Leute, an dieſen Schalter anzuklopfen, welcher ihnen von einem Diener der Familie geöffnet wird. Der Anklopfende reicht eine leere Flaſche nebſt einem Paolo (zehn Cents) *) hinein und erhält dafür

---

*) Fünfzehn Kreuzer.

eine Flaſche mit Wein. Auf dieſe Weiſe, ſagt man mir, ſuchen jetzt die meiſten angeſehenen Familien von Florenz den Ertrag ihrer Weingärten zu verwerthen! Es wäre der Unterſuchung würdig, ob die Medici dieſe Art von Handel aufgebracht haben. Der Wein aus unſerm Pal-laſte gehört zu den beſten in Toſcana, und ich trank ihn mit großem Behagen; dazu koſtete mich die Flaſche nur vier Cents. Es iſt ohne Zweifel weit beſſerer Wein, als die Hälfte alles rothen Weins, der in Paris getrun-ken wird. Zweimal wöchentlich kommt ein Grauthier, einen kleinen Karren mit friſchen Flaſchen vom Lande hereinſchleppend, und nimmt die leeren wieder mit.

Wir brannten in unſern Lampen eine Sorte Oel, die Sie ſich glücklich ſchätzen würden, zu Ihren Seekrebſen und in Ihrem Salat verſpeiſen zu können. Im Uebri-gen iſt es in Florenz billig; Tücher ſind fein und wohl-feil zu bekommen, feiner und wohlfeiler, als ich ſolche an irgend einem Ort ſonſt gefunden habe, und doch ſind es ausländiſche Tücher! Die Ladenbeſitzer ſind mäßig in ihren Wünſchen; ſie ziehen das „dolce far niente" der furchtbaren Quälerei des vorwärtsſtrebenden Handels-geiſtes vor.

Dieſe Italiener hält eine ſchläfrige Unbekümmertheit nieder, welche meinem Gemüth nicht wenig wohlthut. Sie ſcheinen zu ehrenhaft, um ſich abzuplacken oder irgend wichtig zu thun; ſie ſind grade recht aufgelegt, das Leben zu einer Sieſta zu machen und übrigens den Augenblick

des Genießens feſtzuhalten. Die Bewohner Toſcana's ſind nicht ohne natürlichen Verſtand, und obſchon die Armen, wie in den meiſten Gegenden Europa's wirklich im äußerſten Elende ſchmachten, ſo belebt dagegen die zunächſt nach ihnen kommenden Stände eine zufriedene Stimmung, wie ſie meines Bedünkens kaum bei denen ſich findet, welche von Dollars reden und von Dollars träumen „vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang“. Fragen Sie mich aber, ob ich tauſchen möchte unſere Bevölkerung und Gewöhnung gegen dieſe italieniſche? ſo muß ich antworten, dieß ſei ganz unausführbar. Ein ſolcher Tauſch würde uns auf der begonnenen Bahn zu höherm Fortſchreiten durchaus zurückhalten. Wir haben noch Künſte zu erwerben und unſern Geſchmack zu bilden, ehe wir im Stande ſein werden, an dem Vergnügen zu finden, was dieſe Leute ergötzt; die eine Hälfte ihrer Luſt ſteht in genauer Beziehung mit Erinnerungen an alte Zeiten, die an die Thatkraft der erſten Medici mahnen; und dergleichen Dinge müſſen bei uns erſt entſtehen; ſie geben aber der Nachwelt größern Genuß als der Zeit, in welcher ſie eben erſt hervorgebracht werden. Was mich perſönlich betrifft, ich könnte wohl ſagen, daß ich gern die eine Hälfte meines Lebens hier verträumen möchte, und von der andern Hälfte will ich gar nichts ſagen. Alle Leute, die viel gereiſ't ſind, wiſſen recht gut, daß in Erinnerungen der angenehmſte Genuß liegt, und ich bin der Meinung, daß

Völker während ihres Verfalls weit mehr als während ihres Steigens ſich glücklich fühlen.

Wie gewöhnlich, habe ich der Venus und den Pitti's und ſämmtlichen Kunſtwundern, die Florenz aufzuweiſen hat, meinen Beſuch abgeſtattet. Dieſe Gegenſtände ſind ſchon ſo oft beſchrieben worden, daß ich meine Bemerkungen auf eine Nachleſe ſolcher Dinge beſchränken will, welche von Andern unbemerkt geblieben zu ſein ſcheinen, oder welche meine eigne Weiſe, manche Dinge zu betrachten, mir eingeben möchte. Die Tribüne der Gallerie enthält die koſtbarſte Sammlung von Kunſtſchätzen alter Zeit, die koſtbarſte vielleicht in der ganzen Welt. Jedes Werk iſt hier ein Meiſterſtück in eigner Gattung; wenn ich mich auch durchaus nicht davon überzeugen kann, daß jede alte ausgegrabene Bildſäule ſchon deßhalb ein Originalmeiſterwerk ſein müſſe. Bei meiner erſten Einführung in dieſe Umgebungen war es mir, als trete ich in eine Verſammlung angeſehener, berühmter Männer ein, und mit dem Hut in der Hand ſtand ich da, mich unwillkürlich beugend vor den mich umringenden Marmorbildern, als ob ſie mit Empfindung begabt wären, um meine Huldigung entgegen zu nehmen. Doch dürfen Sie nicht etwa ſich vorſtellen, daß Liebhaberei an künſtleriſcher Darſtellung dieſer ehrfurchtsvollen Scheu ſowohl zu Grunde lag, als vielmehr bloße Ideenverknüpfung ſolche veranlaßte. In meines Vaters Hauſe befand ſich eine Kupferſtichſammlung, welche die meiſten dieſer alten Bildſäulen

darſtellte, und vor dieſen hatte man mir gleichſam eine kindliche Verehrung eingeprägt. Ihre Umriſſe waren mir durch langjährig wiederholtes Betrachten ganz vertraut geworden, und eben dieſe Venus, dieſe Ringkämpfer, dieſer tanzende Faun und dieſer Meſſerſchleifer, vier der mir am meiſten geläufig gewordenen Bekanntſchaften auf dem Papier, ſie ſtanden hier plötzlich gleich lebenden Weſen vor meinen Augen.

Die Stadt Florenz hat Mauern, aber in dem vor drei bis vier Jahrhunderten üblichen Befeſtigungsſtyl angelegt, und dieſe Art von Vertheidignngswerken können bei unſerer jetzigen Weiſe Krieg zu führen, als völlig unnütz angeſehen werden. Eine Veſte von etwas mehr kriegeriſchem Anſehen befindet ſich hier, in gutem Zuſtande erhalten, wie ich vermuthe, zu beſondern Staatszwecken. Die Feſtungswerke ſind maleriſch, aber, außer ihrer Untauglichkeit für kriegeriſchen Zweck, noch beſonders überflüſſig, da ſie nicht einmal zu Spaziergängen eingerichtet ſind. Auch ſind ſie, wie ich ſolches ſchon bei Gelegenheit der Erwähnung von Murtens Ummauerung anmerkte, etwas Jericho-artigen Anſehens.

Die Wohlfeilheit, die Kunſtſammlungen, die Leichtigkeit, angenehme Wohnungen zu bekommen, beſondere Vorliebe für den Ort ſelbſt, ſo wie die Anweſenheit eines Hofes vereinigen ſich, um Florenz zu einem Lieblingsaufenthalt für Fremde zu machen. Die Hofhaltung hat

etwas mehr Anmaßliches und Anſpruchvolles, als ſie vielleicht ſonſt haben würde, weil der Herrſcher zugleich ein Erzherzog iſt. Doch iſt Toſcana wirklich ein anſehnlicher Staat, da er eine Bevölkerung von faſt anderthalb Millionen Seelen beſitzt und überdieß die Anwartſchaft auf Lucca.

Unter den Fremden bilden Engländer und Ruſſen die größere Anzahl; vorzüglich erſtere, welche in ganzen Schwärmen das Feſtland zu durchziehen und ſich die angenehmſten Gegenden zu ihrem vorübergehenden Aufenthalt auszuſuchen gewohnt ſind. Die Politik des toſcaniſchen Hofes muntert zu geſandtſchaftlichen Anſtellungen auf, und ich glaube, daß alle großen Mächte Europa's hier ihre Miniſter haben. Frankreich, Rußland, England, Oeſtreich und Preußen haben hier ihre bevollmächtigten Miniſter, und viele andere Höfe unterhalten hier wenigſtens einen Geſchäftsträger. Dieſe Dinge tragen dazu bei, den Aufenthalt hier lebhaft zu machen; auch fehlt es zu Zeiten nicht an Pracht, da der kleine Hof bei feſtlichen Gelegenheiten und ſonſtigen Anläſſen nicht verabſäumt, ſich in gehörigem Glanze zu zeigen. Ueber dergleichen Dinge pflege ich nicht gern zu philoſophiren; doch bilde ich mir ein, daß dieſe Dinge öfter weit mehr nützen und weit weniger ſchaden, als wir Demokraten uns vorzuſtellen gewohnt ſind. Oftmals habe ich die Annehmlichkeiten dieſer kleineren Stadt mit denen mancher unſerer weit größeren Städte verglichen. Newyork, vierfach

größer als Florenz und zehnfach reicher, beſitzt nicht den zehnten, — ja nicht einmal den hundertſten Theil ſo viel Anziehendes, als dieſe. Von Gegenſtänden des geläuterten Geſchmacks, von eigentlichen Kunſtſchätzen, von großartigen Pallästen und Kirchen, von allen den hiſtoriſchen Denkmälern will ich gar nicht reden; dagegen will ich bloß bemerken, daß der Verkehr der lebendigen Menge hier weit ergiebigere Quellen der Unterhaltung und Belehrung darbietet, als man in den ſämmtlichen fünf größten amerikaniſchen Städten zuſammen würde auffinden können. Jedermann ſcheint ſich hier behaglich zu fühlen; der Geldteufel ſcheint ganz vergeſſen zu ſein, es ſei denn, daß er bisweilen an Spieltiſchen ſeinen Pferdehuf verräth. Hier finden ſich in Abendgeſellſchaften die drolligſten Begegnungen der verſchiedenartigſten Menſchen beiſammen; hier ſcheinen die Eingebornen der Hälfte der civiliſirten Welt einander auf neutralem Boden aufzuſuchen, und die Regierung iſt liberal genug, um in dieſer Hauptſtadt ſelbſt Männer zu dulden, deren politiſche Anſichten an manchem andern Orte durchaus verpehmt ſind. Bei einer ſolchen Abendgeſellſchaft befand ich mich mit ächten Toſcanern, mit Italienern der übrigen Staaten, mit Franzoſen, Schweizern, Deutſchen aus einem halben Dutzend verſchiednen Ländern, mit Engländern, Ruſſen, Griechen, Amerikanern aus verſchiedenen Gegenden, Holländern, einem Algierer, einem Aegyptier und einem Türken zuſammen. Und als Zugabe befanden ſich

auch noch einige Abenteurer daſelbſt von etlichen Inſeln des Mittelmeeres.

Es iſt jetzt die Zeit des Weltbürgerthums, ſowohl des wirklichen wie des vorgeblichen, und Florenz ſtellt in dieſem Augenblicke den Geiſt deſſelben und die Art, wie dieſer Weltbürgerſinn ins Leben tritt, gleichſam in einem kurzen Auszuge dar. Zu jetziger Zeit gehen ſo Viele auf Reiſen, daß man wirklich fragen möchte, wer denn eigentlich zu Hauſe bleibe; und manche Leute ſuchen in dieſer reiſewüthigen Zeit wirklich eine Auszeichnung in dem Bewußtſein, Alles geſehen zu haben. Zu dieſer Zahl gehört unter andern ein gewiſſer Conte di V——, den ich in Amerika grade vor meiner Abreiſe kennen lernte. Dieſer Herr durchſtrich die Vereinſtaaten von einer Ecke zur andern mit der Schreibtafel in der Hand; Nichts ſchien ihn mehr zu verdrießen, als wenn er irgend eine ſelbſt unſerer unanſehnlichern Städte verließ, in welcher er ein Hoſpital zu beſehen vergeſſen, irgend ein Mineral nicht aufgezeichnet, oder irgend eine Kirche zu beſuchen verſäumt hatte. Mir fiel es damals auf, wie er ein Vergnügen ſich zu einer Quälerei umwandelte, und noch dazu in einem Lande, das ſo wenig lohnend für dergleichen Nachforſchungen iſt. Doch vor Kurzem ſpeiſ'te ich hier bei meinem Banquier. Bei Tiſche ſaß ich zwi- ſchen dem Marcheſe S——, einem Sarden, und dem Baron P——, einem Neapolitaner. Es kam die Rede auf die Reiſeluſt, die in unſrer Zeit zur Mode geworden

ſei, und dabei erwähnte ich des reiſeluſtigen Eifers und der Oertlichkeiten erforſchenden Geſchäftigkeit des eben genannten Conte di V——. Signor G—— ſagte mir, dieſen Herrn kenne er ganz genau; er ſelbſt habe in ſeiner Geſellſchaft den ganzen Norden von Europa bereiſ't, nachdem ſein Freund vorher Griechenland, Aegypten, das nördliche Afrika, die weſtlichen Länder Aſiens zu eigner Anſicht durchwandert war. „Als er die vereinigten Staaten verließ,“ fuhr Signor G—— fort zu erzählen, „ſo geſchah dieſes, um — wohin meinen Sie wohl — ſich hinzubegeben?“ — „Nach Weſtindien und Mexico.“ — „Ganz recht, und von dort reiſ'te er durch Columbien nach Braſilien, woſelbſt ich mich damals aufhielt; dort nahm er Abſchied von mir, um über die Anden zu gehen, und ſeit jener Zeit weiß ich nicht, wie es ihm weiter ergangen iſt.“ — „Warum laſſen Sie ſich nicht einmal bei uns in Oſtindien ſehen?“ fragte mich denſelben Abend eine Engländerin; dieſer Dame war ich vorgeſtellt worden, als einer Fremden, die in jener Gegend zu Hauſe ſei, und bloß einen Abſtecher von Calcutta gemacht habe, um dieſen Sommer in der Schweiz und den Winter in Italien zuzubringen. — „Ich vermuthe, wenige Leute, die bloß zu ihrem Vergnügen reiſen, kommen bis nach Hinduſtan,“ ſagte ich zu ihr. „Nicht doch,“ antwortete ſie; „es beſuchen manche Reiſende unſere Gegend bei Gelegenheit. Den Winter vor meiner Abreiſe beſuchte uns Einer; er verweilte mehre Wochen in unſerm Hauſe;

er verließ uns, weil er das Himalayah-Gebirg beſuchen wollte, und kehrte wenige Monate vorher, ehe ich mich einſchiffte, von dort wieder zurück.“ — „Vermuthlich ein Engländer?“ — „Nein, ſondern ein Italiener war es.“ — „Mit Ihrer Erlaubniß, war es vielleicht Conte Carlo di V— —?“ — „Ja, der war es.“ — „Und dürfte ich mir die Frage erlauben, wie es dieſem Herrn weiter ergangen iſt?“ — „Von Calcutta reiſte er nach Ceylon und Manilla, um ſich von dort aus nach China zu begeben.“ — Dieß mag hinreichen, den Geiſt unſers Zeitalters zu bezeichnen *).

Die Fremden pflegen in den geſelligen Vergnügungen hier den Ton anzugeben. Die Florentiner ſelbſt geben ſeltner große Geſellſchaften. Zu der Zahl derer, die ein großes Haus machen, gehört unter andern der Prinz Borgheſe, ein Schwager Napoleons, ein liebenswürdiger, leutſeliger, beſcheidener Mann, der Rom, ſein

*) Dieſer unglückliche Mann verlor endlich ſein Leben durch einen Sturz in eine heiße Quelle auf der Inſel Java! Er iſt gewiß der am weiteſten gereiſ'te unter allen bekannten Reiſenden geweſen; denn ſo weit der Verfaſſer erfahren hat, iſt er durch alle Länder Europa's, durch Perſien, Paläſtina, Aegypten und ganz Nordafrika gereiſt; hat beinah alle, wo nicht ſämmtliche Länder Amerika's und den größten Theil von Oſtindien geſehen. Er hätte nur auch Neu-Holland und die Inſeln der Südſee noch beſuchen ſollen, um ſagen zu können, er habe die Welt geſehen. Wäre er deßhalb glücklicher geweſen? Ich zweifle daran.

Vaterland, verlaſſen hat, um hier ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen; der hier in angenehmen Verhältniſſen lebt, und deſſen Pallaſt zu beſtimmten Zeiten Allen offen ſteht, die ſich bei ihm angenehm zu unterhalten wünſchen. Dazu gibt es hier außer den regelmäßigen öffentlichen Vorſtellungen auf den ſtädtiſchen Theatern, noch zwei mit einander wetteifernde Privatſchaubühnen, worin engliſche Kunſtliebhaber ſpielen; an der Spitze des einen ſteht Lord B ——, und das andere leitet Lord N ——. Letztere Geſellſchaft führt allein ordentliche Stücke auf; bei erſterer iſt Muſik das vorherrſchende Ziel, — ein Verſuch, zu welchem man in Italien ſich nicht ſo leichthin verſtehen ſollte.

Wir haben ein oder zweimal Shakeſpear'ſche Stücke von dieſen trefflichen Leuten aufführen ſehen, und fanden ihre Leiſtungen weder gut genug, um gefallen zu können, noch ſchlecht genug, um ſie zu verſpotten. Gelegentlich wurde ein Charakter ziemlich gut dargeſtellt; aber die natürliche Leichtigkeit in der Darſtellung war beſonders bei den Frauen bemerklich; die Frauen wußten ſich immer beſſer durch die Schwierigkeiten ihrer Rollen hindurchzuhelfen, als die Männer. Dieſe Vorſtellungen waren übrigens, wie alle Liebhabereien der Art, ganz geeignet zur Unterhaltung auf dem Lande; aber ſchienen mir in der Hauptſtadt von Toscana durchaus nicht paſſend.

Von den Geſinnungen der Engländer gegen Amerika ſo wie von ihren Nationaleigenheiten kam uns eines

Abends ein Beiſpiel vor, das wohl einer flüchtigen Erwähnung werth iſt. Einer der Schauſpieler ſang in ziemlich heiterer Laune ein drolliges Lied, in welchem auf verſchiedene Nationaleigenthümlichkeiten angeſpielt wurde. Einige Verſe ſollten den Engländern, einige den Franzoſen, einige den Deutſchen einen kleinen Hieb verſetzen und ſo weiter, bis zuletzt die Amerikaner an die Reihe kamen. Die Bezeichnung der erſtern blieb bei Gemeinplätzen ſtehen, und der Scherz ging nicht weiter, als bis zur Nachahmung in Worten und Gebärden, während der Gedanke ſelbſt keinen beſondern Werth hatte. Doch die Verſe, welche auf Amerika gemünzt waren, ſchienen auf beſondern Effekt berechnet und wurden mit augenſcheinlicher Schadenfreude vorgetragen. Es wurde auf den weſtlichen Anſiedler angeſpielt, den man ſich rühmen ließ, er ſei der Mann dazu, ſeinen Vater aufzufreſſen, ſeine Mutter durchzupeitſchen und andere ähnliche ruhmwürdige Thaten zu vollbringen. Ich weiß nicht, ob ich gänzlich aller Fähigkeit beraubt bin, die Feinheiten eines Witzes und das Unterhaltende luſtiger Einfälle zu empfinden; doch fiel es mir auf, daß in dieſem Verſuch ſich keines von beiden entdecken ließ. Ich konnte es nur als eine übertriebene und gemeine Poſſenreißerei anſehen, die gewiß keine andere Wirkung haben konnte, als dem Geſchmack der Gallerie in einer Havenſtadt zu behagen. Ueber die andern Verſe hatte man gelacht, wie über drolliges Zeug bisweilen gelacht wird; aber dieſer Aus-

fall auf Amerika wurde mit — wie ſoll ich es ausdrük-
ken? — mit einem „Aufſchrei wilder Luſt“ — wäre nicht zu viel geſagt, — von den Zuhörern vernommen!

Gewiß wird ſich Niemand bereitwilliger, als ich ſelbſt, dazu verſtehen, die gerechte Geſinnung und die Liberalität eines Theils der engliſchen Nation anzuerkennen; aber ich müßte neben der Wahrheit vorbeigehen, wenn ich Ihnen glauben machen wollte, daß der Einfluß der Vernünftigern in ihren beſſern Geſellſchaften den entwürdigenden Aeußerungen Einhalt zu thun vermögen, die ſich bei ihnen in Beziehung auf uns wiederholen. Ich bemerke Ihnen hierbei, daß dieſe Verſe nicht etwa dem Parterre eines gewöhnlichen Theaters vorgetragen wurden, ſondern in einer Geſellſchaft, worin ſich Niemand befand, der nicht auf den Ehrennamen eines Gentleman Anſpruch machen könnte, und daß ich geneigt geweſen wäre, dieſe Albernheit der Erziehung und Bildung der Anweſenden für durchaus unwürdig zu erklären, wenn nicht der eigenthümlich jauchzende Beifall, mit welchem ſie aufgenommen wurde, mich eines Andern belehrt hätte. Noch weit lächerlicher erſchien mir der Commentar zu dieſer außerordentlichen Scene, daß nämlich, als kaum der Lärm ſich gelegt hatte, der Graf — —, der eben hinter mir ſtand, mir zuflüſterte: daß die Abneigung und die „Eiferſucht“ der Engländer — (ich brauche hier dieſelben Ausdrücke) — gegen die Amerikaner wirklich unverſöhnlich ſcheinen. Ich bemerkte dabei, daß diejenige Seite

des Saales, in welchem die meiſten angeſehenen und vornehmen Leute ſich bei einander befanden, keinen Laut von ſich gab; die hochadligen Herrſchaften verharrten in einer kalten und anſtändigen Gleichgültigkeit; doch das andere Ende, worin ſich größtentheils Officiere auf halbem Sold und die gemiſchte Geſellſchaft gewöhnlicher Reiſender befanden, hatte durch jenen lauten Schrei ihren Beifall rückſichtslos geäußert. Kaum hätte der gemordete Vater, unter dem Meſſer ſeines blutdürſtigen Sohnes zappelnd, ſich unwürdiger benehmen können.

Die meiſten Fremden trifft man in den Abendgeſellſchaften des Don Camillo Borgheſe, wie die Römer ihn zu betiteln pflegen. Es ſind dieſes „thés dansants“ und durch die Größe der Gemächer wie durch die vorzügliche Muſik machen dieſe Abendunterhaltungen einen impoſanten Eindruck; wenn auch die Geſellſchaft ſelbſt nicht immer die gewählteſte ſein mag. Davon nur ein Beleg; an einem ſolchen Abende ſchritten einige lärmende junge Leute vor uns her, und riefen einander zu: „wo ſteckt nur der fette Mann?“ — „Nun, wo bleibt der fette Herr?“ — Der Prinz Borgheſe nämlich vermag ſich kaum zu regen wegen ſeines beträchtlichen Umfangs. Walzer waren die beliebteſten Tänze hier, obſchon eigentlich nur die Deutſchen das Walzen verſtehen, oder auch blos deutſche Muſiker den richtigen Takt dabei zu halten im Stande ſind. Auffallend iſt es mir geweſen, bei keinem Volke eigentliches muſikaliſches Gehör anzutref-

ſen, als bei den Deutſchen und bei den amerikaniſchen Negern; und ein Walzer ohne die äußerſte Genauigkeit im Takte iſt ein höchſt lächerlicher Tanz. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß ſowohl in Frankreich als in Italien jungen Damen hohen Standes ſelten von ihren Müttern geſtattet wurde, eine Aufforderung zu dieſem Tanze anzunehmen, wenn dieſe nicht von nächſtverwandten oder engbefreundeten jungen Leuten ausging, und weil auf öffentlichen Bällen ſolche Ausnahmen nicht wohl geſtattet werden können, ſo ſtellten ſich auch hier öfters keine tanzenden Paare ein.

Als ein Pröbchen, wie verſchiedenartige Leute hier als Fremde ſich aufzuhalten pflegen, will ich Ihnen die angeſehenſten Leute nennen, wie ſie neulich in der erſten Logenreihe der Pergola, des vorzüglichſten Opernhauſes in Florenz, geſehen wurden. Zuerſt war hier der Graf von Saint-Leu, wie er gewöhnlich genannt wird, der Ex-König nämlich von Holland. Neben ihm ſaß ſein Bruder, der Herzog von Montfort, der Ex-König von Weſtphalen. In derſelben Reihe ſaß Mrs Patterſon, einſt die Gemahlin des Letztern. Ein wenig weiterhin erblickte man den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder des jetzt regierenden Königs. In der nämlichen Reihe nicht weit davon befand ſich Madame Chriſtophe, die Ex-Kaiſerin von Haiti, mit ein paar Töchtern. Außer dieſen ſahen wir noch manche bedeutende Männer der Revolution und Häupter derſelben, ſo wie Literaten von allen

Nationen, Exambaſſadeurs und mehre penſionirte Staatsdiener; der übrigen mir unbekannten Vornehmen gar nicht zu erwähnen.

Der Winter brach mit Heftigkeit über uns ein; in den Stadtgräben war das Eis im Zunehmen, und Schlittſchuhe ſchienen zum Bedürfniß zu werden. Oefter drohte es, zu ſchneien, und Schneewolken lagerten ſich über uns; aber der Schnee verſchwand, ehe er noch kaum den Boden erreichte, obſchon die Apenninen von Zeit zu Zeit ein bepudertes Anſehen erhielten. Einmal, aber auch nur ein einziges Mal, blieb der Schnee eine Zeitlang auf den Straßen liegen, doch nicht lange genug und nicht in ſolcher Menge, daß man hätte ſagen können, er habe die Pflaſterſteine bedeckt. Demungeachtet war es kalt bis zum Zähneklappern, und wir befanden uns bei unſern Holzfeuern eben ſo behaglich, wie in Newyork.

Vierter Brief.

Reiſe nach der Küſte. — Lucca. — Piſa. — Der ſchräge Thurm. — Campo Santo. — Santa Maria della Spina. — Livorno. — Der Haven. — Amerikaniſches Kriegsſchiff. — Der proteſtantiſche Begräbnißplatz. — Ungeſundheit des italieniſchen Klima's für Invaliden. — Schönheit der Landmädchen.

G— — W— — war bei uns, und wir machten miteinander einen Ausflug nach der Küſte. Sie werden ſich erinnern, daß wir im vorigen Juni in Amſterdam von einander ſchieden: er um ſeine Reiſe nach Moskau fortzuſetzen, und wir im Begriff nach Rom zu reiſen, wo er vermuthlich noch früher eintreffen wird als wir, da er ſchon in dieſer Richtung weiter gereiſt iſt, während wir immer noch an den Ufern des Arno zögern. Der kleine gemeinſchaftliche Ausflug iſt einer Erwähnung im Vorbeigehen wohl werth.

Wir fuhren aus Florenz ab in W— — s Wagen, einem vortrefflichen Junggeſellen-Fuhrwerk, an einem ſo kalten Mittag als man öfter in New-York oder ſelbſt nördlich in den Hochlanden empfindet. Dieſe Apenninen, welche dem italieniſchen Lande einen trefflichen Anlehnungspunkt gewähren, ſind aber auch für daſſelbe die Urſache großer klimatiſcher Verſchiedenheit; im Sommer dienen ſie ihm als Mauer, es deſto mehr einzuheizen, und im Winter als Vorrathskammern von Schneemaſſen erkälten ſie es

deſto mehr. Unſer Wagen war durchaus wohl verwahrt, wir hatten die Fenſter verſchloſſen, flogen im ſtärkſten Trabe über die gepflaſterten Straßen hin, und doch hatten wir alle Mühe, uns nur einigermaßen zu erwärmen.

Unſer erſtes Anhalten geſchah in Piſtoja, einer ziemlich großen Stadt, in welcher wir uns ein paar Stunden lang mit der Betrachtung einiger Kirchen, wie auch etlicher Gemälde beſchäftigten. Nachdem wir einige Stärkung zu uns genommen, fuhren wir in gewohntem Trabe weiter und zum Thor von Lucca hinein, als eben die Nacht anbrach. Vor Kälte bebend, denn dieſe kleine Hauptſtadt liegt in einer bergigen Gegend, eilten wir in's Zimmer, und unſere Haut erhielt dann erſt wieder ihre natürliche Farbe, nachdem wir ein Dutzend von Harz wohldurchtränkte Fichtenſcheiter in tüchtigen Brand verſetzt ſahen. Dieſe und ein reichlicher Vorrath von Reißig brachte den erſtarrenden Strom der faſt erfrorenen Lebensgeiſter wieder in gehörigen Fluß. Ein gutes Nachtmahl und gute Betten ſöhnten uns endlich wieder mit dem Leben aus.

Wir waren bei Zeiten auf den Beinen und gingen uns in Lucca umzuſehen. Die Stadt liegt auf einer Ebene, von Bergen umgeben, wie in einem Bergkeſſel, und iſt auf etwas mehr neue Weiſe befeſtigt. Denn, wenn die Mauern auch keinen feindlichen Angriff abzuhalten vermögen, ſo ſind die Befeſtigungswerke doch zu angenehmen Spaziergängen eingerichtet. Wie gewöhn-

lich, betrachteten wir Kirchen und Gemälde; und dann fiel es uns ein, den Pallaſt näher in Augenſchein zu nehmen, ein langes, ſchmuckentbehrendes, in der Mitte der Stadt befindliches Gebäude. Der Herzog befand ſich auf Reiſen, und wie das jetzt häufig vorkommt, außerhalb ſeiner Staaten, welche, zwar eines der am meiſten bevölkerten Länder in Europa, da es auf einer engliſchen Quadratmeile dreihundert und dreißig Seelen *) zählt, doch nicht völlig hundertundfunfzigtauſend Einwohner ernähren. Erwägen Sie dabei, daß ein großer Theil des kleinen Gebiets aus Bergen und faſt unbewohnten Schluchten beſteht, ſo können Sie ſich einigermaßen ein Bild von der gedrängten Bevölkerung die er kleinen Ebene machen. Die Stadt ſelbſt hat nur zweiundzwanzigtauſend Einwohner; als wir aber auf den Wällen herumſpazierten und die umliegende Gegend überblickten, da ſchien Alles von Landleuten beiderlei Geſchlechts belebt, die auf den Feldern thätig waren. Gleich Tauben auf einem Stoppelfelde ſahen wir ſie ſchaarenweiſe, zu Zwanzigen und Dreißigen bei einander, mit Hacken arbeiten. Wirklich glich hier der Feldbau einer ausgedehnten Gärtnerei.

Lucca war bis zur franzöſiſchen Revolution ein freier Staat geblieben; darnach ſchenkte ihn Napoleon ſeiner

---

*) D. i. etwa 7200 Seelen auf die geographiſche Quadrat-Meile.

Schweſter Eliſe als Herzogthum. Ich vermuthe, daß der Pallaſt in ihrem Geſchmack erbaut wurde; wenigſtens verräth er den Aufwand einer kaiſerlichen Prinzeſſin. Wir fanden ihn auf pariſiſche Weiſe eingerichtet und ausgeführt; und in dieſer Hinſicht war ich geneigt, ihn ſelbſt dem königlichen Pallaſt zu Windſor vorzuziehen. Die Natur ſcheint die Franzoſen recht eigentlich geſchaffen zu haben, um in Frauengewändern, Hausgeräth und Philoſophieen ſich vor den übrigen Nationen auszuzeichnen.

Unter dieſem Beſchauen war der Morgen verſtrichen, worauf wir uns in größter Eile nach Piſa wandten. Dieſe Republiken müſſen ehemals freundliche Nachbarſchaft gehalten haben; denn ſie ſind nur eine Station von einander entfernt. Die beiden verſchiedenen Ebenen trennt eine anſehnliche Berghöhe, ein gleichſam einzeln daſtehender Hügel aus der Reihe der Apenninen, der recht erwünſcht als Grenzſcheide beider Hauptſtädte emporragt. Das Erſte, was wir von Piſa erblickten, waren deſſen Thürme und Kirchendächer; die Häuſer nebſt den Stadtmauern lagen ſo tief, daß ſie uns anfangs ganz unbemerkt blieben. Doch die langgeſtreckte Linie einer Waſſerleitung, die von dem Berge abwärts führte, erinnerte uns an die Nähe angebauter Gegenden. Das Land war ebenfalls fruchtbar und in trefflichem Anbau, aber keineswegs mit den Umgebungen von Lucca zu vergleichen.

Piſa iſt ein ſehenswerther Ort; denn er war früher

von nicht geringer Bedeutung, und noch zeigen ſich Ueberreſte ſeines ehemaligen Glanzes. Hier befindet ſich ein Pallaſt, und eben verweilte hier der toscaniſche Hof, der einige Monate jeden Winter hier zuzubringen pflegt. Doch fanden wir die Stadt öde und halb entvölkert, die ſchönſten Wohnungen kann man daher um geringen Preis bekommen.

Das, was in Piſa am meiſten die Neugierde reizt, findet ſich Alles auf einem kleinen Fleck beiſammen, wo die Kathedrale, die Battiſteria, der Campo Santo und der ſchräge Thurm ſich nur wenige Fuß weit von einander befinden, Alles innerhalb der Stadtmauern, ſo wie eine ziemliche Strecke unbebauten Bodens. Sowohl Florenz als Piſa iſt, wie Rom ebenfalls, von der frühern Ausdehnung in einen geringern Raum zuſammengeſchmolzen.

Sie werden ſich erinnern, daß man darüber noch gar nicht im Reinen iſt, ob der Glockenthurm, oder der campanile in ſeiner jetzigen ſchiefen Stellung erbaut worden iſt, oder ob er ſich wegen Fehler am Fundamente ſpäter an der einen Seite geſenkt hat. Ich möchte mich für die erſtere Meinung entſcheiden. Wenn ſie eine Abbildung des Thurms betrachten, ſo werden Sie finden, daß derſelbe in ſieben deutlich unterſcheidbaren Stockwerken aufgeführt iſt, wie dieß auch äußerlich in die Augen fällt; jedes derſelben hat ſeine beſondre Säulenverzierung. Von Innen ſtellt es blos eine Treppenflucht dar, die bis zur Glockenſtube hinanführt; die vier untern Stock-

werke zeigen eine auffallende Senkung oder vielmehr Neigung nach der einen Seite, die beiden nächſten weit weniger und das letzte Stockwerk iſt, wenn auch nicht vollkommen, doch faſt ganz und gar winkelrecht. Hieraus ſcheint mir hervorzugehen, daß der Thurm in dieſer eignen Form wirklich erbaut worden iſt; denn hätte er ſich geſenkt, als er nur noch halb ausgebaut war, ſo iſt kaum einzuſehen, daß der Baumeiſter in der Verfolgung deſſelben Bauplans hätte beharren können; er würde ihn lieber abgetragen und das Fundament aufs Neue gelegt haben. Auch iſt nirgends ein Riß oder ein Ausweichen der Säulen bemerklich; nicht die geringſte Verſchiebung der Verhältniſſe, weder von Innen noch Außen, iſt hier wahrzunehmen, woraus man auf eine gewaltſam erfolgte Aenderung in der Stellung des Baues ſchließen könnte. Die Hauptgründe, welche man für die Meinung, daß der Thurm ſich ſeit der Zeit, als er bereits ausgebaut worden war, geſenkt haben müſſe, iſt aus der Art und Weiſe hergenommen, wie die eine Seite des Thurms gleichſam in der Erde begraben zu liegen ſcheint, und von dem Umſtande, daß es ein altes Gemälde gibt, in welchem dieſer Thurm als aufrecht ſtehend dargeſtellt wird

Was den erſten vermeintlichen Grund betrifft, ſo halte ich mich überzeugt, daß wenn einmal ein Baumeiſter den drolligen Einfall ausführen will, ein ſolches unge-wöhnliches Machwerk durchzuführen, er ebenſowohl gleich von unten an beginnen kann, ſeinen ſonderbaren Ein-

fällen nachzugeben, als an jeder andern Stelle des Gebäudes. Der Umſtand mit dem Gemälde bedarf dagegen einer Erläuterung; es iſt dieſes ein Freſcogemälde der Stadt in den Hallen des Campo Santo, und es iſt darin nichts weiter von dieſem Thurme ſichtbar, als die Spitze deſſelben, die über den benachbarten Gebäuden hervorblickt. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß der Gipfel dieſes Thurmes ganz winkelrecht iſt, wenigſtens ſo, daß er ganz winkelrecht erſcheinen muß, wenn man ihn ohne ſeine übrigen Theile betrachtet. Dabei hat der Thurm dieſe geneigte Richtung nur nach einer Seite hin und, wenn man ihn aus zwei veränderten Standpunkten betrachtet, ſo zeigt er durchaus nichts Ungewöhnliches. In einer dieſer Anſichten von ſolchem verſchiedenem Standpunkte aus iſt aber das Gemälde wirklich ausgeführt, nämlich, es ſtellt ein Profil, nicht die vordere oder hintere Seite des Thurmes dar. Fügen Sie dieſen Bemerkungen noch hinzu, daß das im erwähnten Gemälde dargeſtellte Stück des Thurmes nur klein iſt, ſowie daß es nur eine Nebenfigur bildet, in welcher die Merkmale der perſpectiviſchen Verkürzung eben nicht ſo genau ausgedrückt werden konnten, hätte auch der Künſtler wirklich das Geſchick zu einer ſolchen genauen Darſtellung beſeſſen; in der That iſt aber die ganze Zeichnung ohne ſonderlichen Kunſtwerth, und die Regeln der Perſpective finden ſich in demſelben ziemlich nachläſſig behandelt, ſo daß ſolches weder für noch wider Etwas beweiſen kann.

Ich halte dafür, daß der Thurm grade ſo gebaut worden iſt, wie er jetzt daſteht; daß der Baumeiſter, als er eine beſtimmte Höhe erreicht hatte, es für nöthig hielt, die anfängliche Richtung zu ändern, und daß er dieſe Abänderung in der Richtung zweimal abſichtlich ausführte, ehe er den Bau bis zum Gipfel beendigte. Einfälle ähnlicher Art ſind nichts Ungewöhnliches; ſehr viele Menſchen finden grade darin einen größern Beweis von Genialität, ein Werk in einer auffallenden Weiſe durchzuführen, als einen Gegenſtand ſo darzuſtellen, daß ſein vorzüglicher Werth in der vollkommenſten Regelmäßigkeit und Angemeſſenheit beſteht. Tauſende pflegen in bewundernden Ausrufungen über die Art, wie der Stoff eines Gewandes oder ein Endchen Treſſen in einem Gemälde dargeſtellt iſt, ſich zu erſchöpfen, während kaum ein Einziger die wirkliche Schönheit des Gemäldes empfindet und jene Dinge völlig überſieht.

Die Wirkung dieſer ſchrägen Richtung des Thurmes, wenn man ſich auf dem oberſten Altan befindet, iſt leicht einzuſehen. Es erfordert einige Selbſtbeherrſchung, um ohne Anwandlung von Angſt hinabblicken zu können; denn man glaubt jeden Augenblick hinabſtürzen zu müſſen. Die Ausſicht vom Thurm iſt herrlich; zum erſten Mal ſeit zwanzig Jahren erblickte ich wieder die blauen Gewäſſer des mitteländiſchen Meeres; wir ſahen die Inſel Gorgona vor uns und weit über eine ausgedehnte Fläche weg. Wäre das Wetter heller geweſen, ſo

würden wir eine noch weit lieblichere Ausſicht genoſſen haben.

Die Kathedrale ſelbſt iſt eine drollige Miſchung ſchöner Verhältniſſe und barbariſchen Geſchmacks. Die Kuppel hatte ein gedrücktes und ärmliches Anſehen, und manche Einzelheiten waren theils gut, theils übel ausgeführt. Doch über ſolche Dinge mag ich Nichts weiter zu den dicken Bänden hinzufügen, welche darüber ſchon geſchrieben worden ſind. Die Battiſteria gefiel mir dagegen außerordentlich wohl.

Und wer hat nicht ebenfalls ſchon vom Campo Santo gehört und geleſen? Es iſt von Hallen umgeben; die Grabmäler befinden ſich unter Bedachung, und der Raum, der für die Gräber beſtimmt iſt, erreicht kaum die gewöhnliche Größe des Innenhofes eines gewöhnlichen Schloſſes. In dieſer Umgebung könnte man Wochenlang in angenehmen aber düſtern Betrachtungen zubringen. In der Battiſteria ſahen wir einen Prieſter am Taufſteine ſtehen, der einige Worte undeutlich murmelte; bei'm Näherhinzutreten fanden wir, daß er eben ein Kind taufte. Unter allen öffentlichen Einrichtungen fangen die Religionsgebräuche allmählig an ganz gedankenlos betrieben zu werden.

Europa hat kaum irgendwo auf ſo engem Raum ſo viel anziehende Gegenſtände beiſammen aufzuweiſen, als dieſes Plätzchen in Piſa; denn hier befindet ſich noch am Quai eine kleine Kapelle, der Santa Maria della Spina

gewidmet, die würdig iſt, ſich hier zu befinden, weil eine Sage ſie als die Bewahrerin eines ſeltenen Schatzes, eines Dornes aus der Dornenkrone des Erlöſers bezeichnet. Es iſt ein niedlich in Marmor ausgeführtes Gebäude, und in ihrer Art gehört dieſe Kapelle zu den drolligſten Kleinigkeiten, die mir jemals vorgekommen ſind, und könnte in mancher Beziehung mit dem berühmten Rathhauſe in Löwen verglichen werden. Die Bauart wird hier durch **il Gothico Moresco** zum Unterſchied von **il Gothico Tedesco**, oder was man gewöhnlich deutſch-Gothiſchen Styl nennt, bezeichnet. Von dieſer mauriſchen Bauart findet ſich Vieles innerhalb des toscaniſchen Gebiets, und wenn ſie auch nicht immer rein durchgeführt iſt, ſo trifft man doch weſentliche Annäherungen an dieſelbe häufig an; ſelbſt der Pallaſt der Medici in Florenz iſt in dieſem Styl erbaut. Gehörigen Orts finde ich dieſe Bauart vorzüglich paſſend, zumal bei der Aufführung von Hallen und Gehöften. Die erwähnte Kapelle iſt aus ſchwarzem und weißem Marmor erbaut, — ein Geſchmack, der die Neigung zum Buntſcheckigen ganz gut bezeichnet, aber gegen das Ehrfurchtgebietende ernſtern Kirchenſtyls mächtig verſtößt.

Nachdem wir die Nacht in Piſa zugebracht hatten, fuhren wir im Galopp über die weite Ebene nach Livorno. Der vom Meere her uns entgegenwehende Wind dünkte uns ſelbſt im Winter angenehm, und ich athmete in langen Zügen den Duft dieſes ergötz-

lichen Meers mit einem behaglichen Gefühl, in den „erlebte Luſt und Jugenderinnerung“ ſich miſchte. Wir kehrten in ein recht gutes Wirthshaus ein, welches einem Schotten gehörte, und waren bald mit allen Merkwürdigkeiten des Orts vertraut. Für Jemand, der ſelbſt nicht in Europa war, iſt es gar nicht leicht, den Unterſchied zwiſchen Hauptſtädten und großen Handelsplätzen gehörig zu begreifen. Livorno iſt ein vorzüglich anziehender Ort und beſitzt überdieß manches Einzelne, was demſelben ſogar einen dichteriſchen Zauber verleihen könnte. Außerdem wehete in ihm der Athem des Handelsgeiſtes, der uns mächtig gleich bei unſerm erſten Eintritt umbrauſete. Sie iſt im Innern von Kanälen durchſchnitten, von Feſtungswerken umgeben und hat mehre gut unterhaltene Straßen.

Wir beſtellten unſer Mittagsmahl und eilten zum Haven. Hier weideten wir unſre Blicke an den verſchiednen maleriſchen Brigs und den dieſem poetiſchen Gewäſſer eigenthümlichen Fahrzeugen. Lange Jahre waren verſtrichen, ſeit ich die letzte Felucca ſah, oder die Polacre, die Chebeque und die Sparranera, ſo wie alle übrigen geſchnörkelten Fahrzeuge des Mittelmeers. Was auch über die zweckmäßige Bauart unſrer einheimiſchen Fahrzeuge Belobendes und Wahres geſagt werden mag; ſo hat dichteriſches Gefühl uns dabei ebenſo wenig begeiſtert, als bei allen übrigen Dingen, die in unſerm Vaterlande entſtanden ſind. Ich glaube nicht, daß uns, als Volk,

der Sinn für das Poetiſche durchaus mangelt; aber wir ſind ſehr karg mit der Aeußerung dieſes Sinnes in allen Dingen, die unſer Fleiß hervorbringt. Während wir am Molo und längs den Quais auf und ab ſpazierten, ſahen wir mehre Schiffe aus der Levante, und einen algieriſchen Rays ſahen wir, ſeinen Chibouqui rauchend, behaglich auf dem Deck ſeiner Polacre ſitzen.

Als der Lohnbediente bemerkte, mit welchem Eifer wir alle Gegenſtände im Haven betrachteten, ſagte er, es ſei recht Schade, daß wir nicht zehn Tage früher nach Livorno gekommen ſeien, weil wir alsdann ein ſehenswürdiges Schiff, den „Delaware,“ ein amerikaniſches Kriegsſchiff, hier hätten in Augenſchein nehmen können. Wir verzogen unſre Mienen zu ſpöttelnder Bemerkung, und fragten ihn, wie es möglich wäre, daß Leute, wie die Amerikaner wären, irgend etwas Sehenswürdiges hervorbringen könnten? „So dachte ich ebenfalls, meine Herren,“ antwortete er, „indeſſen war der Delaware das ſchönſte Schiff, das jemals in Livorno geſehen worden iſt, und dieß iſt nicht blos meine eigne, ſondern die allgemeine Meinung.“ — „Die Mannſchaft war wohl ſchwarz, wie ſich denken läßt?“ — „Ganz und gar nicht, Signore; ich ſtellte es mir auch nicht anders vor, aber es waren wirklich lauter weiße Leute, wie wir.“ — Letzteres war nun vermuthlich nicht ganz buchſtäblich wahr.

Blos diejenigen machen ſich in Europa einigermaßen eine würdige Vorſtellung von den Amerikanern, welche

Gelegenheit haben, ihre Schiffe zu ſehen; und dieſe verfallen dann wieder auf irrige Vorſtellungen von uns in einem entgegengeſetzten Sinne.

Seit unſrer Abreiſe aus Holland war Livorno der erſte Havenort, den ich betrat, und die für mich ſo wohlthuende Luft eines Orts am Meere ſog ich mit einer Luſt ein, die keine Sprache zu beſchreiben im Stande iſt. Mehre Monate lang hatte ich die Luft des Dichteriſch-Romantiſchen eingeathmet, und hier umwehte mich der Athem des wirklichen geſchäftigen Lebens. Die duftenden Waarenballen, die Haufen von Pommeranzen, — ſelbſt der Schlamm von der ſalzigen Ausdünſtung durchdrungen, — von dem würzigern, von Zeit zu Zeit uns anwehenden Theer- und Pechgeruch will ich ganz ſchweigen, — waren für mich lauter angenehme Gerüche, die mein ganzes Selbſt mit Luſt durchſtrömten. Dabei fand ich, daß der Aufenthalt in europäiſchen Hauptſtädten und in Alpen- und Apenninengegenden die Vorliebe für die gewöhnlichen Geſchäfte des Handels bedeutend herabſtimmt. Mit Florenz und der dortigen kleinen Hofhaltung, den trefflichen Sammlungen und vielfachen Gegenſtänden der Unterhaltung verglichen, kam mir Livorno gar zu gewöhnlich und alltäglich vor; und das Einzige, was uns hier anzog, blieb daher das Meer, der Haven, die maleriſchen Fahrzeuge, der Duft des Meeres und ein Begräbnißplatz für Proteſtanten. Durch die nebliche Ferne ſchimmerte das Eiland Gorgona herüber, wie ein ſchwan-

kender Fels; und an manchen Tagen, ſagt man, könne man bei recht heitrer Luft ſelbſt die Berge von Corſica vom Molo aus erkennen. Nicht weit entfernt von der Stadt erhebt ſich auch eine anſehnliche düſtere Bergmaſſe, die paſſend genug den Namen „Monte nero“ führt. Der Abhang dieſer Anhöhe iſt von Landhäuſern eingefaßt, und nahe am Gipfel derſelben befindet ſich eine Kirche, die bei den Seeleuten in großem Rufe ſtehet, und deren Heiligen häufig fromme Gelübde wegen Rettung aus Gefahren zur See dargebracht zu werden pflegen. Ich glaube, daß dieſe Kirche zu Unſrer lieben Frau, der Beſchützerin in Sturmesnöthen *) genannt wird. Dieſe Katholiken haben wirklich alles Poetiſche im Religiöſen herauszuheben verſtanden.

Wir begaben uns ſodann zum Begräbnißplatz der Proteſtanten, welcher manche Gräber von Amerikanern in ſich faßt, unter andern das des Capitains Gambli, der hier als Befehlshaber des „Erie“ vor etwa zehn Jahren ſein Leben beſchloß. Dieſer Mann, einer von vier Brüdern im Dienſte der Vereinigten Staaten, war vor etwa zwanzig Jahren mein Schiffskamerad auf dem „Lake Ontario“ geweſen, und es war für mich eine traurige Ueberraſchung, mich ſo unerwartet unter einem fremden Himmelsſtrich über dem Grabe des Jugendgenoſſen zu finden. Bei fortgeſetzter Betrachtung der Denk-

*) Santa Maria della Tempesta.

ſteine erſtaunte ich nicht weniger, den Namen „Tobias Smollet“ auf einem derſelben zu leſen. Dieſer kam auch nach Italien, um dort ſein thätiges Leben zu beſchließen. Das „Siste viator!“ redet laut zu Jedem, der Engliſch ſpricht und der ſich unverhofft über dem Grabe eines ſolchen Mannes befindet.

Wir waren bald mit den Wundern von Livorno fertig und kehrten nach Piſa zurück, um dort zu übernachten. Das Wetter war empfindlich kalt, und wir ſaßen ſchaudernd und fröſtelnd an einem ſchlechten Feuer, bis es Zeit war, uns zur Ruhe zu begeben.

Ich möchte keinem Auszehrungskranken rathen, nach Italien zu reiſen, um hier ein zuträglicheres Klima aufzuſuchen, als er auch in Amerika findet. Weit zweckmäßigeren Aufenthalt für ſolche Kranke gewähren die weſtindiſchen Eilande; und ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann hat mich in Paris verſichert, daß die Temperatur von Sanct Auguſtin als weit milder und gleichförmiger bekannt ſei, als irgend ein anderer Ort in der Welt, wie ſolches aus glaubwürdigen über die Witterung geführten Tagebüchern hervorgehe. Jedermann verſichert mich, daß die hierher kommenden Kranken gewöhnlich ſterben, und die Wahrheit dieſer Behauptung wird durch die Gräber des proteſtantiſchen Kirchhofes hinreichend beſtätigt. Es wäre ein der Regierung wahrhaft würdiger Gegenſtand, die Inſel Sanct Auguſtin in Aufnahme zu bringen, wäre es auch zu keinem andern Zweck, als um

ſie für Kranke und Gebrechliche zu einem angenehmen Aufenthaltsorte zu machen.

Den nächſten Tag kehrten wir auf der großen Landſtraße nach Florenz zurück, und erreichten die Thore der Stadt, als es eben Zeit war, ſich zu Tiſch zu ſetzen. Das Wetter war weit gelinder geworden, und uns fiel die Schönheit der Landmädchen auf, die ſich des freundlichern Sonnenſcheins erfreuten; mehre von ihnen zeigten in ihrem Aeußern alle erforderlichen Schönheitsverhältniſſe, um jene Ideale der Schäferwelt zuſammenzuſetzen, von welcher die Dichter mit ſolcher Behaglichkeit und Begeiſterung reden. Es waren dieſes übrigens die erſten weiblichen Geſtalten aus dieſem Stande, die ich ſeit unſerer Abreiſe aus England in irgend einem europäiſchen Lande anzutreffen Gelegenheit fand, welche einigermaßen Anſpruch auf wirkliche Schönheit machen konnten. Hier und da ſah ich in andern Gegenden wohl gelegentlich ausnahmsweiſe ein hübſches Landmädchen, hier aber begegneten uns ländliche Schönheiten in ganzen Zügen. Ich ſchreibe dieſen Umſtand ihrer Beſchäftigung zu; die meiſten ſahen wir mit Strohflechten zu Hüten beſchäftigt.

Fünfter Brief.

Bemühungen um eine Audienz beim toſcaniſchen Hof. — Großer Empfangſaal im Pitti-Pallaſte. — Veränderung der Oberherrlichkeit von Toſcana. — Des Verfaſſers Einführung beim Großherzog und den Prinzeſſinnen. — Unterredung mit dem Großherzoge. — Politiſche Betrachtungen.

Ein kleiner Umſtand, der kaum verdient, erwähnt zu werden, hat mich aus meiner Zurückgezogenheit herausgedrängt und mich genöthigt, am toſcaniſchen Hofe zu erſcheinen. Sobald ich den Entſchluß gefaßt hatte, mich dem Großherzoge vorſtellen zu laſſen, ſchrieb ich an den erſten Kammerherrn und bat ihn, mir eine Audienz zu erwirken, ſowohl beim Großherzoge als bei den Prinzeſſinnen, von denen drei bereits das Alter erreicht hatten, um ihren eignen Hofſtaat zu haben. Ich bekam zur Antwort, meine Einführung werde bei der nächſten bevorſtehenden Feſtlichkeit erfolgen, da bei dieſer Gelegenheit großer Empfang bei Hofe ſtattfinde. Ich ſorgte daher bei guter Zeit für Degen, Stahlknöpfe und Borten; denn man hatte mir zu verſtehen gegeben, daß dieſe Dinge unentbehrlich erforderlich ſeien, wenn man bei Hofe erſcheinen wolle. Wenn ich die Sache nochmals abzumachen hätte, ſo würde ich um die Erlaubniß nachſuchen, in der feierlichen Tracht meines Vaterlandes erſcheinen zu dürfen; denn wenn man einem Türken

in ſeiner Nationaltracht bei Hofe zu erſcheinen geſtattet, warum ſollte ein Amerikaner weniger Recht dazu haben? Mein Anzug hatte übrigens nichts ſonderlich Auffallendes; er beſtand in Nichts als in ſchwarzem Rock, Hoſen und Weſte, Borten an den Aermelaufſchlägen und Krägen, dazu ſtählernen Knöpfen, Degen und Klapphut. Doch bin ich überzeugt, daß, wenn ich die nöthigen Schritte deßhalb gethan hätte, ich eben ſo gut in derſelben Tracht hätte erſcheinen können, in welcher wir uns nach Whitehouſe begeben; denn der Regel gemäß erſcheint Jedermann bei Hofe nur im völligen Staate ſeines Landes.

Da wir in Italien keinen Miniſter haben, ſo entging ich der Unannehmlichkeit eines Mißgriffes; denn bei keiner gewöhnlichen Veranlaſſung möchte ich mich durch einen amerikaniſchen Miniſter bei Hofe einführen laſſen. Denn dergleichen gehört nicht eigentlich zu ſeinen Amtspflichten, und man kann ſich ſowohl ohne ihn, als durch ſeine Vermittlung einführen laſſen. Anfangs dachte ich daran, ich könne wohl den ruſſiſchen Miniſter erſuchen, mir dieſe Gefälligkeit zu erweiſen; denn der ruſſiſche Geſandte ſchien mir am meiſten geeignet, nöthigenfalls den unſrigen zu vertreten; nach reiferer Ueberlegung hielt ich es jedoch für das Angemeſſenſte, mich perſönlich an den betreffenden Hofbeamten ſelbſt zu wenden.

Der erſte Kammerherr, ein gewiſſer Marcheſe Corſi, hatte mich angewieſen, früh Abends mich im Pallaſte dei Pitti einzufinden und ihn dort zu erwarten. Der

König von England wohnt unſtreitig weit weniger prächtig und königlich, als der Großherzog von Toſcana, der einen Pallaſt inne hat, deſſen ein Kaiſer ſich nicht ſchämen dürfte, obſchon er durch einen Handelsherrn, und nichts mehr, einſt erbaut oder wenigſtens begonnen wurde. Da Jedem die Beſchauung der Gemäldeſammlung frei ſteht, ſo war ich ſchon öfter im Pallaſte geweſen; doch war dieß das erſte Mal, daß ich die eigentlichen Empfangſäle betrat.

Natürlich ſtellte ich mich pünktlich ein, und als ich die große Treppe hinanſtieg, fand ich dieſe, die Gallerieen und die Vorgemächer mit ganzen Schaaren Dienern in prächtigen Livreen angefüllt. Weiterhin fand ich eine Abtheilung der adlichen Leibwache, eine Art gardes-du-corps, und nochmals weiterhin fand ich einen Saal von den jungen Ehrenpagen beſetzt, Söhnen aus den erſten Familien Toſcana's, welche nach ihrer Weiſe mit einigen praktiſchen Scherzen und gegenſeitigen Neckereien einander die Langeweile vertrieben. Unter ihnen befand ſich auch der junge Baron — —, der Eigenthümer unſers Pallaſtes, und obſchon er eben in dieſem Augenblick im Begriff war, einem witzigen Ausfall auf einen ſeiner Kameraden freien Lauf zu laſſen, ſo unterbrach er doch ſogleich den Strom ſeiner Luſtigkeit, da er mich kommen ſah, und näherte ſich mir mit höflichem Anerbieten, wenn er mir irgend worin gefällig ſein könne. Ich ſagte zu ihm, daß ich den Marcheſe Corſi zu ſprechen wünſche,

worauf er mich an einen der anweſenden Hofbeamten verwies, an welchen ich mich deßhalb wenden müſſe.

Durch eine lange Reihe von Gemächern hindurch konnte ich die außerordentliche Anzahl Anweſender überſehen, ſämmtlich in Galla. Der dienſtthuende Kammerherr, an den ich mich jetzt wandte, trug ſcharlachrothe Uniform und ſchien beſtimmt, außer meiner noch andere Neulinge bei Hofe zurecht zu führen. Sobald ich ihm meine Bitte, dem Signor Corſi vorgeſtellt zu werden, vorgetragen hatte, frug er mich etwas ſpitz, ob ich vielleicht ein Amerikaner ſei. Ich bejahte dieß, und ſeltſam genug ſchien dießmal meine amerikaniſche Abſtammung meinen Wünſchen günſtig. Dieſer Herr führte mich recht höflich durch mehre mit Hofleuten erfüllte große Säle und ſtellte mich dem Oberkammerherrn vor, der ſich in einem kleinern Gemach befand, bloß von etwa einem Dutzend andern Herren umgeben. Nach einer kurzen Unterredung wurde ich gebeten, hier ein wenig zu verziehen, bis die hohen Herrſchaften erſcheinen würden. Indem ich mich in der Geſellſchaft umſah, bemerkte ich, daß ich mich unter den Secretarien der verſchiedenen Geſandten befand, von welchen ich einige kannte, und mich alſo mit ihnen in ein Geſpräch einließ. Ich bemerkte jedoch, daß meine Anweſenheit dieſen Herren etwas unerwartet vorkam, und im Zweifel, ob ich mich vielleicht wieder in den anſtoßenden Saal zu den Uebrigen begeben müſſe, befragte ich einen bekannten Engländer

darüber. Von dieſem Herrn hörte ich, daß wirklich meine Anweſenheit in dieſem Gemach nicht ganz der Ordnung gemäß ſei; er ſagte mir dieß auf eine recht artige, aber ganz beſtimmte Weiſe. Die großherzogliche Familie befand ſich in einem noch weiter entlegenen Saal, wo der Sitte gemäß die Häupter der verſchiedenen Geſandtſchaften vorgeſtellt wurden; die untergeordneten Beamten nebſt den Staatsminiſtern befanden ſich dagegen in dieſem kleinern Gemach. Mehre Engländer, ſagte er, mich zurechtweiſend, befänden ſich ebenfalls im andern Saal bei den übrigen Herren und warteten darauf, ihrerſeits vorgeſtellt zu werden. So wie ich dieſen Wink empfing, zog ich mich ſogleich zurück, in der Meinung, den Signor Corſi mißverſtanden zu haben.

Es verſtrich indeſſen kaum eine Minute Zeit, ſo ließ mich der Oberkammerherr gleich wieder zu ſich entbieten und ſagte mir, der Großherzog werde jetzt bald eintreten. Ich entſchuldigte meinen Mißgriff, indem ich bemerkte, daß man mir angedeutet habe, daß ich mich an einem Ort befände, wo ich nicht eigentlich hingehöre. Darauf gab mir der Oberkammerherr beiläufig und dabei ganz artig zu verſtehen, daß er der Ceremonienmeiſter am toſcaniſchen Hofe ſei und außer ihm Niemand weiter. Dagegen konnte ich nichts einwenden und fügte mich der mir erwieſenen Ehre. In dieſem Augenblick trat der Conte Foſſombrone ein, der erſte Staatsminiſter, ein ehrwürdiger alter Mann von vortrefflichem Charakter,

und nahm ſogleich ſeinen Platz der Thüre zunächſt ein. Alle Anweſenden ordneten ſich in einem großen Kreis, gleich neben den erſten Miniſter trat der Marcheſe Corſi, und ich mußte mich neben ihn ſtellen.

Sie wiſſen, daß der Großherzog von Toſcana zugleich ein öſterreichiſcher Erzherzog iſt; die Rangordnung iſt von der Art, daß, wie ich glaube, derſelbe als Glied der kaiſerlichen Familie höher ſteht, als ſonſt ein Herrſcher dieſes ſchönen und achtungswerthen, aber kleinen Staates vorſtellen würde. Wenigſtens iſt ſein gebräuchlicher Titel: kaiſerlich-königliche Hoheit, Leopold, u. ſ. w. Seine Schweſter und ſeine Töchter werden ebenfalls Erzherzoginnen genannt, wiewohl letztere zum Theil noch im kindlichen Alter ſtehen.

Toſcana kam an das Haus Oeſterreich durch eine Uebereinkunft mit Frankreich. Nach dem Tode von Johann Gaſton, dem letzten Sprößling der Medici, fiel die Herrſchaft des Landes im Jahr 1737 Ludwig dem Fünfzehnten erblich zu, als Nachkomme der Maria von Medici, der Gemahlin Heinrichs des Vierten. Um dieſelbe Zeit hatte der regierende Herzog von Lothringen, Franz, ſich mit der Erbin des Habsburgiſchen Hauſes vermählt und war in Deutſchland zum Kaiſer gewählt worden. Da Lothringen am linken Rheinufer und in geringem Abſtande von Paris gelegen und ſeit der Eroberung des Elſaſſes ganz innerhalb franzöſiſchen Gebiets befindlich war, ſo mußte man natürlich in Frankreich wünſchen, dieſen

Landſtrich ganz zu beſitzen. Hierzu gab nun der Tod des Johann Gaſton ein ſchickliches Auskunftmittel an die Hand, und das Geſchlecht der Lothringer, nunmehr für immer der öſterreichiſchen Beſitzungen verſichert, verſtand ſich leicht dazu, ſein Stammland gegen das Toſcaniſche einzutauſchen. In Rückſicht des Reichthums des Bodens und der Zahl der Bevölkerung machte Frankreich damals einen ſchlechten Tauſch; aber höhere politiſche Berechnung wußte hier das Fehlende auszugleichen. Toſcana lag zu weit entfernt; dagegen rückte der Beſitz Lothringens die dießſeitige franzöſiſche, am meiſten unbeſchützte Grenze oſtwärts weiter vor nach dem Rhein. Außerdem war es nicht gleichgültig, wenn das künftige Haupt des Hauſes Oeſterreich mitten in Frankreich im Beſitz eines bedeutenden Landes verblieb, und es war daher eine gütliche Ausgleichung einem gewaltſamern Schritte weit vorzuziehen. Frankreich machte jedoch die Bedingung, daß Toſcana nie völlig mit den öſterreichiſchen Erblanden verſchmolzen werden, ſondern jederzeit nur durch ein Glied des erzherzoglichen Hauſes beherrſcht werden ſolle. Als daher Joſeph der Zweite ohne Erben ſtarb, und ſein Bruder Leopold, damals Großherzog von Toſcana, ihm in der Regierung nachfolgte, ſo wurde deſſen zweiter Sohn Ferdinand zum Beherrſcher Toſcana's erkohren. Der Sohn deſſelben, Leopold der Zweite, iſt der jetzt regierende Herzog; er iſt folglich ein Neffe des Kaiſers und hat das nächſte Anrecht auf den kaiſerlichen Thron,

nach den beiden kaiſerlichen Prinzen, und geht den Erzherzögen Carl, Johann, Rainer, Anton u. ſ. w. voran. Während wir alſo hier einer Audienz des Beherrſchers von Toſcana entgegenſahen, blieb es keine unwahrſcheinliche Vorausſetzung, ihn dereinſt mit der kaiſerlichen Krone geſchmückt zu ſehen, wie dieſes ſeinem Großvater und Vorfahren begegnet war.

Kaum hatte ich Zeit gehabt, mich mit dem Marcheſe Corſi zu verſtändigen, als die Glieder des erzherzoglich-großherzoglichen Hauſes ſchon in den kleinern Saal eintraten, in welchem wir uns aufgeſtellt hatten. Zuerſt kam der Großherzog, ein Mann von herrlichem Wuchs und höchſt einnehmenden Geſichtszügen. Er trug öſterreichiſche Officiersuniform: einen weißen Rock, lange Scharlachbeinkleider, goldne Stickerei und militäriſche Stiefeln, er war mit Stern und Band des Ordens vom goldnen Vließ geſchmückt. Er ſchien etwa dreißig Jahr alt zu ſein.

Beim Eintritt in den Saal wandte er ſich ſogleich an den Grafen von Foſſombrone und unterredete ſich mit ihm einige Minuten lang; darauf wandte er ſich mit fragendem Blick an den Marcheſe Corſi, welcher mir winkte, indem er meinen Namen nannte und darauf einige Schritte zurücktrat. Die Unterredung währte etwa fünf Minuten, wie gewöhnlich mit der Frage über meine Reiſe, über die Länge meines Aufenthalts in Florenz und einigen höflichen Ausdrücken anfangend, mich an

ſeinem Hofe zu ſehen; es wurde franzöſiſch geſprochen. Der Großherzog machte auf mich einen bleibenden Eindruck von der Feſtigkeit und Gradheit ſeines Charakters, eine Eigenſchaft, die ich in jedem Mann und vorzüglich bei einem Fürſten weit mehr als alle andern ſchätze. Eine Probe dieſer Einfachheit und Lauterkeit iſt ſo überzeugend und weicht ſo ganz und gar von Allem ab, was ich in dieſer Hinſicht in Paris erfahren hatte, daß ich deſſen gern erwähne. „Man hat mir Sie," ſagte er, „als den Verfaſſer vieler Werke genannt; da ich aber noch nie in den Fall gekommen bin, dieſe kennen zu lernen, ſo kann ich Ihnen nichts weiter darüber ſagen, als daß ſie mir von denen gelobt worden ſind, die ſolche geleſen haben." Dieß war ein höfliches Wort, mit einer Ehrlichkeit der Geſinnung ausgeſprochen, die ſowohl ſeinem geſelligen Takt als ſeiner Wahrheitsliebe gleiche Ehre machte. Er verließ mich mit wiederholten Aeußerungen ſeines Vergnügens, mich an ſeinem Hofe zu ſehen, und machte alsdann die Runde bei den Secretarien und geſandtſchaftlichen Attachés.

Während der Großherzog zu mir ſprach, erſchienen die beiden Großherzoginnen und die Erzherzogin Louiſe in dem Saale. Ich ſagte: beide Großherzoginnen, denn hier befindet ſich eine Großherzogin Wittwe und eine regierende Großherzogin. Die eine Dame iſt eine Schweſter, die andere eine Nichte des Königs von Sachſen; die ältere hatte ſich mit dem vorigen Großherzog erſt

kurze Zeit vor deſſen Tode vermählt und war ohne Kinder. Dieſe drei Fürſtinnen traten eine nach der andern vor und ſprachen nach der Reihe mit Allen, welche der Großherzog angeredet hatte, indem ſie warteten, bis er zu Ende war. Da deſſelben Unterredung mit mir etwas länger als gewöhnlich währte, ſo blieben die drei Fürſtinnen hinter dem Großherzoge neben einander ſtehen, bis dieſer ſich von mir entfernte. Sie waren ſämmtlich in großem Galla, und Kammerherren trugen die Schleppen ihrer Gewänder.

Jede hatte im Vorübergehen mit dem Conte di Foſſombrone geſprochen; und als der Großherzog weiter ſchritt, näherte ſich mir die regierende Großherzogin. Es fand keine wörtliche Einführung ſtatt, indem Signor Corſi ſich bloß gegen mich verneigte, um einem Mißverſtändniſſe vorzubeugen. Ich vermuthe beinah, Sie erwarteten, daß mir jetzt etwas Schmeichelhaftes über den einen oder den andern meiner Romane zu Theil wurde. Ganz und gar nicht; — von den drei Fürſtinnen erwähnte keine meiner Geiſtesprodukte, nicht im Geringſten. Sie hatten wohl früher ſchriftſtelleriſches Verdienſt mit Auszeichnung behandelt, wenn ihnen ſolches vorzugsweiſe namhaft gemacht wurde; doch vermieden ſie jede Anſpielung darauf, da, wie ich ſpäter hörte, die übrigen Säle mit vornehmen Herren erfüllt waren, die alle der Ehre gewärtig waren, ihnen vorgeſtellt zu werden. Mit den beiden Großherzoginnen hatte ich eine ziemlich lange

Unterredung, und die Eine nahm mich beſonders durch die Art für ſich ein, wie ſie ſich nach meinen Kindern erkundigte, von welchen ſie zufälliger Weiſe Einiges gehört hatte; die Erzherzogin ſagte nur Weniges, aber die beiden Großherzoginnen waren nicht bloß aufgelegt zu plaudern, ſondern überhaupt recht liebenswürdig in ihrem Benehmen.

Bei dieſer Gelegenheit erhielt ich einen drolligen Beweis vom Einfluß der Hofgunſt; denn kaum waren die hohen Herrſchaften von mir gegangen, ſo hatte ich meinerſeits die Höflichkeiten faſt des ganzen diplomatiſchen Corps entgegenzunehmen; denn die Strahlen königlichen Wohlwollens erleuchten die Nebenplaneten, wie der Mond ſeinen Glanz von der Sonne erhält.

Die übrige Zeit der Empfangsfeierlichkeit verſtrich auf dieſelbe Weiſe, indem der Großherzog alle Säle durchſtrich; doch nahmen die Damen nicht an allen dieſen Unterredungen Antheil. Dieſe nahmen endlich an einem Spieltiſche Platz; wobei ich bemerkte, daß die Erfriſchungen, welche ihnen angeboten wurden, von Pagen überbracht und dieſen von den dienſtthuenden Kammerherren abgenommen wurden, um ſie ihnen zu reichen.

Unter den Anweſenden befand ſich auch Herr Eynard, der bekannte ſchweizeriſche Griechenfreund. Er trug die kriegeriſche Jacke der ſchweizer Landmiliz und ein griechiſches Kreuz an einem Bändchen; mehre Engländer in der Uniform der engliſchen berittenen Miliz, Perſonen

von hohem Rang, waren ebenfalls zugegen; Einer derſelben, Lord — —, ſagte zu mir, ſeine Uniform ſei eine Lieutenantsuniform; denn eine ſolche Stelle habe er „in früherer Zeit“ bekleidet. Dieſe Dinge erwähne ich bloß deßhalb, weil man bei uns in Amerika ſich von dergleichen Formen falſche Vorſtellungen macht. Das vernünftigſte Benehmen für einen Amerikaner, wenn er veranlaßt wird, an einem europäiſchen Hofe zu erſcheinen, bleibt immer, daß er in der feierlichen Tracht von Waſhington auftrete; übrigens iſt es ganz dem guten Ton gemäß, in militäriſcher Kleidung zu erſcheinen, wenn man einiges Recht hat, eine ſolche anzulegen. Darin liegt der Mißgriff, daß manche Leute mit ſolchen militäriſchen Titeln auf Viſitenkarten und im gewöhnlichen Umgang ſich breit machen, und in Fällen, wie dieſer, wo ſie wirklich Werth haben können, ſie als unzureichend außer Acht laſſen. Wir pflegen in dergleichen Dingen gewöhnlich das Unterſte zu oberſt zu kehren, und glauben dann häufig überall das Rechte zu treffen, wo wir nur zu oft unrichtige Schlüſſe machen.

Die bekannte Geſchichte von Napoleon und General — — kann wahr ſein; doch zweifle ich an ihrer Aechtheit, weil ſie ganz den europäiſchen Anſichten widerſtreitet; ſie hat nur zu merklichen Beigeſchmack von ſolchen Erdichtungen, wie ſie häufig in amerikaniſchen Geſellſchaften umlaufen und dort für buchſtäblich wahr genommen werden. Dergleichen Anekdoten habe ich bei uns

zu Dutzenden gehört, die großen Beifall fanden, obgleich ſie gewiß durchaus erdichtet waren. Denn in Amerika kennt man eben ſo wenig von den europäiſchen Gewohnheiten, als hier von den unſrigen, und unſere Empfänglichkeit für europäiſche Anſichten iſt ſo groß, daß wir das ungereimteſte Zeug, was man davon bei uns verbreiten mag, ſogleich als wahr und wirklich aufzufaſſen pflegen.

Nachdem ich eine Zeitlang im großen Saale verweilt hatte, verſuchte ich mich, unbemerkt von den übrigen Anweſenden, zu entfernen; während ich damit umging, bemerkte ich, daß der Großherzog, von einem großen Schwarm von Hofleuten gefolgt, ſich mir langſam näherte. Ich begab mich in eine Ecke des Saals, die eben frei war, nach der Thüre zu, in der Meinung, der Großherzog werde, ohne mich zu bemerken, an mir vorübergehen, da ich den Schein vermeiden wollte, als ſuche ich jede Gelegenheit auf, mich ihm bemerklich zu machen, nachdem mir beim erſten Empfang ſchon ſo ehrenvolle Aufmerkſamkeit zu Theil geworden war. Doch hätte ich in dieſer Abſicht keine verkehrtere Stellung wählen können; denn, ſo wie der Großherzog beim Vorſchreiten durch den Saal zufällig ſeitwärts blickte, wurde er meiner gewahr, und ſo wie er ſich wandte, befand ich mich wirklich in die Ecke getrieben, ohne ihm ausweichen zu können. Die, welche dem Fürſten unmittelbar folgten, etwa fünfzig an Zahl, blieben in einem Halbkreis um ihn ſtehen, der ſich von der äußern Seite der Thüre bis durch den Saal

hin ausdehnte, und ſo befanden wir beide in der Ecke uns allein. Anfänglich wandte der Großherzog den Uebrigen den Rücken zu; doch die Unſchicklichkeit dieſer Stellung begreifend, wandte er ſein Antlitz ſogleich ſeinen Unterthanen zu.

Seine Unterredung mit mir mochte etwa zwanzig Minuten dauern: Seine kaiſerliche Hoheit ſchien begierig, Vieles über Amerika zu erfahren; und obgleich ſeine Ausdrücke viel Beſcheidenheit und Höflichkeit, mit beſonders empfehlender und einnehmender Offenheit verriethen, ſo that er doch hunderte von Fragen an mich, und ich hatte vollauf zu thun, jede gehörig zu beantworten. Er erkundigte ſich nach der Anzahl und nach der Größe unſerer Städte, nach der Lebensweiſe und den Gewohnheiten unſeres Volks und nach dem Zuſtande unſeres Landes überhaupt. Ueber manche Dinge ſchien er, wie die meiſten Europäer, undeutliche und falſche Anſichten zu haben; doch im Ganzen mußte ich ihn doch für weit mehr mit unſern Angelegenheiten bekannt halten, als ich dieß ſelbſt von den gebildeteſten Männern in dieſem Welttheil behaupten könnte. Seine geographiſchen Kenntniſſe überraſchten mich durch ihre achtungeinflößende Klarheit, und das meiſte Vergnügen machte mir die Einfachheit und Lauterkeit ſeines unvoreingenommenen und richtigen Urtheils.

Nicht lange vorher waren die „Oſagen" durch Florenz gekommen und waren dort, wie früher in Paris,

gefeiert und gelabt worden. Der Großherzog fragte mich, ob ich dieſe Leute geſehen hätte; und als ich dieß bejahte, wollte er wiſſen, ob ich ſie wirklich für einflußreiche Häuptlinge ihres Stammes hielt, und welche Gründe dieſe Leute wohl gehabt haben möchten, um nach Europa zu kommen. Nun iſt es freilich für Niemanden angenehm, der ſich einbildet, einen Helden geſehen zu haben, wenn man ihm erzählt, es ſei nur ein gewöhnlicher Menſch geweſen, oder, wenn er geglaubt, einen Heiligen unter Dach zu haben, daß er alsdann hinterher erfährt, er habe einem argen Sünder ſo viel Aufmerkſamkeit zugewendet. Doch, indem ich der Offenheit und Gradheit des Großherzogs nichts nachgeben wollte, ſo äußerte ich ihm meine aufrichtige Meinung, nämlich: daß dieſe Wilden nicht wohl Häuptlinge ihres Stammes hätten ſein können, weil ſonſt der Beamte unſerer Regierung zu einer ſolchen Reiſe ſeine Zuſtimmung nicht hätte geben können; und daß ich weit entfernt hier an eine religiöſe Bekehrungsabſicht zu glauben, die ganze Geſchichte vielmehr für eine Erfindung des Unternehmungsgeiſtes des Franzoſen hielte, der bei dieſem Stückchen ſeinen Vortheil am meiſten zu Rathe gezogen hätte. Dieſe Erklärung wurde gut aufgenommen, und mir kam es vor, als ſei dem Großherzoge eine ſolche Antwort von meiner Seite gar nicht unerwartet. Fürſten hören übrigens ſo ſelten Wahrheit, daß ſogar das Neue an derſelben einen beſondern Reiz für ſie haben muß.

Eine ſeiner Fragen, die mich perſönlich betraf, war für mich nicht weniger überraſchend als beluſtigend: „aus welchem Lande ſind Sie eigentlich?“ So fragte er mich, indem er einen beſondern Nachdruck auf das letzte Wort legte. Hätte dieſer Fürſt nicht gleich anfänglich ſich mir als einen Mann gezeigt, der von Amerika weit genauere Kenntniſſe, als man ſie gewöhnlich antrifft, beſitze, ſo hätte ich beinah mir vorgeſtellt, daß die Farbe wieder ein Grund des Mißverſtändniſſes geweſen ſei; doch da von einem ſolchen hier nicht die Rede ſein kann, ſo vermuthete ich etwas ganz Anderes. Ich glaube, die Veranlaſſung dieſer ungewöhnlichen Frage mochte etwa folgende ſein: Ich hatte kurze Zeit vorher eine ſich dargebotene Gelegenheit benutzt, um die Bewegungsgründe und Abſichten auseinander zu ſetzen, welche das wohldurchdachte und anhaltend durchgeführte Syſtem von Verunglimpfungen, deſſen die engliſchen Publiciſten ſich gegen Amerika ſchuldig machen, veranlaßt habe und erhalte. Hierin hätte jeder Andere eben ſo gut wie ich den Eingebungen ſeines Pflichtgefühls folgen können; denn nur als ſolche konnten jene Bemerkungen aufgenommen werden; indeſſen hatte durch eine Vereinigung von Nebenumſtänden meine Schrift zufällig Eingang in Europa gefunden, wohin ſo manche andere Producte amerikaniſcher Schriftſteller gar nicht hingelangen. Wie zu erwarten war, wurde ich dafür öffentlich tüchtig geſchmäht, oder, wie man ſagt, heruntergemacht; denn die Angel-

Sachſen-Race pflegt ihre Zuflucht zum Schimpfen und Verläumden zu nehmen, wenn es ihr an Mitteln und Kräften zur Widerlegung gebricht. Um die von mir aufgeſtellten Zeugniſſe zu entkräften, wurde beiläufig beigebracht und abſichtlich verbreitet, ich ſei eigentlich nichts Mehr und nichts Weniger als ein abtrünniger Engländer, und meine aufrichtige Entrüſtung über die unwürdige Verhöhnung meines Vaterlandes verſtand man ſehr geſchickt als perſönlichen Aerger und perſönliche Rache wegen mir widerfahrner wirklicher oder eingebildeter Kränkungen auszulegen. Da ein halbes Dutzend ſolcher abſichtsloſſcheinender, aber deſto mehr auf Erfolg berechneter Ausfälle mir in den öffentlichen Blättern vor Augen gekommen waren, ſo konnte ich nicht leicht den wahren Sinn der Frage des Großherzogs verfehlen; und in meiner Vermuthung wurde ich deſto mehr beſtärkt, da ich die Aufmerkſamkeit gewahrte, mit welcher dieſer Fürſt meine Antwort zu erwarten ſchien. Entſchloſſen, ihn über dieſen Gegenſtand, der für das Großherzogthum Toscana von gar keiner, für mich aber von deſto größerer Wichtigkeit war, völlig ins Klare zu ſetzen, ſagte ich zu ihm mit einigermaßen zu entſchuldigender Umſtändlichkeit, ich ſei in dem kleinen Staate New-Yerſey geboren, deſſen Gebiet zwiſchen den beiden großen Staaten Pennſylvanien und New-York liege, übrigens ſeit meiner früheſten Kindheit ein Bürger des letztern geweſen. Darauf wünſchte der Großherzog zu wiſſen, ob New-Yerſey von

Anfang an ein getrennter Staat, ob mein Vater vielleicht ein geborner Engländer geweſen ſei. Auf dieſe Hindeutungen erwiederte ich: daß meine Voreltern freilich um das Jahr 1679 aus England eingewandert ſeien, daß ich indeſſen überzeugende Beweiſe dafür anführen könne, ich ſei in grader Abſtammung der erſte in meiner Familie, der ſeit jener Zeit aus Amerika ſich entfernt habe; überdieß ſeien Penſylvanien, New-Yerſey und New-York urſprünglich für ſich beſtehende Staaten im nordamerikaniſchen Staatenvereine, und mehr als hundert Männer unſeres Namens und gleicher Abſtammung zählten ſich gegenwärtig zu ihren Bürgern. Ich hoffe, dieſe Antwort befriedigte den Herzog; denn das engliſche Verunglimpfungsſyſtem hat ſo allgemeinen Widerwillen erregt, daß ich öfter Gelegenheit fand, zu bemerken, daß die Einwohner anderer Länder es gern hörten, wenn den Engländern ihr Unrecht nachgewieſen wurde.

Es war keine ganze leichte Sache, dem Großherzog alle ſeine Fragen zu beantworten, ohne ihn einigermaßen zu täuſchen; denn die höfiſche Förmlichkeit geſtattete ſelten etwas mehr als kurze Erwiederungen. Er erkundigte ſich nach den bei uns üblichen Luxusgegenſtänden und äußerte mancherlei übertriebene Vorſtellungen hinſichtlich unſerer Prachtliebe. Er ſchien verwundert, als ich ihm ſagte, wir beſäßen keine Gegenden, die ſich in Schönheit mit denen am Mittelmeer vergleichen ließen, und daß überhaupt das ganze Küſtenland von Amerika

flach und unanſehnlich ſei. — „Aber Ihre See'n?" — „Sind groß ohne Zweifel, aber auch von ſo beträchtlicher Ausdehnung, daß ſie Anſichten wie das große Meer gewähren; und die Ufer dieſer großen Landſee'n haben durchaus nichts Maleriſches. Zwar haben wir auch manche anmuthige kleine Landſee'n; aber dieſe vermögen keinen Vergleich auszuhalten mit der Schönheit der ſchweizeriſchen oder italieniſchen Landſee'n." — „Ihre Flüſſe?" — „Sind breit und ſchön." — „Und Ihre Berge?" — „Bleiben ſelbſt hinter den Toscaniſchen weit zurück."

Doch ich würde mich vergeblich bemühen, Ihnen Alles, was in dieſer langen Unterredung vorkam, genau wiederzugeben; ich konnte bloß verſuchen, Ihnen vom Gange derſelben, nicht aber von den Einzelnheiten eine Vorſtellung zu geben. Sie endete mit den üblichen höflichen Ausdrücken von Seiten des Großherzogs und dem wiederholten Wunſche, daß unſer Aufenthalt in Toscana uns viel Annehmlichkeiten gewähren möge. Während dieſes ganzen Abends ſtörte mich Nichts in dem angenehmen Gefühl, mit mehr als gewöhnlicher Auszeichnung behandelt worden zu ſein, und zwar aus Achtung für mein Vaterland; ein Grund der Auszeichnung, der in Europa mir ganz neu war, und den ich deßhalb der Erwähnung vorzüglich werth halte.

Gleich den meiſten Gliedern des kaiſerlich öſtreichiſchen Hauſes, iſt Leopold der Zweite ein wohlwollender und menſchenfreundlicher Mann, und, wie ich glaube, ein

redlich für das Wohl ſeines Volkes beſorgter Herrſcher. In manchen öffentlichen Vorgängen kann der nothwendige Fall eintreten, wo der unumſchränkte Gebieter nicht mit der fürſtlichen Perſönlichkeit verwechſelt werden darf; doch die Welt iſt gewöhnlich ungerecht genug, um Beides zu verwechſeln, während ſie ſo leicht die getheilte Verantwortlichkeit der Ariſtokratie überſieht; — eine politiſche Körperſchaft, die begreiflicherweiſe weit mehr vorſätzliches Uebel verſchuldet, als irgend eine andere; während dagegen ein großer Theil der durch den Despotismus verſchuldeten Uebel meiſtens den untergeordneten Beamten zur Laſt fällt. Indeſſen iſt Toscana ein mildbeherrſchtes Land; und wiewohl es nicht frei ſein kann von den Gebrechen, die aus einem Mangel von Oeffentlichkeit hervorgehen, ſo iſt es dagegen frei von den aus zu großer Oeffentlichkeit hervorgehenden Gebrechen, — den Gebrechen der Verwechſelung der Erforderniſſe des Gemeinwohls mit den Rechten der Einzelnen. Der hinterliſtigſte Feind des monarchiſchen Princips iſt das ariſtokratiſche, welches zerſtört, wo es vorgibt, das Ganze zuſammenzuhalten. Doch dieſes iſt das gewohnte Streben des Adels, und mir iſt es aufgefallen, wie ein geheimer Inſtinkt die Herrſcher unſerer Zeit dieſe Wahrheit allmählig mehr einſehen läßt. Ein Land kann ſo weit fortgeſchritten ſein, um die Einführung demokratiſcher Inſtitutionen zu wünſchen; doch wird dieß nur unter wenigen deſpotiſchen Regierungen der Fall ſein. Dage-

gen ſtrebt der ſämmtliche Adel durch ganz Europa nach einer politiſchen oder wirklichen Ariſtokratie eben ſo eifrig, als nach einer geſellſchaftlichen, äußerlich hervortretenden Ariſtokratie. Es gehört daher keineswegs zu den gewagten Vorausſetzungen, daß ein unumſchränkter Fürſt einen Ariſtokraten mit weit größerm Mißtrauen betrachten könne, als er nach den beſtehenden Verhältniſſen gegen einen Demokraten Mißtrauen hegen kann; denn das Streben des Demokraten verfolgt ein durch die Umſtände unmögliches Ziel, während die vorhandenen Formen ein fortwährendes und naturgemäßiges Hinneigen zur Ariſtokratie befördern. So viel iſt wenigſtens richtig, daß ich bei meinem perſönlichen Zuſammentreffen mit Fürſten und Ariſtokraten, bei erſtern weit größere Liberalität, weit richtigeres Urtheil über die faktiſchen Zuſtände eines Landes, weit weniger blinden theoretiſchen Eifer zu Gunſten irgend eines ſelbſtiſchen Syſtems, weit vorurtheilsfreiere Anſichten, ohne jene ſklaviſche Abhängigkeit von dünkelhaften Einflüſterungen des Eigennutzes angetroffen habe, als bei letzteren; ſo fern ich nämlich hier die Ariſtokraten überhaupt als Körperſchaft betrachte, und die ſeltnen glänzenden Ausnahmen dieſer Caſte nicht in Anſchlag bringe. Was übrigens Leutſeligkeit und Vermeidung hochfahrenden Benehmens betrifft, ſo muß ich hier gleichfalls den Fürſten den Vorzug einräumen, und dieſes hat ſeinen natürlichen Grund. Ich meine nämlich, jemehr wir uns über Mitbewerbung

und Eiferſucht erhaben fühlen, deſto mehr neige ſich unſer Gemüth zur ſchonenden und rückſichtsvollen Behandlung anderer Menſchen hin.

Sechſter Brief.

Florenz. — Faſtnachtsluſtbarkeiten. — Maskenball im Hôtel de France. Eine Geſellſchaft von Engländern. — Polniſcher Tanz. — Die Vermiſchung der Völker, ein Beförderungsmittel der fortſchreitenden Aufklärung. — Oeffentliche Meinung. — Der myſtificirte Yankee. — Prinz Napoleon, der Sohn des Grafen von Saint-Leu.

Der Carneval ſtellte ſich bei Zeiten ein in dieſem Jahr, und wir haben uns wohl einen Monat lang mit ſeinen harmloſen Schnurren und Späßen unterhalten. Unſere kleine Hauptſtadt hat in neuen bunten Farben geglänzt, und eine Folge von Maskenbällen in den verſchiednen Geſandtſchaftshôtels iſt für uns eine Hauptquelle mannigfaltiger Luſt und Unterhaltung geweſen. Bei einem dieſer Maskenbälle, welchen Herr von Vitrolles, der franzöſiſche Geſandte, gab, war ich ſelbſt zugegen, und dieſen will ich Ihnen in wenigen Worten beſchreiben, damit Sie ſich einigermaßen eine Vorſtellung davon machen können, wie dieſe Dinge in Italien behandelt werden.

Wiewohl man nicht durchaus genöthigt iſt, eine

Maske vorzunehmen, ſo erwartet man doch von Jedem, daß er wenigſtens irgend etwas an die vorübergehende Narrheit Erinnerndes ſinnbildlich an ſich trage. Man hatte mir geſagt, daß ein kleiner ſeidner Mantel, der nicht tiefer hinabreiche, als bis zu den Ellenbogen, roth eingefaßt und mit Quaſten beſetzt, vorzüglich von den Freunden des juste milieu getragen werde, und grade das am wenigſten auffallende Maskenzeichen ſei. Alſo mit einem ſolchen Mäntelchen verſehen, und übrigens in meiner gewöhnlichen Kleidung, begab ich mich mitten unter die bunte Menge im Hôtel de France.

Vielleicht die Hälfte der Anweſenden war in Maskenanzügen; dieſe Leute erſchienen in allen möglichen Trachten, welche Einbildungskraft, Landesbrauch oder Laune irgend erſinnen kann. Eine Stadt wie Florenz, bietet bei ſolchen Anläſſen eine weit größere Mannigfaltigkeit von eigenthümlichen Volkstrachten, als ſolches irgend eine bedeutende Hauptſtadt vermag; denn hier beſteht der geſellige Kreis mehr als zur Hälfte aus Fremden und Reiſenden, die aus allen Gegenden der Chriſtenheit hier zuſammenſtrömen. Der Ballſaal gewährte daher einen glänzenden Anblick, vorzüglich ſchon deßhalb, weil alle anweſenden Damen in den gewählteſten phantaſtiſchen Anzügen erſchienen. Dann ſah man die gewöhnlichen Aufzüge von Griechen, Aegyptern, Türken und altväterlichen Stutzern, und eine große Anzahl eingebildeter Militäruniformen. Unter andern erblickte ich einen

Engländer aus der Zahl meiner Bekannten, einen gewiſſen Sir — —, der einen Rock an hatte, deſſen Schnitt mich an das vorige Jahrhundert erinnerte. Auf mein Befragen erwiederte er, daß er in ſeiner Jugend in der Garde gedient habe, und er gehe nie ohne ſeine alte Uniform auf Reiſen, da ſie ihm bei ſolchen Gelegenheiten, wie dieſe, noch immer treffliche Dienſte leiſte. Dieß iſt freilich ein etwas ſtarkes Stück von Grillenhaftigkeit, die hier aber ihren Zweck nicht verfehlt; dagegen iſt es ebenfalls Grille unſers kleinſtädtiſchen Weſens, vor einer Milizuniform ſich gleichſam zu fürchten. Lord — — war hier ebenfalls in ſeiner Jacke, und ſtolzirte in ſeinem ehemaligen Yeomanry-Lieutenantsſtaat einher. Dann wieder ſah man eine Geſellſchaft von Engländern ſich in der Mitte des Saales ſammeln und von ihrem Lande mit einander plaudern. Sie waren ſämmtlich in Uniform, wenigſtens zehn von ihnen ganz gewiß, und ſie gehörten, wie ſie ſagten, zu der „haushälteriſchen Brigade.“ Die übrige Geſellſchaft zuckte die Achſeln über dieſe eingedrungene engliſche Leibwache, was freilich nicht zum vorzüglich guten Ton gehörte; doch hätte man ſchwerlich eine Auswahl ſchönerer junger Leute ausfindig machen können. Mehre von ihnen waren ſechs Fuß und zwei bis drei Zoll lang und nahmen ſich unter den kleinen Italienern wie Rieſen aus. Sie glichen einer Reihe unſerer Jünglinge aus den weſtlichen Staaten, wenn ſie ausnahmsweiſe in ſtattlichen Anzügen erſcheinen.

Bald nachdem die Geſellſchaft beiſammen war, erſchien ein ſchön geſchmückter Zug in polniſcher Landestracht und tanzte eine Polonaiſe. Sowohl Herren als Damen trugen kleine Stiefeln, und ihre Anzüge waren vorzüglich gefällig gewählt. Die Bewegungen des Tanzes waren langſam, hatten einige Aehnlichkeit mit einer Quadrille; aber das Ganze hatte einen mehr deutſchen und mehr theatraliſchen Charakter. Die Tänzer und Tänzerinnen waren Einheimiſche; nur der Führer des Zugs war, wie ich vermuthe, ein Pole.

Nachdem ich eine Zeitlang im Saale zugebracht hatte, bemerkte ich zufällig, daß ich der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit war. Jedermann ſchien ſich nach mir umzuwenden, bis ich endlich inne wurde, ich müſſe Etwas vernachläſſigt haben, was die Sitte verlange. Ich frug alſo einen Bekannten, was wohl die Urſache wäre, daß man auf mich ſo wiederholt und anhaltend aufmerkſam ſei. „Sie haben keinen Domino,“ antwortete er. Das war die beſte Schutzrede für ein Gewand, das, nachläſſig über die Schultern geworfen, mir entfallen war; der Mangel eines ſolchen mußte natürlich in dieſer Geſellſchaft nicht weniger Aufſehen erregen, als das Tragen deſſelben bei andern Gelegenheiten erregt haben würde.

„Vive la folie, mon cher!“ rief mir der redſelige Baron — — nach, als er ſah, wie ich das mir entfallene Mäntelchen wieder aufhob, — „il faut être aussi fou

que le reste du monde ce soir!“ Dieſer Herr hatte ſich in einem weißen Domino verhüllt, trug aber keine Maske. Sein herrliches bewegliches neapolitaniſches Auge leuchtete durch das bunte Getümmel, als ſchöpfe er unendliches Behagen aus Allem, was um ihn her vorging. Das Gemiſch von Farben machte die gewühlige Menge recht anziehend, und die vielen weißen Domino's trugen nicht wenig bei, den Eindruck des Ganzen zu erhöhen.

Indem ich die zahlreiche Geſellſchaft an mir vorüber wogen ſah, vertiefte ich mich allmählig in Betrachtungen über die Folgen der ungewöhnlichen Vermiſchung der Völker, welche aus dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge in Europa nothwendig hervorgehen muß. Vor fünfzig Jahren reiſten nur Vornehme und Reiche, und ſelbſt unter Zehnen konnte derſelben kaum Einer wirklich ſagen, er habe die Welt geſehen. Damals konnte man nur mit vielen Schwierigkeiten die Alpen bereiſen, und die Koſten einer ſolchen Unternehmung waren vergleichungsweiſe abſchreckend genug. Landſtraßen und Wirthshäuſer waren damals in der Regel ſo ſchlecht beſchaffen, daß eine Reiſe von Paris nach Rom ſchon ein ernſthaftes Unternehmen war, und mit einem vorübergehenden Aufenthalt in einer dieſer Städte war ſchon eine gänzliche Umkehrung der Gewohnheiten des Bewohners der andern verknüpft. Dieſen Abend dagegen fragte mich ein junger Engländer, den ich kannte, höflicherweiſe, ob ich vielleicht etwas in London zu beſtellen hätte. „Ich bin eben im

Begriff auf einen Monat oder ſechs Wochen einen Abſtecher nach Hauſe zu machen," fuhr er fort, „und ehe Sie weiter nach Süden reiſen, bin ich hoffentlich wieder hier." Die Reiſe ſchien ihm nicht viel mehr zu bedeuten, als uns ein Ausflug von New-York nach Washington. Gewiß hätte ſein Vater zu ſeiner Zeit weit länger mit der Vorbereitung zu einer ſolchen Fahrt zugebracht, als ſein Sohn jetzt braucht, um ſie zu machen.

Ein augenſcheinlicher und wohlthätiger Erfolg dieſes zunehmenden Verkehrs iſt gewiß die allgemeine Zunahme der Intelligenz, die Abſchleifung von Vorurtheilen und das Ueberwiegen toleranter Beurtheilung Anderer im Vergleich mit früheren Zeiten. In einem geſelligen Verkehr, der gleichſam die Stellvertreter aller aufgeklärten und gebildeten Völker zuſammenführt, müßte ein Menſch ärger als ein Klotz ſein, wenn er nicht darin Stoff ſammelte, welcher der Aufbewahrung und Verarbeitung würdig wäre; denn kein Volk iſt ſo hoch gebildet, daß es ſich vollkommen dünken könnte, und kein Volk iſt ſo entwürdigt, daß es nicht wenigſtens Etwas beſitzen ſollte, das der Mittheilung an Andere werth wäre.

Es dürfte für Europa jetzt unmöglich ſein, wieder in jene einſeitige Rohheit und offenbare Verknechtung zu verſinken, wie ſie vor etwa achtzig Jahren beſtand, ohne daß ein gänzlicher Umſturz alles Beſtehenden vorherginge; noch könnte es jetzt irgend einer einſeitigen Anſicht gelingen, ihre Bekenner zu einer völligen Abſonderung

von der übrigen Staatengemeinſchaft zu nöthigen, um irgend einem ſchneidenden Mißbrauch freien Spielraum zu gewähren, der dem Geiſte des jetzigen Zeitalters gradezu widerſpräche. Freilich bleibt für die Zuſtände der einzelnen Völker noch Vieles zu wünſchen übrig; aber in allen Dingen iſt das ſtetige Vorwärtsſchreiten unverkennbar, und ehe noch zwanzig Jahre zu dieſen verſtrichen ſein werden, ohne daß die politiſchen Kämpfe in einen offenen Krieg ausbrechen; ſo wird der fortgeſetzte Verkehr einen feſten Standpunkt moraliſcher Entwicklung erreicht haben, unter welchem kein Volk wird ſinken können, ohne zugleich ſeinen Platz in der Reihe gebildeter Völker völlig einzubüßen. Dieſes iſt alsdann die ächte öffentliche Meinung; nicht aber diejenige, welche die geheiligten Schranken des Privatlebens niederreißt und die Geſinnungen und Handlungen Einzelner den Bekritelungen einer in Alles ſich mengenden Nachbarſchaft bloßſtellt und eben dadurch größeres Unrecht hervorbringt als ſie vermeintlicher Weiſe vorzubeugen ſtrebt; — nein, vielmehr ein höheres leitendes Urtheil, welches die oberſten und allgemeinſten Grundſätze des geſelligen Zuſtandes feſtſtellt, und den verkannten und verletzten Mitbürger ſchützt, — eine öffentliche Meinung, die in ihrem Einfluß für die Geſammtheit wohlthätig und für keinen Einzelnen beläſtigend wirkt! Hierin hat nun Europa einen unendlichen Vortheil voraus, von welchem wir durch unſere abgetrennte Lage faſt gänzlich ausgeſchloſſen ſind. Wir

ſcheint die Wirkung der ſich bildenden öffentlichen Meinung recht einleuchtend, wenn wir die Denkweiſe auf beiden Halbkugeln einer genauern Ueberſicht werth halten; und in keinem Dinge iſt dieſe Wirkung offenbarer, als in dem Umſtande, auf den ich öfter in dieſen Briefen anzuſpielen veranlaßt worden bin, in der Art nämlich, wie hier die Meinungen den Begebenheiten vorangehen, und bei uns umgekehrt die Begebenheiten den Meinungen voraneilen. Ueberhaupt liegt hierin, einige Zugeſtändniſſe abgerechnet, welche man dem Einfluß der Zeit auf die phyſiſchen Dinge einräumen muß, der hauptſächliche Unterſchied zwiſchen dem größten Theil der europäiſchen Welt und der unſrigen. —

Der Carneval treibt hier ſein Weſen ſowohl auf den Straßen, als in den Palläſten, und am allermeiſten in den Schauſpielhäuſern. Faſt jede Nacht iſt Ball in irgend einem dieſer öffentlichen Gebäude, und ich habe einigen Maskenbällen an dieſen Orten beigewohnt, jedesmal, verſteht ſich, in einem Domino. Bei ſolcher Gelegenheit habe ich öfter verſucht, den einen oder andern meiner Landsleute zu necken; doch unſere mit dem europäiſchen Treiben weniger vertrauten Landsleute verſtehen ſo wenig einen Spaß, als ich das Hebräiſche. Eines Abends verſuchte ich mit einem langen hagern Yankee-ein Geſpräch anzuknüpfen, den ich ſchon früher geſehen hatte, und es gelang mir, ihn ein wenig von ſeiner Geſellſchaft abzuziehen; doch plötzlich ſprang er von ſeinem Sitze neben

mir auf und verlor ſich unter der Menge, während ich, vergnügt über den Erfolg meiner erſchrecklichen Mittheilungen, ihm nachblickte. Sie können denken, wie verwundert ich am nächſten Tag ihm zuhörte, als er einem gemeinſchaftlichen Bekannten erzählte, wie er ohne ſich lange zu beſinnen einem unverſchämten Tagdieb entſchlüpft ſei, der ſich bemüht habe, ihn unter „einen Wandleuchter zu bringen, von welchem ihm das Fett gar leicht auf ſeinen neuen Rock hätte herabträufeln können“ — ein Vorhaben, woran ich mich gänzlich unſchuldig bekennen muß. Mein fettſcheuer Freund erhielt indeſſen einigermaßen Genugthuung durch eine Geſellſchaft von Leuten, die ſich um mich drängten und mich ſo arg quälten, daß ich ihren Neckereien dadurch zu entgehen ſuchte, daß ich meine Maske in die Taſche ſteckte und mich in die Loge des Grafen von Saint Leu, der unmaskirt, blos als Zuſchauer, anweſend war, zurückzog. Doch gaben mich meine Verfolger nicht ſo bald auf, ſondern zwei von ihnen kamen mir nach, und begannen eine Reihe von Witzeleien auszubrüten über Amerikaner und Indianer, bis ſie endlich des Stichelns überdrüſſig und ich ihrer los wurde. Späterhin an demſelben Abend begegnete ich einem dieſer Herren im Gedränge, und als er eben ſeine Maske ein wenig lüftete, erkannte ich das Antlitz des Prinzen Napoleon Buonaparte, des älteſten Sohnes des Grafen — eines körperlich ausnehmend wohlgebildeten und dabei vorzüglich geiſtreichen Jünglings. Ich

nahm meine Maske wieder vor, und wir ſetzten uns etwas weiter ab neben einander und begannen ein Geſpräch über die verſchiedenen Gewohnheiten unſerer beiderſeitigen Geburtsländer. Darin ſtimmten wir mit einander überein, daß die Welt wenig mehr als eine Maskerade iſt, und mein Geſellſchafter erzählte bei dieſer Gelegenheit ein Geſchichtchen zum Beweiſe der Wahrheit unſerer Behauptungen.

Sie werden ſich noch entſinnen, daß, als Ludwig dem holländiſchen Königsthron entſagte, ſolches zu Gunſten eben dieſes ſeines Sohnes geſchah, welcher demnach Titularkönig war, während der wenigen Tage, welche die Abreiſe ſeines Vaters und die Einverleibung des Landes in Frankreich wegnahm. Obgleich er nur noch ein kleiner Knabe war, ſo wurde er doch genöthigt, mehre Glückwünſchungsreden zu ſeiner Thronbeſteigung anzuhöreu, das Einzige, wodurch ſeine kurze Regierung ſich auszeichnete. So wurde er auch eines Morgens aufgefordert, eine Deputation zu empfangen, als er eben im Begriff war, ſich über einiges Zuckerwerk her zu machen, auf welches er ſehr begierig war und welches ihm vorzüglich gut ſchmeckte. Während nun der Redner der Deputation Vieles von den Tugenden des vom Schauplatz abgetretenen Königs ſprach, ſo wirkte der Gedanke an ſeine Entbehrung, bei welcher der Prinz aber an die Entbehrung des Zuckerwerks dachte, ſo mächtig auf dieſen ein, daß er in Thränen ausbrach.

„Jetzt denken Sie ſich mein Erſtaunen,“ fuhr er lachend fort, „als ſämmtliche Höflinge in Ausrufungen des Entzückens über mein vortreffliches Gemüth einander überboten, während ich nichts weiter erwarten konnte, als wegen meines kindiſchen Betragens tüchtig ausgeſcholten zu werden!“ Dieſes, ſchloß er in fröhlicher Laune, ſei ſeine erſte Maskerade geweſen.

Siebenter Brief.

Beſuch in Genua. — Die Mallepoſt. — Nationaleitelkeit — Maſſa und Carrara. — Maleriſche Landſtraße. — Romantiſche Dörfer. — Genua. — Die Strada Balbi. — Der Sava-Pallaſt. — Stadt, Umgebung und Hafen. — Die nähere Umgegend. — Prachtvoller Anblick. — Italieniſche Laune.

Ein unerwartetes Geſchäft rief mich mitten in der Carnevalszeit aus Florenz ab und verſetzte mich plötzlich auf den Weg nach Paris. Da ich die Reiſe allein machte, ſo bediente ich mich der Mallepoſt, eine Art zu reiſen, welche von Leuten, die große Eile haben, vorzugsweiſe gewählt wird. Die Mallepoſt iſt unter beſtändiger Obhut eines Officianten, der ſolche von einer großeu Stadt zur andern begleitet. Seine Pflicht iſt, darauf zu achten, daß das Brieffelleiſen überall richtig abgegeben wird und daß die unterweges hinzukommenden Paquete gehörig angenommen und befördert werden. Ihm iſt dabei

geſtattet, einen oder auch zwei Reiſende in ſeinem Wagen mitzunehmen, welcher deßhalb zu ihrer Aufnahme die nöthige Einrichtung beſitzt.

Ich miethete mir alſo einen ſolchen Platz bis nach Genua, und wir verließen Florenz, als eben die Sonne unterging und unſere Leuchten angezündet waren. Als wir durch das Thor von Piſa fuhren, bemerkte ich, daß zu jeder Seite von uns ein Dragoner ritt, und erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß öftere Beraubungen dieſe Vorſicht nöthig gemacht hätten, bis wir Lucca hinter uns haben würden. Im Wagen ſaß ein Landmann, ein anſehnlicher Pächter, der einige Stationen den Arno abwärts mitreiſ'te. Beim Anblick der Dragoner leuchteten ſeine Augen vor Luſt. „Das ſind tüchtige Jungen, Signore," ſagte er, „ihrer Neunzehn reichten hin in den letzten Kriegen, um hier fünfhundert Neapolitaner in die Flucht zu ſchlagen." Mich würde es nicht wenig in Erſtaunen ſetzen, wenn man mir ein Volk auf der Erde zeigen könnte, das nicht die beſte Meinung von ſich ſelbſt hätte. Noch voriges Jahr zeigte mir ein Poſtillon in der Nähe von Salins, als wir uns der Schweiz näherten, mit ernſter Miene ein Fort, welches ſich, wie er mich verſicherte, an fünfundzwanzig Franzoſen ergab, obſchon es eine Beſatzung von zweihundert Oeſtreichern hatte. Ueberall findet man Gelegenheit, dergleichen Wunderdinge zu vernehmen, wiewohl ſolche eigenſinnigerweiſe ſich in der Wirklichkeit nicht beſtätigen,

und obgleich, wie Friedrich der Große ſagt, ſelbſt die Vorſehung ſich gewöhnlich auf die Seite der zahlreichen Bataillone neigt.

Wir fuhren um Mitternacht durch Piſa und erreichten Lucca, ehe der Tag begann. An den Grenzen dieſes kleinen Ländchens wurde die Gegend reizender; der Weg bog ſich bald bergan, bald bergab, wie etwa in der Schweiz, wobei wir gelegentlich den Anblick des Meeres genoſſen. Maſſa, die Hauptſtadt eines kleinen Herzogthumes gleiches Namens, war wenig mehr als ein erbärmliches Dorf, und Carrara, welches auf den Titel einer fürſtlichen Hauptſtadt Anſpruch macht und wegen ſeines zu Bildſäulen vorzüglich geeigneten Marmors ſo berühmt geworden iſt, hat ebenfalls kein ſtattlicheres Anſehen. Beide kleine Staaten ſind im Beſitz der verwittweten Herzogin von Modena, fallen aber nach ihrem Tode dem Herzoge von Modena heim, deſſen gegenwärtige Beſitzungen ſich bis an's Meer ausdehnen.

Hier näherten ſich die Apenninen allmählig der Küſte des Mittelmeers, bis wir ihre herrlichen Anhöhen, über der blauen Flut emporragend, längs derſelben Vorgebirge und Landzungen bilden ſahen. Dabei war der Weg romantiſch und maleriſch; die Straße zog zwiſchen Bergen und über ihnen hin, dann wieder längs dem Rande wilder Gießbäche und durch gefahrdrohende Schluchten, mit gelegentlichen Oeffnungen zur Seite des Mittelmeers, welches einen Anblick gleich dem Verſtreichen des Ge-

wölkes zur Winterszeit darbot. Einer der auffallendſten Züge dieſer wilden Landſchaftsſcenen gab der Anblick grauer Dörfer, die gleich Weſpenneſtern an den Abhängen zu haften ſchienen; ſie glichen romantiſchen Bauten, die abſichtlich in den am meiſten maleriſchen Umgebungen angebracht wären, um den Eindruck des Ganzen deſto wirkſamer zu machen. Fünfzig ſolcher düſterer Dörfchen erhoben ſich gleich ebenſo vieler Basreliefs, oder Hautreliefs vielmehr, längs den braunen Abhängen der Berge, und manche von ihnen ſchienen auf ſo ſteilen Höhen zu horſten, ſo daß man kaum die Möglichkeit begriff, wie ein menſchlicher Fuß ſolche zu erklimmen im Stande ſei. Noch nie hatte ich etwas Aehnliches geſehen; ſo wild romantiſch däuchten mir dieſe ärmlichen Weiler, aus der Ferne geſehen; doch einige wenige von ihnen, durch welche wir unſern Weg nahmen, zerſtörten bald jenen Zauber der Fernſicht in ihrer wenig anziehenden Nähe.

Bei Spezzia mußten wir wegen Ueberſchwemmung der Küſte mit den Rädern tief durchs Waſſer fahren, und darauf ging unſer Weg bergan. Mit entweichender Nacht ſahen wir uns überall von Bergen eingeſchloſſen, und ich machte Anſtalten, ein wenig zu ſchlafen. Ein Anſtoßen des Conducteurs weckte mich, als wir eben eine Bergſchlucht durchfuhren, welche den durch die Felſen geſprengten Wegen des Simplon ähnelte. Als ich darauf zum Wagen hinausſah, fand ich, daß wir uns wieder an der Küſte befanden; dann kamen wir durch ein Dorf

nach dem andern, in raſcher Folge, und erreichten bald darnach das Thor von Genua, unter einem Schwarm von beladenen Eſeln, und einer Menge Landleuten beiderlei Geſchlechts, welche zu Markte zogen, und die Gelegenheit unſerer Ankunft benutzten, um mit uns in die Stadt zu kommen.

Sie vergeſſen, hoffe ich, nicht, daß ich Ihnen blos eine Nachleſe nach der bereits eingeſcheuerten Erndte meiner Vorgänger verſprochen habe. Meine Aufgabe kann daher keine geordnete Folge von Einzelbeſchreibungen ſein, ſondern blos die Mittheilung irgend eines plötzlichen Fundes. Daraus muß natürlich eine gelegentliche Armuth an Stoff oder manche unerwartete Abſchweifung in der Darſtellung hervorgehen. Denn, weil ich eben Nichts mittheilen wollte, was ſchon von andern Reiſenden beſchrieben worden iſt, ſo habe ich das Meiſte, was ich wirklich geſehen habe, gar nicht aufgezeichnet, und weiter habe ich mich blos auf ſolche Betrachtungen beſchränkt, worin meine Anſichten von denen anderer Leute abweichen.

Ich verweilte zwei Tage in Genua. Zu den eigenthümlichen Annehmlichkeiten einer Havenſtadt, und noch dazu eines Havens am Mittelmeer, kam hier die Pracht und der Glanz einer Hauptſtadt hinzu. Jedermann kennt die Palläſte dieſer Stadt aus Beſchreibungen und weiß, daß die „Strada Balbi" wahrſcheinlich in keiner europäiſchen Stadt ihres Gleichen findet. Sie hat keine

anſehnliche Breite, nicht einmal Seitenpfade für die Fußgänger, und würde ohne die prächtigen Gebäude, welche ſie einfaſſen, gar nichts Ausgezeichnetes an ſich haben. Doch über eine (engliſche) Meile Weges entlang ſtellt ſie jederſeits eine ununterbrochene Folge von Häuſern dar, die in jedem andern Lande, außer in Italien, für königliche Palläſte gelten könnten. Zwar hat die Vorſtadt Saint Germain größere Hôtels aufzuweiſen; aber hier iſt die Bauart weit vorzüglicher und das Material der franzöſiſchen darf ſich mit der italieniſchen nicht meſſen wollen. Dagegen meine ich, daß in der Anlage von Gärten hinter den Häuſern die franzöſiſche Hauptſtadt einen merklichen Vorzug beſitze. Ich bin in mehren dieſer ſchönen Gebäude geweſen, die alle durch ihre Marmorausſchmückung, ihre prächtig angelegten Treppen, ihre vorzüglichen Schildereien ſich auszeichneten. Durch ganz Europa iſt der **Palazzo Sava** durch ſeinen prächtigen Saal berühmt, deſſen Wandſpiegel die Hälfte ſeiner Säulen auf eine überraſchende Weiſe widerſpiegeln, ſo daß er das Anſehen eines Feenpallaſtes erhält. Dieſer Saal mag bei völliger Beleuchtung einen erſtaunenerregenden Anblick gewähren, obgleich er im Verhältniß zu ſeiner geſchmackvollen und prachtvollen Einrichtung nur von geringem Umfang iſt. Ich habe mehre, auf dieſe Weiſe geſchmückte Säle geſehen; aber keinen, in welchem gediegene Pracht mit edler Einfachheit in ſo inniger Uebereinſtimmung verſchmolzen war, wie in dieſem.

Gewöhnlich war die Wirkung von der Art eines blinkenden Spielwerks, einer Art deutſcher Prachtliebhaberei, deutſcher Vorliebe für niedliche Kleinigkeiten; — von allem dieſen war Nichts in dem Savapallaſt zu ſehen. Der jetzige Eigenthümer dieſes prächtigen Gebäudes iſt nicht bei völligem Verſtande, doch verhält er ſich ruhig und thut Niemanden etwas zu Leide. Er ſaß eben über einer Wärmpfanne, bei den Damen des Hauſes, als ich durch das Vorgemach ging, in welchem er ſich befand, und richtete ſich auf, meinen Gruß höflich zu erwiedern, indem er einige Worte vor ſich hin murmelte. Es ſchien, als ſei er ganz vergnügt bei ſeiner ſtillen Beſchäftigung, doch auf mich machte ſein Anblick einen peinlichen Eindruck. Die Poſſen der Faſtnachtsluſt erfüllten auch dieſe ſchöne Straße.

Ich nahm den Pallaſt des Königs, ſo wie mehre Gemälde in Augenſchein; unter letztern zog mich die Hochzeit von Kana vorzüglich an. Am meiſten Vergnügen gewährte mir aber der Anblick der Stadt ſelbſt, ihrer anziehenden Lage und ihres Havens. Genua liegt nämlich am Fuße einer Anhöhe, gleichſam am Rande einer anſehnlichen Vertiefung, die in's Meer ſich hinabſenkt und die mittelſt zweier Molo's in einen herrlichen Haven umgebildet worden iſt. Ein Stadttheil iſt wirklich über niedrigem Ufergeklipp erbaut, das von den Meereswogen beſpült wird, die öfters ihren Schaum bis in die Straßen ſpritzen. Dieſe Lage der Stadt vereinigt in ſich

die verſchiednen Annehmlichkeiten und Schönheiten hauptſtädtiſcher Pracht und künſtleriſchen Geſchmacks mit der Regſamkeit und Geſchäftigkeit eines Havens, dem Anblick des Meeres mit ſeinen vorübergleitenden Schiffen, den wechſelnden Scenen des ruhigen oder ſtürmiſchen Elements, und mit dem Hintergrunde anſehnlicher, einander überragender Anhöhen; denn eben an dieſer Stelle iſt es, wo die Alpen dieſe großartigen Nebenzüge ihrer prächtigen Gipfelreih. , die Apenninen, entſenden. Die Stadt iſt befeſtigt, und da die Beſchaffenheit des Terrains die Miteinſchließung der benachbarten Anhöhe forderte, ſo iſt der Umfang der Werke groß genug, um ganz Paris aufnehmen zu können. Längs den Klippen am Strande und längs den Molo's befinden ſich Küſtenbatterien; der Haven iſt durchaus mittelſt einer hohen Umwallung von der Stadt getrennt; dieſe dient freilich wenig zur Vertheidigung, ſondern höchſtens zur Sicherung der Zollabgaben, bietet aber einen anmuthigen Spaziergang dar, von welchem man auf den geſchäftigen und maleriſchen kleinen Haven eine angenehme Ausſicht hat. Nach der Landſeite werden die Feſtungswerke regelmäßiger und geſchickter zur nachdrücklichen Vertheidigung. So wie man die Straßen der Stadt hinter ſich hat, wird das Anſteigen immer ſteiler; und die Wälle, durch kleine Forts flankirt, folgen der Richtung eines Höhenzugs, der etwa die Geſtalt eines unregelmäßigen Dreiecks hat, und da dieſe Befeſtigungslinie mit einem

jähen Abſturz nach der Landſeite endigt, ſo wird dadurch die Nothwendigkeit eines Grabens trefflich umgangen.

Ich miethete mir ein Pferd und umritt die ganze Linie von Befeſtigungen. Das Wetter ließ ſich milde an; doch zogen Wolkenſchichten vorüber; in das Innere des Landes waren die Ausſichten bisweilen von außergewöhnlichem Charakter. Eine tiefe Thalſchlucht trennte mich und meinen Begleiter von den Feſtungswerken, und zwiſchen den einzelnen Bergſchluchten öffneten ſich hin und wieder manche anmuthige Durchblicke von wildromantiſcher Fernſicht. Kaum entſinne ich mich einer mehr wildromantiſchen Scenerie, in welcher wirklich ſchöne landſchaftliche Reize ſich miſchten, als manche dieſer eigenthümlichen Fernſichten darboten; doch mochten die vorüberſtreifenden Wolken und die Jahrszeit ebenfalls das ihrige zur Erhöhung des angenehmen Eindrucks beitragen. Dieſe Anſichten tiefer in's Land glichen manchmal den Hintergründen einiger Gemälde von Leonardo da Vinci. Gewiß nur in Italien, in der reizenden Umgebung ſeiner romantiſchen Berghöhen, ſeiner burgähnlichen Dörfer und Städte erhält man einigermaßen eine Vorſtellung von den Vorbildern, nach welchen die alten Maler ihre Gemälde ausführten.

In der Richtung gegen das Meer war die Ausſicht von der Spitze des Dreiecks von Befeſtigungen wirklich prachtvoll. Die Luft war rein, und zwanzig Segel trieben in der Bucht; buntſcheckigen geſchnörkelten Anblicks,

wie gewöhnlich, hoben und ſenkten ſie ſich über der wallenden Flut. Die Stadt konnte ich von hieraus faſt aus der Vogelperſpective betrachten, ebenſo den Haven, die Einfahrt und die anmuthige Küſte in ſüdlicher Richtung überblicken, und eine Reihe purpurfarb ſchimmernder, mit Dörfern beſäeter Anhöhen. Kaum entſinne ich mich eines in der Schweiz mit innigerm Vergnügen genoſſenen Tages. Als ich, wieder abwärts mich wendend, der Richtung der Landſtraße folgte, kam eine der königlichen Equipagen, eine mit ſechs Pferden beſpannte Kutſche, nebſt Dienerſchaft in Scharlachlivree, gefolgt von einem vierſpännigen Wagen und mehren berittenen Begleitern in ſtattlicher Eile an mir vorüber. Dieſer Zug trug das ſeinige zur Ausſchmückung des Vordergrundes des anziehenden Gemäldes bei.

Der ziemlich weite Raum zwiſchen den Feſtungswerken und der Stadt iſt faſt ganz öde; obſchon hier eine Citadelle ſich erhebt, welche erſtere Werke in einer achtunggebietenden Haltung überblickt und dabei mehr das Anſehen des Angriffes als der bloßen Vertheidigung hat. Die Straßen ſind größtentheils von Mauriſcher Breite, die bei manchen wirklich kaum über acht bis zehn Fuß ſich ausdehnt. Einigemal wurde mir der Weg durch einige mit Körben beladene Eſel ganz verſperrt, und zwiſchen ihnen ſich einen Weg zu bahnen, erinnert leicht an eine Durchfahrt zwiſchen der Scylla und Charybdis. Die Häuſer haben eine Höhe von ſechs bis ſieben Stock-

werken, und dabei kommt es Einem vor, als ſpaziere man durch Felſenſpalten, weil beim Durchgang dieſer engen Gaſſen auch nur oben herab ein ſchmaler Himmelsſtreifen hereinblickt. Daher wagen ſich nirgends Kutſchen hindurch; indeſſen beſitzt Genua außer der Strada Balbi doch noch manche andere breitere Straßen.

In Genua gewahrte ich weit mehr Frömmigkeit auf den Straßen, als mir ſolche früher in Italien vorgekommen war; in Florenz war es etwas faſt Ungewöhnliches, Männer auf den Straßen in knieender Stellung beten zu ſehen. Die Faſtnachtsmummereien waren hier faſt dieſelben, wie an andern Orten; nur iſt die Laune der Italiener weit erfindungsreicher und beharrlicher, als dieß von den Franzoſen behauptet werden kann. Dieſes ſpricht zu Gunſten des Volks und zeigt, daß ſie einſt eine einflußreiche Stellung unter den übrigen Völkern einnahmen; denn davon habe ich mich überzeugt, daß den Franzoſen die Eigenſchaft origineller Einfälle und des regen Sinnes für ſolche Unterhaltung gänzlich fehlt, welches ich der Alles umfaſſenden und beherrſchenden moraliſchen und politiſchen Einwirkung des Hofes zuſchreiben muß. Die launigen Einfälle der Franzoſen haben, wie man dieß nicht wohl anders erwarten kann, meiſtens einen Anſtrich von militäriſchem Prunk, und hierin ſind ſie wirklich unerreichbar.

Achter Brief.

Die See-Alpen. — Eine mittägliche Gegend. — Das Landhaus des Fürſten von Monaco. — Maleriſche Küſte. — Prächtige Rundſichten. — Villa Franca. — Nizza. — Antibes. — Amphitheater bei Frejus. — Draguinan. — Aix. — Marſeille. — Ueberfahrt auf einer engliſchen Brig. — Verächtliches Benehmen gegen Amerika. — Bequeme Schifferei. — Corſica. — Reichthum des engliſchen Adels. — Ein widerwärtiger Wind. — Ankerplatz im Hafen von Livorno.

Faſt möchte ich glauben, daß mich ein Geſchäft mehr deßhalb nach Paris rief, damit ich Gelegenheit bekäme, die See-Alpen zu ſehen, als weil wirklich meine Reiſe nothwendig geweſen wäre; denn hier bin ich wieder, in Florenz zurückgekehrt, nach einer Abweſenheit von kaum drei Wochen, ohne im Stande geweſen zu ſein, das Ziel meiner Reiſe zu erreichen.

Ich bediente mich abermals der Mallepoſt, mit welcher ich am Nachmittage des dritten Tages Genua verließ, um mich zunächſt nach Nizza zu begeben; mein einziger Reiſegefährte war der Conducteur. Als wir um den Felſenabhang, welcher die weſtliche Ecke des Hafens bildet, herumbogen, ſah ich mit verlangenden Blicken nach Genoa la Superba zurück und dachte, daß ſie dieſen Namen wohl verdiene.

Jetzt begannen wir eine der außerordentlichſten Fahrten, die ich jemals in meinem Leben mitgemacht

habe. Die Straße lief eine ziemlich lange Strecke ganz nahe am Rande des Meeres vorbei, und öfter wurde der Wagen buchſtäblich von den Wellen der Bucht beſpült. Es würde mir unmöglich ſein, alle die vielen niedlichen, Fiſcherei oder Handel treibenden Dörfchen namentlich aufzuführen, welche wir in beſtändiger Haſt durcheilten; ſie waren kaum zu zählen, und bisweilen kamen wir auch durch das eine oder andere Städtchen hindurch. Mit dieſen unzähligen Anſiedlungen war die Küſte gleichſam eingefaßt, während landeinwärts die Berge immer mehr ſich über einander erhoben, bis ſie allmählig zu Alpen=höhen anſtiegen. Dieſe bildeten den Anfang der See=Alpen; und am folgenden Tage ſtand uns die Weiter=reiſe längs ihren Abhängen auf ſchmalen Seitenpfaden noch bevor.

Keine Einbildungskraft vermag Reiſelandſchaften von mehr maleriſcher Wirkung zu erſinnen, als hier die Scenerie der Meeresbucht in einzelnen Zügen entwickelte. Schroffe Abſtürze, durch welche breite ſtromſchnelle Berg=waſſer ihre Zuflüſſe in's Meer entleerten, ſtellten ſich uns zahlreich längs der Bergabhänge dar, und öfter führten Brücken über ſie hin, von eigenthümlicher Bauart und an graues Alterthum erinnernd, die ſich in kühnen und prachtvollen Bögen hinüber wölbten. Manche von dieſen weitausgeſpannten Brückenbögen waren zur Hälfte zer=trümmert, und hoben mittelſt der dadurch erweckten Ideen=verknüpfungen den Reiz ihres anmuthigen Anblicks noch

mehr. Das Geſtade ſelbſt war faſt durchgehends ſandig, und wo ſich ein Dörfchen blicken ließ, fanden wir an der Küſte eine Menge Kähne und Feluccas. Einige derſelben trieben feſtgebunden am Küſtenrande, andere, mit den Kielen auf's Trockene gezogen, lagen unbeweglich und hin und wieder flatterte ein zum Trocknen ausgeſpanntes Segel. Auf welche Weiſe dieſe Fahrzeuge, bisweilen von vierzig bis fünfzig Tonnen Gehalt, bei Mangel von Fluth dahin geſchleppt, und wie ſie wieder ins Waſſer gelaſſen werden möchten, überſtieg einſtweilen mein Geſchick in der Anſtellung von Vermuthungen; wiewohl der Conducteur behauptete, man ſegele mit dieſen Kähnen den Sand hinan, und ſegele wieder von demſelben hinab in's Meer, ſobald man ſolches wünſche!

Hier und da fanden wir eine niedlich gebaute Felucca unterweges. Kurz, es war eine außerordentliche Fahrt, die ſich von Allem, was ich bisher erlebt hatte, durch mir völlig neue Reize unterſchied. Die Nacht überfiel uns kurz vorher, ehe wir Savona erreichten, und mehre Stunden Weges fuhren wir durch die dunkle Nacht Ehe der Tag anbrach, waren wir bereits durch Noli gekommen; und als es endlich völlig Tag wurde, beleuchtete er eine von der frühern ganz verſchiedne Scene. Das Geſtade hatten wir aus dem Geſicht verloren, oder vielmehr, es war kein Geſtade mehr; die Küſte war in ſchroffe, unebene Klippen umgewandelt. Das Land erhob ſich allmählig in rieſigen Maſſen, und uns zur Rechten

ſtieg ein Gipfel empor, deſſen Name Monte finale war, die letzte Anhöhe der Alpen!

Der überragende Hintergrund von Berggipfeln beſchützt dieß ganze Küſtenland vor den nördlichen Winden, die Sonne eines günſtigen Himmelſtrichs durchwärmt den ganzen Strich von Süden her, und die milden Lüfte dieſes wundervollen Meeres tragen das ihrige dazu bei, um dieſe Gegend zu einer der ergiebigſten zu machen. An einigen Stellen wuchs ſelbſt die Palme; und wiewohl wir uns erſt im Anfang des März befanden, ſo fühlten wir doch überall den Einfluß des eintretenden Frühlings. Die Uebereinſtimmung der milden Witterung mit der Anmuth der Ausſichten erhöhte meine Luſt noch weit mehr.

Obſchon die Küſte ein unebenes, rauhes Anſehen annahm, ſo gelangten wir doch öfter wieder an den Rand des Meers. Bei Ventimiglia fuhren wir über einen ziemlich breiten Strom; und dieſen Punkt beabſichtigte der König von Sardinien in größerer Ausdehnung zu befeſtigen, da er völlig die eine Flanke ſeiner italieniſchen Beſitzungen deckt. Weiterhin kamen wir durch eine kleine Stadt, welche den Namen Mentone führt, den Sitz des Fürſten von Monaco. Dieſer kleine Staat liegt innerhalb des Gebiets der ſardiniſchen Staaten, zählt etwa ſechs bis achttauſend Einwohner und iſt jetzt in den Beſitz der franzöſiſchen Familie von Valentinois übergegangen. Warum dieß kleine Fürſtenthum während aller

durch die letztern Kriege herbeigeführten Umwälzungen erhalten blieb, davon kann ich Ihnen keinen hinreichenden Grund angeben. Doch drei oder vier ſolcher kleinen Herrſchaften haben gleiches Schickſal mit ihm gehabt, bei dem allgemeinen Umſturz ſtehen zu bleiben; ob zu ihrem Glück oder Unglück, wage ich nicht zu entſcheiden. Zu dieſen gehören Lichtenſtein, San Marino, Knyphauſen und Monaco. Letzterer iſt jedoch kein durchaus unabhängiger Staat, ſondern er befindet ſich unter Sardiniens Schutzherrlichkeit und außer aller Beziehung zum Auslande; es iſt mit einem Worte ein unabhängiger ſouverainer Staat à la mode de nullification.

Ein wenig von der Stadt entlegen, kamen wir an einem neuen Gebäude vorbei, welches der Fürſt zu einem ländlichen Aufenthalt hat einrichten laſſen. Es war nicht größer, als ein amerikaniſches Gebäude dieſer Art, und von griechiſchen Nachäffereien und Schindelpalläſten abgeſehen, hatte es auch durchaus kein ſtattlicheres Anſehen. Die Anlagen waren von geringem Umfang und faſt ganz von Bäumen entblößt, und im Ganzen war es nicht bloß das anſpruchloſeſte, ſondern auch das wenigſt anziehende Gebäude, das mir jemals in dieſer Art in Europa vorgekommen iſt. Doch der jetzige Fürſt von Monaco bringt die meiſte Zeit ſeines Lebens in Frankreich zu, hat keinen ſonderlichen Rückhalt an ſeinem Fürſtenthum, und ich möchte faſt behaupten, daß er den Titel eines franzöſiſchen Pairs nicht geringer anſchlägt, als den Beſitz

ſeiner italieniſchen Staaten. Wir kamen an Baracken vorbei, in welchen ſich, wie man uns ſagte, eine Armee von zwanzig Mann befand.

Bald nachdem wir Mentone verlaſſen hatten, wand ſich die Landſtraße längs einer breiten kahlen Bergwand hinan. Dieß war der eigentliche Punkt, wo wir wirklich den Kamm der See-Alpen überſchritten; unſere ſpäteren Bergan- und Bergabfahrten waren bloß ein neckendes Vertrautwerden mit einzelnen Nebenzügen derſelben. In der Ferne lag die Stadt Monaco auf einem niedrigen Bergvorſprung, an deſſen Fuß das Meer einerſeits mit ſeinen Wogen anprallte, während die andere Seite des Abhanges in einen freundlichen geſchloſſenen Haven auslief. Die ganze Küſte gewährte einen eben ſo maleriſchen als prachtvollen Anblick, wie ihn die Einbildungskraft kaum nachzuſchildern vermag; und Ideenverbindungen, die an die Sagen des Morgenlandes und ſelbſt an die heilige Schrift erinnerten, warfen einen zauberiſchen Farbenglanz über die ganze Umgebung. An dieſem Tage bemerkte ich eine Polacre, am ausgeworfenen Anker auf und ab geſchaukelt von den Wellen, während Kähne von der Küſte aus ſich ihr näherten, um derſelben Oel und Oliven zuzuführen, die an derſelben Stelle, wo ſie herkamen, gewachſen ſein mochten. Um Ihnen eine noch auffallendere Vorſtellung von der Beſchaffenheit der Gegend zu geben, in welcher wir uns eben befanden, will ich hinzuſetzen, daß an dieſem Nachmittage, als ich mich im

Wagen zurücklehnte, ich, ohne die Richtung zu verändern, nachdem ich vorher das Glas des Kutſchenfenſters ſauber abgeputzt hatte, durch daſſelbe ein anderes Schiff in vollen Segeln ſehen konnte, das ſich etwa eine halbe Stunde fern von der Küſte befand. In dieſem Augenblicke mochten wir uns etwa tauſend Fuß über der Meeresfläche befinden. Manche Rundſichten, deren man ſich auf dieſen beträchtlichen Erhebungen des Bodens erfreut, waren ſo prachtvoll, als die Vereinigung von ſchönen Landſchaften mit Meeresanſichten irgend Prächtiges darbieten kann; und dieſes in einem deſto höheren Grade, weil die vorzüglich ſchöne Farbe des mittelländiſchen Meers ihnen einen mit nichts Anderm zu vergleichenden Zauber verleiht. Gewiß wird Niemand, der keinen andern Anblick des Meeres kennt, als den, welchen er von der amerikaniſchen Küſte aus gewohnt iſt, ſich eine deutliche Vorſtellung von der Schönheit des Oceans machen können; denn dort iſt die Farbe deſſelben ein trübes Grün, während dieſe ſich in den meiſten Weltgegenden mehr oder weniger dem eigentlichen Ultramarinblau nähert. Der Grund davon liegt vielleicht in der Seichtheit unſerer Küſtengewäſſer und in der größern Tiefe des Meers in andern Weltgegenden; — vielleicht trägt auch die große Anzahl und die Waſſermenge der amerikaniſchen Flüſſe dazu Vieles bei.

Nachdem wir etwa eine Stunde mit Berganfahren zugebracht hatten, war der Gipfel des Bergpaſſes erreicht, der über einen Nebenzug des eigentlichen Gebirgskamms

gebahnt war, und welcher alsdann eine kleine Strecke völlig eben fortlief, bis ſich die Straße wieder allmählig ſenkte. Von dieſer Höhe hatten wir die Ausſicht auf eine tiefe Bucht, an derem Anfang die Stadt Villafranca lag; und eine der wunderlichſten Anſichten eines weſpenneſtähnlich an einem Abhange ſchwebenden Dörfchens ſtellte ſich ebenfalls dar. Es ſaß wirklich einem Neſte ähnlich auf der Spitze eines Bergkegels, deſſen Seiten ſo ſchroffe Abhänge bildeten, daß jedes Auf- und Abklimmen ein höchſt mühſames und ſelbſt gefährliches Unternehmen ſchien. Mir kam es vor, als ob ein Kind, wenn es vom Rande des Dorfes hinabſtürzte, wohl zweihundert Fuß tief fallen müſſe. Auf dieſer einzeln emporragenden Hügelkuppe konnte ich etwa fünfzig bis ſechzig aus Stein aufgeführte Häuſer zählen, welche, wie dieß gewöhnlich iſt, das Anſehen hatten, als bildeten ſie ein einziges zuſammenhängendes, buntverworrenes Gebäude, weil ſie ſämmtlich ſo dicht gedrängt neben einander gebaut waren. Selbſt der Conducteur hielt dieſes Dorf für den wunderlichſten Gegenſtand auf der ganzen Reiſeroute; und als ich ihn fragte, was wohl Menſchen habe anreizen können, ſich eine ſo unbequeme Lage zum Wohnort auszuwählen, ſagte er: „die Angſt vor den Bären.“ Alſo Schutz vor wilden Thieren, und das Dorf mag daher wohl ein beträchtliches Alter haben. Mein Reiſegefährte vermuthete, daß ſich dort ein Brunnen von anſehnlicher Tiefe befinden müſſe, um dieſe

Leute mit Waſſer zu verſehen, und fügte ſeiner Erzählung noch hinzu, daß die Einwohner faſt alle Schäfer ſeien. Man muß eine von Städten, Klöſtern, Burgen und Schlöſſern in ſolchen Lagen geſchmückte Landſchaft ſelbſt geſehen haben, um ſich eine deutliche Vorſtellung davon zu machen, wie viel dieſe Gegenſtände durch ihren bunten Wechſel zur Erhöhung des wohlthuenden Eindrucks beitragen.

Wir fuhren darauf allmählig bergab, und die Landſtraße wand ſich eine ziemliche Strecke weit längs der Bergwand hinab; doch war dieſer Weg durchaus nicht ſo auffallend ſteil, wie die Alpenpäſſe. Endlich erreichten wir eine Art Bergkeſſel in einer dem Meere faſt gleichen Höhe, wo die Stadt Nizza lag. Die Grafſchaft gleiches Namens dehnt ſich zu beiden Seiten des Alpenzuges aus, und in der Nähe von Mentone hatten wir bereits das Gebiet derſelben betreten.

Eine gute Mahlzeit und ein gutes Bett waren jetzt die erſten Erforderniſſe. Da ich vernahm, daß die Malleपोſt erſt am nächſten Nachmittage weiter fuhr, ſo nahm ich mir am nächſten Morgen Zeit, das Aeußere dieſes berühmten Zufluchtsortes kranker und ſchwächlicher Leute etwas näher zu betrachten. Die Stadt iſt ziemlich groß und nicht übel gebaut; ſie iſt durch eine völlig ebene Anhöhe, einem abgeflachten Hügelrücken, in der Nähe des Meeres in zwei Theile getheilt. Dieſe Anhöhe beſtieg ich und erhielt eine Anſicht der ganzen Umgebung aus

der Vogelperſpective. Der Haven iſt klein, und wie mir es vorkam, zum Theil künſtlich angelegt; denn er gleicht einem Dock und hat eine enge Einfahrt, und dieſes an einer völlig ebenen und regelmäßige Buchten bildenden Küſte. Hier liegen die Schiffe, wie in einem gegrabenen Weiher, wie wohl nur wenige Armslängen von dem offenen Meere entfernt, von welchem ſie bloß eine niedrige Erdzunge trennt. Eine beträchtliche Anzahl kleiner Fahrzeuge belebte den Haven und bildete hier ein buntes Gemiſch maleriſchen Reizes in den gefälligen Formen der Polacren und Felucca's, der lateiniſchen und lombardiſchen Bauart, wie vieler anderer. Unter andern bemerkte ich auch einen kleinen Schooner von auffallender Schönheit, ſo recht zum Segeln eingerichtet und von ſolchem ſeeerfahrnem Aeußern, daß ich mich eben nach dem Ort erkundigen wollte, wo er hergekommen ſei, als ich auf einmal die engliſche Flagge auf demſelben aufhiſſen ſah. Dieſes ſchöne Fahrzeug gehört einem engliſchen Marinekapitain, welcher ſich deſſelben zu öftern Luſtfahrten auf dieſem herrlichen Meer zu bedienen pflegt. Wenn ich Jemand auf der Erde jemals beneidete, ſo war es dieſer Mann! Dieß kleine Fahrzeug war etwa von dreißig Tonnen, in vorzüglich gutem Zuſtand und war neu und ſauber wie eine Seemannsflinte.

Darauf ſpazierte ich längs dem Haven, und von da um das nächſtliegende Vorgebirge, auf einem gewundenen Fußpfade weiter, bis ich endlich an der Mündung des

Havens von Villafranca herauskam, deſſen ſich, wie ich ſpäter vernahm, die ſardiniſchen Kriegsſchiffe häufig bedienen. Mir kam dagegen dieſer Haven ſtill und faſt verlaſſen vor, und ich kehrte daher unverweilt auf demſelben Wege wieder nach Nizza zurück. Als ich darauf an den Quai's letzterer Stadt ſpazieren ging, erinnerte mich Manches wieder ſo lebhaft an die morgenländiſche Lebensweiſe, wobei mein Gemüth ſo leicht ſich in Erinnerungen an die ſagenreichen Zeiten des Alterthums verliert. Unter andern Gegenſtänden erblickte ich nämlich hier mehre ungeheuere Schläuche, zum Aufbewahren von Oel beſtimmt, ſo daß es mir mit einem Male klar wurde, wie jene vierzig Räuber in den Mährchen der Sheherazade geborgen wurden, eine Schwierigkeit, die mir früher die ganze Illuſion verdarb. Viele dieſer Schläuche waren groß genug, um einen Mann verbergen zu können; obſchon die Lage, in welcher er ſich in ſolchem Falle zuſammenkauern müßte, nicht die angenehmſte Weiſe des Verſteckenſpielens ſein dürfte.

Die Pomeranzenbäume in der Umgegend hingen von Früchten ganz voll; aber die Pomeranzen ſelbſt waren herb und ungenießbar. Im Ganzen muß die Umgegend von Nizza, die gegen Norden faſt durchaus von Bergwänden beſchützt wird, ein vorzüglich mildes Klima beſitzen, und die Nähe des mittelländiſchen Meeres trägt ohne Zweifel viel dazu bei, den hieſigen Aufenthalt recht heilſam zu machen. Doch können plötzliche

Veränderungen der Luftſtrömung, und kalte Windſtöße, wie ſolche nicht ſelten von den Berggipfeln herabwehen, auch öfter dieſen häufig von Kranken beſuchten Ort, beſonders für Schwindſüchtige, bedenklich machen.

Wenn der Sirocco, der ärgſte Feind dieſer Gegenden, an dieſem entlegenen Orte heimwärts bläſ't, ſo möchte er ebenfalls keinen unwichtigen Einwurf gegen die gefeierte Heilſamkeit dieſes Küſtenſtrichs abgeben. Ich glaube, daß die veränderte Lage der Dinge in jetziger Zeit und die zunehmende Leichtigkeit des Reiſens bereits viele andere Orte als heilſam kennen lehrten, und wirklich ſcheint weder Nizza noch Montpellier jetzt ſo häufig beſucht zu werden, wie ehemals. Doch wenn ich nach meinem eignen flüchtigen Ueberblick urtheilen darf, ſo möchte ich wohl, wenn ich zwiſchen beiden zu wählen hätte, weit eher Nizza als Piſa empfehlen.

Nach dem Mittageſſen, das ich zum erſtenmale ſeit meinem Verweilen in Europa an einer Wirthstafel in Geſellſchaft von Geſchäftsleuten einnahm — einer Geſellſchaft, die mich wirklich in Erſtaunen ſetzte wegen ihres langen Enthaltens von der Ueppigkeit ihres gewöhnlichen Treibens, — ſo verließen wir Nizza und fuhren weiter nach Antibes. Die Landſtraße führte uns durch ebene und fruchtbare Gegenden, zwiſchen Pomeranzenbüſchen und Oelbäumen, einem breiten und ſeichten Fluß entgegen, der Var genannt, über welchen eine kunſtloſe, lange hölzerne Brücke geſchlagen war. Ungefähr in der Mitte

der Brücke befand ſich ein Thor, welches die Grenze von Frankreich andeutete. An der Jenſeite des Fluſſes befand ſich ein Zollgebäude, wo mein Gepäck unterſucht wurde. Dieſes geſchah auf eine recht höfliche und ziemlich nachläſſige Weiſe, und das Douceur, welches aus Erkenntlichkeit angeboten wurde, ward abgewieſen; — dieſer Umſtand verdient wirklich aufgezeichnet zu werden.

Es war bereits dunkel, als wir Antibes, eine befeſtigte und mit einer Garniſon verſehene Stadt, erreichten, auf einem niedrigen Vorlande erbaut, welches einen hübſchen Haven bildet. Dieſer Ort iſt durch Napoleons Erlebniſſe bekannter geworden, der etwa eine Stunde weit von der Stadt auf einer Wieſe landete, und hier eine Nacht in dem merkwürdigen Feldzuge, den er von hier aus im Jahr 1815 begann, gelagert blieb, ehe er ſeinen Marſch weiter fortſetzte. Ein Officier mit weniger Mannſchaft wurde abgeſchickt um Antibes zur Unterwerfung aufzufordern; doch dieſe wurden zu Gefangenen gemacht und in der Stadt ſelbſt in Gewahrſam gebracht. Die Augenblicke waren zu koſtbar, als daß man mit der Schlichtung dieſer Angelegenheit ſich hätte beſchäftigen können, und der Kaiſer brach am folgenden Tage auf und ließ ſeinen Untergebenen Zeit, wie die Rechtsgelehrten ſagen, den nächſten Beſcheid abzuwarten. Die Küſte iſt in der Nähe faſt durchgehends niedrig, und die Brigs fanden auf offenem Meere guten Ankergrund. An einem unbeſchützten Punkte wurde die Landung ausgeführt, und

als wir am nächſten Morgen an demſelben vorüberkamen, zeigte mir der Conducteur einen Baum, unter welchem Napoleon damals übernachtet haben ſoll. Jetzt iſt man faſt allgemein überzeugt, daß ſeine Ankunft in Frankreich erwartet wurde, und daß die Armee größtentheils darauf vorbereitet war, ihn bereitwillig zu empfangen. „Le petit Corporal.”

Von Antibes bis nach Cannes entfernten wir uns faſt nirgends beträchtlich weit von der Meeresküſte. Letzteres iſt ein kleines Städtchen am Strande, und der Haven bei letzterem iſt wenig mehr als eine Rhede. Als wir in der Nähe von Fréjus anlangten, ſahen wir die Trümmer einer ehemaligen Waſſerleitung auf einer benachbarten Ebene, und da dieſer Ort vorzüglich alterthümliches Intereſſe gewährt, ſo hätte ich gern einige Stunden in demſelben zugebracht. Doch die Malleposſt geſtattet keinen Aufenthalt unterweges, nicht einmal, um Etwas zu eſſen, außer an beſtimmten Anhaltpunkten. Um einigermaßen die Entbehrung eines Frühſtücks zu verſchmerzen, rannte ich in einen Laden und kaufte mir ſchnell einen berühmten Biscuit de Savoie, indem ich mir einbildete, ich würde ein Backwerk dieſes Namens erhaſchen, das deſto ſchmackhafter ſein müſſe, da wir uns noch ziemlich nahe an der ſavoiſchen Grenze befanden. Kaum hatte ich abrr den erſten Biſſen zum Munde geführt, ſo zerkrümelte er zu Staub, und ich entdeckte hinterher, daß die gute Frau mir ihr Aushängeſchild ver-

kauft hatte *). Ich ſchlürfte an einem Brunnen ein wenig Waſſer nach, um mich der Krumen zu entledigen, und rannte dem Wagen voran, um ſchnell ein Amphitheater zu muſtern, das ſich noch innerhalb der Mauern dieſes Ortes befindet. Es iſt klein, und weit entfernt, gänzlich in Trümmern zn liegen, können die meiſten Sitze der Zuſchauer noch angedeutet werden. Feste, farina e forche ſcheint eine politiſche Maxime, ſo alt, als Italien ſelbſt **); denn wo irgend eine Spur des alten Roms ſelbſt oder ſeines Einfluſſes nachgewieſen werden kann; ſtößt man gewöhnlich auch auf ein Theater oder Amphitheater. Dieſe würdigen Ueberreſte vormaliger Civiliſation in einem ſo abgelegenen Ort, wie dieſer, hatten weit mehr Anziehendes für mich, als ſelbſt die perſönlichen Begebenheiten eines Napoleon.

Bei Fréjus mußte ich der Küſte Lebewohl ſagen; denn ich war nun einmal an das Brief-Felleiſen gebannt, ob zu meinem Glück oder Unglück, mag ich nicht entſcheiden. Unſer Weg führte jetzt durch eine hügelige,

*) Die Worte des Verfaſſers ſcheinen eine Anſpielung auf das „zerbrechliche Gefäß" weiblicher Schönheit, oder auf die Vergänglichkeit alles Schönen überhaupt zu enthalten.

**) „Feſtlichkeiten, Brod und Galgen", enthält als neueres italieniſches Sprichwort in dem letzten Worte einen charakteriſtiſchen Zug mehr, als das alte römiſche Sprichwort: „panem et Circenses," worin alſo blos des Brods und der öffentlichen Spiele gedacht wird.

aber durchaus nicht einladende Gegend nach Draguinan. Die Korkeiche und der Oelbaum waren unſere Geſellſchafter; letzterer aber hatte bedeutend durch die Kälte des eben verfloſſenen Winters gelitten. Dies war der Anfang der bergigen und entlegenen Gegenden, durch welche Napoleon nach ſeinem Marſche von Antibes ſich ſeinen Weg bahnte; hier entging er während weniger Tage den angeſtellten Nachforſchungen, bis ihn der glänzende Erfolg bei Grenoble in den Stand ſetzte, offener zu Werk zu gehen. Bis jetzt hatte ich faſt gar Nichts von ächtländlichen Gegenden Frankreichs geſehen; denn Alles, was in und um Paris und an den großen Heerſtraßen in die Augen fällt, hat ein gezwungenes und manierirtes Anſehen. Draguinan war indeſſen im eigentlichen Sinne eine ville de province; doch erhielten wir dort ein ziemlich gutes Mittagseſſen.

Von Draguinan bis Aix blieben wir wieder bis in die Nacht unterweges; indeſſen langten wir an letzterem Orte zeitig genug an, um einige Stunden im Bette zubringen zu können. Aix iſt ein alter und berühmter Ort; doch bot er Nichts dar, was die Aufmerkſamkeit eines Reiſenden in Anſpruch nehmen konnte. Einige Stunden brachte ich in demſelben zu, noch immer unentſchloſſen, ob ich von hier auf dem nächſten Wege nach Paris weiter reiſen, oder ob ich wieder an die Küſte zurückkehren ſolle, wo der Zweck meiner Reiſe, wie man mir zu verſtehen gab, eben ſo gut erreicht werden konnte,

als in der franzöſiſchen Hauptſtadt. Ich vermuthe beinah, daß meine Vorliebe für die blauen Fluthen des Mittelmeers bei meiner endlichen Entſcheidung nicht geringen Einfluß ausübte; denn ich hatte mich nur mit Widerſtreben von dieſem freundlichen Anblick entfernt. Gegen Mittag fuhr ich in der Diligence weiter nach Marſeille. Von den gerühmten Schönheiten der Provence konnte ich wenig entdecken; vielmehr blieb ich bei der Meinung, daß es nicht leicht einen weniger anziehenden Strich Landes gebe, als den, welchen wir eben durchfuhren. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß wenige Länder den Blicken eines bloß Durchreiſenden ſo äußerſt unintereſſant erſcheinen, als eben Frankreich; denn der Volksgeſchmack hat ſo wenig Sinn für das eigentlich Maleriſche; und wie die Kochkunſt hier die natürlichen Eigenſchaften der Speiſen durch erbärmliche Nachäfferei völlig entſtellt, ſo zerſtören die kleinſtädtiſchen Anmaßungen überall mit der Hauptſtadt zu wetteifern, die eigenthümlichen Reize des Landes, ohne doch etwas derſelben Aehnliches hervorbringen zu können. Wirklich ſah ich Nichts, das ländlicher Einfachheit und ungekünſtelter Natur ſich näherte, wenn ich nicht geradezu bis zu den ſchmutzigen Kitteln und plumpen Holzſchuhen herabſteigen wollte. Doch zwiſchen ſtumpfſinniger Rohheit und überverfeinerter Manier iſt eine weite Kluft.

Eben war es Mardi-gras, und als wir uns Marſeille näherten, fanden wir die Bevölkerung auf dem

üblichen Spaziergange längs der Landſtraße; in geringer Entfernung von der Stadt befindet ſich nämlich eine Art von Corſo. Ich bemerkte die gewohnte Menge buntſcheckiger Poſſenreißer und bepflaſterter Angeſichter, eine beträchtliche Reihe einfacher Fuhrwerke und recht viele anziehende Frauen. In der Tbat kamen mir die Frauen dieſer Stadt überhaupt weit hübſcher vor, als im ganzen Norden von Frankreich. Ich hielt mich zehn Tage in der Stadt Marſeille auf, die wenig Anziehendes hat, außer ihrem Handel; die aber wegen ihres hübſchen Havens, der ſchönen Küſtengegend und ihrer geſchäftigen Lebhaftigkeit hinreichende Unterhaltung darbietet, um eine kurze Zeit darin angenehm verweilen zu können. Der neuere Theil der Stadt iſt in beſſerm Geſchmack mit breiten graden Straßen angelegt; die ältere Stadt aber, wie alle mittelalterlichen Orte, iſt eng, winklich und unſauber. Der Haven iſt durch die Natur gebildet, hat aber allen Anſchein eines künſtlichen Havens, bis auf die Einfahrt deſſelben. Der Eingang hat kaum eine Weite von zweihundert Fuß, und doch iſt das eigentliche Becken, welches in ſeiner Ausdehnung faſt ganz von der Stadt umgeben wird, geräumig genug, um fünfhundert Segel, und zwar Schiffe von jeder Größe zu faſſen, die, wie ich glaube, hier hinreichend tiefes Waſſer finden. Außerhalb des Havens iſt eine gute Rhede, die faſt einem Haven gleichkommt, wo die Schiffe hinter einer Inſel, auf welcher das Lazareth erbaut iſt, vorzüglich

guten Ankergrund finden. Da die Verordnungen der Quarantaine an dieſen Küſten äußerſt ſtrenge befolgt werden, ſo hat es keinen geringen Werth, auf einer Rhede zubringen zu müſſen, die ſo ſicher vor Sturmesgefahr und ſo einladend durch die anziehenden Umgebungen iſt.

Eine ägyptiſche Fregatte von franzöſiſcher Bauart lag eben im Haven, und wahrhaftig, wenn dem Paſcha noch mehre ſolche Fahrzeuge zugewendet werden, ſo wird er ſich nach manchem andern Navarino umſehen; denn dieß war wirklich ein ganz regelmäßig ſchmalgebautes und langbemaſtetes Kriegsſchiff.

Ich könnte Ihnen von Marſeille eine ausführliche Beſchreibung machen, denn die Stadt iſt in ihrer Art ſolches wohl werth; aber dieſes iſt nicht meine Liebhaberei, denn wie Sie wiſſen, beſchränke ich mich gern auf Gegenſtände, die von andern Reiſenden unbemerkt geblieben ſind. Meine Zeit verſtrich unter Vorbereitungen zu meiner Rückreiſe nach Florenz, und da ich gern einmal wieder eine Seefahrt zu machen wünſchte, ſo ſah ich immerfort aus nach einem Schiffe, um die Reiſe nach meiner Behaglichkeit machen zu können. Endlich bot ſich mir eine gute Gelegenheit auf einer großen engliſchen Brig, und ich wurde bald mit dem Schiffer einig. Es war ein Fahrzeug von vierhundert Tonnen, mit achtzehn Matroſen bemannt und von einem Seeofficier auf halben Solde befehligt, der zum Theil ſelbſt

Eigenthümer des Schiffes war. Dieß Fahrzeug hatte eben als Transportſchiff den Franzoſen in einer Expedition nach Griechenland gedient, wozu ebenfalls mehre amerikaniſche Schiffe, die ebenfalls im Haven lagen, verwendet worden waren. Es bedarf kaum eines augenſcheinlichen Beweiſes für die Unfähigkeit des franzöſiſchen als ſeefahrenden Volks; wenn die Regierung deſſelben nicht im Stande iſt, wenige tauſend Mann über ein kleines friedliches Gewäſſer überzuſetzen, ohne zu dem Unternehmungsgeiſte und dem Geſchick fremder Nationen, und in dieſem Falle ſogar einer fremden Nation eines entlegenen Welttheils ihre Zuflucht zu nehmen! Ein ſolches praktiſches Beiſpiel wiegt dickleibige Bände politiſchökonomiſcher Erörterungen auf, und wenn wir dabei erwägen, daß Frankreich ſich mitten zwiſchen zwei Meeren befindet, ſo geht daraus allein hinreichend hervor, daß das Ziel ſeines Volksſtrebens hauptſächlich auf feſtländiſche Dinge gerichtet bleibt.

Es gehört zu den ſchlechten Witzen der Matroſen, Spottlieder auf die Landſoldaten abzuleiern. Unſere Schiffsmannſchaft war an der Ankerwinde beſchäftigt und begleitete das taktmäßige Niedertreten der Hebelſtangen mit einem gemeinen Singſang, worin unter andern vorkommt, „eines Soldaten Weib iſt des Matroſen Metze.“ Jetzt können Sie ſich mein Erſtaunen denken, als ich hier dieſes bekannte derbe Lied plötzlich traveſtirt mit anhören mußte, indem anſtatt „Soldaten“

vielmehr „Yankee“ und anſtatt „Matroſen“ gleicherweiſe „Engländers“ geſungen wurde. Ein junger Engländer, der ſich ebenfalls an Bord befand, ſchämte ſich dieſer gemeinen Probe von Nationalantipathie, und verſuchte den widrigen Eindruck durch die erläuternde Bemerkung zu mildern, daß die Mannſchaft mit den Matroſen eines amerikaniſchen Schiffes einen ernſthaften Zank gehabt habe, und daß jenes Schiff nahe genug liege, um dieſen verhöhnenden Singſang hören zu können. Der angeführte Grund hatte nichts Unwahrſcheinliches; doch gleitet der Hohn über Amerika ſo leicht über die Lippen eines Engländers, daß ich faſt glauben möchte, daß dieſe unwürdigen Anſpielungen einzig aus dem eingewurzelten Haß hervorgingen. Mir machte dabei der Gedanke nicht wenig Vergnügen, daß auf einem amerikaniſchen Schiffe von gleicher Größe eine ſolche Gemeinheit und Unverſchämtheit gar nicht geduldet werden würde. Auch bin ich im Zweifel, ob dieſes ſelbſt auf dieſer Brig hätte vorfallen dürfen, wenn der Capitain an Bord geweſen wäre, der in dem Augenblicke ſich noch an der Küſte befand; denn obgleich dieſer Mann gegen Amerika ein entſchiedenes Vorurtheil hatte, ſo hielt er demungeachtet gute Mannszucht auf ſeinem Schiffe.

Wir trieben eine Strecke weit am Schlepptau aus dem Haven bis zur Rhede, wo die Brig in einem ſchwachen aber günſtigen Winde aus Nordweſten ihre Segel entfaltete. Es war dieſes der Anfang eines

„mistrail" — eines ſcharfen Windes, der in dieſer Gegend von Frankreich hinreichend berüchtigt iſt, wegen ſeiner Kälte ſowohl, als wegen ſeiner ſpannkraft-ſteigernden Eigenſchaft. Indeſſen nahmen wir die Sache ziemlich leicht an Bord unſerer Brig, und die Nacht war verſtrichen, ehe wir Toulon erreicht hatten. Am nächſten Morgen kam ich auf's Verdeck und fand, daß der Wind ziemlich heftig wehete, und unſer Schiff hatte eine ſo ſchnelle Fahrt, als ſein kegelförmiger Rumpf, die ſchmalen Segel und kurzen Maſten es irgend möglich machten. Ungeachtet wir bloß leichte Ballaſtladung eingenommen hatten, ſo betrug die Schnelligkeit unſers Fahrzeugs doch nur ſieben Knoten, obſchon wir gleichen Cours mit dem Winde hielten, und demnach leicht neun Knoten hätten zurückgelegt werden können. Es iſt jedenfalls eine kitzliche Sache, einem Schiffscapitän einen Wink zu geben; doch konnte ich bei dieſer Gelegenheit mich nicht enthalten, ihm wegen der Wirkung dieſer leichten Segel einige Fragen zu ſtellen. Die Sperr-Eiſen waren noch nicht einmal an den Raaen befeſtigt, und das bei ſo günſtigem Winde und nachdem wir bereits ſeit fünfzehn Stunden unter Segel waren! Meine ſchonenden Andeutungen hatten doch den Erfolg, daß der Schiffscapitain befahl, ſolche bereit zu halten. Dieß geſchah Vormittags um zehn Uhr, und ehe Mittag heranrückte, waren wirklich zwei Sperr-Eiſen zur Stelle, und darauf kam Gegenbefehl. Der Schiffer hatte nämlich

recht umſtändlich und methodiſch mit dem Quadranten die Sonnenhöhe beſtimmt und ſeine Längenberechnung durchgeführt; aus der mühſam ausgemittelten Lage ſeines Schiffes zog er jetzt den Schluß, daß wir möglicher Weiſe ſchon in der Nacht vor Livorno anlangen könnten, wenn er noch mehr Segel beiſetzen ließe. Während der pünktliche Seemann ſich mit ſeinem Inſtrumente abmühete, lagen die hohen Gipfel der Seealpen und der corſicaniſchen Berge, mit ihren Schneekuppen im Sonnenſchein glitzernd, ganz deutlich vor unſern Augen. Die Seekarte war auf dem Overloop ausgebreitet, und wenn ich die Formen der uns nahe liegenden Küſten in's Auge faßte, ſo konnte ich auch ohne Höhenmeſſung und Längenberechnung den Ort, wo wir uns befanden, ungefähr andeuten, — wenn nämlich von ungefährem Andeuten noch die Rede ſein kann, wo man höchſtens zehn Stunden vom Lande entfernt iſt. Hier hätte ein amerikaniſcher Schiffer bloß eines Umblicks bedurft; ſein Quadrant, möchte ich faſt wetten, wäre ruhig im Futteral ſtecken geblieben, ſelbſt wenn er ſeinen ſämmtlichen Segelvorrath beigeſetzt hätte. Mein methodiſcher Schiffer dachte anders; nach gepflogener Berathung mit ſeinen Inſtrumenten und Rechnungstafeln mußten die Sperr-Eiſen wieder herunter, anſtatt immer mehr Segel beizuſetzen, wurde ein Bovenbramſegel eingerollt, um der zu ſchnellen Fahrt entgegenzuwirken. Meine Bemerkungen blieben fruchtlos, ungeachtet ich ziemlich deutlich zu verſtehen

gab, daß wir nach freilich ſo ſchnell begonnener Fahrt jetzt Zeit hätten, uns auszuruhen, und daß wir noch früh genug vor Einbruch der Nacht Gorgona erreichen könnten, wenn wir auch beſorgen müßten, bereits einen zu großen Vorſprung erlangt zu haben. Unterdeſſen nahm die Stärke des Windes zuſehends ab, und bei Sonnenuntergang trieben wir noch oberhalb Corſica mit ſchlaff an den Maſten herabhängenden Topſegeln. Da ich hier Nichts ändern konnte, ſo blieb mir nichts übrig als ſchweigend die Achſeln zu zucken.

Es iſt längſt die Zeit nicht mehr, wo man den Engländern ſeemänniſches Geſchick abſprechen könnte, die in manchen Einzelheiten uns noch übertreffen. Aber das entſchloſſene „Darauflosgehen“ des beharrlichen amerikaniſchen Strebens und das bedächtige Feſthalten am Regelrechten der engliſchen Umſtändlichkeit vermindert mit jedem Tage den Abſtand zwiſchen dem Wohlſtande und der Macht dieſer beiden ſeefahrenden Völker.

Der Abend war ſchön und während wir allmählig längs der Küſte vorbeitrieben, gab ich mich ganz dem ruhigen Anblick derſelben hin. Der nördliche Theil der Inſel Corſica iſt ein ſanft anſteigendes Hügelland, ziemlich niedrig im Vergleich mit den eisbedeckten Gipfeln im Hintergrunde, dem Anſchein nach unfruchtbar, und zeigt wenig Spuren von menſchlichen Wohnungen. Ein kleines klippiges Eiland bildet gleichſam ein Außenwerk vor der Küſte; gegen erſteres und letztere brach ſich die

Fluth in heftiger Brandung; wir befanden uns nahe genug, um den Schaum der anprallenden Wogen zu ſehen und um die Seevögel zu erkennen, die über ihren Neſtern hinflatterten. Die Sonne war untergegangen, als ich noch immer im Anblick dieſer Scene, wie der fernen felſigen und zerriſſenen Küſte verſunken blieb.

Der Schiffscapitain war ein wohlachtbarer Herr, der ſich bemühte, ſeinen Mangel an ſeemänniſcher Thatkraft dadurch auszugleichen, daß er mich von den wundervollen Reichthümern des engliſchen hohen und niedern Adels weitläufig unterhielt, ein ſpießbürgerlicher Unterhaltungsſtoff, bei welchem Engländer ſeines Standes ſelten müde werden. Er begann mit der Erzählung von dem Silberzeuge des Herzogs von Northumberland, der ſo eben zum Lordlieutenant von Ireland ernannt worden ſei und eine Prämie von neunzigtauſend Pfund Sterling bezahlt habe, um ſein Silber auf der Ueberfahrt von London nach Dublin zu veraſſecuriren. Da die Prämie ein halbes Procent des Werthes betrug, ſo mußte der Werth des Silberzengs eine Million und achtmalhunderttauſend Pfund betragen! Doch Engländer pflegen an kleinen Uebertreibungen bei ſolchen Anläſſen nicht leicht zu erſticken, und doch uns gradezu der Großprahlerei zu beſchuldigen! Eine andere Erzählung meines Schiffers betraf einen gewiſſen W — — P — —, der mit ſeiner Frau jährliche fünfmalhunderttauſend Pfund Einkünfte erheirathet habe und gewohnt ſei, ganze Straßen von Häuſern in

London bei'm Kartenſpiel zu wagen. Und bei allen ſeinen Träumen von erworbnen und verſchwendeten Guineen ſchien es dieſem Mann doch gar nicht einzufallen, daß man auf einem Schiffe Sperr-Eiſen haben müſſe, um die gehörige Anzahl von Segeln zu ſchneller Fahrt beiſetzen zu können, ohne welche kein ſchnelles Geldverdienen möglich iſt. Uebrigens verſtehen wir das Großthun mit gewonnenen Dollars trotz den Engländern; aber wir vermögen nicht ihren kecken Anhäufungen von Zehntauſenden an jährlichen Einkünften nachzuprahlen.

Ungefähr um Neun ſuchte ich meine Ruheſtätte auf, und als ich am Morgen darauf erwachte, bemerkte ich bald, daß unſer Schiff durch's Waſſer mehr trieb als ſegelte. So wie ich auf's Verdeck kam, fand ich die Brig unter doppelt gerefften Topſegeln, im Winde ſchaukelnd, das Eiland Gorgona im Nebel an unſrer Wetterſeite noch kaum ſichtbar, und unſer Bug lag in öſtlicher Richtung. Mit andern Worten, der Wind wehte uns ziemlich unſanft grade in's Angeſicht. Wären die Sperr-Eiſen zu rechter Zeit an den Raaen befeſtigt und die nöthige Anzahl von Segeln beigeſetzt worden, ſo konnten wir den Haven erreichen, ehe dieſe Veränderung eintrat. Eine Stunde ſpäter begegneten wir einer engliſchen Brig, die uns vorauseilte, und mein Schiffscapitain äußerte den Wunſch, ſie einholen zu können, — denn ſie war auch nur mit Ballaſt geladen, ein Zeichen, daß in Livorno an zu befrachtenden Fahrzeugen Mangel war; ich ermun-

terte ihn, nur tüchtig darauf los zu ſegeln; denn, was die Gefahren der Küſte betreffe, ſo werde der Monte Neve zeitig genug als Wahrzeichen ſichtbar werden. Gegen drei Uhr war der Wind bedeutend ſchwächer geworden, ſo daß wir alle Segel beiſetzen mußten, und ſo ging es hinreichend voran, um in die Nähe des Punktes zu kommen, wo meiner Muthmaßung nach die Stadt liegen mußte, ungeachtet der Nebel ſo dicht war, daß man kaum eine Viertelſtunde weit ſehen konnte. Plötzlich befanden wir uns an der Küſte, der Capitain erſchrak und ließ ſchnell die Brig wenden. In demſelben Augenblick entdeckten wir ein Boot, aus dem bald darauf ein Lootſe bei uns an Bord ſprang. Hätten wir nicht unnützer Weiſe gezögert, ſo würden wir ohne Zweifel den Molo ſelbſt erreicht haben. Anſtatt die Segel einzureffen, ſteuerte der Lootſe, mit beibehaltenen Topſegeln friſch darauf los nach der Spitze des Molo. Etwa fünfzig Yards davon legten wir bei und ſchoſſen an einer Reihe von Schiffen vorüber, welche hinter demſelben ankerten. Es waren amerikaniſche und engliſche Schiffe, die mit dem Bug ſeewärts vor Anker lagen und durch Taue vom Molo aus befeſtigt waren. So wie wir in die Reihe von Schiffen einfuhren, wurden dieſe Halttaue nachgelaſſen, ſo daß wir über ihnen wegſchlüpften, und allmählig ward unſere Fahrt langſamer, indem das Mitteltopſegel rückwärts gewendet wurde, und wir uns über den dicken Ankertauen fortbewegten. Kaum war ich jemals Zeuge

einer kühnern oder geſchicktern Leitung eines Fahrzeugs von der Größe des unſrigen; denn wir erreichten die Spitze des Molo auf vier Knotenlängen; nicht die geringſte Beſchädigung fiel vor. Ein Ankertau wurde den Molo hinan geſchleudert; einige Hemmſeile brachten uns zum Stillſtand und mit dem Bug in den Wind; hierauf wurde nach dem Havendamm ein Wurfanker übergeführt, an deſſen Tau wir weiter bugſirt wurden bis wir einen Buganker auswarfen und darauf mittelſt des am Hintertheile vom Havendamme aus befeſtigten Taues ganz ſicher lagen. Die äußerſte Stelle konnten wir nicht einnehmen, denn dieſe war ſchon von andern Schiffen eingenommen, und ſo war unſer Schiff das vierte in der Reihe. Ich wiederhole es, daß der ganze Vorgang von vorzüglicher Erfahrung und Gewandtheit zeigte, obgleich ein Italiener das Ganze leitete. Ich meine, Columbus müſſe wenigſtens einige ſolcher Männer auf ſeinen Schiffen gehabt haben.

Mit den öffentlichen Fahrgelegenheiten hat es in Italien eine eigne Bewandtniß; erſt wenn eine hinreichende Anzahl von Reiſenden beiſammen iſt, und in meinem jetzigen Fall war die Zahl von Vieren ausreichend, dann wird eine kleine Kutſche zu ihrer Weiterbeförderung mit Poſtpferden verſehen. So reiſte ich am folgenden Tage nach Florenz ab, indem ich für mich und meinen Bedienten auf einem Wege von beinahe ſechzig engliſchen Meilen Meilen nur etwa fünf Dollars bezahlte.

Neunter Brief.

Ein Frühling in Florenz. — Villa's der Umgegend. — Ausſicht von den Belvedere's. — Eine toscaniſche Volksweiſe. — Feigen nach der Suppe. — Wirkung des Kirchengeläutes. — Die Mundart der toscaniſchen Landleute. — Ein Leichenbegängniß. — Beſuch eines Karthäuſer-Kloſters.

Die Jahrszeit war bald hinreichend vorgerückt, um uns den angenehmen Anblick eines italieniſchen Frühlings zu gewähren. Die mancherlei Zugvögel hatten ſich theils nordwärts, theils ſüdwärts entfernt, um ihren Vergnügungen nachzueilen. Die Parlamentsmitglieder waren faſt ſämmtlich nach London, um ihre Sitze einzunehmen, die Mitglieder des Oberhauſes allenfalls ausgenommen, welchen das Recht vorbehalten iſt, ſich durch Bevollmächtigte vertreten zu laſſen. Die Ruſſen und Franzoſen hatten ſich größtentheils nach Neapel begeben oder waren weiter hinauf in die Gebirge gereiſt. Die armen politiſchen Verbannten, deren ſich Viele in Florenz aufhalten, ſieht man allein noch auf der Schattenſeite die Straßen der Stadt durchwandeln, wobei man ihnen den Ueberdruß und die Langweile anmerkt. In der Stadt iſt die Luft ſo drückend und ſchwül wie in Philadelphia.

Wir gaben unſern Palazzo in der Stadt auf und bezogen eine Villa, San Ilario genannt, ganz in der Nähe der Stadt; alle Anhöhen um Florenz ſind mit

ſolchen Landhäuſern gleichſam beſäet, und manche derſelben ſind von beträchtlichem Umfang und fürſtlicher Einrichtung. Die Villa, welche wir bezogen haben, hat ein beſcheidneres Anſehen, aber doch viele Zimmer, und außer der geringen Entfernung von der Stadt bietet ſie noch viele andere Annehmlichkeiten dar. Unter andern empfehlungswürdigen Einzelheiten beſitzt ſie zwei bedachte Belvedere's, auf welchen man in der Morgen- oder Abendkühle den Ueberblick der Oelbaumhaine und des bunten Durcheinander einer italieniſchen Landſchaft genießen kann.

Doch muß ich Ihnen eine deutlichere Vorſtellung von der Gegend geben, die wir uns für dieſe Jahrszeit ausgewählt hatten. Das Arnothal hat zwar eine bedeutende Ausdehnung und wird meiſtens gleich einem Garten mit dem Spaten bearbeitet, iſt indeſſen durch zahlreich anſteigende Hügel unterbrochen, den näher liegenden Anfängen allmählig höher ſich erhebender Nebenzüge der entfernteren Apenninen. Auf faſt allen dieſen Höhen ſtehn ſteinerne mit Belvedere's verſehene Gebäude, mit oder ohne Erkervorſprüngen, und von einzelnen Bäumen und Oelbaumlauben umgeben. Faſt das ganze Land iſt von Wegen durchſchnitten, die aufwärts zu den Höhen führen und gewöhnlich jederſeits von einer hohen Mauer *)

*) Der Verf. ſagt nicht, ob dieſe Mauern Gärten einſchließen, vermuthlich, weil er die Beſchreibungen anderer Reiſenden nicht wiederholen wollte.

eingefaßt ſind. Dieſe Wege ſind größtentheils gepflaſtert, damit ſie durch häufigen Regen nicht unzugänglich werden, und Nichts kann weniger Anziehendes haben, als ihre beſtändige Einförmigkeit; doch finden wir, daß die Schatten der Mauern immer norhwendiger werden, je weiter die Jahrszeit vorrückt. Wer alſo eine Ausſicht genießen will, muß ſich bequemen, irgend eine der Anhöhen zu erſteigen, deren es eine große Anzahl gibt; doch bieten hin und wieder auch die höher liegenden Flächen den Spazieren-Gehenden oder Fahrenden einen angenehmen Rückblick auf die tiefer liegenden Gegenden, ſowie einen nicht weniger reizenden Vorausgenuß der Anhöhen; bisweilen ſind es überraſchend großartige und prächtige Anſichten. Wir pflegen öfter einen der ſchönſten Plätze dieſer Art zu beſuchen, welcher mit Recht den Namen Bello-sguardo *) führt; nicht leicht hat man irgendwo einen reizendern Ueberblick einer Stadt, als dieſe Stelle dem Beſchauer über Florenz und deſſen Umgegend darbietet; dazu gewährt ſie einen prächtigen Umblick des ganzen abwechſelnden Thal- und Hügellandes, welchen die zarten Uebergänge von Licht und Schatten der nebligen Apenninen noch mehr heben. Manche Anſichten der Apenninen kann ich zu den ſchönſten zählen, die ich geſehen habe. Dieſe Berge unterſcheiden ſich von den niedrigeren Höhenzügen der Alpen oder anderer

*) Wörtlich: Schöne Ausſicht, Schönſicht.

Berge, welche den unſrigen einigermaßen an Höhe gleich kommen, durch die ſanftere, ſonnigere Färbung, die bisweilen in eine träumeriſche oder ſchläfrige Schattirung übergeht, wenn die Luft neblig wird. Alles vereinigt ſich in dieſen Gegenden, um den Beſchauer zu ſinnigen Betrachtungen einzuladen und zu träumeriſcher Ruhe grade in dieſer Jahrszeit zu ſtimmen. Dieſe zerklüfteten Hügelabhänge, dieſe freundlichen Villa's, dieſe prächtige Stadt, dieſe herrlich angebauten Ebenen, die fernen kaſtanienbelaubten Gipfel, die mannigfachen Trachten, Gebräuche und Geſänge des Landvolks, die orientaliſch-blickenden Olivenhaine, die Kirchen und Klöſter bieten ein Gemiſch des Wildromantiſchen und Kunſtbildneriſchen, welches die Seele immer neu zu dichteriſchen Anklängen begeiſtert.

Die toscaniſchen Volkslieder haben bisweilen einen merkwürdigen Charakter. Eine dieſer Volksweiſen hört man faſt in jeder Tonart und mit den verſchiedenartigſtem unterlegten Text, ſie iſt faſt durchgehens im Munde der niedern Stände beiderlei Geſchlechts Der Soldat beſingt ſeine Waffenthaten, der Matroſe ſeine abenteuerlichen Fahrten und Stürme zur See, der ländliche Stutzer ſeine luſtigen Gelage, das junge Mädchen ihre liebende Sehnſucht; alles nach derſelben Geſangsweiſe. Sie iſt aber auch voll Melodie und dieß iſt freilich ein unentbehrliches Erforderniß aller Volksmuſik; und dabei hat dieſe beliebte Tonweiſe die hohe Vollendung, welche

Studium und Kunſtgeſchmack irgend zu geben vermögen, und ſteht in dieſer Hinſicht hoch über allen Volksweiſen, von welchen Sie nach denen, die Sie etwa bei uns gehört haben mögen, ſich nur eine unvollkommene Vorſtellung machen würden. Sie hat einen ſcheinbar regelloſen Charakter und die einzelnen Strophen ſchließen mit einem Lala lallala, welches ganz geeignet iſt, die Empfindungen des Singenden wieder zu geben, und ſcheint vom Ganzen durchaus nicht trennbar, da die Einfachheit der Weiſe ohne daſſelbe durch das Gezwungene verſchiedenartigen Vortrags leicht einbüßen würde.

Dieſe Weiſe hörte ich zuerſt in der Stadt zu einer beſtimmten Stunde jeden Abend; ich erkundigte mich und hörte, es ſei ein Bäckerlehrling, der jedesmal, wenn er ſein Backwerk an ſeine Kunden vertheile, bei dieſem Geſchäfte ſinge. Ich höre dieſen Geſang ſehr oft, wenn ich auf meinem Belvedere ſitze, von verſchiednen Weiten und Höhen zu mir aus den Oelbaumgehegen oder Weinbergpflanzungen herübertönen; bisweilen iſt es ein Falſetto, dann wieder tiefer Baß oder ein volltöniger Contra-Alt. Als ich neulich einen Spaziergang nach dem einladenden Bellosguardo machte, hörte ich ein liebliches Falſettſtimmchen dieſelbe Weiſe trällern, und indem ich auf einen Stein ſtieg, um bequem über die Mauer blicken zu können, erblickte ich ein ſchönes, ganz junges Landmädchen, die bei'm Aufbinden der Weinranken von Liebe ſang; durch das Geräuſch, das ich

machte, aufgeſcheucht, wandte ſie ſich erröthend ab, lächelte, indem ſie ihr Angeſicht bedeckte, und lief davon, um ſich im dichtern Laube vor mir zu verbergen.

Dieß iſt nicht die einzige Unterhaltung, die mich Nichts koſtet. Einer dieſer engen Wege trennt die Ecke meiner Wohnung von der Kirche di San Ilario und der prieſterlichen Behauſung. Von unſerm Belvedere herab, das an mein eignes Zimmer ſtößt, erfreue ich mich mancher höflichnachbarlichen Unterredungen quer über die Gaſſe mit dem guten alten „Curato," der mich über das Wetter und die Feldarbeiten mit frommer Weitſchweifigkeit unterhält. Der alte Mann beſitzt einige herrliche Feigenbäume, und unſere Köchin hatte dieß kaum bemerkt, als ſie auch gleich ſeine Bäume in Contribution ſetzte. Hierbei muß ich Ihnen Etwas mittheilen, was ich nur als einen ausgeſuchten Epikuräismus, oder vielmehr für Geſchmacksverfeinerung in Anſehung der Tafelfreuden halte. Der Genuß einer friſchen Feige als Uebergang gleich nach der Suppe gehört zu den ungewöhnlichern Reizmitteln der Kochkunſt, die öfter, wie andere Kunſtgenüſſe, mehr zufälliger Entdeckung als durchdachter Bemühung ihr Entſtehen verdanken. Dabei will ich mir nicht einmal das geringe Verdienſt der erſten Mittheilung zuſchreiben; denn ich bin ſelbſt erſt durch Andere darauf aufmerkſam gemacht worden, und, ſo viel ich weiß, hat die franzöſiſche Verfeinerungsſucht ſich einigermaßen hierin der italieniſchen Erfindung durch das Herumreichen

von Melonen nach der Suppe anzunähern verſucht. Doch eine Melone iſt nie mit einer Feige gleich zu ſtellen; und keine franzöſiſche Feige, wenigſtens keine aus der Gegend von Paris, vermag das Angenehme einer italieniſchen Feige zu erreichen. Zu dieſem beſondern Zwecke paßt eben keine andere, als eine ächte italieniſche Feige.

In Paris pflegt man gewöhnlich gleich nach der Suppe den Gäſten ein Glas Madeirawein anzubieten, und ſonſt wird keiner mehr bei Tiſche getrunken, aber ein Glas Madeira iſt nur ein elendes Erſatzmittel für eine italieniſche Feige. Indem ich Sie mit dieſem Fortſchritte menſchlicher Genußweiſe bekannt mache, will ich nur noch hinzufügen, daß, wer nach dem Genuß der erſten noch eine zweite verſucht, ſich durchaus die angenehme Empfindung zerſtören würde. Nur eine einzige, kleine, außen grüne, ganz friſche Feige macht das Unübertreffliche gaſtronomiſcher Luſt aus, die ſich kaum mit etwas Anderem vergleichen läßt.

Aber außer ſeinen Feigenbäumen beſitzt unſer guter Curato auch noch einige ſchwerfällige Glocken in ſeinem Kirchthurm, geuau drei und vierzig Fuß von meinen Ohren entfernt, welche unveränderlich Tag für Tag zu ſechs verſchiednen Malen paarweiſe geläutet werden. Es iſt dieß Frühläuten, Mittags=, Angelus=, Veſper= und wer weiß, welches Läuten noch ſonſt, und zwar iſt dieß bloß das regelmäßige Läuten, außer dem beſondern Seelenmeſſen=, Tauf=, Begräbniß= oder Hochzeitsgeläute. Die

Wirkung der Glockentöne in einiger Entfernung iſt oft äußerſt anmuthig, wenn ſie weithin durch's Thal erklingen und von den Bergen umher widerhallen, beſonders Morgens, Mittags und Abends; aber dieß Geläute ſchallt mir viel zu nahe in's Ohr. Für dieſe Unannehmlichkeit entſchädigen mich manche ſeltnere Züge des Maleriſchen, die nur die Nähe einer Kirche aufzuweiſen vermag. Es ſind dieß die häufig unter meinem Belvedere zuſammenſtrömenden Landleute jedes Alters und Geſchlechts in der verſchiedenartigſten bunten Tracht. Dabei habe ich völlige Muße ſie zu betrachten und zugleich auf ihre Geſpräche hinzuhorchen.

Wenn von der Reinheit der lingua toscana die Rede iſt, ſo mag dieß wohl vorzüglich von der Sprache der Stadtbewohner gelten, nicht aber der ländlichen Bevölkerung; denn dieſe tüchtigen Landleute reden eine harte rauhklingende Mundart. Einſt bat ich einen bekannten Herrn aus Florenz, als wir eben an der Domkirche vorübergingen, er möchte doch eine Frage an die daſelbſt verſammelten Bauern richten; er that es, und ich fand, daß ſie ihn recht gut verſtanden, daß er aber ſelbſt Mühe hatte ihre Antworten zu verſtehen. Wer durch Italien gereiſ't iſt, dem iſt das Aſpiriren vieler Worte in Florenz gewiß nicht entgangen. Wir hatten eben noch, als wir die Stadt verließen, eine kleine Probe davon. Ich ſagte meinem Bedienten, er möchte einem Krämer unſere jetzige Wohnung beſchreiben; dieß that er mit den

Worten: „**Il Signor — —, Hhasa Rihhasole, via del Hhohhomero.**" *)

Eine der meiſten maleriſchen Züge unſerer kirchlichen Nachbarſchaft gewähren die Leichenbegängniſſe. Als wir kürzlich der kühlen Luft wegen uns recht behaglich auf unſerm Belvedere fühlten, ſahen wir aus einem fernen Landwege Fackeln herüberſchimmern. Gleich darauf erreichten Grabgeſänge unſer Ohr, und allmählig ſtärker erſcholl der ergreifende und feierliche Choralgeſang und tönte wieder zwiſchen den uns umgebenden Gebäuden, als ſchalle er ganz nahe aus dem Kirchenſchiff zu uns herüber. Man muß einer ſolchen rührenden Feier mit beigewohnt haben, um das Erhabene derſelben nachzufühlen, in einer ſtillen und dunkeln Nacht unter einem italieniſchen Himmel.

Auf einem der träumeriſchen Spaziergänge, die ich mit einem Bekannten aus Florenz zu machen pflege, ſchlenderten wir eine gute Stunde Weges auf der Landſtraße, welche nach Rom führt, weiter. Die Gegend iſt uneben; die Straße windet ſich zwiſchen nackten, abſchüſſigen Hügeln auf und ab, eine Scenerie, die mir immer wieder manche alte Erinnerung aus den Schilderungen

---

*) Nämlich: **Casa Ricasoli, via del Cocomero,** im Ricaſoli'ſchen Hauſe, in der Gurkenſtraße. Es ſind dieß vielmehr Gutturaltöne, wie man ſolche ebenfalls im mauriſch-ſpaniſchen Volksdialekt — z. B. in Andaluſien — vernimmt.

in der heiligen Schrift zurückruft. Auf einer kleinen hochliegenden Ebene, die ſich mitten in einem Bergthal erhebt, befindet ſich ein Karthäuſer-Kloſter. Da wir grade unterhalb der Mauern deſſelben hinſchlenderten, ſo machte mein Begleiter mir den Vorſchlag, hinein zu gehen.

Der Weg führte ſanft bergan, und das äußere Thor ſtand offen. Wir begegneten anfänglich Niemanden; doch indem wir einem Fahrwege folgten, hatten wir bald das innere Thor erreicht, das ins eigentliche Kloſtergebäude führte. Hier fanden wir zufällig einen Laienbruder, deſſen Unterhaltung darin zu beſtehen ſchien, für die würdigen Väter die Mahlzeit zuzubereiten; dieſer erwiederte unſere Bitte um Einlaß willfährig, aber ſchweigend. Das Kloſtergebäude war ein vollkommenes Bild einſamer Zurückgezogenheit und ahnungsvoller Stille; wir ſahen außer dem Laienbruder kein anderes lebendes Weſen, und ſelbſt der Laienbruder entzog ſich ſogleich unſerm Anblick.

Machen Sie ſich einmal eine deutliche Vorſtellung von der Wirkung, welche auf ein Paar Spaziergänger dieſe weiten, leeren, wiederhallenden, düſterklöſterlichen Gewölbe, Bogengänge und Hallen hervorbringen mußten, dazu bei einer einſchläfernden italieniſchen Witterung; die Kühle dieſer öden Hallen und ihre Schatten waren behaglich genug; aber wir konnten uns in dem Gedanken nicht finden, zu welchem Zweck wohl ſolche umfangreiche Bauten aufgeführt ſein mochten. Wir waren hinein gegangen, hatten über eine Stunde lang darin verweilt

und das Gebäude ebenſo verlaſſen, ohne mit einem lebenden Weſen außer dem erwähnten Laienbruder zuſammenzutreffen. Die Kloſterpforten blieben augenſcheinlich für Alle geöffnet, die hineinzugehen wünſchten; Kapelle, Sacriſtei und Kloſtergänge waren unverſchloſſen, kein Thor, keine Thüre bedurfte eines wiederholten Verſuchs zum Oeffnen; aber keine Seele ließ ſich ſehen. Wie wir eingetreten waren, ſo verließen wir das Gebäude wieder, und bloß daraus konnten wir uns augenſcheinlich davon überzeugen, daß eine fromme Brüderſchaft im Innern weilen müſſe, daß wir eine Namensliſte derjenigen Väter, welche eine beſtimmte Anzahl von Meſſen zu leſen hatten, in der Kapelle angeheftet fanden, auf welcher dieſe Prieſter alle mit der lateiniſchen Abkürzung Dom. von Dominus bezeichnet waren. Doch als wir eben auf die Landſtraße zurückkehrten, bemerkten wir einen Karthäuſermönch in ſeiner weiten weißen Kleidung, der am Fenſter ſeiner ſchmalen Zelle ſich ſeine Feder ſchnitt. Jeder dieſer einſamen Väter bewohnt ſeine abgeſonderte armſelige Zelle mit einem daranſtoßenden Gärtchen und Hofraum; denn die Kloſterregel fordert von ihnen, daß ſie möglichſt abgeſchieden leben und einander die Annehmlichkeit und den Troſt menſchlichen Zuſpruchs verſagen. Dieſe einzelnen abgeſonderten Zellen bilden einen geſchloſſenen Kreis, gleich einem Hofraum, in welchem dieſe ſich innerhalb der innern Hallen öffnen, von denen ſie demnach die verſchiedenen Nebengebäude darſtellen. Ein

bedeckter Säulengang macht ihr gemeinſchaftliches Zuſammentreffen zu den gewohnten frommen Uebungen möglich, und der unterſcheidende Charakter eines ſolchen Kloſters von andern kann daher nur von außenher aufgefaßt werden. Die abgeſonderten Gärtchen der einzelnen Mönche befinden ſich zwiſchen den Mauern der beſondern Zellen, ſo daß alſo ſelbſt der Aufenthalt in dieſen Gärtchen einſam iſt und keinen Verkehr mit den übrigen Bewohnern geſtattet.

Zehnter Brief.

Das Feſt des Schutzheiligen von Florenz. — Wagenrennen. — Pferderennen. — Feſtlichkeiten auf dem Arno. — Der Graf von Saint-Leu. — Die Familie Buonaparte's. — Feuerwerke und Straßenerleuchtung. — Illuminationen in Paris. — Das Corpus Domini. — Anekdoten von der Schelmerei florentiniſcher Dienſtboten.

Vor Kurzem wurde zu Florenz das große Schutzheiligenfeſt gefeiert. Einer der feierlichen Gebräuche iſt ſo eigenthümlich, daß es Ihnen vielleicht Vergnügen macht, wenn ich deſſen mit wenigen Worten erwähne. In der Stadt befinden ſich mehre anſehnliche öffentliche Plätze; von dieſen iſt der von Santa Maria Novella der größte. Am Sanct-Johannisfeſte, des Schutzheiligen der Stadt, wird etwas den alterthümlichen Feſtlichkeiten

Aehnliches, ein Wagenrennen, auf dieſem Platze gehalten, weil er zu ſolchem Zweck den größten Raum darbietet. Dieſe Volksſpiele führen den Namen: corsi dei cocchi.*) An zwei entgegengeſetzten Enden dieſes ausgedehnten Platzes ſtehen zwei Spitzſäulen von geringer Höhe, und zwiſchen dieſen beiden wird für die Dauer der Feſtlichkeit der Circus errichtet. Eine Leine wird von der einen zur andern ausgeſpannt; aus einander überragenden Brettergerüſten wird eine Art von Amphitheater gebildet, und die bedeckten Sitze für die großherzogliche Familie und für das diplomatiſche Corps nehmen den Ehrenplatz ein. Da das Ganze rings umher einen bunten theatraliſchen Anblick gewährt, dabei ziemlich ſtarke Abtheilungen von Soldaten zu Fuß und zu Roß in militäriſchem Prunk erſcheinen, zu dem eine wimmelnde Bevölkerung im Feiertagsputz ſich beiſammen findet, und im Hintergrunde die vielen Altane, die mit Teppichen belegt und von ſchönen Frauen belebt ſind, ſo iſt der allgemeine Eindruck eines ſolchen feſtlichen Schauſpiels höchſt ergreifend und anziehend.

Doch die Wägen ſelbſt bleiben in der Nachahmung des Alterthümlichen weit zurück. Vor Zeiten waren die Wägen klein und von gefälliger Form, ſo wie auch bloß zweiräderig; doch dieſe Wägen waren groß und plump,

*) Wettrennen der Purpurfarbigen.

liefen auf vier Rädern und hatten ungewöhnlich langes hervorragendes Geſtänge, — vermuthlich zu dem Zweck erſonnen, um ihr Umſtürzen zu verhüten. Uebrigens erinnerte ihre Bauart einigermaßen an das Alterthümliche, und die Wagenlenker waren in eigenthümlicher Landestracht.

Vier Wägen ſtellten ſich, um einigermaßen nach jetziger Art zu reden, zum Wettrennen ein. Ihr erſter Anlauf war überraſchend gut, und das Ziel war in zweimaliger Umfahrt der kleinen Spitzſäulen beſtimmt. Wenn Sie mich aber nach dem Erfolg ihrer Anſtrengungen fragen, ſo kann ich nur ſagen, daß — abgeſehen von den Nebendingen, der Anweſenheit des Hofes, der Leibwachen, der ungewohnten Menge von Zuſchauern und ihren mannigfachen Trachten, ſo wie des Fahrens in die Runde — man an manchem ſchönen Abend ähnliches Wettfahren in Newyork ſehen kann, wenn zwei tüchtigbezechte irländiſche Karrenführer einander auf dem Heimwege nachjagen. Bei den Wendungen war allerdings einige Geſchicklichkeit bemerkbar, und es war leicht einzuſehen, wie die an der äußern Seite befindlichen Wagen im Vortheil blieben; denn diejenigen, welche den Obelisken am nächſten waren, ſahen ſich genöthigt, dieſelben eine Strecke weit zu umfahren, ehe ſie wirklich wenden konnten, während der am weiteſten Entfernte nicht durch die geringſte Ausweichung im Rennen aufgehalten wurde. Auch gewann der äußerſte Wagen den Preis; denn der Lenker deſſel-

ben hatte die Vorſicht gebraucht, nicht früher mit fruchtloſem Abjagen ſich und ſein Geſpann zu ermüden, bis mit der letzten Wendung der entſcheidende Augenblick eintrat.

Sobald das Wagenrennen beendigt war, begann der corso dei barberi, ein Wettlauf von Pferden aus der Barbarei. Die Pferde hielten ihren Wettlauf ohne Reiter, und zur Bahn war die längſte Straße der Stadt beſtimmt. Dieſer Schauluſt wohnte, wer es irgend vermochte, in einer Kutſche bei, und der Corſo von den verſchiedenen Wagen war bei weitem das Anziehendſte des ganzen Schauſpiels. Zwei Reihen wurden gebildet, und die Kutſchen fuhren im Schritt zu beiden Seiten der Straße, die einen auf dem Hinwege, die andern auf dem Rückwege begriffen. Daraus folgte nun eben ſowohl, daß Jedermann alle Uebrigen ſah, als daß manche bekannte Leute meiſt lauter Unbekannte ſahen; denn die Sucht, bei ſolcher Gelegenheit ſich hervorzuthun, ließ den größten Theil der ſonſt zu Fuße gehenden unbemittelten Handwerker an dieſem feſtlichen Tage ſich um Kutſchen bemühen, um ſich den wohlhabendern Einwohnern gleich zu ſtellen. So fuhren die Prachtwägen der großherzoglichen Familien und der übrigen hohen Herrſchaften in derſelben Reihe mit den Miethfuhrwerken der geringſten Krämer. Ziemlich gelangweilt durch den einförmigen Anblick der vielen Kutſchen, ſahen wir endlich den Großherzog eine für denſelben errichtete Art von Gallerie betreten, worauf ſodann

der Wettlauf begann. Letzterer iſt der Erwähnung gar nicht werth; doch ſo ſtark iſt die Leidenſchaft der Engländer für Schauſpiele ſolcher Art, daß ich wirklich einige Engländer wegen des muthmaßlich ſiegreichen Roſſes Wetten anſtellen hörte.

Doch die am Abende dieſes Tages nachfolgenden Beluſtigungen waren wirklich einladend. Sie beſtanden in Feuerwerken und Illuminationen, und außerdem in einem wunderlichen Schauſpiel auf dem Fluſſe. Nur während einiger Sommermonate verdient der „ſilberfluthende Arno“ ſeinen Namen; denn, ſo lange die Zeit des hohen Waſſerſtandes währte, habe ich ſelten ein trüberes und dunkleres Gewäſſer geſehen. In der That ſchlämmt er eine ſo beträchtliche Maſſe ocherartigen Lettens von den Bergen herab, daß die Bezeichnung „goldgelbfluthender Arno“ weit paſſender geweſen wäre. Um dieſe Jahrszeit aber fließt er ruhig und ſilberhell. Man hat dafür geſorgt, daß er das ganze Jahr hindurch ein Fluß bleibe, wenigſtens in der Stadt, indem man ganz nahe an den Vorſtädten einen Damm aufgeführt hat, ſo daß das Waſſer ſein ihm angewieſenes Bett ſelbſt während der drei Monate, wo der Waſſerſtand am niedrigſten iſt, ausfüllen muß. Weiter ſtromabwärts, wo der Damm aufhört, wäre ein rüſtiger Mann leicht mit Hülfe eines Springſtocks im Stande, das ſchmale Gewäſſer zu überſpringen. Dieß iſt durchgehends der Charakter der italieniſchen Flüſſe, die vermöge der häufigen Zuflüſſe von

den Bergen im Winter zu reißenden Strömen anſchwellen und während der heißen Jahrszeit gleichſam bandſchmale Bächlein darſtellen. Mitten im Sommer ſind manche von ihnen faſt ſpurlos vertrocknet.

Wir waren von dem Grafen von Saint Leu höflich eingeladen worden, die Feſtlichkeiten auf dem Arno aus ſeinem Pallaſte in Augenſchein zu nehmen, da die Fenſter deſſelben die Ausſicht nach dem Fluſſe hatten. Die Geſellſchaft, in der wir uns dort befanden, war nicht zahlreich; doch befanden ſich daſelbſt mehre Glieder der Familie Buonaparte's. Unter dieſen war auch die Gräfin von Sürvilliers, oder, um ſie mit einem uns geläufigern Namen zu nennen: la reine Julie, ſo wie auch der bereits früher von mir erwähnte ſchöne junge Mann, der Prinz Napoleon mit ſeiner Gattin, der Prinzeſſin Charlotte, die in Amerika hinreichend bekannt iſt. Der Fürſt und die Fürſtin von Muſignano mit ihren Kindern ſchloſſen den Kreis der hier vereinten Buonapartiſchen Familie.

Ich glaube, von dem Grafen von Saint Leu habe ich Ihnen noch faſt gar Nichts mitgetheilt. Er iſt einer der ſchönſten Männer ſeines Alters, die mir jemals vorgekommen ſind; doch liegt das Einnehmende ſeines Aeußern mehr noch in der Liebenswürdigkeit, die ſich in ſeinen Zügen ausdrückt, als in dieſen Zügen ſelbſt, wiewohl es ihnen nicht an edeln und regelmäßigen Umriſſen fehlt. Ich erinnere mich kaum eines mehr Vertrauen

und Zuneigung einflößenden Angeſichts; und ſo ruhig und würdevoll ſein Benehmen iſt, ſo herzlich und anſpruchslos iſt er im Umgange. Faſt ſollte man ihn für größer als ſeinen Bruder Napoleon halten; doch iſt er kaum von mittlerer Größe, und ſein körperliches Anſehen iſt dabei gedrungen und eckig. Der Graf von Sürvilliers iſt klein von Wuchs und hat Anlage zur Fettleibigkeit; dabei iſt er zwar ein recht hübſcher Mann von vorzüglich einnehmenden Zügen; doch iſt er keineswegs ſo liebenswürdig in ſeinem ganzen Weſen, wie ſein Bruder. Der Prinz von Canino, nämlich Lucian, iſt größer als alle ſeine Brüder, dabei von ſchmächtigem Wuchs und hat eine entſchieden italieniſche Phyſiognomie, welche Schlauheit, Raſchheit und Lebhaftigkeit auszeichnet. Der Prinz von Montfort, nämlich Jerome, iſt kurz und ſchmächtig gebaut und ähnelt ſeinem Bruder Lucian mehr als alle übrigen. Er ſoll am meiſten im Ausdruck ſeiner Geſichtszüge ſeinem Bruder Napoleon ähnlich ſein; meines Dafürhaltens aber, wenn ich nach Bruſtbildern und Nachbildungen urtheilen darf, ſo hat Louis noch am meiſten von den edeln Umriſſen des kaiſerlichen Antlitzes. So weit ich die einzelnen Familienglieder kennen lernte, kann ich ſie ſämmtlich nicht anders als für talentvolle und wohlunterrichtete Männer halten. Der Graf von Saint Leu macht hier ein ſtattliches Haus; er beſitzt eine ſchöne Villa, wo ich letzthin bei ihm ſpeiſ'te, und ſein Pallaſt in der Stadt iſt ganz ſeinem jetzigen Range und ſeinen frü-

hern Verhältniſſen angemeſſen. Von ſeinen Umgebungen wird ihm der Titel „Ew. Majeſtät“ noch jetzt gegeben, wie z. B. von der Gräfin von Sürvilliers; und noch immer iſt in ſeinem Verkehr mit Andern einiger Ueberreſt von königlicher Etiquette nicht ganz zu verkennen.*)

---

*) Der Exkönig Joſeph nahm den Titel eines Grafen von Sürvilliers an, nach einem kleinen Dörfchen auf dem Gute Morfontaine, welches vormals ſein Eigenthum war. Louis nannte ſich ebenfalls nach einem früher beſeſſenen Landgute Graf von Saint Leu. Seine Gattin Hortenſia wird Herzogin von Saint Leu genannt, während er ſelbſt den Titel eines Grafen beibehält. Lucian iſt durch den Papſt zum Prinzen von Canino gemacht worden, und auf dieſelbe Weiſe erhielt ſein älteſter Sohn Carl den Titel eines Prinzen von Muſignano. Jerome wurde von ſeinem Schwager, dem Könige von Baiern, zum Prinzen von Montfort erhoben. Joſeph hat keinen Sohn, aber zwei Töchter, nämlich die Fürſtin von Muſignano und die Prinzeſſin Charlotte, die Wittwe ihres Vetters Napoleon, des älteſten Sohnes von Louis. Lucian hat mehre Kinder von verſchiedenen Frauen. Von dieſen hat der Verfaſſer den Prinzen von Muſignano, die Prinzeſſin Ercolani, die Prinzeſſin Gabrielli, Lady Dudley Stuart und Mrs. Buonaparte Wyſe kennen gelernt. Jerome hat ebenfalls mehre Kinder, eins von Mrs. Patterſon und die übrigen von der Prinzeſſin von Würtemberg. Die ganze Familie iſt durch vorzügliche Gaben ausgezeichnet. „Madame Mère“ war eine ſchmächtige und magere alte Dame, mit wenigen Reſten ehmaliger Schönheit, als ſie der Verf. im Winter 18²⁹/₃₀ ſah, außer etwa ihre herrlichen ſchwarzen Augen. Sie mag vielleicht die Talente ihres Geſchlechts beſeſſen haben; doch ließ ſie bei öfter vorkommender Gelegenheit ſolche im Umgang nicht bemerken. Sie beſaß gute mütterliche Eigenſchaften und in ihren beſondern Lebenslagen viel Thatkraft; doch im Uebrigen mag das ihr zugewendete

Was nun das Feſt auf dem Waſſer betrifft, ſo ſtellte dieſes ein glänzendes Schauſtück von einer großen Zahl von Kähnen mit einer Menge buntbemalter Papierlaternen dar. Die Kähne waren von Luſtfahrenden dicht beſetzt, und mit ihren Lichtern und ihrer Muſik war ihr Vorüberziehen ein eben ſo ſonderbares als anziehendes Schauſpiel. Auf einer der Brücken wurde ein ſchönes Feuerwerk abgebrannt, womit die Reihe der Unterhaltungen dieſes Feſtes beſchloſſen wurde. Den Einfluß des italieniſchen Himmels wird man ſelbſt bei den Feuerwerken gewahr, die ſich hier ohne allen Vergleich prachtvoll ausnehmen. Bei unſerer Rückkehr nach der Villa von San Ilario ſahen wir, daß die Kuppel der Hauptkirche illuminirt war, und Sie können ſich den Eindruck kaum vorſtellen, den der Anblick der erleuchteten Umriſſe eines ſolchen hehren Meiſterwerks der Baukunſt mitten in der Nacht, der kunſtvollen und ſinnigen Anordnung der Erleuchtung gemäß auf uns machen mußte. Es war

---

Lob übertrieben worden ſein. Sie beſaß ein Bruſtbild ihres Mannes, und dieſes hatte durchaus Buonapartiſche Züge, und kein einziger ihrer Söhne war ihr wirklich ähnlich. In jedem andern Verhältniſſe wäre ſie vorzüglich geeignet geweſen, eine achtungswerthe Dame vom Lande vorzuſtellen, — wie etwa eine Frau, die ſo ſpät in die große Welt eintritt, daß ſie ſich nicht mehr in die Gebräuche und in das Benehmen derſelben zu finden vermag. Ihr Franzöſiſch war ein italieniſches, und ihr Italieniſch nichts weniger als gut. Sie war ſtill, einfach, anſpruchlos — um es kurz zu ſagen — mütterlich.

ein Anblick wie von einem Kupferſtich in zarter Linearmanier in feurigen Zügen über uns ſchwebend.

Ungeachtet der fortwährenden Anwendungen, welche die Menſchen von ihrem Wiſſen zu machen Gelegenheit finden, fehlen ſie gleichwohl ſo äußerſt häufig gegen die gemeinſten Regeln geſunden Menſchenverſtandes, daß man bei ſolchen Anläſſen billig erſtaunen muß. Ich habe öfters die Gärten der Tuillerien erleuchtet geſehen und gefunden, daß man die Leuchten an den Fußgeſtellen der Bildſäulen auf eine Weiſe anbrachte, daß das Licht unmittelbar ins Auge fiel. Das Auge mußte alſo nothwendig, vom grellen Licht geblendet, für alles weniger Leuchtende unempfänglich werden. Hätte man dagegen die Leuchten auf eine audere Weiſe angebracht, ſo daß die Flammen nicht bemerkt werden konnten, während ſie das Bildnerwerk in ein wirkungsvolleres Licht verſetzten, — eine Sache, die gar keines Kopfbrechens bedarf, — ſo würde eine ſolche Beleuchtung von Statuen einen weit ſinnigern, wenn auch weniger blendenden Eindruck hervorgebracht haben, für Augen nämlich, welche für etwas mehr, als für bloßen grellen Feuerſchein empfänglich ſind. So erinnere ich mich, einmal einer Bühnenvorſtellung beigewohnt zu haben, worin ein Waſſerſturz vorkam, den man durch Spiegel darſtellen wollte. Da gab es auf der Bühne und in der Nähe derſelben eine Fluth von Licht und anſtatt daß nun die Zuſchauer den Waſſerſturz, wie beabſichtigt wurde, hätten betrachten können, ſo hatten

ſie natürlich keine andere Anſicht als den prachtvollen Widerſchein von vielen hundert Lampen und Lichtern. Wären dagegen die Lichter ſo in den Seitengängen der Couliſſen angebracht worden, daß man ſie auf der Bühne ſelbſt nicht gewahr werden konnte, ſo hätte man die gehoffte Täuſchung wirklich hervorgebracht. Indem Franklin irgendwo die verkehrte Richtung der franzöſiſchen Induſtrie beleuchtet, macht er die ſchneidende Bemerkung: „ein achtungswürdiger Inſtinct ſei ihm in dieſer Hinſicht lieber als eine ſolche mißbräuchliche Aeußerung der menſchlichen Vernunft.“ *)

Sonſt pflegen dort geſchmackvolle Werke der Bau-

*) Bei einer beſondern Veranlaſſung wurde der Verf. eingeladen, einer Vorſtellung im Parktheater als beurtheilender Zuſchauer beizuwohnen. In einem Zwiſchenakte traten zwei Tänzerinnen auf; die Eine befand ſich vor einem vergoldeten Rahmen, der mit Gaze überſpannt war, und die Andere hinter demſelben; die Abſicht war, ein Spiegelbild nachzuahmen. Da aber auf dieſe Weiſe beide Rücken oder beide Angeſichter zugleicher Zeit ſichtbar wurden, ſo glaubte der Verfaſſer, in der ihm aufgetragenen Eigenſchaft eines Beurtheilers, dieſe Darſtellung auszziſchen zu dürfen; worauf man ihn aber durch gegen ihn ſelbſt erhobenes Ziſchen zum Stillſchweigen nöthigte. Wie wäre es auch möglich geweſen, eine Geſellſchaft von Kritikern in New-York überreden zu wollen, daß Jemand, der in einen Spiegel ſieht, nicht zugleich ſein Hinterhaupt erblicke! Der Verfaſſer verdiente demnach jene Zurechtweiſung, und benutzt dieſe Gelegenheit, um darzuthun, wie weit er damals hinter der Urtheilsfähigkeit der Manhattaneſen zurückſtand.

kunſt in der Regel gut erleuchtet zu werden; und ſo erinnere ich mich eines nur in Paris geſehenen Gegenſtandes, wozu ſchwerlich anderswo ein Gegenſtück zu finden wäre. Das Hôtel der Ehrenlegion iſt nämlich nichts Anderes, als das vormalige Hôtel de Salms, von welchem Jefferſon in ſeinen Briefen ſo viel Belobendes mittheilt. Das Gebäude hat keine anſehnliche Höhe, iſt aber im Ganzen recht hübſch; bei großen Feſtlichkeiten nun pflegt man einen langen Sparren über der Dachfirſte zu erhöhen, und an demſelben eine Nachbildung des Sterns der Ehrenlegion hinan zu ziehen, der alsdann in farbigem Lampenlichte über dem Gebäude ſchwebt. Dieſer Stern, der in dunkler Nacht ſich ausnimmt, als glänze er vom Firmament hernieder, iſt in ſeiner Art eine der anmuthigſten Erſcheinungen.

Auch haben wir hier das Feſt des Corpus Domini, das Frohnleichnamsfeſt, das größte jährliche katholiſche Kirchenfeſt erlebt. Wie gewöhnlich, befand ſich die Großherzogliche Familie zu Fuße bei dem feierlichen Umzug, wobei auch die Ritter von Sanct Stephan in ihrer Ordenstracht glänzten, — ein Ritterorden, der, wenn ich nicht irre, in einiger Beziehung mit der Vernichtung der Seeräubereien der Barbareskenſtaaten ſteht.

Im Juli wurde die Hitze wirklich recht drückend, und wir begannen allmählig an unſere Abreiſe aus Florenz zu denken, wo wir ſchon faſt neun Monat lang zugebracht hatten. Wo kein Schatten war, fand ich die

Sonnengluth ganz unerträglich; und die Anhöhen, welche das Thal zur Winterszeit durchkälten, ſchienen jetzt im Sommer die Hitze eines Ofens durch die ganze Gegend zu verbreiten. Ich ließ demnach Einiges von einer beabſichtigten Abreiſe verlauten, und hatte auch ſogleich Gelegenheit zu erfahren, wie wenig ſolche Zugvögel, wie wir, auf die Anhänglichkeit derer zählen können, die ſich ihnen nur des gewiſſen Vortheils wegen anſchließen.

Zwei unſerer in Florenz angenommenen Dienſtboten betrugen ſich, ſobald ſie den Tag unſerer muthmaßlichen Abreiſe erfahren hatten, ſo ſchlecht, daß ich genöthigt war, ſie auf der Stelle zu entlaſſen; und da dieſes am dritten Tage des Monats ihrer Dienſtzeit vorfiel, ſo verlangten beide, daß ich ihnen den Lohn für den ganzen Monat ausbezahlen ſollte! Dieſes konnte ich, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, nicht eingehen. Ich ſchlug es ihnen ab, und beide wurden mit ihrer Klage abgewieſen; und ich hoffe, dieſe Erfahrung wird ſie für die Zukunft weiſer machen.

Eine kleine Begebniß, die uns kurz nach unſerer Ankunft in Florenz widerfuhr, iſt werth, daß ich ſie erzähle; ſie kann bewirken, daß andere Amerikaner ſich mehr in Acht nehmen, und Sie mögen daraus vorerſt einige Vorſtellungen von europäiſcher Dienſtbotenſchelmerei entnehmen. Wir fingen unſere eigne Haushaltung mit einem Koch, einer Hausmagd und zwei Bedienten an. Den einen Bedienten entließ ich gleich nach den

erſten vierzehn Tagen wegen Völlerei, und ich fand es nicht gerade nöthig, ſeine Stelle ſogleich wieder durch einen neuen zu beſetzen. Der andere bewies ſich als einen vorzüglich tüchtigen Diener, aber als einen Erzſchelm. Es dauerte nicht lange, ſo klagte A — — über die Rechnungen des Kochs, die ſich auf das Doppelte deſſen beliefen, was ſie in Paris gebraucht hatte, ungeachtet Florenz in dem Rufe ſtand, daß man daſelbſt vorzüglich wohlfeil lebe. Die Hausmagd, welche aus Lucca gebürtig war, bot ihre Dienſte als Köchin an, und da ich den Koch entließ, ſo wurde ſie zum Küchenamt befördert, und ihre Stelle durch eine Andere beſetzt. Dieſe Magd aus Lucca hieß Bettina.

Um dieſe Zeit kam eine arme Neapolitanerin, für welche ſich A — — ſchon früher intereſſirt hatte, ehe dieſelbe ins Gefängniß wandern mußte, zu uns, um ihren Dank für einige kleine ihr zugefloſſenen Unterſtützungen abzuſtatten. „Habt ihr das Geld erhalten, welches ich euch ſchickte?“ frug A — — — „Si Signora,“ — „Wie viel habt ihr bekommen?“ — „Jedesmal drei Paoli, Signora.“ — Nun waren ihr aber jedesmal ſtatt drei Paoli deren zehn, oder ein Francescone geſchickt worden, und Bettina war die Ueberbringerin geweſen. Als ſie aufgefordert wurde, ſich darüber zu erklären, geſtand die neue Köchin den Betrug ein, und gab als Urſache ihres Zurückbehaltens der ſieben Zehntel des empfangenen Geldes an, ſie habe gemeint, das wäre zuviel Geld für

eine Neapolitanerin. Ungeachtet ſie hier auf unläugbare Unterſchlagung anvertrauten Geldes ertappt worden war, ſo wurde ſie, weil in ihrem Eingeſtändniß ſo viel einfältige Aufrichtigkeit zu liegen ſchien, nicht ſogleich weggeſchickt. Doch bald wurde A— — mit dem Milchmann unzufrieden, und nahm einen andern an. Einige Tage nach dieſer Veränderung war die für den Kaffe beſtimmte Milch zuſammengeronnen. Bettina mußte kommen und ſchrieb dieſes der ſchlechten Milch des neuen Milchmannes zu. So wie ſie aus dem Zimmer war, bemerkte Luigi, der Bediente, ganz gelaſſen, er habe zufällig Etwas von der Milch zum Thee zurückgeſtellt, die noch nicht abgekocht ſei; wenn wir dieſe im Frühſtückzimmer an's Feuer ſtellten, ſo würde ſich bald zeigen, ob die Milch wirklich ſo ſchlecht ſei, oder nicht. Der Verſuch wurde gemacht, und die Milch wurde als gut erkannt. Abermals wurde Bettina befragt, und auf meine Drohung, daß ſie mit mir vor der Polizeibehörde erſcheinen müſſe, geſtand ſie, der frühere Milchmann habe ſie durch Beſtechung dazu verleitet, Eſſig in die neue Milch zu ſchütten. Jetzt wurde ſie natürlich verabſchiedet.

Da ſich Luigi bis jetzt durchaus gut benommen, und durch ſeinen Einfall ſich noch überdieß einen Ruf erworben hatte, ſo wurde auch ſein Rath beachtet, demzufolge wir eine gute Freundin von ihm zur Köchin bekamen. Die ganze Geſchichte klärte ſich in der Art auf, daß der frühere Koch, obſchon ein durchtriebener Schelm, den

vereinten Planen von Luigi und Bettina zuerſt weichen mußte; darauf ſchaffte er Bettinen aus dem Hauſe, und Luigi ärndtete dafür die Früchte ſeiner Argliſt, indem er, als ich ſpäter erſt dahinter kam, bereits zweihundert Francesconi außer ſeinem Dienſtlohn auf die Seite geſchafft hatte. So wie er ſeinen Abſchied bekam, hatte er die Frechheit, meinen kleinen Sohn mit einem Vorlegmeſſer zu ängſtigen, indem er ihm drohte, er wolle ihm den Hals abſchneiden. Er hatte jeden Monat regelmäßig ſeinen Dienſtlohn erhalten, und in der letzten Zeit empfing er ſolchen halbmonatlich, da er mich darum bat, — eine Liſt, wie ich nachher erfuhr, um etwanigem Zurückbehalten ſeines Lohnes vorzubeugen, im Fall ich ſeine Betrügereien entdecken würde, — ſo war ich ihm, als ich ihn wegſchickte, nur noch einen Dollar ſchuldig. Dies Geld wollte er nicht nehmen, ſondern das Zehnfache verlangte er von mir; und während dieſer Streit von der Behörde noch nicht entſchieden war, ſo ließ er es ſich ſogar einfallen, für die ganze Zeit von neun Monaten ſeinen Lohn nachzufordern, indem er darauf beſtand, daß ich ihm noch nicht das Geringſte bezahlt hätte. Auch in anderer Beziehung zeigte er ſich nunmehr von einer durchaus ſchlechten Seite.

Ich erzähle Ihnen dieſes Alles nicht deßhalb, damit Sie hiernach den toscaniſchen oder italieniſchen Volkscharakter überhaupt beurtheilen, ſondern nur, um Ihnen eine Vorſtellung davon zu geben, wie leicht hier Fremde

betrogen werden können. Ich bin vielmehr nach neunmonatlicher Erfahrung eher aufgelegt, gut von den Italienern zu denken; denn ſie ſcheinen im Ganzen ein gutmüthiges Volk zu ſein, und gewiß ſind ſie ein vielfältig begabtes Volk; indeſſen erſchlafft der arge Zudrang von Fremden bei ihnen die gewohnten Bande menſchlichen Rechtsgefühls, vorzüglich in den größern Städten, da die nur vorübergehende Anweſenheit dieſer Fremden ſie von der verdienten Verantwortlichkeit wegen ihrer ſchlechten Streiche nur zu leicht befreit. Ich glaube in der That, man könnte im Allgemeinen als Regel feſtſtellen, daß Reiſende, wenn keine unerwartet günſtige Umſtände einwirken, faſt überall in der Fremde nur mit den ſchlechteſten Subjecten bekannt werden; denn die gebildeteren Stände, wie die rechtlich geſinnten Menſchen überhaupt, drängen ſich Niemanden auf; ſie verlangen vielmehr, daß man ſie aufſuche. Aber die ſchlechten Menſchen ſind genöthigt, grade da Bekanntſchaften aufzuſuchen, wo man ſie am wenigſtens durchſchaut, und daher ſchließen ſie ſich eicht an Fremde an, weil ſie bei dieſen am erſten ihre Betrügereien mit Erfolg ausüben können.

Eilfter Brief.

Abſchiedsaudienz beim Großherzog. — Reiſe nach Livorno. — Handelsplätze und Hauptſtädte. — Niederlage für Bildhauerwerke. — Der Haven. — Reiſe nach Neapel in einer genueſiſchen Felucca. — Die Inſel Elba. — Eine Quarantaine auf dem Mittelmeer. — Porto Ferrajo. — Napoleon und ſein Haus. — Eine Tarantola. — Das Eiland Troas. — Civita Vecchia. — Anmuthiges Nachtſtück in der Gegend der Campagna. — Die Pontiniſchen Sümpfe. — Die Bucht von Gaeta. — Die Bai von Neapel.

So wie die Zeit heranrückte, wo ich Florenz verlaſſen wollte, reichte ich mein Geſuch um eine Abſchiedsaudienz bei der großherzoglichen Familie ein. Die Antwort war genehmigend, der Großherzog beſtimmte mir den folgenden Morgen in dem Palazzo dei Pitti, und die Großherzogin eine ſpätere Stunde im Poggio Imperiale, einem außerhalb der Stadt ganz in der Nähe der Villa di San Ilario befindlichen Pallaſte.

Um zehn Uhr ſtellte ich mich im Pallaſte dei Pitti in gewöhnlichem Morgenbeſuchsanzuge ein, doch nicht in Stiefeln, ſondern in Schuhen. Man ließ mich in ein Vorgemach eintreten und nöthigte mich zum Sitzen. Bald darauf ſchritt ein Laquai durch das Gemach, welcher einen Präſentirteller trug, worauf ſich eine Chokolatetaſſe und ein Stückchen geröſtetes Brod befand, ein Zeichen, daß Seine kaiſerliche Hoheit ſo eben ein leichtes Frühſtück eingenommen hatte. Darauf kam ein anderer

Diener, um mir zu ſagen, der Großherzog ſei bereit, meinen Beſuch anzunehmen.

Durch die mir geöffnete Thüre blickte ich in einen großen Saal, ein längliches Viereck und dem Anſehen nach ein Privatbibliothekzimmer oder Cabinet des Großherzogs. Darin ſtanden mehre Tiſche, auf welchem Bücher, Karten, Zeichnungen und andere Erforderniſſe nützlicher Beſchäftigungen beiſammen lagen. Der eigentliche Bücherſaal des Pallaſtes iſt in einer andern Abtheilung des Gebäudes und enthält mehre tauſend Bände, unter denen ſich viele ausgezeichnete und koſtbare Werke befinden; die Anordnung iſt in derſelben vorzüglich auf Bequemlichkeit berechnet und weit weniger auf Prunk, wie ſolches größtentheils in andern großen Bibliotheken der Fall iſt.

Ich fand den Großherzog allein am obern Ende eines langen Tiſches ſtehen, welcher mit einigen Zeichnungen und Planen von den Maremmen bedeckt war, welche einen Theil von ſeinen Territorien ausmachten, mit deren Zurückforderung, wie man mir geſagt hatte, er ſich gerade damals viel beſchäftigte. So wie ich eintrat, näherte er ſich mir und beehrte mich mit einem höflichen Empfang. Ich ſagte ihm einiges Verbindliche und bot ihm ein Buch an, welches ich ſo eben in Florenz hatte drucken laſſen. Er nahm es mit vieler Artigkeit an, und darauf ſagte er in ganz einfacher Weiſe zu mir, ſeine Frau befände ſich ſo übel, daß ſie an

dieſem Morgen meinen Beſuch nicht annehmen könne. Ich wollte ebenfalls Ihrer kaiſerlichen Hoheit ein Exemplar meines neuen Buchs überreichen und er ſagte, dieß brauche ich nur im Poggio Imperiale abzugeben.

So wie dieſe kleine Angelegenheiten abgemacht waren, ſchritt der Großherzog nach einem kleinen runden Tiſch in einer Ecke, in deren Nähe zwei Stühle ſtanden, und nachdem er mich gebeten, auf dem einen Platz zu nehmen, nahm er ſelbſt den andern Sitz ein, worauf er ein Geſpräch mit mir begann, welches beinah eine Stunde dauerte. Der Fürſt war, wie das vorige Mal, äußerſt begierig, ſich über Vieles, unſer Land betreffend, zu erkundigen, in dem er auf einige der früher berührten Gegenſtände abermals zurückkam. Er ſprach von Washington mit großer Achtung und augenſcheinlich empfand er nicht die leiſeſte feindliche Regung hinſichtlich deſſen politiſcher Laufbahn. In der That vermochte ich aus den Aeußerungen dieſes Fürſten nicht im geringſten Abneigung, Mißtrauen oder Eiferſucht wider Amerika auszumitteln. Vielmehr ſchien es mir, als ſei er wirklich gerade zu geneigt, uns mit Vorliebe zu betrachten — eine unter Staatsmännern in Europa ſo äußerſt ſeltene Geſinnung, daß ich ſolche nicht unerwähnt laſſen darf. Er machte bei dieſer Unterredung auf mein Inneres denſelben Eindruck, den ſeine Einfachheit und Rechtlichkeit ſchon früher auf mich gemacht hatte.

Er machte die Bemerkung, daß jetzt weit weniger

Amerikaner auf Reiſen gingen als in früherer Zeit, wie es ihm vorkomme. Weit entfernt davon, daß dieß wirklich ſo ſei, ſagte ich zu ihm, habe vielmehr die Anzahl unſerer reiſenden Landsleute ſeit den kürzlich verfloſſenen Jahren bedeutend zugenommen. „Früher pflegte ich,“ antwortete er, „deren eine weit größere Zahl hier zu ſehen; jetzt aber beſuchen uns nur wenige.“ Ich ſah mich genöthigt, was wirklich wahr iſt, ihm zu erläutern, daß die meiſten nach Europa kommenden Amerikaner wenig daran dächten, ſich bei Hofe einführen zu laſſen, daß ſie ſich ſelten ſo lange an demſelben Orte aufhielten, um etwas mehr als das Allergewöhnlichſte kennen zu lernen, und daß ſie überhaupt zum Verkehr mit Höfen wenig geeignet ſeien. Er ſprach von unſern Schiffen mit vielem Lobe, von welchen er mehre in Livorno geſehen hatte, und wirklich war er auch an Bord einiger derſelben geweſen.

Ich fand, daß dieſer Fürſt genauer als gewöhnlich mit unſern geſchichtlichen Ereigniſſen bekannt war, obſchon, wie dieß freilich kaum anders erwartet werden konnte, manche ſeiner Aeußerungen von der in Europa gewöhnlichen Oberflächlichkeit zeigten. Er ſchien unter andern der feſten Meinung zu ſein, daß wir in unſerm Revolutionskriege mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätten, da es uns an den gewöhnlichſten Kriegsbedürfniſſen, wie Flinten und Pulver, gefehlt habe. Er erzählte eine Anekdote von Waſhington, welche mit dieſer Behaup-

tung in Beziehung ſtand, mit einem Ausdruck und in einer Art des Vortrags, woraus ich abnehmen konnte, wie innig ſein Gefühl für die Gerechtigkeit unſerer Sache ſprach, welche politiſchen Anſichten er auch ſonſt als die richtigen erkennen mochte.

Unſer Geſpräch berührte die Entdeckung von Amerika, und ich benutzte dieſe Gelegenheit, ihm darüber etwas Verbindliches zu ſagen, daß ein Florentiner*) dieſe große Angelegenheit gefördert habe, doch er ſchien gar nicht geneigt, ſeines Landsmannes wegen, dem eigentlichen Entdecker Columbus im geringſten ſeinen Ruhm zu ſchmälern, obſchon er zugab, daß ſeine Hauptſtadt allerdings einigen Antheil an dem Erfolg des Unternehmens gehabt habe.

Endlich erhob er ſich und ich beurlaubte mich, indem ich ihm meinen Dank für die Erleichterungen in meinen Angelegenheiten ausdrückte, die mir in ſeinen Staaten zu Theil geworden wäre. Darauf kehrte er ruhig zu ſeinen Landkarten zurück; und als ich mich umwandte, um mich ihm nochmals, ehe ich das Zimmer verließ, zu empfehlen, ſah ich, daß ſeine Augen auf dem Papiere weilten, als ob er keine ſolche Ceremonie mehr erwartet habe.

Zwei oder drei Tage nach dieſer Unterredung ſetzten wir uns nach Tiſche in unſere Kutſchen und fuhren mit einbrechender Nacht das Thal des Arno hinab, um

---

*) Amerigo Veſpucci.

nicht während der Hitze des Tags zu reiſen, die uns ſämmtlichen Amerikanern faſt unerträglich war. Gerade mit Sonnenaufgang befanden wir uns vor den Thoren von Piſa, wo wir uns einige Stunden aufhielten, um die Merkwürdigkeiten zu beſehen.

Gegen Mittag zerfloſſen wir faſt vor Hitze und waren froh, wieder unſere bequemen Kutſchenſitze einnehmen zu können; ſchon vorher ſprach ich von unſern Kutſchen, denn ich hatte, um bei der Hitze bequemer zu reiſen, noch eine Kutſche mehr in Florenz gemiethet; denn unſere kleine Heerde hatte, wenn auch nicht an Anzahl doch an Größe zugenommen, ſo daß ich ſie nicht gern in meinen einzigen Wagen einſperren mochte, wie dieß ſonſt geſchehen war.

Wir ſaßen halb ſchlafend, halb wachend, jeder in ſeine Wagenecke gelehnt, bis etwa fünf engliſche Meilen von Livorno Alle plötzlich munter wurden, wie Leute, die aus einer Betäubung aufſchrecken. Wir waren nämlich hier in einen Luftſtrom hineingerathen, der uns mit friſchem Seelufthauch anwehte, und dieſes hatte auf unſere von der Hitze erſchlafften Lebensgeiſter die Wirkung eines ſtärkenden Bades. Dieſe belebende Friſche, die ſich längs der Küſte mit den Sandſtrecken gleichförmig erſtreckt, ſo daß man ſie ſelten früher als höchſtens zweihundert Fuß landeinwärts gewahrt, hatte ich ſchon öfter mit Behaglichkeit eingeſogen; doch hier traf uns die Kühle des Seewindes ſchon in der Entfernung einer engliſchen

Meile vom Meer, und nie empfand ich ihren Einfluß ſchneller und wirkſamer, als eben jetzt. Selbſt die Pferde ſchienen für die liebliche Kühle empfänglich; denn jetzt trabten ſie weit raſcher und brachten uns in kurzer Zeit vor die Thüre der Locanda San Marco.

Der ehrliche Schottländer, welcher dieß Wirthshaus beſitzt, wies uns ein großes luftiges Zimmer an, aus deſſen Fenſtern wir die Ausſicht nach dem Meer und nach den Bergen zu gleicher Zeit genießen konnten, zwei Gegenſtände, deren Anblick mir niemals lange Weile macht. Meine übrige Reiſegeſellſchaft, für welche das mittelländiſche Meer noch ein durchaus neuer Gegenſtand war, hatte für Alles ſonſt kein Auge mehr; und wirklich mußte für Leutchen, die nun ſchon mehre Jahre lang kein anderes Meer als die Nordſee erblickt hatten, dieſe herrliche, in tiefem Blau erglänzende, in den Sonnenſtrahlen glitzernde Flut ein betrachtungswürdiger Gegenſtand ſein. Dazu kam die Annehmlichkeit eines in italieniſchem Geſchmack verzierten Zimmers und die hier im Anfang des Auguſt herrſchende Witterung; und dieß Alles vereinigte ſich, um uns während der zwei oder drei Tage, die wir in dieſem Wirthshauſe zubrachten, zu den glücklichſten Menſchen zu machen.

Schon öfter habe ich den Unterſchied zwiſchen Handelsplätzen und Hauptſtädten berührt; dieſer Unterſchied möchte Ihnen, da Sie bis jetzt keine andere als handeltreibende Städte geſehen haben, nicht ſo leicht deut-

lich werden, und doch muß man ihn kennen, um das Leben in Europa richtiger aufzufaſſen. Dieſer Umſtand ſetzte mich nicht wenig in Verlegenheit, als ich zuerſt nach Europa kam; denn hier pflegt man von unſern Städten nicht anders zu reden, als wie von bloßen Handelsplätzen. Indeſſen reichten wenige eigne Erfahrungen hin, mich in den Stand zu ſetzen, Nichts leichter zu bemerken und von Nichts ſtärker angeregt zu werden, als von den entſchiedenen Eigenthümlichkeiten, welche die Städte auszeichnen, die ſich einzig dem Handel gewidmet haben. Wünſchen Sie nun zu wiſſen, worin dieſe Eigenthümlichkeiten, außer den äußern Erſcheinungen kaufmänniſcher Geſchäftigkeit noch ſonſt beſtehen; ſo kann ich Ihnen dieſe Frage nicht anders beantworten, als daß ſie in dem gänzlichen Mangel an ächtem Kunſtſinn, in dem Mangel an gefälligem und gebildetem Umgangston ſich erkennen laſſen; daß in ihnen vergeudete Prahlerei an die Stelle des Geziemenden und Zweckmäßigen einſchleicht, Langeweile an die Stelle geſelliger Mittheilung und Geldſtolz an die Stelle gebildeter Unterhaltung tritt. In Livorno, wie in Marſeille, traten dieſe Eigenheiten mir deſto auffallender hervor, da ich eine lange Zeit in Florenz gewohnt hatte; doch trifft der eben erwähnte Tadel dieſe beiden Städte nicht in ſolchem Grade, als er unſere großen Seeſtädte trifft. Doch bin ich ebenfalls der Meinung, daß alle unſre größeren Städte zwar etwas von Kleinſtädterei an ſich haben, wie Jeder zugeben muß,

der eine Zeitlang in einer wirklichen Hauptſtadt zugebracht hat; daß ſie aber ebenfalls manches Eigenthümliche beſitzen, wodurch ſich die vorzüglicheren Städte in Europa auszeichnen, was dieſen beiden dagegen fehlt. Wenn ein Europäer unſer großes Newyork kleinſtädtiſch nennt, ſo mögen Sie immerhin ſeiner vergleichenden Erfahrung (denn die Meinung eines Spießbürgers, der nie aus ſeinem Orte herausgekommen iſt, ſoll Ihnen Nichts gelten) wenigſtens Etwas einräumen; denn, verlaſſen Sie ſich darauf, der allgemeine Charakter und das äußere Anſehen Ihrer Vaterſtadt iſt wirklich kleinſtädtiſch genug.

Indem ich die Straßen von Livorno durchſtrich, zog eine Niederlage von allerlei Bildhauerarbeiten, Venus- und Apollo-Köpfen, Bacchanten und dergleichen, meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und die Neugier reizte mich hineinzugehen. Wenn ich mich beim erſten Eintritt auf der Tribüne der Gallerie zu Florenz von Bewunderung ergriffen fühlte, ſo war ich dieß hier noch weit mehr. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, es ſei dieß die Niederlage eines Handelshauſes, welches dieſe ihre Waare vorzüglich nach England und Amerika verſende, und ſelbſt nach Rußland gingen zahlreiche Sendungen ab. Wo dieſe Bildhauerwaare gefertigt wurde, habe ich nicht erfahren können, wiewohl es mir wahrſcheinlich iſt, daß Carrara die meiſten dieſer Arbeiten liefere. Nun möchte ich aber wiſſen, wie die Unverſchämtheit eines Menſchen ſo weit gehen könne, ſolche fratzenhafte Nachbildungen

ganz in der Nähe der prächtigen Sammlungen von Urbildern zur Schau zu ſtellen. Aergere Zerrbilder waren mir noch kaum vorgekommen; abgemergelte Nymphen, ſpindelbeinige Liebesgöttinnen, lümmelhafte Herkuleſſe, krüppelähnliche Apollos und zähneblöckende Faunen waren der Hauptinhalt dieſer Schätze. Bei vielen Figuren ſchien man abſichtlich bemüht geweſen zu ſein, die Qualität der Darſtellung durch die Quantität des Stoffes aufzuwiegen, und ich möchte faſt behaupten, die medicäiſche Venus mußte aus Mangel an Maſſe gegen dieſe marmorreichen Figuren weit zurückſtehen.

Den Tag nach unſerer Ankunft wurden wir durch einen ſtarken, aber erfriſchenden Seewind erfreut, ein angenehmes Gefühl, das man mitempfunden haben muß, wie wir, nachdem wir in Florenz vom April an bis Auguſt tüchtig durchheizt worden waren, um einen ſolchen Hochgenuß nach Verdienſt zu ſchätzen. In dieſer Hinſicht kann ich höchſtens Philadelphia mit Livorno vergleichen. Nach vielem Suchen fand ich bloß ein einziges amerikaniſches Schiff im Haven, drei andere befanden ſich noch auf der Rhede, und das zu einer Jahrszeit, wo dreißig amerikaniſche Schiffe nur eine Kleinigkeit ausmachen mußten. Dagegen lagen etwa zehn engliſche außerhalb des Molo, und eine große Zahl ſardiniſcher Fahrzeuge im Haven zerſtreut. Nur wenige toscaniſche ſtießen mir auf, und dieſe waren alle nur klein. Drei ruſſiſche Schiffe verweilten hier wegen des mit der Türkei ausgebrochenen

Kriegs! Dieſe letztern waren gar nicht übel gebaut. Als ich unter dem Bugſpriet des Yankee vorbeiruderte, ſah ich einen von der Mannſchaft, auf der Ankerwinde ſitzend, ſich mit ſeiner Flöte unterhalten; ein gewagtes Unternehmen für unſer einen in Italien, das man höchſtens einem kecken Burſchen aus Maſſachuſets verzeihen kann!

Ich erkundigte mich überall nach einer Gelegenheit zur Ueberſchiffung nach Neapel, und das Reſultat war, daß ich eine genueſiſche Felucca zu meinem ausſchließlichen Gebrauch für hundert Franceſconi miethete. Dieſe Felucca war ein nach vorzüglich ſchönem Muſter erbautes Fahrzeug von ungefähr dreißig Tonnen; es hatte ein Verdeck, aber keine Kajüte. An deren Stelle war das Viertelsdeck, mit Ausnahme eines kleinen, dem Spiel des Steuerruders überlaſſenen hintern Raumes und eines ſchmalen Ganges jederſeits, von einem buntbemalten Leinwandzelt überbaut, deſſen Dach wie ein Zeltfuhrwerk oben durch ſtarke Reife abgerundet war, und da der Raum in dieſem Zelte beträchtlich und die Höhe deſſelben hinreichend war, um, ohne mit dem Kopf anzuſtoßen, darunter hin und her gehen zu können, ſo konnte dieſer Behälter uns ein beſſeres Zimmer abgeben, als wir unter Deck hätten ausfindig machen können. Uebrigens war dieſe Felucca breitſchnabelig zugeſpitzt, führte zwei dreieckige lateiniſche Segel und einen Klüver, und dieſes kleine Fahrzeug war mit zehn Matroſen bemannt! Ich war einmal ſelbſt der elfte der geſammten Mannſchaft,

die Vorgeſetzten mit einbegriffen, auf einem Schiffe von faſt dreihundert Tonnen Laſt, welches wir über den Ocean hinüber führen mußten, und was noch mehr ſagen will, wir waren überdieß öfter genöthigt, während der Nachtwache Topſegel einzureffen. *)

Nachdem die Felucca gemiethet war, brachten wir noch einen Tag in Livorno mit der Betrachtung der nebligen Apenninen zu, deren lichte und ſchattige Färbung, und deren anſehnliche Maſſen, welche die nördliche Gegend längs der Küſte umlagern, ausgewählte Studien dem Maler darboten; oder wir trieben längs der niedrigen Küſte hin, die ſich zwiſchen dem Meer und dem Monte Nero weit landeinwärts zieht, und ließen es uns

*) Der jetzige Commodore — — war in jüngern Jahren eine kurze Zeit lang Befehlshaber eines Handelsſchiffes. Um dieſe Zeit ereignete es ſich, daß während ſeiner Heimfahrt das gelbe Fieber an Bord ausbrach. Die Mannſchaft ſtarb größtentheils aus, und krank waren Alle an Bord, den jungen Schiffscapitain allein ausgenommen; ſo daß das doppelte Geſchäft, die Kranken zu pflegen und für das Schiff zu ſorgen, ihm allein zur Laſt fiel Er mußte kochen, der Kranken warten, Segel beiſetzen und reffen, dabei durfte er das Steuerruder auch nicht außer Acht laſſen; und nach mehren Tagen angeſtrengter Arbeit brachte er ſein Schiff wohlbehalten bis an den Hook vor Newyork. Was dabei noch außerordentlicher erſcheint, iſt, daß er zweimal alle Segel einziehen und die Topſegel reffen und dann wieder alle Segel bis zu den Bovenbramſegeln beiſetzen mußte. Es fehlte alſo nichts weiter, als daß er auch noch die Ankerwinde allein hätte handhaben müſſen.

wohl ſein, von dem lieblichen Hauch des Seewindes umſpielt. Doch die ganze nördliche Küſte dieſes üppigen Meeres ſtellt zur Sommerzeit eine ununterbrochene Folge von prachtvollen Naturſcenen dar, die durch ihre zarte Färbung eine noch inniger ergreifende Wirkung hervorbringt, die vielleicht in keiner Gegend der Erde auf ähnliche Weiſe empfunden werden kann. Ich kann dieſe ſchöne Gegend zum Theil mit dem ſanften Reiz eines ſchönen Weibes vergleichen, deren liebliche Umriſſe und einnehmende Züge durch den beredten und hinreißenden Ausdruck weiblichen Gefühls noch mehr belebt werden.

Den Tag darauf um Mittagszeit ſchifften wir uns ein und nahmen Beſitz von unſerer neuen luftigen Wohnung. Wir hatten von unſerer Reiſekutſche die Räder abnehmen laſſen und dem Wagenkaſten quer über Deck einen Platz angewieſen, ſo daß derſelbe vor unſerm bunten Zelte gleichſam als Bollwerk diente. Das Innere deſſelben wurde unſerm W— — zum Staatszimmer eingeräumt. Roberto mußte ſich unterm Deck behelfen; zu beiden Seiten des Zeltes konnten dichte Vorhänge von buntem Zeuge vorgezogen werden, und mit Hülfe einiger quer durch den innern Raum herabhängenden Decken machten wir ſo viele Abtheilungen als uns nöthig ſchien. Für Jeden wurde Abends eine Matratze, darauf zu ſchlafen, ausgebreitet, die ſo ziemlich den Raum unter unſerm Zeltdach einnahmen. Morgens wurden ſie zur Seite des alsdann gemeinſchaftlichen Gemachs über ein=

ander gelegt und dienten alsdann zu bequemen Sophas. Ein Tiſch, acht bis zehn Stühle, nebſt einigen Koffern und Schemeln machten unſere Einrichtung vollſtändig. Uebrigens waren wir hinreichend mit eignen Vorräthen zur Verköſtigung und Erfriſchung verſehen, die unſre eigne Bedienung zubereiten mußte. Ich habe mich niemals gern um die Küchengeſchäfte bekümmert; doch darf ich wohl ſagen, daß wir eben ſo reinlich auf unſerer Felucca als in Florenz bedient wurden.

Nachdem Alles gehörig angeordnet war, lichtete die **Bella Genovesa** *) ihren Anker, als eben ein ſchwacher Wind aus Nordweſt ſich erhob, und es war fünf Uhr Nachmittags, als ſie Anſtalt machte, den Haven zu verlaſſen. In einer halben Stunde hatten wir drei- oder viermal beigelegt und waren dadurch weit genug vorgerückt, um die Spitze des Molo zu umſegeln, worauf wir in ſüdlicher Richtung vorwärts wandten, und der Wind unſere Segel füllte.

Wenn Sie einen Blick in die Karte thun, ſo werden Sie bemerken, daß unſer Cours ſich zwiſchen einer Folge von Inſeln und dem Feſtlande in ſüdöſtlicher Richtung hinzog. Von dieſen Inſeln lagen Gorgona und Capraja bei der Ausfahrt aus dem Haven uns grade gegenüber; unſer erſtes Vorhaben war, den ſogenannten Canal von Elba zu durchfahren, eine Straße, die zwiſchen letzterer

*) Die ſchöne Genueſerin.

Inſel und einem Vorlande, Cap Piombino genannt, hindurch führt. Der Wind war ſo ſchwach, daß wir nur langſam vorrückten, und als wir uns nach unſern Matratzen umſahen, lag Livorno nur etwa zwei bis drei Stunden Weges hinter uns.

Mein erſter Anblick war am andern Morgen die weit ſchnellere Fahrt unſerer Felucca, die, mit gutem Vorſprung von einem kühlen Nordwind getrieben, auf den Canal losſteuerte. Die dunkelbraunen Anhöhen von Elba bildeten den Hintergrund nach der Windſeite; und Porto Ferrajo lag noch etwa zwei Stunden entfernt, grade in der Richtung unſerer Wetterſeite. Der Anblick des Fahrens wider die Strömung durch die Enge, dieß gewaltſame Durchſchneiden der anmuthigen Fluth, die ſich hier wider uns aufzulehnen ſchien, war für meine Reiſegefährtinnen unangenehm; ich ließ daher den Padrone lieber ſeinen Cours verlaſſen und ganz nahe unterhalb der Küſte hinſegeln.

Als wir längs dem Lande hinzuſteuern begannen, befanden wir uns grade unterhalb dem klippigen Vorſprung, der die nordöſtliche Spitze der Stadt Porto Ferrajo bildet, eine ziemlich beträchtliche Felſenhöhe. Den Gipfel derſelben krönte das Schloß des Statthalters, einſt der Pallaſt Napoleon's während ſeiner Inſularregierung. Ich hatte nichts weiter beabſichtigt, als in ruhiges Fahrwaſſer zu kommen, als ich längs dem Lande hinzuſtreichen begann; doch der nahe Anblick eines ſo

merkwürdigen Ortes führte mich in Verſuchung; ihr konnte ich nicht widerſtehen, und ſo beſchloß ich, abermals wider die Strömung ankämpfend, in die Bai einzulaufen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß wir wieder auslaufen müßten, ohne Anker werfen zu können. Dieſe Bai erſtreckt ſich mehre engliſche Meilen landeinwärts und iſt am Eingange ungefähr eine Stunde breit; das Land beſteht größtentheils aus Bergen und Hügelabdachungen. Das Vorgebirge, auf welchem die Stadt erbaut iſt, bildet innerhalb der Bai einen kleinen Ausſchnitt, ähnlich der Krümmung eines Hakens, und dieſe Bildung des felſigen Geſtades unterſtützen einige künſtliche Werke, um einen ſchönen und ſichern Haven von geringem Umfang zu bilden, deſſen Eingang oberhalb an der Spitze der Bai ſich befindet, wo das Waſſer überall bedeutende Tiefe hat und die Küſten umher ſich zu beträchtlichen Felſenmaſſen erheben.

Um zehn Uhr bogen wir in den Eingang des kleinen Havens ein, und weil der Wind noch ziemlich ungünſtig war, ſo wollte ich unverweilt einlaufen und Anker werfen. Dieß war kaum ausgeführt, und eben hatte ich ein Boot angerufen, das uns an's Land ſetzen ſollte, da machte mich der Padrone mit der niederſchlagenden Neuigkeit bekannt, daß zwiſchen Elba und Neapel eine fünfzehntägige Quarantaine beſtehe! Darauf hatten wir nichts Eiligeres zu thun, als uns ſogleich wieder aus dem Haven zu begeben; wir wollten jedoch erſt ein Frühſtück

einnehmen, ehe wir wieder in See gingen. Während wir auf dem Deck unſere Mahlzeit einnahmen, knüpfte unſer Padrone mit einem Schiffer an Bord einer andern Felucca ein Geſpräch an, und darnach kam er zu mir, um mir zu ſagen, daß zwar allerdings eine Quarantaine von fünfzehn Tagen zwiſchen Elba und Neapel beſtehe; zwiſchen den päpſtlichen Staaten aber und Toscana, ſo wie zwiſchen den päpſtlichen Staaten und Neapel beſtehe gar keine Quarantaine; wenn wir alſo nachher bei Civita Vecchia anlegen wollten, ſo wäre dieſes der beſte Geſundheitspaß, und wir würden in unſerer Fahrt nicht aufgehalten werden. Dieß ſei Ihnen ein Pröbchen von den Quarantaine-Geſetzen und ihrer Befolgung auf dem Mittelmeer! Ich nahm ſeinen Vorſchlag ohne Weiteres an, und wir gingen an's Land.

Porto Ferrajo iſt ein kleines enggebautes Städtchen, für ſeine Größe ſtark bevölkert; denn es enthält fünftauſend Einwohner und breitet ſich über den nach Innen abwärts geneigten Abhang des ſchon erwähnten Vorgebirges aus. Seine Feſtungswerke nehmen ſich hübſch aus, obſchon ihre Zuſammenſetzung alt iſt; dazu gehören zwei Citadellen auf den höchſten Punkten des Vorlandes. Wie man mir ſagte, beſtand die Garniſon aus fünfhundert Mann, und außerdem waren hier zweihundert Galeerenſclaven eingekerkert. In der Stadt ſelbſt war es ziemlich reinlich, die Straßen führten durch terraſſenförmige Abſtufungen mittelſt Treppen bergan.

Die Ankunft einer Anzahl Fremder ſchien die Neugier der Einwohner zu reizen; denn die kurze geräuſchvolle Unterbrechung durch Napoleon's Anweſenheit ausgenommen, gibt es in Europa nicht leicht einen ſtillern, abgeſchiednern Aufenthalt. Wir kehrten in das beſte Wirthshaus ein, welches den imponirenden Titel delle Quatro Nazioni führt. Wir befanden uns darin gar nicht übel und erhielten ein erträglich gutes Mittagseſſen; und im Fall wir hier übernachten wollten, ſtanden uns vier Betten und ein Sopha zu Dienſten. Die Kunſt der farbigen Ausſchmückung der Fußböden war nicht bis in dieß Wirthshaus gedrungen; denn der Saal, in welchem wir ſpeiſ'ten, enthielt zwar ein Sopha und ſieben Spiegel; aber der Fußboden beſtand aus rohen ſchmutzfarbigen Backſteinen voller Löcher. Hieraus konnte ich abnehmen, daß Amerika und Irland nicht die einzigen Länder ſind, in welchen Verſtöße wider den guten Geſchmack vorkommen. Kurz, England iſt das einzige Land, wo man dergleichen faſt nirgends findet; und ſelbſt in England muß es als Verſtoß gegen das Geziemende erſcheinen, wenn man drei oder vier wohlgepuderte Lakaien und eine ſchöne glänzende Equipage vor der Thüre eines unanſehnlichen, geſchwärzten, ziegelſteinernen Hauſes in einer großen Stadt, auf das Einſteigen ſeines Beſitzers warten ſieht, und man dabei nicht mehr als drei oder vier Fenſter nach der Straße und nicht die geringſte Spur architektoniſchen Ebenmaßes gewahr wird.

Ich ließ mich mit den Leuten im Hauſe in ein Geſpräch über ihren vormaligen Beherrſcher ein. Napoleon war gegen Abend hier angekommen und hatte die Nacht noch auf der Fregatte bis zum andern Morgen verweilt. Eine ſeiner erſten Regentenacte beſtand darin, daß er nach einer der älteſten Flaggen der Inſel nachforſchen und dieſe zum Zeichen der Unabhängigkeit auf der Citadelle aufziehn ließ. In der Stadt ſelbſt ſah man ihn wenig, obſchon er öfters ſpazieren ritt; auch zeigte man uns einen Fahrweg, der um die Spitze des Havens führt und von ihm gelegt worden iſt.

Wir fanden es ſo ergötzlich, uns an einem Ort zu befinden, wohin faſt niemals Reiſende ſich hinzuverirren pflegen, daß wir faſt Willens waren, die Felucca zu entlaſſen und zwei bis drei Monate hier zuzubringen, wenn wir uns auf dieſer Inſel nur recht bequem hätten einrichten können. Doch hörten wir überdieß Einiges von malaria oder aria cattiva verlauten, das gar nicht geeignet war, uns in einem ſolchen Vorhaben zu beſtärken.

Während ich noch im Wirthshauſe war, ſah ich eine von den Italienern ſogenannte tarantola, keine Spinne größerer Art, ſondern eine Eidechſe, die dieſen Namen führt. Vielleicht neun Zehntheile der Bewohner Italiens halten den Biß dieſes Thiers für tödtlich, während ich glaube, daß es gar nicht im Stande iſt, Jemand zu beißen. Es iſt vielmehr eine völlig unſchädliche Eidechſenart, die ſich von Inſecten nährt, und welche man in

Amerika findet, wo Niemand daran denkt, daß ſie giftig ſein könne. Doch iſt es ein ziemlich ekelhaft ausſehendes Geſchöpf, und dieß mag die Urſache ſein, warum es ſo arg verrufen iſt. *) Nicht weniger ſcheut man ſich in Italien vor den Scorpionen. Von letztern hatten wir mehre bei San Ilario geſehen; ſie ſind in dieſen Breitegraden gar nicht gefährlich; ihr Stich hat kaum ſo viel zu bedeuten, als der mancher größern Spinnen. Dieſe beiden Geſchöpfe werden von vielen Reiſenden mit großer Scheu betrachtet, vorzüglich von ſolchen, die ſich nicht die Mühe nehmen ſelbſt zu unterſuchen. Selbſt Mr. Carter weiß ſchauerliche Dinge von denſelben zu erzählen. Dieſer liebenswürdige, gutmüthige Mann erzählt manche Dinge, die auf ähnlichen Uebertreibungen oder Mißverſtändniſſen beruhen.

Nach Tiſche ſtiegen wir die Anhöhe des Vorlandes hinan, auf welcher das Haus Napoleons erbaut iſt. Es nimmt einen überall in die Augen fallenden Standpunkt ein; es iſt niedrig und klein, und beſteht aus einem Mittelgebäude und zwei Flügelbauten, und zeigt überhaupt in der Fronte nicht mehr als zehn Fenſter. Die

---

*) Die hier erwähnte tarantola, eine Eidechſenart (Stellio italicus s. Lacerta mauretanica, Terrentola, Geckotte), die ſich wenigſtens durch den größten Theil des mittlern und untern Italiens findet, iſt jedoch nicht mit der tarantola der Lombardiſchen Ebene, einer wirklichen Spinnenart (Aranea Tarantula) zu verwechſeln.

ganze Länge des Gebäudes mochte etwa neunzig Fuß oder noch etwas weniger betragen, die übrigen Maße zeigten aber keine ſchicklichen Verhältniſſe zum Ganzen. Jetzt wohnte der Gouverneur der Inſel darin, und da ſich derſelbe eben bei Tiſche befand, ſo konnten wir keinen Eintritt in daſſelbe erlangen. Nahe bei dieſem Gebäude ſteht ein anderes, das an der Straße, an den Abhang lehnend, gebaut iſt, von einem weit angenehmern und rückſichtlich der Bequemlichkeit etwas mehr verſprechenden Aeußern. Es hat nur ein einziges Stockwerk, dagegen zeigte es fünfzehn Fenſter in der Fronte; dieſes Gebäude, ſagte man uns, bewohnte damals die Mutter Napoleons.

Hier auf der Höhe hätten wir vielleicht noch länger zugebracht und der weiten Ausſicht über das Meer uns erfreut; indeſſen wehte uns eine friſche Kühle aus Nordweſten an, und dieſe war für die Forſetzung unſrer Reiſe ſo erwünſcht, als irgend möglich. Wir eilten deßhalb hinunter nach dem Haven, um die Abfahrt der Felucca anzuordnen. Doch dieſer Befehl war der Anfang zu manchen Unannehmlichkeiten, die von Fahrten auf dem Mittelmeer unzertrennlich ſind. Alle erdenkliche Gegenvorſtellungen wurden verſchwendet, um mich von der Unmöglichkeit zu überzeugen bei ſolcher Witterung unter Segel zu gehen; der Wind wehe viel zu heftig. Darüber lachte ich, und ſagte dem Padrone, ich ſei ſelbſt ein alter Seemann, und mir könne man daher nicht leicht

etwas weiß machen. Der Wind war uns günſtig, und binnen einer Stunde Zeit konnten wir hinter Elba ruhiges Fahrwaſſer finden, wenn uns wirklich die Wellen zu heftig wurden. Doch dieſe Andeutung fand kein Gehör; da wies ich endlich auf meine Begleiterinnen, und fragte ihn, ob er ſich nicht ſchäme, von Gefahr zu reden, während dieſe Frauenzimmer ungeduldig darauf warteten, wieder in See zu gehen? Dieſes regte ein wenig ſeinen Stolz an, und nach langem Widerſtreben verſtand er ſich endlich dazu, ſich zur Abfahrt anzuſchicken, und ſo kamen wir mit Sonnenuntergang glücklich aus dem Haven.

Draußen wehte der Wind zwar ziemlich heftig, doch begünſtigte er unſere Fahrt ſo ſehr, als wir es irgend wünſchen konnten. Wir richteten unſern Lauf nach der öſtlichen Ecke der Inſel, woſelbſt ſich eine kleine Durchfahrt zwiſchen dieſer und einem kleinen felſigen Eiland befand. Dieß iſt das Eiland, von welchem erzählt wird, Napoleon habe ſich in deſſen Beſitz geſetzt, indem er es durch einen Corporal ſeiner Leibwache beſetzen ließ. Es war dieß allerdings eine Erweiterung ſeiner neuen Herrſchaft. Man hat zwar über dieſes Benehmen gelacht, und dieſen Vorfall bloß als einen Beweis ſeiner Leidenſchaft für Eroberungen betrachtet. Indeſſen ſcheint es mir weit wahrſcheinlicher, daß er ſolches bloß that, um irgend eine ſtörende Nachbarſchaft abzuwenden. Die Unbedeutendheit dieſes Eilands war Urſache, daß es in dem Tractate, der ihm die Souveraïnetät über Elba

verbürgte, gänzlich überſehen worden war; er bemächtigte ſich daher dieſes Eilandes, indem er dem Tractate eine auf daſſelbe bezügliche, erweiternde Auslegung gab. Politiſche Auslegungen der Art ſind bisweilen nicht ohne große Folgen geblieben; und da er vermuthlich bereits im Jahr 1814 die Begebenheiten des Jahrs 1815 vorbereitete, ſo war es wirklich eine Maßregel des Vorbedachtes, einen Platz zu behaupten, der ihm in der Folge durch Enthüllung ſeiner Plane hätte gefährlich werden können, wenn man Spione dahin geſchickt hätte.

Ich deutete nach dieſer Durchfahrt an der Leeſeite, doch der Padrone wies nach dem Himmel an der Windſeite. Das Meer war in tüchtiger Bewegung, doch die kleine Felucca tänzelte in leichtem Schaukeln über die ſchäumende Fluth. Die Mannſchaft aber begann zu murren, und da A — — mich bat, mich mit dieſen Leuten in keinen Streit einzulaſſen, ſo ließ ich ſie ihren eignen Cours verfolgen, und darauf hatten ſie nichts Eiligeres zu thun, als quer über die Meerenge nach der von dem Winde beſchützten Seite des Vorlandes von Piombino hinzuſteuern, wo wir um neun Uhr vor Anker gingen.

So wie es Tag wurde, waren wir am nächſten Tage wieder unterweges; der Wind war uns zwar noch günſtig, aber ſchwach, und wir ſegelten langſam in ſüdlicher Richtung weiter, nachdem wir wenigſtens vierzig engliſche Meilen an unſrer Fahrt durch das Verweilen

bei Piombino unnützerweiſe verloren hatten. Gegen acht Uhr kam uns der Wind entgegen und nachdem wir einige Mal beigelegen waren, trat um zehn Uhr Windſtille ein. Nicht ganz eine engliſche Meile von uns lag eine kleine felſige Inſel, und dorthin ließen wir die Felucca weiter treiben, bis wir an derſelben in einer kleinen ſandigen Bucht Anker werfen konnten. Dieſes Eiland hieß Troas, wie mir der Padrone ſagte, mochte etwa dreißig Acres Land *) enthalten, war Nichts als ein hoher Felſen mit etwas Gebüſch bewachſen, und auf dem Gipfel deſſelben erhob ſich ein alter zerfallener Wartthurm.

Wir ſtiegen an's Land, um dieß Eiland näher zu durchforſchen. So wie wir uns näherten, geriethen ganze Schwärme von Möven, Rothgänſen und anderm Seegeflügel in Unruhe, das vielleicht ſeit vielen Jahren hier nicht geſtört worden war.

W — — nahm es über ſich zum Thurm hinauf zu ſteigen; dieſes war auch bald geſchehen, aber das Wiederhinabſteigen war deſto ſchwieriger. Weiter hatte er Nichts gefunden, als einen zerſtörten Wartthurm; dieſe Küſte zählt deren eine außerordentliche Anzahl; ſie wurden wegen der Gefahren ſeeräuberiſcher Einfälle errichtet, um von ihrer Ankunft nicht überraſcht zu werden. Der Anblick ſolcher Gegenſtände verſetzt lebhaft in den Zuſtand dieſer Küſtenländer in früheren Jahrhunderten. Die

*) Etliche und fünfzig rheinländiſche Morgen.

eine Küſte bewohnt von der gebildetſten Nation der Erde, eine andere von einer Bevölkerung, die grade ſo weit in der Ausbildung vorgeſchritten war, um ſich andern furchtbar zu machen; ununterbrochene Kriege und beſtändige Sucht nach Abenteuern, die Sitte, Sklaven zu halten, die Bedürfniſſe der Harem's, und der dadurch veranlaßte Menſchenraub, — mehr bedarf es nicht, um den Nutzen ſo vieler Wartthürme zu erklären. Da zwiſchen Frankreich und Algier grade jetzt Mißhelligkeiten beſtanden, ſo hatten manche Franzoſen, die wir kannten, uns überreden wollen, unſere jetzige kleine Reiſe ſei wirklich ein einigermaßen gewagtes Unternehmen; und während ich noch in Marſeille war, ſah ich eine Brig in See gehen, deren Abfahrt von vielen hundert Gebeten begleitet wurde, und die wirklich ihre Reiſe aus Beſorgniß vor Algierern eine Zeitlang verzögert hatte. Wirklich müſſen jene frühern Zeiten der Gefahr ſtarke Eindrücke der Unſicherheit dieſer Meere bei den Anwohnern derſelben zurückgelaſſen haben, da ſie noch jetzt ſich erhalten. Was dieſen zerfallenen Wartthurm zunächſt betrifft, ſo kann er bloß den Küſtenbewohnern als Warte und Warnungszeichen gedient haben; denn das Eiland ſelbſt ſcheint unbewohnt geweſen zu ſein; von dieſem alſo war Niemand da, der in dem Thurme Schutz ſuchen konnte.

Gegen Mittag erhob ſich der Wind aus Norden. Den Nachmittag kamen wir ziemlich raſch vorwärts, etwa

eine Strecke von einigen Stunden von einer Küſte entfernt, die niedriger als gewöhnlich war, und mehre kleine Eilande und Sandbänke kamen längs derſelben zum Vorſchein. Die Strömung führte an einer der letztern vorbei, die uns allerdings in einige Gefahr hätte bringen können, wenn wir die vorige Nacht anhaltend weiter gefahren wären. Der Padrone zeigte mit lebhafter Geberde nach dieſer Sandbank und fragte mich, wie mir es gefallen haben würde, wenn wir in der dunkeln Nacht auf dieſelbe gerathen wären? Ich deutete dagegen in's offene Meer und fragte meiner Seits, ob hier nicht Fahrwaſſer genug für die Bella Genoveſe zwiſchen der Sandbank und dem Monte Christo vorhanden ſei? Letzteres kleine Eiland war nämlich weſtlich von uns in neblicher Ferne kaum zu erkennen; denn es liegt beinah halbweges zwiſchen Corſica und dem Feſtlande. Mein Genueſer zuckte die Achſeln und murmelte: „Wer möchte nur in einer Felucca ſo weit von der Küſte ſich wagen, wenn ein Miſtrail weht!" Ich zweifelte keinesweges, daß in dieſem Genueſer kein Columbus ſtecke.

Noch grade vor Sonnenuntergang kamen wir an ein hohes Vorgebirge, das ſich aus der Ferne wie eine Inſel ausnahm, aber in der That der Monte Argentaro war, und eine Halbinſel darſtellte, die durch eine ſchmale niedrige Landenge, aus Sand gebildet, mit dem Feſtlande zuſammenhing. Hinter derſelben befindet ſich einer der beſten Ankerplätze in Italien für kleine Fahrzeuge, und

an dieſem das Städtchen Orbitello. Grade im Angeſichte dieſes Vorgebirges und Städtchens befinden ſich in geringer Entfernung von einander mehre Eilande, zwiſchen welchen wir hindurchfuhren. Am Abend eines ſchönen Auguſttages war dieß eine vergnügliche Fahrt, bei friſcher Kühle aus Norden und in einem ſolchen Fahrwaſſer. Wir kamen dem Berge ſo nahe, daß wir die kleinſten Gegenſtände längs demſelben erkennen konnten, und immerfort veränderte ſich die Scene. Auf dieſem Vorlande zählte ich ſieben Wartthürme, alle zugleich ſichtbar und ſämmtlich innerhalb einer Strecke von etwa zwei Stunden Weges. Elba miteingerechnet, mochten wir an dieſer Küſte auf einer Strecke von etwa zwanzig engliſchen Meilen wenigſtens zwanzig Inſeln begegnet und an ihnen vorbeigefahren ſein.

Mit Sonnenuntergang legte ſich der Wind gänzlich, und ſo wie wir unſere Matratzen aufſuchten, war völlige Windſtille eingetreten. Am andern Morgen erwachte ich vom Schrillen der Raaen im Winde, und ſo wie ich aufſtand, ſah ich daß wir langſam auf Civita Vecchia zuſteuerten; der Wind war nicht ganz wie er ſein ſollte, etwas ungünſtig, aber ſchwach, — ſo war die ganze Nacht zögernd hingegangen. Gleich bei dem Vorlande von Argentaro hatte die päpſtliche Küſte begonnen, und eben jetzt, da wir zum Laviren beilagen, näherten wir uns derſelben auf etwa eine Viertelſtunde Weges. Die Küſte war niedrig, und die Wartthürme, von beſſerer als

gewöhnlicher Bauart, eine Art Martello-Thürme, ſtanden einander ſo nahe, daß ſie mit ihrem Geſchütz das Geſtade durchaus beſtreichen konnten. Sie hatten ein ſo ſtattliches Anſehen, daß ich Napoleon zu ihrem Erbauer machen wollte; doch der Padrone verſicherte mich, daß ſie ſchon ſeit gar langer Zeit ſo da ſtänden.

Bald konnten wir Civita Vecchia deutlich vor uns liegen ſehen. Dieß Städtchen iſt um eine ſeichte Bucht angelegt; in der Mitte iſt ein künſtliches Havenbecken, und ein Molo erſtreckt ſich quer vor der Mündung der Bucht. Außerhalb des Molo iſt vortrefflicher Ankergrund und die Rhede vor Oſt- und Nordoſtwinden geſchützt, wiewohl nicht beſſer, als dieß auch anderer Orten weſtlich von einem Havendamme ſtattfinden würde. Gegen zehn Uhr umfuhren wir die Spitze des Molo und gelangten in den Haven, wo wir etwa fünfzig Schiffe, meiſtens Felucca's antrafen.

Wir ſtiegen an's Land und begaben uns in ein Wirthshaus, das höchſtens ein erbärmliches genannt werden konnte. Wir beſtellten ein Frühſtück; der Kaffe aber, der, ſeit wir Italien betraten, uns nicht mehr behagte, wird immer ſchlechter, je mehr man ſich dem Süden nähert; höchſtens bekommt man ihn in den größern Städten des Südens etwas beſſer als in den kleinern nördlichen italieniſchen Städten. Milch konnten wir hier nicht haben, und ſelbſt Fiſche nur mit einiger Schwierigkeit.

Civita Vecchia iſt ein kleiner, aber doch nicht ſchmuz-ziger Ort. Hier iſt noch ein alterthümlicher Molo und ein Havenbecken, worin vormals römiſche Galeeren lagen. Von ihnen ſind nur noch die ehrnen Ringe übrig, welche zur Befeſtigung derſelben längs den Quai's dienten! Zu meiner Verwunderung hörte ich, daß ein Amerikaniſcher Conſul hier ſei. Es war ein Unterbeam-ter, welchen unſer Conſul zu Rom hier angeſtellt hatte; ich fand ihn in einem Laden mit Abwiegen von Zucker beſchäftigt und mit einer ungeheuern Cocarde an ſeinem Hut geſchmückt. Es war ein höflicher und dienſtfertiger Mann, der uns von großem Nutzen war; denn durch ſeine Verwendung erhielten wir unſere beim Landen uns abgeforderten Päſſe ohne allen Aufſchub zurück, und auch zu den erforderlichen Papieren für die Felucca war er uns ſogleich behülflich.

Nachdem wir gefrühſtückt hatten und durch das kleine Städtchen umherſpaziert waren, eilten wir weiter; denn zum Beſehen merkwürdiger Gegenſtände in den benach-barten Umgebungen war keine Zeit übrig, und mit der Stadt ſelbſt waren wir längſt fertig. Doch hatte ich wohl zwei Stunden Zeit nöthig, bis es mir endlich gelang, den Padrone an Bord zu treiben und ihn nach vielem Widerſpruch zur Abreiſe zu nöthigen. Um fünf Uhr ſteuerten wir mit einiger Anſtrengung wieder in's offene Meer und ſegelten dann mit günſtigem Winde weiter. Es war eine ſchöne Fahrt noch an demſelben

Abend; denn der Wind erhob ſich allmählich vom Lande her mit ziemlicher Stärke, und dabei hatten wir faſt durchaus keine hohen Wellen, weil wir etwa auf ſieben Knoten Abſtand, ſo nahe längs der Küſte dahinglitten, daß wir faſt jeden wichtigern Gegenſtand genau unterſcheiden konnten. Unter andern kamen wir an einer ziemlich großen Veſtung vorbei. Zuerſt war das Land hoch, aber jemehr der Tag zu Ende ging, deſto flacher wurde es vor unſern Augen, bis ſich das Geſtade immer mehr zu einer weiten öden Ebene landeinwärts ausdehnte; dieſes war, wie wir wußten, die Meeresgegend der berühmten Campagna di Roma. Gegen neun Uhr deutete der Padrone nach der Gegend, wo die Mündung der Tiber war und Oſtia. Er hielt ſich während dieſer Zeit bedeutend entfernter vom Geſtade; denn, ſagte er, zu dieſer Jahreszeit ſei die mal' aria allem Lebendigen ſo furchtbar, daß es gewagt ſein würde, ſich dem Geſtade mehr zu nähern, ſo lange der Wind vom Lande komme. Dieß ſchien nicht unmöglich und war wenigſtens vorſichtig; ich machte daher gegen ſein beſorgtes Benehmen keine weitere Einwürfe.

Indeſſen machte doch die Vorſtellung von einem ſolchen äußerſt fein und ſpurlos durch die Luft ſich verbreitenden ſchädlichen Stoff mitten in einer ſonſt durchaus reizenden Umgebung einen unangenehmen Eindruck. Die Nacht war vorzüglich ſchön und ſternhell. Unvergleichlich war der Diamantenſchimmer der ruhigen ſinnigen Sterne,

und durch die dunkelblaue Fluth zeigte ein Streifen glänzenden Silbers die Spur unſerer Fahrt. Vertieft in der Betrachtung dieſes herrlichen Schauſpiels, wurden wir durch ein Meteor überraſcht, das im ſchnellen Fluge durch den Himmelsraum faſt jeden Gegenſtand mit der Stärke eines hellen Mondlichtes beleuchtete; es war eins der ſchönſten Meteore, die ich ſah, und es durchzog mehr als die Hälfte des Bogens über unſerm Geſichtskreiſe. Das Fortſchreiten des Meteors war nicht ſchneller, als wie bei einer Rakete, und ſeine Größe war ungefähr dieſelbe, wie ſie öfter ſchon bei ähnlichen Erſcheinungen beobachtet wurde. Bald nach dieſem ſchönen Anblick ſuchten wir unſere Matratzen auf.

Am nächſten Morgen waren wir an den pontiniſchen Sümpfen vorüber bis in die Nähe des Capo Circello, jener vereinzelten Anhöhe, weitergeſegelt, wo jene Sümpfe aufhören, und die Inſeln Ponza und Palmarola lagen grade vor uns. Letztere waren das Erſte, was wir vom neapolitaniſchen Gebiet erblickten. Der Wind war, wie dieß faſt jeden Morgen, ſeit wir Livorno verließen, der Fall war, uns grade entgegen und dabei ſchwach. Wir ließen uns dieß nicht anfechten, ſondern hofften zuverſichtlich, daß uns bald ein Weſtwind überraſchen werde; eine Veränderung, die, ſeit Rom beſtand, noch immer eintraf; denn faſt täglich wehte ja der Zephyr in dieſer Gegend des mittelländiſchen Meers den ganzen Sommer hindurch. Von der See aus boten

die pontiniſchen Sümpfe keinen merklich verſchiedenen Anblick von dem des Geſtades bei Oſtia. Beide Gegenden hatten ein flaches niedriges Anſehen und waren größtentheils mit Röhrig bedeckt; doch ſahen wir auch einzelne Wohnungen ganz nahe am Meer. Ein großes, nacktes, von keinem Baum beſchattetes Haus war, wie man mir ſagte, die Wohnung eines Cardinals. Selbſt ein kleines unbedeutendes Städtchen, unmittelbar an den Sümpfen gelegen, war aus der Ferne her ſichtbar. Doch erſtreckt ſich die niedrigſte Gegend dieſer Marſchländer nicht an das Geſtade nach Weſten, ſondern in nördlicher Richtung nach Terracina; auch folgt der Lauf des Fluſſes ſowohl, als des Kanals jener bezeichneten Richtung, und, wie ich mich überzeugt habe, iſt der Rand der pontiniſchen Sümpfe nach dem Meere zu höher anſteigend, und von hier aus ſenkt ſich die weite Fläche allmählig tiefer nach dem Innern zu, und ſämmtliche Gewäſſer fließen daher in nördlicher und öſtlicher Richtung ab.

Ein anhaltend günſtiger Wind machte es möglich, um Mittagszeit den Capo Circello zu umſegeln, ſo daß wir nun den Golf von Gaëta, nebſt Terracina, ſowie die ganze herrliche Küſte jener Umgegenden zu Geſicht bekamen. Aus der Ferne dämmerten die vulcaniſchen Gipfel von Iſchia zu uns herüber, und je friſcher und willkommener der Zephyr unſere Fahrt von jetzt an begünſtigte, deſto anmuthiger tauchten immer mehr anziehende Gegenſtände längs der neapolitaniſchen

Küſte auf. Wir hielten ſo nahe als möglich ſüdoſtwärts unſern Cours quer durch die Mündung des Golfs, ſo daß die anmuthige Küſte immer weiter zurückwich und die herrlichen Berggipfel allmählich in neblicher Ferne verſanken. Doch unſere Mannſchaft konnte die Nähe des Landes zu wenig entbehren, daß ſie uns bald neuen, noch ſchönern Landſchaften entgegenführten, als wir ſie erwarten konnten, wenn wir genau denſelben Cours hätten verfolgen wollen.

Gegen drei Uhr Nachmtttags lagen Stadt und Citadelle von Gaëta uns ganz zur Seite in nebliger Ferne. Ein Gewitter innerhalb der Berge bot ein prachtvolles Schauſpiel dar, erſchreckte aber unſern Padrone ſo heftig, daß er Segel und Stengen zu bergen begann, und an die Stelle der alten kleinere und leichtere beiſetzen ließ. Dieſe Vorſicht raubte uns viele Zeit unnöthigerweiſe, da ſich der Wind nicht heftiger erhob. Dagegen zeigte er mir in der Nähe der Küſte zwei neapolitaniſche bewaffnete Fahrzeuge, welchen der Wind tüchtig zuzuſetzen ſchien. Sie waren übrigens etwa zwei bis drei Stunden von uns der Wirkung des Unwetters weiter näher ausgeſetzt, und ſo hatten wir bei verzögerter Fahrt wenigſtens den Troſt, daß, wären wir an derſelben Stelle geweſen, wo jene ſich befanden, die leichteren Segel uns wirklich von Nutzen hätten ſein können.

Kurz vorher, ehe das Gewitter losbrach, hatte ich in ſüdöſtlicher Richtung eine kegelförmige Bergſpitze wie

durch einen Nebel herüber blicken geſehen. Es war der Veſuv; über dem nähern und flacheren Lande bei Bajä und deſſen Umgegend iſt er deutlicher zu erkennen. Wie gewöhnlich, wurde bei Sonnenuntergang der Wind ſchwächer und ſchien ſich ändern zu wollen. Wir bekamen ein wenig Regen und gingen ſchlafen, ohne uns um das, was weiter vorging, zu bekümmern.

Der nächſte Tag war der ſechſte, ſeit wir an Bord der „ſchönen Genueſerin" uns befanden. So wie ich mit Sonnenaufgang auf's Verdeck kam, fand ich die Felucca mit Gegenwind, aber glücklicherweiſe in ruhigem Fahrwaſſer kämpfen. Zu unſerer Rechten lagen hohe dunkle Bergkuppen in maleriſchen Formen einander überragend, und das Geſtade war mit Dörfern und Weilern anmuthig geſchmückt. Dieß war Iſchia. Vor uns lag ein anderes Eiland von demſelben Anſehen, gleich einer gigantiſchen Meeresveſte vor der Mündung der Bucht gelagert. Dieß war Capri. Zu unſerer Linken lag eine kleine niedrige Inſel, ganz eben und wimmelnd von geſchäftigen Einwohnern, und nord- und oſtwärts blickten wir in die vor uns liegende prachtvolle Bucht von Neapel, mitten hinein in die Tauſende von anziehenden Gegenſtänden, die vermöge der geſchichtlichen Ideenverknüpfungen alle Zeiten in einem einzigen großartigen Ueberblick zuſammendrängen.

Der Wind blies uns grade entgegen, und wir lavirten deßhalb die ganze Strecke über, indem wir nur

kurze Hin- und Herfahrten hart in nördlicher oder vielmehr weſtlicher Richtung mit der Bucht zurücklegen konnten. Die Menge von anziehenden Gegenſtänden, die wir vor uns ſahen, oder an denen wir vorüber kamen, ließen uns die Länge der Zeit nicht bemerken, wiewohl uns der Wind über drei Stunden lang aufhielt.

So wie der Tag weiter vorrückte und wir immer weiter in's Innere dieſer prachtvollen Bucht einliefen, konnten wir uns nicht enthalten auszurufen: „Welcher einfältige Tropf mag wohl zuerſt auf den dummen Einfall gekommen ſein, zwiſchen der Bai von Newyork und dieſer Bucht hier einen Vergleich anzuſtellen!“ Es iſt kaum irgend möglich, daß zwei aus denſelben Grundzügen zuſammengeſetzter Gegenſtände einander weniger ähnlich ſein können, als dieſe hier; und was in beiden wirklich Ausgezeichnetes iſt, das findet ſich in beiden durchaus nicht an demſelben entſprechenden Punkte. Der Haven von Newyork iſt nicht mehr als hübſch zu nennen; denn nach meiner eignen geringen Erfahrung gibt es wenigſtens zwanzig andere, die ihm gleich kommen, wo nicht in einzelnen Schönheiten übertreffen. Ich rede hier gar nicht von engliſchen Häven; denn in jenem Lande ſind wir gewohnt, die Muſterbilder für alles Treffliche aufzuſuchen; vielmehr bietet das mittelländiſche Meer allein eine große Anzahl von Havenplätzen, die unſerm Haven nicht bloß gleichkommen, ſondern ihn weit übertreffen. Doch die Bezeichnung des Hübſchen, oder ſelbſt

des Schönen würde auf die Bai von Neapel durchaus nicht paſſen; denn dieſe hat vielmehr eine großartige und prachtvolle, eine ergreifende und erhabene Scenerie, die durch den bezaubernden Reiz des Sanften und Rührenden das Gemüth völlig überwältigt. Weder das Waſſer, noch das Land iſt daſſelbe mehr. Bei Newyork iſt das Waſſer trübe und von traurig grünlichem Anſehen; höchſtens, wenn ſeine Farbe am reinſten iſt, ſpielt ſie in das zartere Grün längs der ganzen amerikaniſchen Küſte. Das Waſſer in der Bucht von Neapel hat dagegen dieſelbe dunkele und rein blaue Färbung, wie ſie nur das Mittelmeer und der große Ocean beſitzt. Bei Newyork bietet das niedere Land, ohne den geringſten Wechſel von Hügeln und Thälern, ſelbſt in den ſchönſten Monaten des ganzen Jahrs, nichts Anziehendes dar, außer dem Wieſengrün und den Schattirungen des Laubes zur Frühlings- oder Sommerszeit, während die Küſten dieſes Golfs in die gigantiſchen und pittoresken Formen der Gipfel und Abhänge einer großartigen Bergkette gleichſam verſchmelzen und in den purpurfarbigen und roſigen Tinten reiner Himmelsluft und mittäglichen Sonnenglanzes verſchwimmen. Wenn Newyork auch wirklich eines Hintergrundes von felſigen Anhöhen in den Plaisadoes ſich erfreut, deren Höhe zwiſchen drei- bis fünfhundert Fuß über der Meeresfläche wechſelt, ſo beſitzt dagegen Neapel eine natürliche Schutzmauer von Bergen im Rücken der Campagna felice an einer

Apenninenkette, die eben ſo viele Tauſend Fuß ſich erheben. Dieſes ſind bloß einzelne Züge der verſchiednen Natur beider Buchten. Aber was die Kunſt zur Verſchönerung ſeit Menſchengedenken hier beigetragen hat, um von der Wirkung der Ideenverknüpfungen, die hier durch die einzelnen Gegenſtände angeregt werden, ganz zu ſchweigen, an dieſen Werken der Kunſt allein ſind die Küſten dieſer Bucht überreich; keine Zerrbilder des Alterthümlich-Griechiſchen, keine verkehrte Nachäffungen gothiſchen Styls, aus Holz ausgeführt; ſondern Palläſte, Villa's, Gärten, Thürme, Schlöſſer, Städte, Dörfer, Kirchen, Klöſter, Meiereien, in einer ſolchen wundervollen Abwechſelung durcheinander, daß das Auge keinen Punkt findet, wo es nicht einen gefälligen, der Betrachtung würdigen Gegenſtand anträfe; und keine von Natur ſchöne Lage iſt hier aufzufinden, in welcher die verſchönernde Bemühung ächten Kunſtſinnes nicht einen noch weit anziehendern Reiz entfaltet hätte. Um Ihnen einigermaßen eine Vorſtellung von dem Maßſtabe zu geben, in welchem dieſe baukünſtleriſchen Werke aufgeführt ſind, will ich bloß dieß Eine anführen. Während wir wider den Wind ankämpfend uns der Stadt langſam näherten, ſtrich unſere Felucca an einem verfallenen Bau vorbei, einem ehemaligen Pallaſt, deſſen leere Fenſteröffnungen noch ſtanden, und deſſen Fuß die Wogen der Bucht beſpühlten. Die Steine dieſes einzigen Baues würden mehr als ausreichen, um alle öffentliche Werke

längs unſerm Haven ſämmtlich neu aufzubauen. Die bei uns gewöhnliche Voreingenommenheit für alles Inländiſche kränkelt an ſolchem unvernünftigen Wahn, daß man hier kaum wagen darf, die reine Wahrheit in ſolchen Dingen zu äußern; und manche Leute bei uns pflegen nicht blos ſich ſelbſt, ſondern auch ihre ganze Nation dadurch lächerlich zu machen, indem ſie mit albernem Großthun auf Alles, was ſich in ihrem Bereich befindet, einander überbieten. Ich kann dagegen wohl ſagen, daß ich kaum eine Strecke von etlichen und zwanzig (engliſchen) Quadratmeilen irgend in Unteritalien geſehen habe, wenn ich die Sümpfe und die Gegend der Campagna ausnehme, in welchem ſich nicht weit mehr großartige Scenerie beiſammen fände, als ich mich in allen mir bekannten Gegenden Amerika's jemals geſehen zu haben erinnern kann. Unſere Landſeen können kaum mit den weit ſchönern Seen Oberitaliens ſich meſſen; unſere Berge verlieren alles Anziehende, wenn man ſie mit den italieniſchen in Form und Färbung vergleicht; und unſere See- und Haven-Anſichten verdienen neben dieſen kaum, daß man ihrer erwähnt. Wenn das Vaterlandsliebe ſein ſoll, daß wir alle unſere Gänſe für Schwäne halten, ſo bin ich freilich kein Patriot und war es noch nie; und ich bleibe dabei, daß unter allen Gattungen von Patriotismus derjenige, der ſich in der Voreingenommenheit für einheimiſche Dinge äußert, bei weitem der zweideutigſte iſt. Laßt uns lieber gegen die Schmeiche-

leien mancher politiſcher Abenteurer auf unſerer Hut ſein, die, ſo lange ſie in Amerika ſind, Alles was uns angehört, übermäßig zu beloben, aber ganz notoriſch, ſo wie ſie nach Europa kommen, alles Amerikaniſche in den verwerflichſten Ausdrücken herunterzuſetzen pflegen.

Weit entfernt, den wichtigeu Einfluß ausgezeichneter Naturſchönheiten auf die Bewohner eines Landes zu verkennen, bin ich vielmehr überzeugt, daß ſolche dem Charakter einer Nation das eigenthümliche Gepräge mittheilen und die Anhänglichkeit an den vaterländiſchen Boden verſtärken. Aber die Ueberſchätzung des Mittelmäßigen oder ganz Bedeutungsloſen macht ſolches nie wieder zu etwas Trefflichem noch zu etwas Bedeutendem in der Wirklichkeit. Amerika beſitzt übrigens hinreichende Naturſchönheiten, deren wir uns auch außer den moraliſchen Vorzügen unſrer politiſchen Einrichtungen erfreuen können, welches zuſammen genügt, um allen erforderlichen Zwecken zu entſprechen, ohne daß wir deßhalb nöthig hätten, uns ungereimte Dinge einzubilden; — doch von Großartigem und Herrlicherhabenem haben wir freilich nicht viel.

Wir erreichten endlich die Spitze des Molo (denn der eigentliche Haven von Neapel befindet ſich an der innern Seite dieſes Molo) ungefähr um Mittagszeit, ſtiegen darauf ſogleich an's Land und ſahen uns nach einem Gaſthauſe um. Während wir durch die Straßen fuhren, begegneten wir einer königlichen Equipage, einer Kutſche

mit ſechs Pferden, von einer vierſpännigen gefolgt; in der erſtern ſaß ein ſtattlicher, freundlicher Mann mit einem bourbon'ſchen Angeſicht. Es war der Fürſt von Salerno, ein Bruder des regierenden Königs. Unſer Führer brachte uns in das Wirthshaus della Croce, eins der beſten in der Caiga, wo wir ganz vorzügliche Bewirthung und bequeme Gemächer fanden.

Zwölfter Brief.

Vergleichung zwiſchen Neapel und New-York. — Der Veſuv. — Wirkung ſeines Ausbruchs im Jahr 1822. — Pompeji. — Der große Ausbruch des Veſuv im Jahr 79 nach Chr. Geb. — Die Trümmer von Pompeji. — Oeffentliche Luſtorte. — Cicero's Landſitz. — Allmählige Ausgrabung der Stadt. — Der Sarno. — Herculanum. — Das Theater und andere Ueberreſte des Alterthums. — Wunderlicher Zug von Hofetiquette.

Sie kennen bereits die beſchränkenden Bedingungen, unter denen ich meine Reiſeerinnerungen mittheile. Ich will daher ohne weitere Entſchuldigung in der gewohnten abgebrochenen Weiſe fortfahren mit der Nachleſe deſſen, was Andere überſehen haben, und blos von ſolchen Dingen reden, worüber, wie ich aus Erfahrung weiß, eine richtige Anſicht mir wie andern vorzüglich willkommen ſein würde, wenn ich ſie nicht aus eigner Anſchauung,

ſondern aus den Beſchreibungen anderer Reiſenden entnehmen müßte.

Unſere erſte Nacht in Neapel verſtrich uns in wahrhaft wonnigem Gefühl. Es war zunehmendes Mondlicht und über Alles um uns her war ein ſanfter, lieblicher Glanz verbreitet. Dabei erinnerten wir uns eines Auguſtabends in New-York, wenn dort die Leute ohne Hüte ſpazieren gehen und nach der drückenden Tageshitze ſich in der Kühle des Abends erfriſchen. Doch Neapel hat dieſen großen Vorzug vor unſerer Stadt, daß ſie unmittelbar am Meere liegt und daher kaum jemals der erfriſchenden Seewinde entbehrt. In den tiefen Bergklüften ähnlichen Straßen dieſer Stadt findet man außerdem Schutz vor der brennenden Sonnengluth, und am Waſſer wird man von der Seeluft angenehm umweht. Wir haben eine nördliche Stadt in eine ſüdliche Lage hineingebaut, doch nicht ohne gültige Gründe, warum dieß geſchehen.

Beide Städte glichen einander eben ſo wenig, wie ihre Naturſchönheiten umher. Die eine iſt dicht zuſammengehäuft; die Häuſer ſchließen ſich an manchen Stellen an ſchroffe Felswände an; manche Straßen erheben ſich ein paar hundert Fuß über ihren Nachbarn; — die andere iſt geſpreizt und weitläufig, und ihr Boden iſt ſo vollkommen eben, wie eine Waſſerfläche. Die eine iſt übervölkert; — die andere würde, wenn ſie eine ihrem Umfang angemeſſene Einwohnerzahl beſäße, deren fünf-

mal ſo viel faſſen können, als ſie jetzt enthält. Die eine zeigt nichts als Handel und Geſchäftigkeit, Ein- und Ausſchiffen, Auf- und Abladen von Waaren, Kärrner- und Handlangergewühl, und nur zerſtreut finden ſich einzelne Andeutungen von Kunſtgeſchmack und Verannehmlichung des Lebens; — die andere zeigt blos Maleriſches; Handels- und Havengewühl macht blos eine Ausnahme. Unmittelbar unter unſern Fenſtern erſtreckt ſich das Geſtade wohl über eine (engliſche) Meile weit längs dem Meer hin, ohne das geringſte Zeichen von Geſchäftigkeit, außer einiger Fiſcherkähne, die auf dem Sande zerſtreut liegen, und einiger Planken und Schindeln, gleichſam ohne Ordnung hingeworfen, um einem Maler zum Studium zu dienen. Doch ich will nicht vorgreifen, ſondern ſpäter davon reden.

Der Veſuv allein betrog uns in unſern Erwartungen. Er erſchien uns niedrig und unbedeutend im Vergleich mit andern Bergen, die wir bisher ſahen, er befriedigte das Auge nicht in der Art, wie wir uns vorgeſtellt hatten; dabei ſchien ſeine Lage ſich völlig verändert zu haben. Seine Höhe wechſelt übrigens öfter mit der Erhöhung oder Senkung ſeines Kraters, und man ſagte mir, er ſei jetzt mehre hundert Fuß niedriger, als er vor einem Jahre geweſen ſei. Ein übrigens wohl unterrichteter Mann hat mich ſogar verſichert, ſeine letzte Senkung habe über tauſend Fuß betragen. Doch können Sie ſich wohl vorſtellen, daß ein Berg, der ſolche Einſtürze ertragen kann,

im Ganzen einen anſehnlichen Umfang haben müſſe. Mir kam es vor, als betrage die jetzige Höhe des Berges ungefähr dreitauſend Fuß. Doch hinter Caſtel a mare befinden ſich einige Gipfel, welche etwa die doppelte Höhe haben mögen. Die Höhen von Iſchia und Capri ſind ebenfalls beträchtlich und die ganze ſüdliche Küſte der Bai zeigt herrliche Umriſſe von gebirgiger Umgegend.

Ueberhaupt hatte ich mir vom Veſuv, wie von der Lage Neapels, früher ganz verſchiedene Vorſtellungen gemacht. Die Bai ſelbſt mag etwa zwanzig engliſche Meilen durchmeſſen und die Weite derſelben wechſelt zwiſchen etwa vierzehn bis achtzehn ſolcher Meilen; denn an ihrer Mündung dehnt ſie ſich etwas breiter aus als wie im Innern derſelben. Ihre Lage iſt überhaupt oſtwärts, etwas mehr nördlich, vielleicht genauer oſtnordöſtlich zu nennen. Landeinwärts iſt die Bai zwar von unregelmäßiger, doch mehr viereckiger als rundlicher Form, und zwiſchen den beiden Seitenlinien bildet die Vorderſeite eine mehr vorwärts nach dem Waſſer als landeinwärtsgekehrte Krümmung. An der nordöſtlichen Ecke liegt Neapel und an der ſüdöſtlichen Caſtel a mare, in gerader Linie etwa fünfzehn engliſche Meilen von einander entfernt; in der Mitte zwiſchen beiden, etwas näher bei Neapel, befindet ſich der Veſuv. Jede Vorſtellung von Gefahr, die von der Lava für eine der beiden Städte entſtehen könnte, grenzt an Ungereimtheit. Wohl hat

man hier Urſache, vor Erdbeben oder innern Unruhen beſorgt zu ſein; doch Nichts, was aus dem Krater des Bergs kommt, kann die Sicherheit weder der einen noch der andern Stadt gefährden. Sogar Portici am Fuße des Berges ſelbſt wird für hinreichend ſicher gehalten.

Die möglichen Unfälle, welche der Vulkan anrichten kann, ſind leichter zu berechnen. In der Lava liegt der einzige weſentliche Grund zu Befürchtungen; dieſe bricht aber aus Seitenöffnungen des Bergs hervor. Das Hervorquellen derſelben gleicht einigermaßen dem Ueberkochen eines ſiedenden Topfes, und ihr Erguß kann gleich dem Herabſtrömen einer Waſſerfluth berechnet werden. Das Aufwerfen eines Dammes oder das Ausklüften eines Abzugsweges kann daher einer unwillkommenen Verbreitung ihres vernichtenden Stromes leicht Widerſtand bieten. Was die Steine und andere glühenden Auswurfsmaſſen betrifft, ſo müſſen dieſe nothwendig theils ins Meer hinein, theils am Rande deſſelben niederſtürzen, und ihre Flugweite beträgt wohl ein wenig mehr als die Flugweite einer Kanonenkugel, aber auch nicht viel mehr als dieſe im höchſten Fall. Von den bekannten Grenzen, welche ihr Herabfallen nicht überſchreitet, können bis zu den nächſten Anwohnern des Bergs wenigſtens zwei engliſche Meilen gerechnet werden, mit Ausnahme der „Eremitage,“ die um die Hälfte näher liegt. Freilich wird die aus dem Krater geſchleuderte Aſche in weit größern Abſtänden umher zerſtreut; doch richtet dieſe weit weniger

Unheil an, als ſie vielmehr dadurch, daß ſie zur Erhöhung der Fruchtbarkeit bedeutend beiträgt, den Anwohnern Vortheil bringt. Der Veſuv iſt wirklich faſt gleich weit von Neapel entfernt wie die Höhen von Staaten-Island von New-York, und überdieß liegt die Meeresbucht zwiſchen ihnen beiden.

Unſer erſter Beſuch galt Pompeji, welches vielleicht mit mehr Recht, als am Anfangspunkte der Bai liegend, betrachtet werden kann, als Caſtel a mare, wie wohl beide Städte nicht weit von einander entfernt ſind. Der Abſtand zwiſchen dem Gipfel des Vulkans und Pompeji beträgt ungefähr fünf (engliſche) Meilen. Ihre Lage erſtreckt ſich von Nordweſten nach Nordoſten, während der Veſuv weiter nördlich liegt. Hiernach hat in Beziehung auf den Vulkan die Stadt Pompeji eine der Stadt Neapel entgegengeſetzte Lage und befindet ſich dem Krater des Berges um die Hälfte näher. Doch ein Lavaſtrom könnte dieſe letztere Stadt ſo wenig erreichen als Neapel, da die Bildung des Bodens den Abfluß in's Meer begünſtigt. Um das Innere der Bai windet ſich die Landſtraße durch eine Folge von Weilern, Landhäuſern, Städtchen und Palläſten. Wirklich iſt mir kaum eine mehr bevölkerte Gegend bekannt, als der Fuß dieſes furchtbaren Bergs hier darbietet. Zwar befindet ſich immer noch beträchtlicher Raum unebenen Bodens zwiſchen dem Meer und dem eigentlichen Gipfel des Vulkans, und dieſer Zwiſchenraum kann eine Breite von

drei bis vier engliſchen Meilen haben; doch ſelbſt dieſe ganze Strecke wimmelt längs dem Meer von Anwohnern, und dorthin bahnt wirklich die Lava ihren Weg. Wir ſahen zwei oder drei große Flecken oder Dörfer in Ruinen liegen, vom großen Ausbruche, der im Jahre 1822 erfolgte. Die Lava war wirklich über Häuſer weggeſtrömt, die feſt genug gebaut waren, um ihrem Andrang zu widerſtehen, und durch andere Häuſer, die dieß nicht vermochten, hatte ſie ihren Weg weiter fortgeſetzt. Diejenige Lava, welche Zeit fand, ſich abzukühlen, blieb liegen, und man kann ſich kaum ein vollſtändigeres Bild von Zerſtörungsgewalt entwerfen, als dieſe ſchwarzen Trümmermaſſen mitten im regen Leben einer ſolchen dichtgedrängten Bevölkerung darſtellen, — man mußte dieſe Maſſen ſprengen, um die Landſtraße wieder in der gewohnten Richtung zu öffnen. Die hier gelegenen Orte ſind wirklich anſehnlich bevölkert. Torre del Greco zählt zwölf bis dreizehn tauſend Einwohner, Caſtel a mare hat deren weit mehr, und ſelbſt Portici zählt mehre Tauſende. Der berühmte Pallaſt in letzterer Stadt hat eine ſolche Lage, daß die öffentliche Landſtraße gerade mitten durch den großen Hof des Pallaſtes hindurchführt; eine ſonderbare Laune eines gekrönten Hauptes!

Mir ſchien es, als hätte Pompeji ebenfalls unſere Erwartungen nicht befriedigt. Vielleicht waren unſere vorgefaßten Meinungen von den Wundern dieſes Orts übertrieben; denn wirklich erinnere ich mich keines Ortes

in Europa, deſſen Nähe ich mit gleicher fieberhafter Aufregung betreten hätte. Es bleibt indeſſen immer ein ganz eigenthümlicher Anblick, hier eine römiſche Stadt zu ſehen, die ganz in ihrem alterthümlichen Anſehen, wie ſie ehemals beſtand, wieder an's Tageslicht gebracht worden iſt. Weil aber ſowohl über dieſe wieder aufgegrabene Stadt, ſo wie über die Kataſtrophe, welche ihren Untergang bewirkte, manche verkehrte Meinungen verbreitet worden ſind und durch Mißverſtändniß als feſtſtehende Anſichten ſich erhalten, ſo will ich vor allen Dingen verſuchen, Ihnen das mitzutheilen, was ich darüber an Ort und Stelle ſelbſt auszumitteln im Stande war. Es wird Ihnen vermuthlich nicht unbekannt ſein, daß, ungeachtet dieſe ganze Umgegend überhaupt hinreichende geologiſche Kennzeichen vulkaniſcher Formation darbietet, welches wenigſtens heutiges Tages von Iſchia, Sorrento und mehren andern Orten, ſelbſt Neapel mit eingeſchloſſen, unleugbar erkannt wird, — daß, ſage ich, in frühern Zeiten vor den bekannteren größern Ausbrüchen keine geſchichtliche Ueberlieferung beſtand, daß hier ein wirklich thätiger feuerſpeiender Berg vorhanden ſei. Der Gipfel des Veſuvs zeigt jetzt drei unterſchiedene Erhebungen, welche von tiefen Senkungen unterbrochen ſind, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe drei Berggipfel vormals in einem einzigen vereint waren und daß ihre Trennung erſt die Folge eines furchtbaren Ausbruchs geweſen iſt. Damit Sie aus meinen Worten nicht etwa

eine falſche Vorſtellung von dem jetzigen Ausſehen des Berges entnehmen, wird es nöthig ſein, hinzuzufügen, daß der Bergkegel oder Gipfel, welcher jetzt den Namen Veſuv führt, um ſo viel höher und anſehnlicher iſt, ſo daß ſeine kegelförmige Geſtalt durch dieſen Umſtand wenig verliert und durchaus nicht anders erſcheint, wenn man ihn von verſchiedenen Standpunkten aus betrachtet, vorzüglich in der Richtung vom Meere her. Dieſe drei Berge ſtehen überdieß einander ziemlich nahe auf einer gemeinſchaftlichen Erhebung, welche die zwiſchen ihnen befindlichen Senkungen umfaßt, die nicht über mehre hundert Fuß ſich abdachen, und ſie ſämmtlich ſind gänzlich außer aller Verbindung mit den fortlaufenden Bergrücken des zu den eigentlichen Apenninen gehörigen Höhenzuges.

Dem großen Ausbruch, welcher im Jahr 79 ſich ereignete, gingen die gewöhnlichen bekannten Anzeigen vorher; doch da kein offener Krater mehr vorhanden oder nur ein unwegſam gewordener älterer Krater, ſo muß natürlich dieſer erſte Ausbruch beſonders furchtbar werden. Plinius beſchreibt die ungeheure Rauchſäule gleich einer rieſenmäßigen Pinie, die ſich himmelwärts erhoben und die Sonne verfinſtert habe. Er meinte vermuthlich eine Pinie dieſer ſüdlichen Gegend, die wohl bisweilen eine Steinfichte genannt wird, und welche man in Unteritalien häufig findet. Es iſt ein großer ſchlanker Baum mit ſchirmförmig ausgebreiteten Zweigen, die ſich durch-

aus von allen bei uns bekannten Nadelholzarten unterſcheidet; ihre Geſtalt hat wirklich einige Aehnlichkeit mit einer ungeheuern grade aufſteigenden Rauchſäule, ſo lange dieſe nicht vom Winde verweht wird. Kochende Waſſermaſſen, Bimsſteine, Aſche und erhitzte Schwefeldämpfe begleiteten den Ausbruch, und dieſem folgte ein glühender Lavaſtrom. Der Wind muß damals von Norden her geweht haben; denn Plinius der ältere verlor ſein Leben am Geſtade bei Caſtelamare, als er die erſtickenden erhitzten Dämpfe eingeathmet hatte, ungeachtet er noch wenigſtens ſieben (engliſche) Meilen vom Krater ſelbſt entfernt war. Da Niemand in ſeiner nächſten Umgebung auf ähnliche Weiſe ergriffen worden war, ſo kann ſein Tod auch aus einer vorzüglichen Empfänglichkeit ſeines körperlichen Organismus erklärt werden; es iſt wahrſcheinlich, daß er an einem Lungenleiden kränkelte. Die Einwohner von Pompeji hatten Zeit, einen Theil ihrer Habe zu flüchten; aber über die Art, wie die Stadt unter dem Schutt des Berges begraben worden iſt, beſtehen die meiſten irrigen gangbaren Meinungen wegen eines Mißverſtändniſſes im Betreff des eigentlichen Hergangs der ganzen Begebenheit. Selbſt jetzt ſind die meiſten Gebäude der Stadt kaum bedeckt, und der erdige Staub oder die Aſche liegt ſo locker auf ihnen, daß man ſie wie trocknen Sand wegſchaufeln kann. Das Land iſt vorzüglich zum Weinbau geeignet, und hat daher vorzüglich lockern Boden; doch wenn dieſer oberhalb entfernt

wird, ſo kann nichts leichter bearbeitet werden, als die darunter liegende alterthümliche Aſche. Jeder einigermaßen hervorragende Gegenſtand, wie etwa Thürme, mußten übrigens über dem Schutt ſichtbar bleiben. Dieſe konnten demnach als Wahrzeichen dienen; und da man wirklich nur noch wenige Dinge von Werth in dieſen aufgegrabenen Häuſern gefunden hat, ſo läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß ihre Bewohner, nachdem der erſte Schrecken vorbei war, durch Nachgraben hineingelangten und Alles mit ſich fortnahmen, was nur einigermaßen von Werth war. Die wenigen gefundenen menſchlichen Ueberreſte zeigen, daß das Unglück nicht plötzlich über ihnen hereinbrach, oder ohne daß die Einwohner die Gefahr erkannten und ſich durch die Flucht zu retten verſucht hätten; ſonſt müßte man die Ueberbleibſel von Tauſenden finden, wo man jetzt im Ganzen kaum ein oder zwei Hunderte gefunden hat.

Auch pflegt man zu ſagen, die Lage von Pompeji ſei erſt vor etwa achzig Jahren wieder aufgefunden worden. Dieſes vermeintliche Auffinden dieſer verſchütteten Stadt mochte der damals lebenden Generation als eine neue Entdeckung gelten; aber in Beziehung auf viele frühere Geſchlechtsfolgen, die vor jener da waren, möchte ſich ſolches als falſch erweiſen. Entdeckungen ſolcher Art ſind ein wenig zweifelhaft. Wenn ein Gelehrter zufällig über alten Ruinen ſtolpert oder in eine ſchöne Bergſchlucht hineingeräth oder unverſehens eine verſcharrte Statue

findet, ſo nennt er ſich einen Entdecker, wenn gleich Tauſende in der Nachbarſchaft längſt um die Sache wußten, die aber eben ſo zufällig keine Leute ſind, die dergleichen Dinge in Büchern beſchreiben. Der Schutt oder die Aſche liegt kaum achtzehn Fuß tief, und an mehren Stellen ragt das Gemäuer ſelbſt über derſelben noch hervor. Die Tempel, das Amphitheater, und ſelbſt mehre Häuſer müſſen hin und wider über die Aſche hervorgeragt haben. Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß gar viele Abenteurer in dieſen verſchütteten Gebäuden wiederholt eingedrungen ſind, und daß ſolches zu allen Zeiten, ſeit jenem verſchollenen Ereigniß, öfters geſchehen ſein mag, ungeachtet es nicht in dem Geiſte früherer Zeiten lag, und der damalige Bildungszuſtand auch nicht dazu aufforderte, dergleichen Dinge öffentlich bekannt zu machen. So ſpielt unter andern ein neapolitaniſcher Poet, der vor mehr als zweihundert Jahren lebte, in ſeinen Gedichten auf dieſe hervorragenden Thürme an, die alſo zu ſeiner Zeit ebenfalls ſichtbar waren. Nur die Furcht vor einem ähnlichen Unglück kann die Einwohner abgehalten haben, ihre Stadt vom Aſchenſchutt zu ſäubern, und wieder Beſitz von ihren Wohnungen zu nehmen; denn die Koſten dieſes Unternehmens konnten kaum größer ſein, als die Koſten, welche die Stadt New-York nach einem harten Winter aufwenden muß, um ihre Straßen vom angehäuften Schnee und Eis zu ſäubern.

Für mich war das Amphitheater einer der anziehend-

ſten Gegenſtände im alten Pompeji. Es iſt noch ganz vorhanden, mit Ausnahme ſeiner Zierrathen und marmornen Sitze, von welchen grade noch genug da ſind, um zu beweiſen, daß die Sitze wirklich von Marmor waren; ihr Verſchwinden läßt daher vermuthen, daß dieſe vermeintlich neuaufgefundene Stadt ſchon früher hübſch durchſucht worden iſt, vielleicht bald nach dem großen Ausbruch. Das Amphitheater ſteht abgeſondert für ſich in einer Ecke der Stadt, an den Mauern derſelben; für den Umfang der Stadt iſt das Amphitheater groß genug. Beſtänden die von Rom, Verona, Nismes, und außer dieſen noch einige andere gar nicht mehr, ſo würden wir die Größe dieſes Amphitheaters ungeheuer nennen.

Die Häuſer von Pompeji, wie Sie leicht denken können, waren niedrig, und hatten jene bekannte Cementbedachung, welche noch jetzt in dieſen Gegenden üblich iſt; die Form dieſer platten Dächer iſt in der Mitte nur wenig höher und übrigens etwas abgerundet, damit der Regen ringsum abfließen kann. Ich meine, daß nur wenige Häuſer unmittelbar durch das Gewicht der Aſche zerſtört werden konnten; eher noch mochte die lange Zeit das Gebälk in Fäulniß übergehen laſſen. Die meiſten Häuſer ſchienen zugleich Krämerläden zu enthalten; doch ſind unter ihnen eine Menge von beſſerer Bauart, die uns eine achtungeinflößende Vorſtellung von der Prachtliebe der Römer geben können. Sie ſind um Hofräume erbaut, welche in dieſem milden Klima die größte Zeit

des Jahrs hindurch die Stelle von Hallen vertreten konnten und vermuthlich öfter vor der Sonnengluth durch ausgeſpannte Leinwand geſchützt wurden. Doch die geringe Größe und der Mangel an Helle und andern Bequemlichkeiten läßt uns in ihren Schlafgemächern dagegen keine ſonderliche Vorſtellung von dem behaglichen Zuſtande jener uralten Bewohner auffaſſen. Der Maßſtab der Größe und Pracht, in welchem das Amphitheater, die übrigen Theater, das Forum, die Tempel, die Bäder, nebſt den übrigen prunkenden Gebäuden der Vornehmen ausgeführt wurden, verglichen mit der Armſeligkeit und Kleinheit der mehr zum Privatgebrauch beſtimmten Gemächer, läßt, dünkt mich, einen Eindruck zurück, der nicht für ſondern gegen die individuellen Lebensgewöhnungen der Alten einwirkt. Ich weiß nicht, ob damals ſchon die Oeffentlichkeit ſich ſo emſig um die Angelegenheiten einzelner Bürger bei den alten Römern zu bekümmern pflegte, als dieß jetzt bei uns angelſächſiſchen Nachkömmlingen der Fall iſt; doch dieß kann ich wohl mit Grund behaupten, daß die einzelnen alten Römer weit mehr für die Oeffentlichkeit thaten und lebten, als dieß bei uns der Fall ſein dürfte.

Hier ſah ich zum erſten Mal ein kleines Bruchſtück der Via Appia. Dieſe berühmte Landſtraße lief keineswegs grade aus, ſondern wich öfters von der graden Richtung ab, ſo wohl um die einzelnen Städte und Militärſtationen zu verbinden, als um natürliche Hinder-

niſſe zu umgehen; wofür die Beweiſe ſo wohl hier wie bei Pozzuoli und an vielen Orten ſich auffinden laſſen. Sie führte durch Pompeji zum Thor von Neapel hinein, und in der Nähe des Amphitheaters wieder hinaus. Dieſer Theil der Appiſchen Straße iſt in dieſer Richtung wieder freigemacht worden, und man fand, wie gewöhnlich, Grabmäler längs derſelben. Cicero ſpricht irgendwo von dem Zuſammenſitzen mit einem Freunde vor dieſem Thore bei einem beſtimmt bezeichneten Grabe, mit dem Leſen eines ſeiner Bücher über die Pflichten beſchäftigt. Der Sitz und das Grabmal ſind beide noch vorhanden!

Pompeji bietet gewiß eine Menge Gegenſtände von außergewöhnlichem Intereſſe dar, die ich indeſſen nicht zum tauſendſten Male nacherzählen mag; wer ſich aber einbildet, er finde hier eine wieder ausgegrabene Stadt, der es an nichts als an der erforderlichen Bevölkerung fehle, um ganz vollkommen zu ſein, der hat gewiß eine weit fruchtbarere Einbildungskraft als die meinige. Sie ſieht vielmehr einem Haufen Trümmer ähnlich. Zwar will ich zugeben, daß die neuen Dörfer und Städte dieſer Gegenden ein dieſem ziemlich ähnliches Anſehen haben; denn die Abweſenheit ſichtbarer Dächer, und die Fenſteröffnungen, die, ſo lange ſie offen ſind, nichts von Glasſcheiben erkennen laſſen, und während des Sommers faſt ununterbrochen geöffnet ſind, tragen nicht wenig dazu bei, ihnen das Anſehen dieſer alten römiſchen Stadt zu geben. Doch hat Pompeji noch mehr dieß ruinenartige

Anſehen von der Art, in welcher mehre Tempel derſelben zertrümmert ſind, welches durch ein fürchterliches Erdbeben, das, wie ich glaube, dem erwähnten Ausbruch des Veſuvs nur wenige Jahre vorher ging, bewirkt wurde. Die eingeſtürzten Säulen und andere anſehnliche Trümmer ſind davon augenſcheinliche Beweiſe.

Die Mauern der Stadt ſind gut erhalten, und ich ſpazierte eine Strecke weit auf denſelben. Die Spitzen ihrer Thürme ſind meiſtens nicht mehr vorhanden; denn dieſe müſſen über dem Schutt ſichtbar geblieben ſein, und ſind vermuthlich die Thürme geweſen, deren jener erwähnte Dichter gedenkt; die Römer bauten ſelten andere Thürme. Dieſe Mauern haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Mauern mehrer Städte in Frankreich, wie ſie vor der Einführung des Geſchützes neuerer Zeit üblich waren, und ſelbſt zu jener Zeit, wo die Anwendung des Pulvers noch im Zuſtande der Kindheit war, fortwährend hinreichenden Schutz vor den ungeübten Angriffen jener äußerſt unvollkommenen Geſchütze gewährten. Die mancherlei Inſchriften, Zeichen und Kritzeleien an den Mauern, ſo wie manche andere kleine Merkmale ehemaliger Geſchäftigkeit machen mitunter einen eignen Eindruck; denn ſie führen uns mitten in das tägliche Leben längſt vergeſſener alter Zeiten zurück, und dieſes ſo unvermerkt und unwillkührlich, daß man wirklich auf angenehme Weiſe überraſcht wird. Dieſe Dinge reden weit

vernehmlicher von den lebhaften Straßen der Vorzeit, als die leeren Wohnungen.

Die neapolitaniſche Regierung geht mit dem Aufgraben der verſchütteten Stadt äußerſt langſam zu Werke. Dieſe langſame Bedächtigkeit iſt von vielen weit weniger bedächtigen Reiſenden mit manchen unnöthigen Worten getadelt worden; ich halte dieß bedächtige Benehmen vielmehr für klug und ſelbſt für nothwendig. Die Stadt iſt jetzt beinah zur Hälfte vom Schutt befreit, und es wäre eine leichte Sache, ſie in Jahresfriſt vollſtändig zu Tage zu fördern, — dieß könnte ſelbſt in einem Monat ausgeführt werden; doch dabei könnten leicht Malereien beſchädigt, ſo wie Kunſtgegenſtände zerſtört werden, wo nicht durch Nachläſſigkeit oder Entwendung ganz verloren gehen. In einem Haufen Aſche oder Schutt wird eine kleine Münze oder ein Kinderſpielzeug leicht überſehen, wenn dergleichen Arbeit eilig betrieben wird. Dieſe öfter verhöhnte Langſamkeit iſt wahrſcheinlich ganz im Intereſſe der Alterthumsforſcher, und außerdem hat die Sache wirklich keine Eile. Grade, als wir dieſem merkwürdigen Ort unſern Beſuch machten, war eben ein Haus von Schutt befreit worden, wobei die Nothwendigkeit des langſamen Ausgrabens unleugbar hervorleuchtete. Unter andern merkwürdigen Gegenſtänden kam in dem Hofraume dieſes Hauſes ein kleiner Springbrunnen mit Muſcheln verziert zum Vorſchein; dieſe Muſcheln wurden durch das vorſichtige Aufwühlen des Schuttes ſo gut

erhalten und blieben ſo durchaus unverletzt, als ob ſie eben erſt zur Verzierung dieſes Springbrunnens zuſammengeſetzt worden wären. Ein anderes anſtoßendes Haus hatte einen ähnlichen Springbrunnen. In beiden war der Hofraum nur klein, wie wohl das eine dieſer beiden Häuſer das Anſehen eines auf Pracht Anſpruch machenden Wohnhauſes hatte. Sie werden ſich leicht vorſtellen, daß dieſe Hofräume nicht zur Aufnahme von Kutſchen dienten, wie die unſrigen, noch irgend mit den Hofräumen des jetzigen Europa verglichen werden können; ſie waren vielmehr eine Art häuslicher Gemächer, in welchen das hellſte Licht einfiel und mittelſt welcher alle übrigen Wohnzimmer des Hauſes in Verbindung ſtanden. Bisweilen kamen kleine Gärtchen als eine Zugabe zu dieſen Hofräumen hinzu. Dabei kommt es mir vor, als ſei die vorzüglichſte Straße der Stadt, in welcher ſich die meiſten anſehnlicheren Gebäude befinden mögen, noch gar nicht zugänglich gemacht; denn wenn ich mich auf dem Forum, in den Theatern, in den Tempeln umſehe, ſo finde ich es ſchwer zu glauben, daß Gebäude von ſolchem Umfang und Aeußern für keine andere Bevölkerung errichtet worden wären, als für die, welche in den bis jetzt aufgeräumten, größtentheils unbedeutenden Häuſern wohnen mochten.

Es wäre vielleicht thunlich dieſem von Schutt gereinigten Pompeji ein unberechenbar größeres Intereſſe zu geben, wenn man einige wenige Häuſer mit der nöthigen

Bedachung verſähe, oder wenn man ſie wenigſtens mit Bogen überwölbte und ſie zu Aufbewahrungsorten der hier ausgegrabenen Merkwürdigkeiten benutzte, die jetzt ſämmtlich in's Muſeum von Neapel abgeliefert werden Vielleicht würde es gut ſein, eines dieſer Gebäude mit ſolchem hier aufgefundenen Hausrath vollſtändig zu möbliren. Mir ſcheint es wenigſtens, daß, wie die Sachen jetzt ſtehen, dieſe ausgeleerten Wohnungen vieles Anziehende einbüßen, indem dieſe Dinge hier eben ſo ſehr vermißt werden, als man bei den Sammlungen dieſer Dinge in Neapel die Häuſer vermißt, wo ſie eigentlich hineingehören. Dieſer Vorſchlag würde freilich bei der Ausführung manchen Schwierigkeiten begegnen, doch, meine ich, würden dieſe Schwierigkeiten durch die Vortheile leicht aufgewogen werden, indem dadurch das Intereſſe an dieſen Ausgrabungen bedeutend erhöht werden würde, um deſſen gar nicht zu erwähnen, daß man auf letztere Weiſe weit beſtimmtere Vorſtellungen von den Wohnungen und dem häuslichen Leben aus jenen alten Zeiten auffaſſen könnte.

Pompeji ſtand ehemals auf einem niedrigen Vorlande, und war ein Seehaven; doch das Land hat ſeitdem eine ſolche Umformung erfahren, daß das Meer über eine engliſche Meile weit zurückgedrängt worden iſt. Durch dieſen niedrigen Boden nimmt der Sarno jetzt ſeinen Weg und ergießt ſich in die Bucht. So wie jetzt die Mündung dieſes Fluſſes beſchaffen iſt, würde kein

einziges Schiff der Stadt ſich nähern können, da es ſchwer iſt, mit einem gewöhnlichen Kahn ſich einen Weg aufwärts zu bahnen, wenn nur einigermaßen Wind ſich erhebt. Ein Theil dieſes Fluſſes ward durch die Stadt geleitet, und noch jetzt fließt das Waſſer durch dieſen künſtlichen Kanal unter den Häuſern und Tempeln hin!

Unſer Führer benahm ſich ganz der gewöhnlichen Routine dieſer Leute gemäß, ziemlich gut; doch hatte er ſich ein ſonderbares Gemiſch von Sprachproben aus dem Munde der verſchiedenen Reiſenden aufgefaßt, welche er hier zurechtzuweiſen pflegt.

Mit ihm unterhielten wir uns meiſtens franzöſiſch oder italieniſch, während wir unter einander bisweilen engliſch ſprachen. In ſeinem Eifer, ſeine ausgedehnten Sprachkenntniſſe zu zeigen, rief er mir einmal, als ich eben in ein Gebäude hineintrat, um es näher zu unterſuchen, mit einer ſonderbaren Sprachverwirrung und Sprachentſtellung zu: „Eh Signore, celui-là sono tutti shops.“ *)

Bei unſerer Rückkehr von Pompeji verweilten wir unterwegs, um auch der Stadt Herculanum einen Beſuch zu machen. Dieſer Ort iſt in mancher Hinſicht von weit größerem Intereſſe, als jener. An ſich ſelbſt war dieſe Stadt weit bedeutender, und anſtatt blos mit

---

*) Dieſes Franzöſiſch-Italieniſch-Engliſch ſollte vermuthlich heißen: Ei, mein Herr, hier finden Sie faſt lauter Kaufläden.

Aſche und Schutt bedeckt zu ſein, iſt dieſe letztere Stadt wirklich durch Feuer verheert worden. Der Abſtand zwiſchen der Vertiefung des Theaters bis zur obern Fläche des über daſſelbe gelagerten Schuttes beträgt etwa ſiebzig Fuß. Hier bewirkte die Lavaſtrömung die Zerſtörung, und da hier Alles von derſelben bedeckt wurde, während die Maſſe in glühendem Fluſſe war, ſo bahnte die glühheiße Fluth ſich ihren Weg durch jede Oeffnung, durch jede Spalte, und um die durchdrungenen Gegenſtände ſich abkühlend, legte ſie ſich dergeſtalt an, daß man die Formen derſelben vollſtändig erhalten findet, wo man ſie von der Lavaumhüllung befreien konnte.

Sie wiſſen, wie Herculanum bei Gelegenheit des Ausgrabens eines Brunnens aufgefunden wurde. Seit jener Zeit ſind wohl über hundert Jahre verfloſſen, und man hat die Oeffnung nach und nach ſo weit vergrößert, bis man im Stande war, das ganze Innere des Theaters aufzuräumen, und um die Mitte deſſelben hat man mehre Gänge durch die Lavamaſſe gehauen, ſo daß man jetzt im Stande iſt, faſt das ganze Gebäude in Augenſchein zu nehmen. Die Formation des Bodens, auf welchem die Stadt erbaut iſt, war Urſache, daß die Stadt mit durchaus ungleichen Maſſen bedeckt wurde, ſo wohl rückſichtlich der Höhe als der Beſtandtheile. Die Lavamaſſe liegt an manchen Stellen über hundert Fuß hoch, während in der Richtung nach Reſina der Schutt dem über Pompeji ähnlich und auch nicht beträchtlich höher

iſt. Dieſe dünne und leichte Decke liegt indeſſen unglücklicherweiſe mehr über den Vorſtädten als über der Stadt ſelbſt. Ein Theil der Vorſtädte wurde jetzt von dieſem leichter wegzuſchaffenden Schutte geſäubert, und das Reſultat war die Auffindung mehrerer einzelner Häuſer und zum Theil von Straßen, welche denen von Pompeji ſehr ähnlich ſind. Eins der einzelnen Gebäude iſt als eine Villa bezeichnet worden, welche nicht wenig, wenn ſie wirklich eine Villa iſt, derjenigen nachſteht, die in letzterer Stadt ſchon öfters beſchrieben worden iſt.

Es iſt eine leicht zu rechtfertigende Muthmaßung, daß dieſe Gegend vor jenem furchtbaren Ausbruch des Veſuvs häufig von Erdbeben heimgeſucht worden war. Ein verſchloſſener Vulkan kann gar leicht öftere bedeutende Erderſchütterungen hervorbringen, und es iſt geſchichtlich bekannt, daß das Erdbeben, welches um das Jahr 69, alſo zehn Jahre früher ſich ereignete, ebenfalls dieſen beiden Städten bedeutenden Schaden zufügte. Geringe Erderſchütterungen ſind ſelbſt jetzt noch dort nichts Ungewöhnliches. Dieſem Umſtande muß man vielleicht die niedrige Bauart der Häuſer in jenen Gegenden zuſchreiben; denn die bis jetzt vom Schutt befreiten Häuſer in Herculanum ſind nicht höher als die in Pompeji. In erſterer Stadt war ebenfalls ein Forum und ein Tempel ausgegraben; aber theilweiſe ſind die offenen Stellen wieder von dem Schutt der neuen Aufgrabungen bedeckt worden. Vermuthlich hat einige Beſorgniß vor

dem Einſturz der Stadt über dem Schutte dieſe Vorſicht nöthig gemacht; denn Portici und Reſina befinden ſich beide mehr oder weniger über der begrabenen Stadt.

Wir gelangten in das Theater mittelſt eines durch die Lava durchgehauenen Ganges und betrachteten die Umgebungen deſſelben bei Fackelſchein. Die Bühne, das Proſcenium, die Conſularſitze, das Orcheſter, die Seitengemächer ſind ſämmtlich aufgeräumt, und es machte einen ſonderbaren Eindruck auf uns, unter ſolchen Umſtänden durch dieſen Schauplatz eines längſt vergangenen Jahrhunderts zu wandern. Im Ganzen war es, als befänden wir uns in einem Bergwerke. Doch ſowie wir allmählich die uns umgebenden Gegenſtände deutlicher unterſchieden und uns immermehr überzeugten, dieß ſei wirklich eine uralte, ehemals zahlreich bevölkerte Stadt, und dieſe beſtehe noch immerfort in ihrer alterthümlichen Eigenſchaft, faſt in demſelben Zuſtande, worin ſie vor längſt verſchollenen Jahrhunderten beſtand, eingebettet, durchdrungen, ganz erfüllt von Lava, da erfaßte eine ſchauerliche Empfindung unſer Gemüth, und unſere Seele vermochte kaum den überwältigenden Gedanken feſtzuhalten, daß dieß Alles Wirklichkeit ſei. In der That iſt von dieſen beiden neuerſtehenden Städten letztere am meiſten geeignet, auf das menſchliche Gefühl mächtig einzuwirken. Pompeji bietet dem Forſchungsgeiſte weit mehr Stoff zu gelehrten Unterſuchungen, und der gewöhnlichen Neugier nach Seltenheiten eine größere Mannich-

faltigkeit von Gegenſtänden; doch in der Kataſtrophe von Herculanum liegt eine Erhabenheit, in ſeiner Zerſtörung etwas großartig Erſchütterndes, das mit keinem andern Gegenſtande menſchlicher Bewunderung einen Vergleich aushält. Die Betrachtung der einen Stadt ähnelt dem Anſchauen einer ſorgfältig zubereiteten Mumie, die hinreichend erhalten iſt, um in ihren Zügen eine allgemeine wiewohl abſchreckende Aehnlichkeit mit der menſchlichen Geſtalt zu bewahren; die andere aber öffnet uns eines jener wundervollen Gräber, die vermöge einer Eigenthümlichkeit des Bodens, den Leichnam in der ſchaurigen Aehnlichkeit eines noch lebendigen Körpers erhalten. Die Lava iſt mit dem Mauerwerk der Gebäude ſo innig verbunden, daß man an Stellen, wo beide noch nicht von einander abgeſondert ſind, kaum im Stande iſt, das eine von dem andern zu unterſcheiden; und ich vermag Ihnen den Eindruck nicht zu beſchreiben, den das Gefühl erregt, wenn unſre Hand hier plötzlich einen Theil vormals menſchlicher Geſtalten berührt.

Da das Licht durch die weite Oeffnung hineinfällt, welche durch die Erweiterung der frühern Brunnenvertiefung entſtand, ſo läßt ſich die Scene und der Platz für die Zuſchauer mit allen übrigen Abtheilungen des Theaters ziemlich deutlich überſehen. Doch eben dieſer Anblick erregt einen durchaus verſchiedenen Eindruck, nicht wie bei andern Ruinen, — ein Wort, das hier durchaus nicht an ſeinem Orte iſt, weil faſt jedes Ein-

zelne noch vollkommen in demſelben Zuſtande ſich befindet, worin es am Tage jenes großen Ereigniſſes ſich befand; — denn hier umſtarrt uns gleichſam das wieder gewonnene Leben in einem ungeheuern Grabe. Urtheilen Sie ſelbſt, welchen Eindruck der plötzliche Anblick eines prachtvollen Baukunſtwerks mitten in einer felſigen Vertiefung, achzig Fuß unterhalb der Oberfläche des von Menſchen betretenen Bodens, auf Ihr Gemüth machen würde, und welche Fluth einander drängender Gedanken und Empfindungen bei der nähern Betrachtung eines ſolchen Gegenſtandes ſich Ihres Innern bemeiſtern müßte! Von der Größe dieſes unterirdiſch gewordenen Baues könnten Sie ſich leicht eine Vorſtellung entwerfen; man gibt in den vorhandenen Beſchreibungen die Länge des Proſceniums auf hundert und dreißig Fuß an. In dieſem Maßſtabe ſind die übrigen Theile des Gebäudes verhältnißmäßig ausgeführt. Man hat auch geſagt, dieſes Theater habe zehntauſend Menſchen faſſen können; doch dieſe Anzahl ſcheint mir etwas übertrieben. So wie dieſes Theater erſt vollſtändig aufgeräumt daſtand, fand man Alles, was durch den heftigen Andrang der geſchmolzenen glühenden Maſſen nicht fortgerückt oder zertrümmert wurde, noch ganz an demſelben Orte und in demſelben Zuſtande, wie es beſtand, ehe jene furchtbare Kataſtrophe eintrat. So hatte die Scene noch alle ihre permanenten Decorationen, nur einige waren von ihrer Stelle gerückt oder beſchädigt, wie die Verzierungen in

Erz, die alabaſternen Säulen und Mehres, was dahin gehört. Dieſe Bruchſtücke ſind in die alterthumskundigen Sammlungen übergegangen, und es wird Ihnen nicht unbekannt ſein, daß die berühmten Reiterſtatuen der Balbi aus Herculanum nach Genua gekommen ſind.

Ich habe Ihnen blos die erſten Eindrücke erzählt, welche mein Beſuch dieſer zwei höchſt merkwürdigen Orte auf mich hervorbrachte; über die Sehenswürdigkeiten in denſelben ſind ganze Bände vollgeſchrieben, in welchen Alles ſorgfältig geordnet und mit größter Genauigkeit zuſammengetragen iſt. Für einen Amerikaner, dem ein Kaminaufſatz, der ein halbes Jahrhundert erlebt hat, ſchon ein höchſt intereſſanter Gegenſtand iſt, möchte wohl kaum irgend etwas Anderes in ganz Europa ſo viele Anziehungskraft beſitzen, als der Anblick dieſer Ausgrabungen. Denn ſo gewiß es iſt, daß man weit ältere und ſchönere Ueberreſte ehmaligen Kunſtgeſchmacks und urväterlicher Sitte anderswo antreffen wird; eben ſo gewiß iſt es, daß es keinen einzigen dieſen vergleichbaren Ort in der Welt gibt, wo wir mit ſolcher überwältigenden Täuſchung mitten in das tägliche Treiben der alten Zeiten hinein verſetzt werden.

Die ganze ringsum in eine gemeinſchaftliche Unterlage für den dreifachen Gipfel des Veſuvs ſich vereinigende bergige Gegend, ſcheint in weit früherer Zeit, als unſre geſchichtlichen Ueberlieferungen hinanzureichen, vorzugsweiſe angebaut und ſtark bevölkert geweſen zu ſein;

wo irgend ein Schacht abgeteuft, oder auch nur tief gegraben wird, ſtößt man auf ähnliche Ueberreſte verſchütteter Wohnungen, obſchon man bis jetzt nur von zwei, höchſtens drei begrabenen Städten weiß. Doch manche Villa's oder Meiereien ſind auf dieſe Weiſe aufgedeckt worden, und ich ſelbſt habe zwei oder drei ſolcher Oeffnungen in der Ferne bemerkt. Noch weit wunderbarer ſcheint mir, was ich gehört, deſſen Wahrheit ich aber nicht verbürgen kann, daß Pompeji ſelbſt auf einer Lavaſchicht erbaut ſei, welche wieder eine andere Stadt in ihrem Innern beherberge. Die Sache kann möglicher Weiſe wahr ſein; denn die ſchöne Lage mochte wohl zu wiederholtem Anbau einladen; wenn aber dieſes als wirklich ſich erweiſen ſollte, welche traurige Figur machen alsdann die geſchichtlichen Ueberlieferungen des menſchlichen Geſchlechts! —

Als ich von dieſem Beſuche wieder zurückkehrte, war ich Zeuge eines wunderlichen Auftritts unter unſern Fenſtern. Unſerm Gaſthauſe grade gegenüber befindet ſich ein kleiner Garten mit einem Pavillon. Dieſer befindet ſich am Rande des Meeres, iſt mit einer hohen Mauer umgeben, und gehört zu den Krongütern; die Prinzen und Prinzeſſinnen kommen öfters dahin, um im Freien ſich zu beluſtigen. Während wir eben auf dem Balcon ſaßen, um die angenehme Friſche der Seeluft einzuathmen, fuhr eine Kutſche, mit vier Pferden beſpannt, ein Piqueur voran, ſämmtliche Dienerſchaft in königlicher Livree, nach dem Eingang zu dem Pavillon, und ein

Herr und eine Dame ſtiegen aus, ſo wie ein Knabe und ein Mädchen, erſterer etwa vier, letztere vielleicht ſechs Jahr alt. Es waren zwei von den jüngſten Kindern des Königs. Sie gingen miteinander in das Haus hinein. Indeſſen währte es nicht lange, ſo traten ſie ſämmtlich wieder heraus. Unterdeſſen hatte ſich eine Menge Leute verſammelt; Jedermann ſtand da mit unbedecktem Haupte, die Schildwachen am Thor des Pavillons in militäriſcher Haltung mit präſentirtem Gewehr. Die Kinder wurden mit ehrfurchtsvoller Aufmerkſamkeit in die Rückſitze des Wagens gehoben; es war ein offener Wagen, und Aufſeher und Aufſeherinn wollten eben die Vorderſitze einnehmen, als die kleinen muthwilligen Geſchöpfe ſchnell auf dieſe hinüberſprangen, und dabei eine Haſt zeigten, wie eine verbotene Luſt ſolche gewöhnlich anregt. Der Herr und die Dame machten vergebliche Gegenvorſtellungen; denn der Anblick der Pferde überwog die Fügſamkeit in die höfiſchen Bräuche. Der Knabe vorzüglich beſtand darauf, er wolle fahren. Darauf ſtieg die Dame in den Wagen, vermied ſorgfältig, den Rückſitz einzunehmen, und brachte es endlich dahin, das Mädchen zu überreden, ihren gewohnten Sitz einzunehmen; indeſſen weigerte ſich Seine königliche Hoheit, der Conte d'Aquila, wie nämlich der Knabe genannt wird, mit unerſchütterlicher Hartnäckigkeit, den einmal eingenommenen Vorderſitz zu verlaſſen. Da bereits mehre Minuten fruchtlos verſtrichen waren, ſo ſtieg endlich der Herr ebenfalls

ein, nahm Platz neben der Dame, ſetzte den kleinen Prinzen auf ſeinen Schoos, und flüſterte ihm leiſe ſeine Gegenvorſtellungen zu; doch Alles vergeblich; der kleine Mann beharrte unerſchütterlich auf ſeinem Vorſatz, wieder nach den Pferden zu ſehen. Endlich dieſer Widerſetzlichkeit müde, hob er ihn ehrerbietig aber mit Gewalt auf den ihm gebührenden Platz hinüber, der Lakei machte ſchnell den Kutſchenſchlag zu, der Kutſcher trieb die Pferde an, und fort ging es in übereilter Haſt, während der junge Prinz mit Gewalt auf dem Platze, den ihm die Etiquette anwies, feſtgehalten werden mußte. Während des ganzen Vorgangs blieb die verſammelte Menge mit unbedeckten Häuptern und die Wache am Thore mit präſentirtem Gewehre ſtehen.

Die vorſchriftmäßige Etiquette wird hier weit genug übertrieben. W— — und ich ſpazierten neulich durch eins der öffentlichen Gebäude, und ich blieb ſtehen, um eine angeheftete Bekanntmachung zu leſen. Während ich nachläſſig meine Augen über dieſelbe hinſchweifen ließ, rief eine Schildwache mir gebieteriſch zu, ich ſolle den Hut abnehmen. Es war nämlich befohlen, königliche Bekanntmachungen nur mit unbedecktem Haupte zu leſen. Da dieſer Befehl mir nur zu ſehr im Geßlerſchen Geiſte gegeben ſchien, ſo zog ich vor, lieber die Bekanntmachung nicht zu leſen, als einem ſolchen Befehl mich zu fügen.

Dieſe Dinge erwähne ich nicht, um darüber zu ſpötteln; ſie mögen ihren Nutzen haben, wie wohl der beab-

ſichtigte Zweck auch auf anderm Wege erreicht werden könnte; ich erwähne ihrer blos als charakteriſtiſcher Züge des Landes, in dem wir uns eben befanden. Ich möchte wohl wünſchen, es gebe hier weit weniger abſtracte Huldigung der höhern Stellung und des höhern Anſehens im geſelligen Leben; aber eben ſo aufrichtig möchte ich etwas mehr von Beiden in Amerika wünſchen, verſteht ſich, mit der nöthigen Einſchränkung, welche der geſunde Menſchenverſtand eingibt. Die menſchliche Geſellſchaft verliert nichts dabei, wenn diejenigen, die des Urtheils unfähig ſind, wenigſtens nachgeben. Dabei iſt hingegen zu beſorgen, daß Menſchen, welche keine Achtung vor höheren Ständen hegen, eine deſto größere Geſchmeidigkeit gegen den anſehnlichſten Geldbeſitz beweiſen werden, welches die verwerflichſte und verabſcheuungswürdigſte Nachgiebigkeit iſt, deren das menſchliche Gemüth fähig iſt, und welches unmittelbar zur Verderbniß führt. Ich würde wahrlich darin ein Fortſchreiten ſehen, wenn ich einmal bei uns Aeußerungen der Art vernähme: „dieſer Kerl bildet ſich Etwas ein auf ſeine Abſtammung, auf ſeine angenehme Manieren, auf ſeine Menſchen- und Weltkenntniß, auf ſeine Unterhaltungsgabe, auf ſeine einflußreichen Verbindungen,“ oder auf was es ſonſt ſei, um es kurz zu machen, und wenn ich dagegen niemals mehr die ganz gewöhnliche und gemeine Beſchuldigung hörte: „der Kerl bildet ſich Etwas ein auf ſein Geld.“

Dreizehnter Brief.

Villa's in der Umgegend von Neapel. — Caſtel San Elmo. — Ausſichten aus einem Kloſter. — Die Villa des Cardinals Ruffo. — Herrliche Ausſicht auf die Bai von Neapel und die Umgegend. — Irrige Meinungen mancher Reiſender. — Taſſo's Haus. — Sorrento. — Der Campo Santo. — Sitte bei Begräbniſſen. — Die Lazaroni. — Obſt in Neapel. — Neapel und New-York. — Neapolitaniſche Bauern.

Da wir uns entſchloſſen hatten, den Reſt der ſchönen Jahrszeit in der Nachbarſchaft von Neapel zuzubringen, ſo verwendeten wir die ganze vorige Woche auf das Suchen nach einer paſſenden Wohnung. Wir wünſchten einen angenehmen Aufenthalt in der Umgegend zu finden, der weit genug von der Stadt entlegen wäre, um fern von Lärm und Getümmel uns behaglich zu fühlen, und doch nahe genug, um die Annehmlichkeiten der Stadt nicht ganz zu entbehren. Dieſe Beſchäftigung gab mir Gelegenheit, weit mehr von den gewöhnlichen Lebensgewöhnungen aufzufaſſen, als dieſes Reiſenden bei ihrem flüchtigen Vorübereilen an Allem, was auf Sitten und Gewohnheiten eines Landes ein näheres Licht wirft, in der Regel möglich wird. Dabei haben wir nicht verſäumt, verſchiedene intereſſante Gegenſtände näher in's Auge zu faſſen, wo ſie ſich gleichſam von ſelbſt unſern aufmerkſamen Blicken darboten.

Die Bai von Neapel, die wirklich: „un pezzo di

cielo caduto in terra"*) darſtellt, iſt von Landhäuſern umgeben, von welchen eine ziemliche Anzahl vermiethet wird. Wir ſind wohl in funfzig derſelben geweſen und fanden, daß ſie faſt durchaus nicht über das Gewöhnliche ſich auszeichneten. Große Gebäude mit geräumigen, öfters übermäßig großen Gemächern, Terraſſen mit der Ausſicht über das Meer hin, dabei reiches aber gewöhnlich beſchädigtes Mobiliar. Manche Stühle und Tiſche, die wir in dieſen Gebäuden vorfanden, ſchienen über ein Jahrhundert ausgehalten zu haben; wie ihr plumpes, vergoldetes und ſchwerfälliges Aeußere vermuthen ließ. Wir kamen in manche Häuſer, die an Umfang Palläſten ähnlich waren, ebenſo in der Größe und Menge von Gemächern, deren innerer Einrichtung es jedoch durchaus an aller Bequemlichkeit in Rückſicht des vorhandenen Hausraths fehlte, wobei ſie aber ein gewiſſes prunkendes Anſehen unbehaglicher Pracht behaupteten. Die Ausſichten waren faſt immer vortrefflich, obſchon gegen die Mehrzahl dieſer Wohnungen etwas eingewendet werden konnte, da ſie zu nahe an Landwegen, Weilern oder andern vielbefahrenen ſtaubigen Stellen ſich befanden; andere dagegen waren ziemlich modern und mit neuem, mitunter zierlichem Hausrath verſehen; doch dieſe waren dagegen nur zu ſehr hohen Preiſen zu bekommen. Im

*) „Ein Stück Himmel auf die Erde gefallen," eine gewöhnliche neapolitaniſche Redensart.

Allgemeinen waren die Miethpreiſe außerordentlich hoch; denn dieſes iſt gerade die Jahrszeit, in welcher dieſe Villa's häufig aufgeſucht werden, da die Italiener hohen Standes, gleich den Franzoſen, ſelten ihre Landhäuſer beziehen, außer etwa kurze Zeit während der Mitte des Sommers oder gegen die Zeit der Weinleſe. Letztere iſt ihre einzige wahre Freude am Landleben, für welche ſie noch einige Empfänglichkeit zu haben ſcheinen. Dieſe Wohnungen in der Umgebung von Neapel, ſind aber nicht eigentlich den alten Stammſchlöſſern auf ihren Gütern gleichzuſtellen, ſondern ſie dienen ihnen blos zu einem kurzen Aufenthalte fern vom Geräuſche des Stadtlebens. Die Gärten ſind ſelten von beträchtlicher Ausdehnung, noch ſeltener gut unterhalten, bis auf einzelne rühmliche Ausnahmen.

Eine dieſer ländlichen Beſitzungen, die wir bei unſerem Suchen nach einer Wohnung gelegentlich in Augenſchein nahmen, war in ihrer Art merkwürdig genug, um beſonderer Erwähnung zu verdienen. Dieſe Villa gehörte dem Cardinal Ruffo; nicht dem Prälaten, deſſen Namen in den revolutionären Ereigniſſen des vorigen Jahrhunderts ſo bekannt geworden iſt; denn dieſer fand damals, wie ich glaube, ſeinen Tod; vielmehr einem andern Manne deſſelben Ranges, Namens und Geſchlechts.

Neapel iſt, wie ich ſchon ſagte, zum Theil auf unebenen Boden erbaut; eine vulkaniſche Felſenmaſſe

überragt die Stadt, und auf dieſer befindet ſich das berühmte Caſtell San Elmo, eine Citadelle oder Feſtung, die faſt im Stande iſt, in die Schornſteine der Stadt hinabzufeuern, und überdieß ein furchtbares Feuer aus ihren Batterien zur Vertheidigung des Havens unterhalten kann. Von dieſem Schloſſe San Elmo iſt die Ausſicht ganz vorzüglich ſchön, und wegen der Nähe der Stadt und wegen der terraſſenförmigen Abſtufungen des Landes umher, kann man dieſe Ausſicht wohl auf funfzigerlei Weiſe abwechſeln, indem man ſeinen Standpunkt von Zeit zu Zeit nur ganz unmerklich ändert. Ich kenne keine Hauptſtadt, die eine ſo herrliche Ausſicht von demſelben Punkte aus in den verſchiedenſten Richtungen darbietet und ſich daher eines Wartthurmes der vorzüglichſten Art recht in der Mitte derſelben erfreut. So ſchön und ungewöhnlich die Ausſichten vom Montmartre ſind, vorzüglich wegen des Contraſtes von ſtädtiſchem und ländlichem Anſehen, ſo fehlt ihnen doch die ſanfte und zugleich erhabene Natur, die dieſem Himmelsſtrich allein angehört. Unmittelbar unter der Citadelle erblickt man ein ehemaliges Kloſter, das jetzt in ein Spital umgewandelt iſt; wie ich nicht anders mir vorſtellen kann, nimmt es den äußerſten Rand des jähen Abhangs ein; denn der dem Meer am nächſten liegende Stadttheil, der ſüdweſtliche nämlich, ſenkt ſich von dort teraſſenförmig längs zwiſchen liegenden faſt ſenkrecht abſtürzenden Felſenmauern von Tuffſtein hinab. Von

den Balkonen des erwähnten klöſterlichen Gebäudes hat man eine ſchauerliche Ausſicht aus der Vogelperſpektive über den mehr eben gebauten Theil der Stadt; — ſchauerlich iſt übrigens nicht das paſſendſte Wort, deſſen ich mich hätte bedienen können; denn, wie ich öfters ſchon bemerkte, iſt vielmehr eine ſanfte, anmuthige Färbung über alle Gegenſtände dieſer einzigſchönen Umgebungen verbreitet, welche alle härteren ſchrofferen Züge landſchaftlichen Reizes völlig auslöſcht. Von dieſem Kloſter aus blickte ich in die Straßen, wie in enge Felſenſpalten hinab, und das ſprichwörtlich lärmende Getöſe einer Stadt drang bis zu mir empor. Hier bedurfte es keines ſonderlichen Aufſchwungs der Einbildungskraft, um ſich die frommen Väter vorzuſtellen, die ehemals hier an ihren Fenſtern ſaßen und ſich in Betrachtungen über die wimmelnde Milbenwelt unter ihnen vertieften, wie ſie in den geräuſchvollen und ſelbſtſüchtigen Geſchäften des nichtigen, irdiſchen Daſeins ſich abmühten; dann wieder aufwärts ihre Blicke zur heiteren, ruhigen Bläue des Aetherraums erhoben, durch welchen die Gewohnheit ſie den Weg zu unwandelbarer Himmelsfreude erſpähen lehrte. Dieß war die poetiſche Seite des Bildes; denn könnte das Wahre nur immer richtig aufgefunden werden, ſo möchte ich faſt glauben, daß ihr Hinabblicken wohl öfter noch den zierlichen Körben voll grüner Feigen, geſprenkelter Trauben und anderer köſtlicher Labungen galt, die in den Straßen überall feil geboten werden, als andern Gegenſtänden.

Ehe wir uns alſo wieder zur Villa wenden, will ich nur noch bemerken, daß wir durch dieſes Kloſter einen Spaziergang machten, welches unſere Mühe durch ſeine duftende und Holzſchnitzarbeit verzierte Sacriſtei, durch ſein Gemälde von Spagnoletto und durch ſeine „Weihrauch athmenden" Kapellen reichlich belohnte. Manche Gemächer desſelben waren ein wahres Meiſterſtück frommer Baukunſt, ſo angenehm kühl und luftig, ſo lieblich duftend, ſo reich und bunt verziert und in jeder Hinſicht geiſtliches Wohlbehagen verrathend. Wirklich findet man gelegentlich in Italien manche geiſtliche Ruheſitze, die ſo ganz dem Klima angemeſſen und der träumeriſchen Landesweiſe und dem prieſterlichen Geſchmack ſo vorzüglich zuſagen mußten, daß mich wirklich bisweilen ebenfalls eine mönchiſche Luſt erfaßte und mich in dieſer Art von klöſterlicher Zurückgezogenheit einen eigenthümlichen Reiz gewahren ließ. Indeſſen glaube ich dennoch nicht, daß ich um dieſe Genüſſe zu erlangen, mich zu einem immer wiederkehrenden Faſten und zu nächtlichen Andachtsübungen hätte verſtehen können.

Die Villa des Cardinals Ruffo liegt auf einer Terraſſe, die nur ein wenig niedriger iſt, als das Kloſter unterhalb San Elmo, und ihre Fronte liegt mehr ſeewärts. Ich kann Ihnen nicht genau die Höhen dieſer Felſen angeben. Nach ungefährer Abſchätzung glaube ich nicht, daß das Schloß Elmo viel weniger als vierhundert Fuß über der Bucht liegt, wenn nämlich die Erhe-

dung wirklich nicht weit beträchtlicher iſt, und die Villa des Cardinals mag etwa zweihundert und fünfzig oder dreihundert Fuß über der Meeresfläche ſich befinden. Der Garten iſt hübſch eingerichtet, von ziemlicher Ausdehnung und bietet hinreichenden Schatten durch Bäume und Gebüſche, obſchon der Hauptgrund ihrer Anpflanzung die Verdeckung der hinter denſelben befindlichen Gegenſtände geweſen ſein mag. Das Wohngebäude hat bedeutenden Umfang und ſteht ebenfalls am Rande des ſchroffen Abhanges. Es war gut unterhalten, dabei ſauber und ziemlich gut möblirt, da es erſt kürzlich von einem vornehmen Engländer bewohnt worden war. Doch keine Sprache vermag das Schauſpiel treu wieder zu geben, das ſich, ſo wie wir den Balkon betraten, unſern Augen darbot. Doch muß ich wohl einen Verſuch machen, Ihnen dieſe Ausſicht zu ſchildern; denn, da Sie wohl ſchon öfter von der Schönheit dieſer Villa und ihrer Ausſicht gehört haben, ſo werden Sie nach einer etwas genauern Schilderung begierig ſein, ſofern bloß allgemein belobende Erwähnung Ihnen nur eine verworrene Vorſtellung von dieſem höchſt anziehenden Landſitz geben würde.

Ich hoffe, daß Sie von der Lage der Bucht und ihren großartigen Umgebungen, wie von der ausgezeichneten Schönheit ihres Waſſers bereits ein deutliches Bild ſich entworfen haben. Kein Amerikaner, der noch nie in dieſen Gewäſſern war, kann den herrlichen Eindruck ihrer

ſchönen Bläue recht begreifen; denn, ich ſage es nochmals, in ganz Amerika iſt mir kein blaues Waſſer vorgekommen. Unſere anmuthigſten Landſee'n ſind weit eher ambrafarbig zu nennen, und unſere Küſte zeigt nur meergrünes Waſſer. Das Mittelmeer iſt aber ungewöhnlich blau und ſeine Golfen und Buchten haben eine eben ſo dunkele Schattirung als die offene See. *) Nun hat man aus den Fenſtern der Villa des Cardinals eine ungetrübte Ausſicht über den Theil der Bai, welcher in

*) Bald nachdem der Verfaſſer in ſein Vaterland zurückgekehrt war, hatte er Gelegenheit, eine Anſicht von der Bucht von Neapel, von Mr. Chapman gemalt, zu ſehen. Dieſe Anſicht war von einer Stelle aus aufgenommen, die dem Hauſe ganz nahe lag, welches derſelbe faſt während der ganzen Zeit, die er an dieſen prachtvollen Küſten verlebte, bewohnt hatte. Als der Verfaſſer um ſeine Meinung gefragt wurde, ob dieß Gemälde eine naturgetreue Darſtellung ſei, ſagte er: „ganz treu nach der Natur gezeichnet; nur hat der Künſtler der Farbe des Waſſers nicht völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſen, es iſt nicht hinreichend blau." Darauf mußte er als Erwiederug hören, daß man in der Regel an dem Gemälde getadelt habe, das Waſſer ſei viel zu blau, als daß dieß die natürliche Farbe ſein könne. Denſelben Einwurf pflegt man bei uns oft gegen die Himmelsbläue in ältern italieniſchen und griechiſchen Landſchaftsgemälden zu machen, ſo wie gegen ihre lebhaftere Färbung überhaupt, als ſei ſolches nichts als Uebertreibung. Das ſind die Folgen, wenn man von Naturgegenſtänden bloß nach Regeln urtheilt, die nur unter beſchränkenden Umſtänden wahr ſind. Gewiß ſind die Farben öfters wechſelnd; doch hat der Verfaſſer die ſchweizeriſchen Landſeen und die Bucht von Neapel öfter in ganz dunkelm Ultramarinblau geſehen.

der Richtung nach Capri 'bis an die gegenüberliegende Küſte und in's ferne offene Meer ſich ausdehnt. Den Vordergrund bilden die Terraſſen und diejenigen Abtheilungen der Stadt, welche ſich nicht durch die vorliegenden ſchroffen Anhöhen an der Seite von Chiaja dem Anblick entziehen.

Die Bucht ſchien gleichſam eingeſchlummert mit den tauſend Kähnen und andern Fahrzeugen von allen Größen auf ihrer reinen glatten Fluth. Dieſe regungsloſe Ruhe ſtimmte wundervoll mit dem lieblichen Anblick der ganzen herrlichen Umgebung. Die Berge ſchienen in träumeriſches Nachſinnen eingewiegt, die Luft erfüllte eine ſchläfrige Pauſe, während die mannigfaltigen Gegenſtände umher, im Nachgenuß hiſtoriſcher Erinnerungen verſunken, unſere Blicke mehr zu verweilen als umherzuſchweifen einluden; dieß Alles gab ein Bild unbeweglicher Vergangenheit, ein Zurückſinken aus der thätigen Gegenwart war es in längſt entſchwundene Zeiten, deren wechſelnde Scenen nur wie luftige Träume über der Ruhe des Schlummers weilten und in maleriſcher Verknüpfung mit den glänzenderen Erſcheinungen der Gegenwart über der tiefen Bläue des ruhigen Waſſerſpiegels ſchwebten.

Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß wenigſtens Hunderte von Fiſcherkähnen allein auf der glatten Waſſerfläche trieben. Eine lange Reihe derſelben erſtreckte ſich von der Nähe der Stadt bis in die Ferne

in der Richtung nach Capri, und kein einziger ſchien ſich zu bewegen. Mehre Gruppen derſelben lagen zerſtreut und ruhig um uns her und größere und kleinere Fahrzeuge von allen möglichen Formen, wie ſie nur in dieſen maleriſchen Gewäſſern vorkommen, ſahen wir in allen Richtungen regungslos mit ſchlaffen, von keinen, auch nicht dem geringſten Lufthauch gehobenen Segeln. Doch dieſe anmuthigen Züge konnten auch an jedem andern Orte zu einer ähnlichen Wirkung ſich vereinigen, wenn auch zu einem weniger ſchönen und weniger großartigen Bilde als eben hier. Denn außer den eigenthümlichen Formen und der großen Mannigfaltigkeit dieſer Fahrzeuge, dieſer kaum überſehbaren Menge von Kähnen, außer dem ruhig erhabenen Landſchaftenwechſel und dem wunderlieblichen Anblick des Meers, kam hier auch eine Küſtengegend hinzu, dicht umſtellt mit den redenden Zeugen einer überreichen Vergangenheit, mit den zahlreichen Reſten aus grauem Alterthum, welche die Zauber der Erinnerung mit den Annehmlichkeiten der Gegenwart verknüpfen. Dieſer bezaubernde und unbeſchreibliche Anblick, den ich ſchon ſo oft zu ſchildern bemüht war, dieſe Vermiſchung ſo vieler einzelnen Schönheiten zu einem einzigen harmoniſchen Gemälde, dieſe Verſchmelzung einzelner Züge und Farbenübergänge, in welchen kein ſtörender Gedanke hemmend eindringt, belebt das Ganze mit dem Reiz des Idealiſchen, das mit der Wirklichkeit in ſo vielfältigen Beziehungen übereinſtimmt

wie ich noch nie etwas Aehnliches geſehen habe, noch jemals hoffen darf ſonſt irgendwo zu erblicken.

Oefters kommen Reiſende hierher, dieſer Gegend einen flüchtigen Beſuch zu machen, und treffen ſie zufällig ſchlechtes Wetter oder kommen ſie zu ungünſtiger Jahrszeit, dann verlaſſen ſie dieſe Gegend mit ganz falſchen Vorſtellungen von den eigenthümlichen Reizen derſelben. Wir ſind jetzt bereits zehn Monate in Italien, und gewiß, wären wir wieder abgereiſt, ohne auch dieſen Theil der Halbinſel geſehen zu haben, ſo würden wir durchaus keine hinreichende Vorſtellung von den Naturſchönheiten Italiens mit uns genommen haben. Hätten wir zufällig dieſe Gegend während der ſchlimmen Jahrszeit beſucht, ſo iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß wir zu einer Zeit, wo keine Natur ſchön iſt, nach den empfangenen Eindrücken dieſe Gegend auch für die Zeit ſchönerer Monate gleich ungünſtig beurtheilt und hiernach die lobpreiſenden Aeußerungen Anderer als eben ſo viele Uebertreibungen getadelt hätten.

Eben jetzt iſt die ſonſt ſo anmuthige Himmelsbläue nicht völlig rein. Es zieht ein ſchläfrigmatter Nebelhauch über den weiten Raum, der dennoch in wundervoller Harmonie mit der Jahrszeit und dem durch ſie bedingten Charakter der Gegend auf mich einwirkt. Längere Erfahrung hat mich gelehrt, zwiſchen den einzelnen Monaten zu unterſcheiden, und die eigenthümliche Schönheit und

die anmuthigſten Reize grade dieſer Gegend nur in den letzten Sommermonaten aufzuſuchen.

Es iſt keine leichte Sache, für eine zahlreiche Familie, eine Wohnung auszumitteln, gegen welche gar Nichts einzuwenden wäre. Der hohe Preis war das größte Hinderniß, das ſich unſerm Wunſch, die Villa des Cardinals Ruffo zu behalten, entgegenſtellte, und mit Widerſtreben mußten wir unſere Augen anderswohin wenden. Bereits drei Wochen hatten wir in Gaſthäuſern zugebracht. Man muß es ſelbſt erfahren, um es zu fühlen, wie ſehr man ſich mit einer Familie aus ſolcher geräuſchvollen Umgebung nach der Stille einer Privatwohnung ſehnt. Doch hatte unſer Wirthshaus weit weniger Unangenehmes und im Gegentheil weit mehr Anziehendes, als ſonſt ein Aufenthaltsort dieſer Art darzubieten vermag. Um dieſe Zeit war es faſt ganz leer, — ein großer Vortheil für uns, dabei war es in trefflichem Zuſtande, hatte ſchöne Zimmer und die Ausſicht über die Bai.

Endlich beſchränkten wir unſere Wahl auf Sorrento, einem Städtchen von etlichen Tauſend Einwohnern, welches Neapel grade gegenüber liegt, in einem Abſtande von etwa achtzehn engliſchen Meilen. Das Haus, welches wir mietheten, hatte einen beſonderen Ruf, es hieß nämlich, vermuthlich war es auch nur eine bloße Sage, in demſelben ſei Taſſo geboren worden, und wenn dieſes Haus auch keinen Vergleich mit der Villa des Cardinals Ruffo aushält, ſo ſteht es derſelben doch

wenig nach rückſichtlich der angenehmen Lage. Der vorzüglichſte Punkt der Ebene, auf welcher Sorrento erbaut iſt, wird von einem Halbkreis von Bergen eingeſchloſſen und die Ebene ſelbſt bildet einen Kreisabſchnitt, deſſen Sehne den Rand der Bucht bezeichnet. Die Formirung des Bodens deutet auf vulcaniſchen Urſprung; breite Spalten im Tuffſtein erweitern ſich hin und wieder zu tiefen Zerklüftungen des Erdreichs. Die zufällige Lage dieſer Klüfte wurde benutzt, indem ſie um den Ort ſelbſt einen tiefen natürlichen Graben bilden, wodurch zugleich die Lage der Stadt am Rande der Ebene bedingt wird. Dieſe Ebene erſtreckt ſich etwa ſechs oder ſieben engliſche Meilen längs der Küſte, bildet eine ununterbrochene Folge von Dörfern, und iſt durch ihre Fruchtbarkeit wie durch die zahlreiche Bevölkerung gleich ausgezeichnet. Ihre Erhebung über dem Waſſerſpiegel der Bucht wechſelt zwiſchen hundert und zweihundert Fuß, und die Küſte bildet eine faſt ſenkrecht abſtürzende Felſenwand von Tuffſtein faſt die ganze Strecke entlang. Nahe am ſüdweſtlichen Ende liegt Sorrento von den hinter der Stadt anſteigenden Anhöhen überragt. Das Haus, welches wir gemiethet haben, liegt innerhalb der Stadtmauern am Rande der Felſenwand, mit einer unbehinderten Ausſicht auf alle einigermaßen anziehenden Gegenſtände der Bucht von der Inſel Iſchia bis zu dem Vorgebirge Vico, Caſtelamare und eine kurze Strecke der benachbarten Küſte ausgenommen.

Sobald ich mit dem wichtigen Geſchäft wegen unſers Aufenthalts während der wärmern Jahrszeit endlich in's Reine gekommen war, brachten wir noch einige Tage mit der Betrachtung von Sehenswürdigkeiten zu. Von dem Muſeum und andern ähnlichen Gegenſtänden ſchweige ich ganz, worüber Sie das Nöthige bei andern Reiſenden nachleſen können. Ich beſchränke mich auf wenige Dinge, die für mich perſönliches Intereſſe hatten. Zuerſt will ich daher des Campo Santo erwähnen, des öffentlichen Begräbnißplatzes. Ein großer Theil der Bevölkerung von Neapel ſtirbt in Spitälern, und eine große Zahl derjenigen, die nicht den öffentlichen Verſorgungsanſtalten heimfallen, ſtirbt, ohne die nöthigen Mittel zu ihrer Beſtattung zu hinterlaſſen. Folglich mußte ein Platz ausgeſucht werden, auf welchem die Leichname ſo vieler Armen und Verarmenden auf öffentliche Koſten beerdigt werden konnten.

Der Campo Santo liegt nicht weit von der Stadt von hohen Mauern umgeben. Am Eingange derſelben befindet ſich eine Kapelle mit wenigen Zimmern für den Bedarf der Officialen. So weit ich die Einrichtung mir habe erläutern laſſen, wurde von dem ganzen Platz die Erde tief ausgegraben und die Höhlung mit dreihundert und fünf und ſechzig von einander abgeſonderten Gewölben überbaut; da von dieſer weichen Steinart ein ſo ungeheurer Vorrath in der Umgegend vorhanden iſt, ſo weiß ich nicht, ob man wirklich dieſe Gewölbe im Tuffſtein-

felſen ſelbſt ausgehauen hat. In beiden Fällen wäre der Erfolg kaum verſchieden geweſen. Jedes dieſer Gewölbe iſt mit einer großen Oeffnung oberhalb in der Mitte derſelben verſehen, welche durch einen Stein, der genau paßt, verſchloſſen wird. An jedem ſolchen Stein befindet ſich in der Mitte ein Ring mit einem beweglichen Hebel mit dem erforderlichen Stützpunkt, alles auf Rädern und jederzeit in Bereitſchaft, um auf und nieder bewegt werden zu können. Jede Nacht wird der Hebel an den nächſtfolgenden Ring befeſtigt und ein neuer Stein in die Höhe gehoben. Zur beſtimmten Stunde kommen die Leichname in bedeckten Karren hier an. Unſer Führer verſicherte mich; gleich nach beendigter religiöſer Feierlichkeit würden die Leichen aus dem Karren in die Oeffnung „hineingeplumpt,“ um mich eines gemeinen, aber paſſenden Ausdrucks zu bedienen; und wenn ich nach dem urtheilen darf, wovon ich ſelbſt Augenzeuge geweſen bin, ſo möchte ich an der Wahrheit dieſer mir gemachten Schilderung kaum zweifeln. Darauf werden die Leichname alſobald mit gebranntem Kalk überſchüttet, der Stein wird wieder über die Oeffnung gelegt und mit Mörtel eingefügt. Nach Verlauf eines Jahres findet man wenig mehr als die morſchen Gebeine, die alsdann herausgeſchafft und in ein zu dieſem Zweck vorhandenes Beinhaus geworfen werden. Doch bleibt die Oeffnung öfters wohl vier und zwanzig Stunden lang unverſchloſſen; denn die Belohnungen, welchen man von Neugierigen

entgegenſieht, ſind eine Verſuchung, um ſie wenigſtens eine ſo lange Zeit zur leichtern Wiederöffnung nicht gleich mit Mörtel zu verwahren.

Als W — — und ich uns an dieſen Ort begaben, empfing uns ein Prieſter und ſein Küſter leichenähnlichen Anſehens, in deſſen Aeußerem dieſe fortwährende Beſchäftigung mit Leichen keinen Eindruck zurückgelaſſen hatte, der fromme Betrachtungen über die Hinfälligkeit alles Irdiſchen verrieth. Wir gaben unſern Wunſch zu erkennen und nachdem wir den ganzen Platz in Augenſchein genommen hatten, ließ man uns einen Blick thun in ein offenes Gewölbe. Es war ganz leer und ſah ganz reinlich darin aus. Darauf wurde der Hebel an den Ring des Deckels über dem zuletzt gefüllten Gewölbe angebracht, und kaum kann ich mich eines mehr abſcheuerregenden und häßlicheren Anblicks entſinnen, als ſich mir hier darbot. Siebzehn Leichname lagen nackt auf dem Grunde des Gewölbes in einer Weiſe durcheinander, die ich nur mit der Art vergleichen kann, wie etwa Strohwiſche über einander purzeln würden. Waren ſie auch wirklich nicht unmittelbar aus dem Karren „hineingeplumpt“ worden, ſo war doch nicht die geringſte Anſtalt getroffen worden, ſie ordentlich neben einander zu legen, ſondern man hatte ſie hinabgeſenkt und es dem Zufall völlig überlaſſen, wohin ſie zu liegen kämen, Einige Lumpen mußten den äußerſten Anforderungen des Schicklichen entſprechen, und ſelbſt dieſe ſchienen nicht

bei allen vorhanden zu ſein. Ob ſie wirklich in dieſem Zuſtande aus den Spitälern hierher gebracht wurden, kann ich freilich nicht mit Gewißheit ſagen; der Führer meinte, ſie würden wirklich in dieſem Zuſtande hierher geſchafft; doch man kann nicht immer auf die Zuverläſſigkeit ſolcher Berichte vertrauen.

Während den Armen hier das Loos des „ungeehrten Todes“ trifft, iſt dagegen der Geſchmack des Reichen für prunkvolle Leichenbeſtattung eingenommen. Ich bin manchen Leichenzügen in Neapel begegnet, die weit mehr heidniſchen Prunk zur Schau trugen, als ich bei Privatfeierlichkeiten ſolcher Art an irgend einem andern Ort erlebt habe. Daß die Pferde des Trauerwagens von dazu beſtellten Führern geleitet werden, gehört zu den ganz üblichen letzten Ehren bei der Beſtattung eines jeden im Leben geachteten Mannes; wie ich glaube, hat dieſer Gebrauch einige Beziehung auf ritterliche Sitte von Ehmals. Denn wir haben denſelben Gebrauch noch jetzt bei unſern militäriſchen Leichenbegängniſſen beibehalten, bei der Beerdigung im Felde geweſener Officiere. Oefter gibt es auch, wie man mir ſagte, große Schauſtellungen bei der Beerdigung vornehmer Perſonen; doch während meines Hierſeins iſt mir keine ſolche Feierlichkeit vorgekommen.

Neapel hat in dem „Toledo“ genannten Stadttheil einen Corſo; doch ſcheint in dieſer Jahrszeit der Zug der Kutſchen bei großen Spazierfahrten mehr nach der

Chiaja ſeinen Weg zu nehmen und der Straße zu folgen, die nach dem ſüdweſtlichen Punkt der Bai führt, Letzteres iſt wirklich eine der angenehmſten Fahrten, die man in der Welt wünſchen kann. Die Straße zieht ſich etwa zwei engliſche Meilen längs dem Strande hin; an der einen Seite hat man eine Folge ſchöner Häuſer und Villa's, an der andern das Waſſer. So kommt man an der Villa Reale mit den ſchönſten Gartenanlagen, die man erdenken kann, und an der berühmten Engfahrt von Pozzuoli oder dem grotto vorüber, wie ſie gewöhnlich genannt wird. Dieſe ſchon von Alters her bekannte Durchfahrt hat ihre großen Vortheile, wiewohl ſie weder große Koſten noch Mühe verurſacht haben mag, weil der Felſen, durch welchen ſie durchgehauen iſt, aus weichem Geſtein beſteht. Die Wirkung, welche ein Durchblick durch dieſen Felſengang hervorbringt, iſt ganz eigenthümlich; denn er iſt nie leer, wenigſtens nie zur Tagszeit, und wie vielfältig derſelbe benutzt wird, geht daraus hervor, daß es darin ſtinkt wie in einem Stall. Das berühmte Grabmal Virgil's befindet ſich am Abhang des Bergs unmittelbar über dem Eingang zu dieſer Durchfahrt. Der vernünftigſte Grund für die Annahme, daß dieſes wirklich Virgil's Grab ſein müſſe, ſcheint kein andrer zu ſein, als der, daß, wenn es nicht das Grab Virgil's wäre, Niemand im Stande ſein würde zu ſagen, weſſen Grab es ſonſt wohl ſein könnte. Uebrigens iſt dem großen Mantuaner ein Grabmal errichtet worden;

da er nun in dieſer Umgegend geſtorben, und dieſes Grabmal ein altes Werk iſt, ſo mag es immerhin Virgil's Grabmal heißen und bleiben.

Der Molo von Neapel und die ganze Strecke längs dem Waſſer von Caſtel-Nuovo an bis an die öſtliche Seite der Stadt zeigt Dinge, die man ſonſt kaum irgendwo wieder findet. Dieß war der Aufenthalt der Lazaroni. Wirklich ſcheint es kaum möglich, an einem andern Orte der Welt eine unterhaltendere und fröhlichere Menge von unnützen Faullenzern zu ſehen, als man hier beiſammen findet. Die Straßen, welche dieſe Leute am meiſten beſuchen und in welchen ſie faſt einzig ihr Leben zubringen, befinden ſich in dieſem Stadttheil und ſind in ihrer Art einzig zu nennen; Zanken, Lachen, Kochen, Schäkern, Eſſen, Trinken, Schlafen, kurz alle gewohnten Beſchäftigungen des Lebens werden größtentheils unter keiner andern Bedachung als bloß unter der weiten Himmelswölbung vollbracht. Das Gewühl gleicht der Menſchenmaſſe, die ſich in Paris bei feſtlichen Gelegenheiten an den Quai's in der Gegend des Pontneuf zuſammendrängt. Darin beſteht aber ein weſentlicher Unterſchied, daß in Paris an Feſttagen blos alle Leute der untern Klaſſen außerhalb der Stadt ſpazieren gehen, während auf den Spaziergängen um Neapel bei ſolchen Anläſſen zugleich alle Dinge mitgehen müſſen. Die Heiterkeit, und was noch mehr iſt, die Beſtändigkeit des Wetters wandelt hier die Straßen faſt in Wohnun-

gen um; und wenn dieſe Leute wirklich Wohnungen haben, ſo mag es darin vermuthtich weit unwohnlicher ſein, als unter freiem Himmel.

Der eigentliche Lazarone hingegen, — dieſer obdachloſe Müßiggänger, der nach Abraham's Schoos, als ſeiner einzigen dermaligen Ruheſtätte hinaufblickt, — iſt ſeit den letzten Zeiten immer ſeltner geworden, und es fragt ſich, ob ſein Geſchlecht noch fortbeſteht auf dieſer Erde. Mürat machte dieſe Leute zu Soldaten oder gab ihnen andere Beſchäftigungen, und es ſcheint beinah, als habe ſich bei der völlig mittelloſen Klaſſe die frühere Arbeitſcheu allmählig verloren. Ich ſah viele von ihnen wirklich arbeiten, die dem Naturzuſtande in ihrem Aeußern ſich nicht weniger annäherten, als unſere Indianer in kriegeriſchem Schmuck, wobei die bemalten Glieder der letztern und ihre Federbüſche noch einigermaßen vortheilhafter kleiden. Die einzige Bekleidung dieſer armen Neapolitaner beſtand dagegen in ein Paar eben nicht kunſtgerecht geflickter Hoſen, welche nicht den vierten Theil ihrer bloßen Schenkel bedeckten. In der Farbe unterſcheiden ſie ſich, da ſie hier beſtändiger Sonnengluth ausgeſetzt ſind, wie man ſich leicht vorſtellen kann, nicht bedeutend von den Indianern.

An dem Tage, an welchem wir hier anlangten, bemerkte ich, während die Felucca ihren Ankerplatz ausſuchte, ein paar Füße, die nicht weit von dem Geſtade grade noch über der Waſſerfläche hervorſahen. Ich behielt

dieſe mir auffallende Erſcheinung feſt im Auge und ſah, wie dieſe Füße allmählig untertauchten und an ihrer Stelle ein ſchwarzbraunes Angeſicht zum Vorſchein kam. Geſicht und Füße gehörten einem ſolchen Lazarone, deſſen Mittagsmahl in nichts als einem kleinen Schellfiſch beſtand. Einer meiner Bekannten, der ſich lange Zeit in Neapel aufgehalten hatte, verſicherte mich, daß dieſe Leute während des Sommers mit unglaublich Wenigem ſich behelfen könnten; ſie verzehrten kaum drei bis vier grani täglich. Grobes Brod, Weintrauben und die meiſten Obſtarten ſind wohlfeil, — „und überlegen Sie wohl,“ fügte mein Freund hinzu, „daß wenn ſie einem neapolitaniſchen Bettler einen grano, welches weniger als ein Cent iſt, ſchenken, ſo helfen Sie ihm zu einer Mahlzeit.“ Die Feigen ſind vortrefflich, und ich pflege daher mit Luſt eine dieſer kleinen ſchmackhaften grünen Früchte mit blutrothem Innern jeden Tag gleich nach der Suppe zu genießen. Ich habe mich daran ſchon ſo ſehr gewöhnt, daß ich dieſes Vergnügen mir kaum mehr verſagen kann. Die Waſſermelonen ſind den unſrigen ſehr ähnlich und faſt um denſelben Preis zu haben; die gewürzigen Melonenarten aber ſind weit weniger ſchmackhaft, als bei uns in Newyork. Die Pfirſige ſcheinen mir höchſtens leidlich zu ſein; übrigens aber gibt es hier eine Fülle von Obſt und was davon auf den Märkten feil geboten wird, iſt beſſer als das unſrige. Doch würde derjenige, welcher die Früchte in Newyork nach dem,

was auf den Märkten und in Gaſthäuſern davon zu haben iſt, beurtheilen wollte, zeigen, daß er gar nichts davon verſtehe. Wir haben die Eisſorten in der Toledoſtraße verſucht, haben ſie aber durchaus nicht ſo ſchmackhaft gefunden, wie in andern größern Städten. Courtois braucht ſich gar nicht zu ſchämen, wenn es gilt, eine gute Creme zu bereiten, ſich den Beſten an die Seite zu ſtellen, die in Europa dergleichen zu verſtehen ſich rühmen. Doch in einem einzigen Kaffehauſe hier habe ich guten Kaffe bekommen, den erſten guten, ſeit ich in Italien bin. Der Wirth war aber auch ein Franzoſe.

Neapel und Newyork liegen bis auf wenige engliſche Meilen unter derſelben Breite. Gewiß iſt die klimatiſche Verſchiedenheit beider Orte bedeutend; doch haben beide während dieſer Jahrszeit manches Uebereinſtimmende. Unſere Nachbarſchaft mit Weſtindien gibt uns einige Vorzüge hinſichtlich des Marktverkehrs, und der vermiſchte Charakter der Temperatur unſers Landes verſchafft uns noch manche andere Vortheile. Ich glaube annehmen zu können, daß Amerika die einzige Gegend der Welt iſt, wo die Pfirſig und der Apfel auf demſelben Boden zu gleicher Vollkommenheit gelangen, ohne daß es dazu einer künſtlichen Nachhülfe bedürfte.

Die Straßen in Neapel haben des Nachts viel Aehnlichkeit mit den unſrigen, oder doch der einen oder andern bei uns, wenn der Mond hell ſcheint und ein

heißer Tag vorhergegangen iſt. In beiden Städten wimmelt es alsdann von Spaziergängern; nur das macht einen Unterſchied, daß in Neapel die Seitenpfade fehlen und dagegen das Gedränge größer iſt. Mir iſt indeſſen kein Ort bekannt, welcher einen ähnlichen Anblick bei Sonnenuntergang darbietet. Stellen Sie ſich die Wirkung deſſelben in einer Straße vor, oder an einem Abhange, wo die Häuſer sechs bis ſieben Stockwerk hoch ſind, wo ſämmtliche Fenſter offen ſtehn, die Häuſer alle mit Balkonen verſehen ſind, von Menſchen erfüllt, welche die Abendkühle genießen wollen. Ich komme hier durch viele Straßen, wo kein einziger Balkon unbeſetzt bleibt. Nun ſtellen Sie ſich vor, wie behaglich es ſein muß, ſo kühl und lüftig zu ſitzen, zu ſolcher Stunde, und dabei den Anblick einer Stadt wie Neapel zu genießen, mit der Ausſicht über eine Bucht, wie die von Neapel! Die meiſten Häuſer der Stadt, die mit der Vorderſeite nach der Bucht liegen und längs den Abhängen erbaut ſind, genießen dieſes Vorzugs vor den übrigen.

Das gewöhnliche Fuhrwerk, deſſen ſich hier einzelne Perſonen bedienen, iſt eine Art von Kaleſche, worin man ſelbſt die Zügel führt, während der Vermiether deſſelben hinten ſteht, und nach Umſtänden die Peitſche gebraucht. Dieß Fuhrwerk geht äußerſt ſchnell, und was mir in ſo gedrängten, von Fußgängern und Fahrenden erfüllten Straßen auffiel, die Pferde laufen ohne Gebiß, und werden bloß durch den über die Naſe ſchließen-

den Riemen gelenkt, indem an dieſem Riemen, wie an einem Halfter die Leitriemen befeſtigt werden.

Die Bevölkerung von Neapel, ſowohl die männliche als die weibliche, iſt in der Regel klein von Wuchs, und hat meiſtens Anlage zur Fettleibigkeit. Dieſes gilt vorzüglich von den bürgerlichen, Gewerbe treibenden Ständen; aber noch nie habe ich ſo ſchöne, ausgezeichnete Muskeln und ſolche Kraft und Gewandtheit in denſelben vereint geſehen, als bei dem Landvolk dieſer Umgegend. Die vielfältige Uebung im Auf- und Abklimmen längs der ſchroff abhängigen Küſte hat bei den Trägern und Handlangern eine außerordentliche Entwicklung der Beinmuskeln bewirkt, die man faſt nirgends ſonſt antrifft. Zwar ſind die genueſiſchen Träger in dieſer Hinſicht berühmt; doch wenn ich letztern auch den größern und kräftigern Gliederbau einräumen muß, ſo kann ich doch nicht anders, als denen in Neapel in Anſehung der Gewandtheit den Vorzug zuzugeſtehen, vorzüglich denen, die längs der Bucht von Neapel arbeiten.

Vierzehnter Brief.

Unterirdiſche Verbindungen der Häuſer von Sorrento mit dem Meere. — Die Sala. — Ausſicht von der Terraſſe. — Verbindungen mit Neapel. — Seebäder. — Ausflüge in die Umgegend. — Capo di Monte. — Anekdoten von Bettlern.

Wir bezogen unſere Wohnung in Sorrento nicht vor dem 20. Auguſt, und nun ſind wir bereits mehre Wochen hier. Wir ſind ſämmlich hier recht vergnügt und ich möchte faſt glauben, daß wir noch in keiner Wohnung in oder außerhalb Europa uns ſo behaglich gefühlt haben, wie in dieſer. Das Haus hat zwar kein vorzügliches Aeußeres, doch iſt es groß und geräumig; es hat einige Berühmtheit, wie ich ſchon ſagte, und kann als ein Muſter eines ächtitalieniſchen Landhauſes gelten; ich will es daher etwas näher beſchreiben.

Um mit der Grundlage anzufangen, bemerke ich zuvor, daß unſer Haus auf den ſchmalen Rändern der Küſtenklippen erbaut iſt, die gerade an dieſer Stelle eine Höhe von etwa hundert und fünfzig Fuß über dem Waſſerſpiegel haben, wo nicht mehr. Auf den erſten Blick ſcheint es gefährlich, daß die Grundlage eines Gebäudes gerade keine andere iſt; doch ich vermuthe, daß man hinreichend auf Sicherheit bedacht geweſen iſt. Ich weiß wenig von der Beſchaffenheit dieſes Grundgemäuers zu ſagen; doch ſcheint es, daß dieſes ſich etwa

zwei bis drei Stockwerke hinab zwiſchen den Klippenrändern erſtreckt. Alle Gebäude längs dieſer Felſenwände und mehre Klöſter, befinden ſich unter ihnen, haben unterirdiſche Verbindungen mit dem Meer und die Ausgänge nach letzterem ſieht man, wenn man längs dieſer Felſenmauern unterhalb derſelben vorbeirudert. Doch die Regierung hat dieſe Verbindungswege ohne Ausnahme verſchließen laſſen, um Zolldefraudationen zu verhüten.

Unſer Haus hat zwei Fronten, die eine ſieht landeinwärts, die andere erhebt ſich über den Felſenrand, wie Sie aus meiner Beſchreibung, wie das Haus auf denſelben ruht, entnehmen können. Wir haben bloß die Hauptetage im Beſitz, obſchon ich das ganze Haus gemiethet habe. Unter der Sala befindet ſich eine Kapelle, und, ſo viel ich weiß, ſind in den untern Stockwerken genug Kammern und Küchen und andere Bequemlichkeiten vorhanden, wie ſie für einen größern Haushalt irgend wünſchenwerth ſein können; doch habe ich keines der Gemächer in den untern Stockwerken bis jetzt beſehen, außer der eben erwähnten Kapelle. Wir kamen durch einen Thorweg zuerſt in einen Hofraum, worin ein Brunnen mit einer ſchönen marmornen Bedachung ſteht, und von da führt eine herrliche Treppe wie in einen Pallaſt zu unſerer Wohnung. Von der Loggia dieſer Prachttreppe gelangen wir in ein Vorgemach von gutberechneten Dimenſionen;

auf dieſes folgt ein noch größerer Saal, worin wir ſpei-ſen, und nach dieſem wieder ein anderer Saal, das ein-zige Gemach im Hauſe, worin ſich ein Kamin befindet. Da hier ein Rauchfang vorhanden iſt, ſo muß begreifli-cher Weiſe in dieſer Gegend des Gebäudes in irgend einem untern Stockwerk die Küche ſich befinden; dieſes Gemach iſt unſerm W — — zum Schlafgemach angewieſen. Außer dieſen Gemächern nach der Landſeite, gelangt man von der Treppe, in der entgegengeſetzten Richtung ſee-wärts, durch zwei bis drei Vorgemächer nach einander in die Sala, welche die Ausſicht auf die Bai hat. Die-ſes Gemach hat eine Länge von fünfzig Fuß und ver-hältnißmäßige Breite und Höhe. Das Ameublement iſt nicht ſonderlich, und beſchränkt ſich auf die nothdürftig-ſten Bequemlichkeiten; doch dieß iſt einem heißen Klima völlig angemeſſen, und von einem blos ländlichen Aufent-halte läßt ſich kaum mehr fordern. Es ſind einige alter-thümlich-vergoldete Ruhebetten und ſchwerfällige Stühle da, ſo wie auch ein neumodiſcher Divan, um behaglich darauf ausruhen zu können. Auch einige rundeingerahmte Bilder und einige Büſten ſind da, die vielleicht gar Anti-ken ſind; eine derſelben wird, ich weiß nicht, auf weſſen Auctorität, Alexander der Große genannt. Aus den Fenſtern der Sala kann man auch in den Hof ſehen, und eine Gaſſe führt zwiſchen Kloſtergebäuden hindurch und windet ſich nach dem großen Landungsplatze und der Bai hinab. Nach der Waſſerſeite befindet ſich eine

Terraſſe, die zwar klein, aber gerade der am meiſten anziehendſte Theil des ganzen Hauſes iſt. Sie iſt nur etwa fünfzig Fuß lang und ungefähr halb ſo breit; aber hier hat man die herrliche Ausſicht auf die dunkelblaue Fluth des Mittelmeers, und die Lage derſelben geſtattet einen Ueberblick von drei Viertheilen der ganzen herrlichen Umgebung. Dieſe Terraſſe iſt durch eine ſtarke ſteinerne Baluſtrade vor jedem Unfall bewahrt, völlig maſſiv, aus behauenen ganzen Steinen beſtehend; die einzelnen Poſten der Brüſtung ſind von der Dicke meines Körpers. Dieſe Einrichtung macht dieß Geländer völlig ſicher, welches Ihnen deſto anſchaulicher werden wird, wenn ich hinzufüge, daß ich auf einen Hülfſchrei, welchen P — — vor einigen Tagen ausſtieß, hinzueilte, und ihn mit dem Kopf zwiſchen zweien dieſer Steinpfoſten auf eine Weiſe eingeklemmt fand, die mich nicht weniger erſchreckte, als den Knaben ſelbſt. Er ſteckte feſt wie in einer Felſenſpalte.

Da ich bei Tiſche unten an zu ſitzen pflege, ſo kann ich durch eine Folge von fünf großen Gemächern, wenn die Thüren offen ſtehen, gerade nach Neapel, in dem ungefähren Abſtand von achtzehn (engliſchen) Meilen hinüber ſehen; San Elmo ſehe ich ſo deutlich vor mir, daß es mir kaum halb ſo weit erſcheint. Von der Terraſſe aus iſt die Ausſicht natürlich weit umfaſſender; gegen Weſten ſchließt ſie mit einem Fernblick in's mittelländiſche Meer. Zunächſt folgt Iſchia, düſtern, unebe-

nen vulkaniſchen Anſehens, aber gemildert durch die ſchöne Vegetation und die eigenthümlichen Tinten dieſes ſüdlichen Himmels; darauf Procida, niedrig aber üppiggrünend und lebhaft durch ſeine zahlreiche Bevölkerung. Der neblige, ſchroffe Gipfel von Myſenum iſt ſodann der erſte ſichtbare Punkt auf dem feſten Lande, mit den elyſeiſchen Gefilden, dem Haven der römiſchen Galeeren und den „hundert Kammern.“ Sodann deutet ſich die Lage des herrlichen Bajä von ſelbſt an durch die ungeheuern Steinmaſſen der Veſte am Abhange, ſo wie durch den ruinenmäßigen Charakter aller ſehenswürdigen Gegenſtände in der Nähe deſſelben; denn dort ſucht man forſchend nach der Sybillenhöhle, nach dem See Avernus, wie nach den Brückenpfeilern oder dem Molo von Agrippa. Dahinter liegt alsdann das kleine Eiland Niſida; das kleine Fahrzeug des heiligen Paulus muß geſegelt ſein, als er auf ſeiner Reiſe nach Rom bei Puteoli an’s Land ſtieg. Darauf folgt der Pallaſt der Königin Johanna, die Grotte von Pauſilippo, die von wimmelndem Leben erregte Hauptſtadt und die mit Segeln aller Art geſchmückte Bai. Hiernach ſchweift das Auge zwiſchen den Anhöhen der Stadt und dem kahlen Gipfel des Veſuvs über eine ausgedehnte freundliche Ebene hin. Es iſt die hochgefeierte Campagna Felice mit Capua in ihren herrlichen Umgebungen, und den nebligen Hintergrund bildet eine Schutzmauer unterbrochener Berggipfel, die in ihrer Bildung unſern

Bergen ähneln, aber, eine nicht zu verkennende Fortſetzung des mächtigen Höhenzugs der Apenninen, unſere beſcheidneren Anhöhen ſechs bis ſiebenfach überragen. Bisweilen iſt dieſe Bergkette kaum ſichtbar, und dann begrenzt ſie die Ausſicht wie mit einem zartſchattigen Rahmen, und dann treten ſie wieder deutlich hervor in großartigen, dunkeln Formen, als wirklich zuſammenhängende Bergmaſſen. Manche Tage ſcheint es faſt, als erhöben ſie ſich im geringen Abſtande von höchſtens einem Dutzend Meilen von uns. Mehr als einmal ſah ich ſie ſchon von gefallenem Schnee erglänzen und dann war ihr Anblick wirklich prächtig. Der Fuß des Veſuvs, eine ununterbrochene Folge von weiß ſchimmernden Anſiedlungen, ſowohl Palläſten als Meierhöfen, folgt ſodann mit dem dumpfenden Kegel des Vulkans im Hintergrunde und eine Maſſe dunkelbraunen Erdreichs oder Aſche deutet genau die Lage von Pompeji an.

Ein kleines von der Terraſſe abgetrenntes Gemach dient mir zum Cabinet, an deſſen Fenſter ich mich hinſetzen und alle dieſe Dinge ebenfalls überblicken kann. Die größere Entfernung unſers Standpunktes trägt wenig dazu bei, die Deutlichkeit der Gegenſtände zu vermindern; denn bisweilen iſt die Luft ſo durchaus rein und durchſichtig, daß wir uns Neapel ſo nahe vor uns erblicken, um wirklich nach dem Getöſe der Stadt hinzuhorchen, als könne ſolches aus der täuſchenden Nähe vernehmlich zu uns herüber klingen. Und bei dem

Allen habe ich Ihnen noch nichts von der Lebhaftigkeit auf der Bai ſelbſt mitgetheilt, welche uns mit jedem Tage immermehr intereſſante Züge entfaltet.

Unſere Verbindung mit Neapel findet täglich mit außerordentlicher Pünktlichkeit ſtatt. Große Kähne mit einem einzigen lateiniſchen Segel verſehn und zur Noth mit fünfzehn bis zwanzig Ruderern bemannt, gehen von jedem an dieſer Küſte liegenden Orte mit Tagesanbruch ab; denn um dieſe Zeit weht der Wind gewöhnlich von Norden her. Gewöhnlich bringen dieſe Böte vier Stunden auf der Ueberfahrt zu, machen ſie aber auch zuweilen in zwei Stunden. Ungefähr um Mittagszeit erhebt ſich der Zephyr, und alſobald ſehen wir die kleine Flotte wieder an der Hauptſtadt her heimwärts ſegeln, je näher ſie kommen, deſto mehr ſich zerſtreuen und dann endlich jedes einzelne Fahrzeug ſeine beſondere Richtung verfolgen; denn an unſerer Seite liegen längs der Bucht über ein Dutzend ſolcher Haven- oder Landungsplätze. Hier bekommen wir Zeitungen und Briefe in der Regel ſchon um zwei Uhr. Einer der Schiffsleute beſorgt meine Beſtellungen gegen Vergütung, und durch dieſen erhalte ich ſogar baares Geld mit ſtrenger Redlichkeit zugeſtellt.

Uebrigens ſind wir hier von Alterthümern umgeben. Unterhalb unſerer Terraſſe ſehn unterhalb der klaren Fluth die Trümmer der Grundmauern eines Gebäudes von beträchtlichem Umfang hervor. Es ſoll hier ein Tempel des Neptun geſtanden haben. Nicht weit von dieſen

Ruinen ſind in den Klippen Gewölbe ausgehöhlt, die vermuthlich zu dem Tempelbau gehörten und augenſcheinlich zu Bädern gedient haben. Wir benutzen ſie ihrer vormaligen Beſtimmung gemäß, und wir laſſen ſelten einen Tag vorbeigehen, ohne uns in denſelben zu baden. Man kann ſich denſelben nur in einem Kahne nähern, und ſo begeben wir uns alle auf ein Mal dahin, da in denſelben hinlänglicher Raum für uns alle iſt. Eine große kreisförmige Höhle, faſt wie ein Backofen gewölbt, dient als Frauenbadegemach. Mittelſt zweier durch die Felſenmaſſe, ebenfalls Tuffſtein, gehauene Kanäle, fließt das Waſſer ein und aus, und eine Oeffnung ſeitwärts dient als Fenſter. Ringsum iſt innerhalb der kreisförmigen Wölbung ein Sitz ausgehauen und auf dem Boden hat ſich ein weicher, zarter Sand geſammelt, ſo daß das Waſſer gerade die gehörige Tiefe hat. Außerhalb könnte faſt ein Schiff bis in die Nähe dieſer Klippen treiben. An der zugleich zum Fenſter dienenden Seitenöffnung werden die Damen ausgeſchifft, und hinter derſelben finden ſie hinlänglich bequemen Raum zum Aus- und Ankleiden; darauf rudere ich um die Ecke nach dem Eingang der Höhlung, durch welche das Waſſer eindringt. Dieſe Aushöhlung iſt ein gewundener Gang, hinreichend hoch, um hindurchgehen zu können, und längs dem Waſſer iſt ein ſchmaler Seitenpfad, auf dem man bequem hin und her gehen kann. Ungefähr halbweges zwiſchen der See und der kreisförmigen Bade-

gewölbe, iſt eine tiefe Höhlung ausgehauen, ungefähr zwölf Fuß lang, ſechs breit und fünf Fuß tief. Dieß iſt mein Badegemach, während W. — — eins näher am Eingang hat; wir beide ſchwimmen gelegentlich auch zur Abwechſelung in die Bai hinaus. Dieſe Badegemächer ſind ſämmtlich künſtliche Höhlen und ihre Lage iſt hinreichend verſteckt; dabei können Sie ſich leicht vorſtellen, wie behaglich es iſt, ſich täglich im Meer zu baden, von keinen neugierigen Blicken belauſcht und geſchützt vor den verſengenden Strahlen der Sonne. Das Frauenbadegemach hat einen Durchmeſſer von etwa fünfzig Fuß und iſt über dem Waſſer wenigſtens zwanzig Fuß hoch gewölbt. Manchmal hat das Anlegen an die Seitenöffnung einige Schwierigkeit, wenn die Wellen zu hoch gehen: doch in zehn Tagen geſchieht es kaum Einmal, daß wir unſer Vorhaben aufgeben müſſen.

Kutſchen ſind hier faſt gar nicht zu gebrauchen; hier iſt nur ein einziger Fahrweg, der ſich ungefähr einige (engliſche) Meilen weit erſtreckt und durch Dörfer oder hohe unſcheinbare Mauern hindurchführt, Wenn wir daher einen kleinen Ausflug machen wollen, ſo nehmen wir unſern Weg durch die Klüfte, welche den Stadtgraben bilden, und dieß iſt für uns ein recht maleriſcher und anziehender Spaziergang; oder wir wenden uns nach den Anhöhen in der Nähe der Stadt. Zuweilen bedienen wir uns der Eſel zu dieſem Zweck, doch gewöhnlich verlaſſen wir uns lieber auf unſre eignen Füße.

Zu Waſſer geht es deſto beſſer. Ich habe mir ein gutes ſicheres Boot verſchafft, das ein einzelner Mann mit Leichtigkeit regieren kann, und worin W — — oder ich ſelbſt die Ruder gebrauche, und ſo macht unſere ganze Geſellſchaft, nachmittags oder wenn es ſonſt in unſerer Umgebung ſchattig iſt, manche angenehme Fahrt längs den Klippen hin, die gewöhnlich eine oder zwei Stunden währt. Sodann liegt hier eine ſchöne Pinnaſſe mit zwei Schleppſegeln und ſechs Rudern, welche ich Tag für Tag zu einem Scudo bekommen kann. Zu längern Ausflügen kann ich die Divina providenza haben, eins von den Fahrzeugen, welche regelmäßig zwiſchen hier und Neapel hin und her fahren. In dieſem Fahrzeuge haben wir ſchon einen tüchtigen Sturm ausgehalten; bei Windſtille wird es von zwanzig Ruderern getrieben; wo Segel zu brauchen ſind, macht es ſchnelle Fahrt, und dieſes Fahrzeug kann ich für fünf neapolitaniſche Scudi jeden Tag miethen!

Unſere täglichen Waſſerfahrten längs dieſen Küſtenklippen haben einen ächt italieniſchen Charakter. Wir wagen uns nicht während der Hitze des Tags hinaus, ſondern erſt, wenn der Tag ſich zu Ende neigt; doch um vier Uhr etwa breiten die Schatten der Felſenwände ſich ſchon ſo weit über dem Waſſer aus, um hinlänglichen Schutz vor den verſengenden Sonnenſtrahlen zu gewähren. Um dieſe Zeit pflegt noch dazu völlige Windſtille einzutreten, und alsdann gleiten wir über die ruhige Fluth mit Hülfe eines Kahnführers oder ſelbſt rudernd,

behaglich längs der Küſte hin nach einem Felſenvorſprung, wo die Ruinen eines Pallaſtes oder Tempels, — denn darüber ſind die Muthmaßungen getheilt, — uns erwarten. Dort rudern wir bisweilen unter einer kleinen Felſenwölbung weiter in einen kleinen Haven von eigenthümlichem Charakter hinein. Hier ruht unſer Boot gleichſam in einer Felſenhöhle; wir ſind indeſſen ausgeſtiegen und ſpähen nach neuen An- und Ausſichten in dieſer unvergleichlichen Bucht umher. Von jeder ſolcher Luſtfahrt kehren wir immer mehr entzückt über die Annehmlichkeiten unſeres jetzigen Wohnortes zurück, und bemitleiden das Treiben derer, welche acht bis zehn Tage in der Chiaja oder Santa Lucia verweilen, dabei in übereilter Haſt allen möglichen Sehenswürdigkeiten und Ausſichten nachjagen, ohne Rückſicht auf die Jahreszeit Alles flüchtig betrachten und dann ſich einbilden, ſie hätten die Gegend um Neapel durch und durch kennen gelernt!

Unſer Treiben hat freilich ganz das Anſehn des Dolce far niente; doch die Ueppigkeit des Klimas und die Menge alterthümlicher Erinnerungen laden hier ganz vorzüglich zu ſolcher träumeriſcher Lebensweiſe ein. An andern Orten muß man ſich mancher Mühſeligkeit und Entbehrung unterziehen, um zur Anſicht der einen oder andern Merkwürdigkeit zu gelangen. Dagegen iſt das Sehenswürdige in ſolcher Menge um dieſe herrliche amphitheatraliſche Bucht vereint, daß man blos nöthig hat, ſein Haupt zu wenden, um immer neue anziehende

Gegenſtände zu erblicken. Wer irgend Etwas mehr in der Nähe zu ſehen wünſcht, der fährt in einem Kahn dahin unter ſchattigem Zeltdach, ohne daß man nöthig hat, ſich im far niente ſtören zu laſſen.

Doch ſuchen wir nicht weniger die Spaziergänge der Umgegend auf, als wir mit Waſſerfahrten uns die Zeit verkürzen. Unſere Ausflüge zu Lande ſind von zweierlei Art, ſo daß wir ſie recht methodiſch in Ausflüge „auf Eſeln" und „ohne Eſel" eintheilen könnten. Bei den Spaziergängen „ohne Eſel" ſchweifen wir über die Anhöhen in der Nähe der Stadt, die mit Obſtbäumen bedeckt und von zahlreichen Fußpfaden durchſchnitten ſind, und wo die herzigen, freundlichen Landleute uns anlächeln, wenn wir ihnen begegnen, und durchaus keine Rohheit oder Ungebühr verrathen.

Hier iſt eine ausgezeichnete Stelle, welche den Namen „Capo di Monte" führt, eine Benennung, die immer die beſte Ausſicht der Umgegend bezeichnet, und dieſe Stelle gewährt auch einen ausgezeichnet prächtigen Umblick über Landſchaften, die in ihrer Art die ſchönſten ſind, die ich je geſehen habe; auch erinnere ich mich keines Gemäldes, das ſchönere Gegenden darſtellt. Die Landungsplätze längs dieſer Küſte befinden ſich, weil keine andere Zugänge möglich ſind, in der Regel nur an manchen ſchmalen Stellen des Geſtades oder an irgend einer Felſenkluft, durch welche man, den öfters ſteilen Abhang hinan, zur Ebene oberhalb gelangen kann. Bei Sorrento

ſind bloß zwei ſolcher Landungsplätze, der „große“ und der „kleine“. *) Erſterer befindet ſich vor der Stadt und führt mitten zu derſelben hinan; an demſelben befindet ſich eine Art von Werft, an welchem man bei ruhigem Waſſer ſich einſchiffen kann. Dieſes iſt der Haven der „Divina providenza“; aber alle Fahrzeuge, groß und klein, werden zur Nachtzeit an's Geſtade auf's Trockene gezogen. Die andere Landungsſtelle bildet ein mondförmiges ſandiges Vorländchen des durchaus von Fiſcherhütten beſetzten Geſtades. Dieſes dehnt ſich am Ende der Stadt und außerhalb derſelben bis zu dem Bergabhang aus, der hier in einem niedrigen Vorſprung endigt, der dieß Geſtade vor der Strömung ſchützt. Der Capo di Monte hat eine ſolche Lage, daß dieſer Landungsplatz den Vordergrund des Gemäldes darſtellt. Der Anblick des Geſtades, mit Schiffen jeder Größe bedeckt, die Kähne mitgerechnet, wohl hundert an Zahl, — die häuslichen Gruppen zwiſchen dieſen und den Fiſcherwohnungen, — die auf dem Sande ſpielenden Kinder, die Landestracht, die grellen Farben der Frauengewänder, die zum Trocknen ausgeſpannten Netze und alle ſonſtigen Nebendinge einer ſolchen Umgebung, welche ſich leicht hinzudenken laſſen, — machen dieß zu einem vollkommenen niederländiſchen Gemälde. Die Männer tragen gewöhnlich ein Hemd und weite Beinkleider, die ihnen

*) Marina grande und Marina piccola oder Marinella.

kaum bis an die Knice hinabreichen, und dazu eine phrygiſche Mütze, die öfter von rother als von irgend einer andern Farbe iſt.

Das Vergnügen eines ſolchen ländlichen Aufenthalts wird iu dieſen Gegenden dadurch noch weit anziehender, daß, nicht wie faſt überall auf dem europäiſchen Feſtlande, die Bewohner dieſer Landſtädte, ungeachtet ſie öfters groß genug ſind, ſelten die Gebräuche der Hauptſtädte nachzuäffen bemüht ſind; ſie ſind meiſtens einfach und anſpruchlos und keine Gliederpuppen in Perücken und Reifröcken, wie man ſie ſelbſt in unſern kleinen Orten antrifft. Hier dagegen wird der Unterſchied zwiſchen Hauptſtadt, Landſtädten, Dörfern, Hütten überall anerkannt und feſtgehalten; dergleichen kann aber freilich die immer höher aufſtrebende Bevölkeruug unſerer Landsleute nicht ertragen.

Die große Menge von Bettlern, die hier die Leute gleich Mückenſchwärmen plagen, war anfänglich ein großes Hinderniß des ruhigen Genuſſes ſo vieles Schönen um uns her. Es war nichts Ungewöhnliches, uns von einem Dutzend derſelben verfolgt zu ſehen, und wenn wir zufällig keine kleine Münze bei uns hatten, ſo wurden wir öfter von ihnen fortwährend geplagt, bis wir in unſere Wohnung zurückkehrten; die armen Neapolitaner ſind nicht, wie häufig die Bettler in Paris, mit Scheidemünze verſehen. Doch ſind wir ihrer unabläſſigen Verfolgung durch einen Zufall los geworden, und dieſer Vorfall iſt hinreichend charakteriſtiſch, um der Erwähnung werth zu ſein.

Als ich eines Tages auf der Terraſſe unſerer Wohnung, die über die Bai die Ausſicht hat, auf und ab ſpazierte, ſah ich zufällig über die Baluſtrade in die Straße hinab, in welcher ſich ein ſteinerner Sitz befindet, welcher gewöhnlich von Müßiggängern beſetzt iſt, gerade unterhalb der Fenſter unſers großen Zimmers. In dieſem Augenblick war dieſer Sitz von einem alten Mann mit einem lahmen Beine, einem ſolchen ehrwürdig ausſehenden Greis eingenommen, wie man unter tauſend Bettlern kaum Einen gewahr wird. Dieſer alte Mann unterhielt ſich mit ſich allein und ſchien darauf zu warten, ob wir zum Thor herauskommen würden, wie dieß täglich geſchah; denn ſeit den letzten Tagen waren wir nicht wie ſonſt, zur beſtimmten Stunde, ſondern bald früher, bald ſpäter ausgezogen, um unſern gewohnten Plaggeiſtern zu entſchlüpfen. Sobald der alte Mann meiner anſichtig wurde, ſtand er auf und nahm ſchnell ſein Mützchen ab. Ich hatte keine kleine Münze bei mir, rief aber meinem Bedienten zu, mir einen Grano zu bringen. Den nächſten Tag wiederholte der Alte ſeinen Beſuch und dieſe kleine Begebenheit hatte einen Verkehr zwiſchen uns eingeleitet. Da ich gewöhnlich des Morgens in meinem Kabinet mit Schreiben zubrachte und zu beſtimmten Stunden auf der Terraſſe hin und her ſpazierte, ſo ſtellte ſich mein neuer Bekannter äußerſt pünktlich ein, und es liegt wirklich etwas ſo Angenehmes in der Vorſtellung, einem Mitmenſchen durch eine ſolche Kleinigkeit einen

guten Tag machen zu können, daß ich anfing, mich jeden Tag nach ihm umzuſehen, ob er nicht bald kommen werde. So waren zehn Tage vergangen, als ich an einem Morgen ihrer zwei ſtatt des einen mir ſchon bekannten Bettlers antraf. Ich gab auch dem andern einen Grano, und am Tage darauf ſtieg die Zahl meiner Penſioniſten auf drei. Dieſe drei vervielfältigten ſich gleich den Shakeſpear'ſchen Männern in Steifleinen und machten bald das Dutzend voll. Von dieſem Augenblick an beſtürmte uns keiner mehr um Almoſen auf unſern Spaziergängen; öfters zwar begegneten wir Bettlern, aber ſie wichen nun beſtändig ehrerbietig zur Seite aus und ließen uns vorübergehen, ohne uns anzuſprechen. Einen Monat lang mochte es gedauert haben, bis das Dutzend voll war; ſeit dieſer Zeit aber wuchs ihre Anzahl mit ungewöhnlicher Schnelle. Da ich mehrere fremde Geſichter unter ihnen bemerkte, ſo fragte ich unſern Roberto, woher dieſe Leute kämen; und dieſer ſagte mir, mehre von dieſen neuen Beſuchern kämen aus fünf bis ſechs (engliſche) Meilen entlegenen Dörfern hierher, da ſie gehört hatten, hier wohne ein amerikaniſcher Ammiraglio, der jeden Tag um Mittagszeit Allen, die ſich zu ihm begäben, einen Grano ſchenke. Aus dieſem Umſtande allein können Sie ſich eine Vorſtellung von der äußerſten Armuth und dem Werth des Geldes in dieſer Gegend machen.

Die Zahl der Armen, die täglich ihren Grano

empfingen, nahm immer zu; und bald konnte ich vierzig bis fünfzig ſolcher bevorzugten Bettler vor meinem Fenſtern muſtern. Da ich nicht lange mehr hier verweilen konnte, ſo nahm ich mir vor, dieſer wachſenden Anzahl kein Ziel zu ſetzen, wobei ich blos die Vorſicht gebrauchte, diejenigen abzuhalten, welche mir keines regelmäßigen Almoſens würdig ſchienen; denn wirklich begannen viele Weiber aus der Fiſcherzunft ſich habſüchtiger Weiſe den übrigen wirklich Bedürftigen zuzugeſellen.

Einer dieſer Bettler, ein Neuling unter den Uebrigen, aus Santa Agata, einem hinter den Bergen gelegenen Dorfe, war vor einigen Tagen unvorſichtig genug, als er ſeinen Grano empfing, mir ein hundertjähriges Alter zu wünſchen. „Hundert Jahre!“ wiederholte der Anführer der ganzen Schaar; „du Zudringlicher wünſcheſt einem Herrn, der dir jeden Tag einen Grano ſchenkt, nur hundert Jahre! Nieder mit dem Kerl! Fort mit ihm!“ — „Mille anni, Signore! — mögen Sie tauſend Jahre leben!“ rief er überlaut, um ſeinen Fehler wieder gut zu machen, unter dem Lärmen und Toben der Uebrigen, das ſo arg wurde, als man kaum um einen kochenden Keſſel voll Maccaroni in den Straßen von Neapel hören könnte, wenn ſein Inhalt plötzlich frei erklärt würde. „Tauſend Jahre, und recht lange Jahre dazu!“ *)

---

*) Der Verfaſſer behielt ſeine Schaar von täglichen Bettlern

Fünfzehnter Brief.

Waſſerfahrten. — Das Wetter. — Die Reiſe von Sanct Paulus. — Die Küſte von Bajä. — Die Solfotara. — Alterthümer. — Die Ufer des Avernus. — Die Sibyllenhöhle. — Iſchia. — Das Feenland. — Italieniſche Natur. — Unſere Villa. — Procida. — Die elyſeiſchen Gefilde. — Römiſche Alterthümer. — Fahrt nach Pauſilippo.

Nach und nach erweiterten ſich unſere Spazierfahrten zu Waſſer, und haben ſich allmählig längs der ganzen Küſte ausgedehnt. Wir haben ſämmtliche Inſeln beſucht und faſt jeden Gegenſtand von einigem Intereſſe von Iſchia bis Capri betrachtet. Da manche Schilderungen Ihnen einigermaßen unterhaltend ſein dürften, ſo wollen wir miteinander denſelben Weg noch einmal ſchnell durchlaufen.

Auf der marina grande ſchifften wir uns in die divina providenza ein, die ihre zwanzig Ruder kräftig regte, und das einundzwanzigſte führte der Padrone ſelbſt, und ich übernahm die Leitung am Steuer. Der Tag war eben angebrochen und die Bai erglänzte in

---

bei, bis er Sorrento verließ. Nicht weniger als ſechs und neunzig gaben ihm das Geleite bei ſeiner Abreiſe. Viele dieſer Armen kamen zehn (engliſche) Meilen Weges her. Mehre von ihnen hielten während der letzten Woche ſeiner Anweſenheit ſich beſtändig in Sorrento auf, um das tägliche Almoſen mit größerer Bequemlichkeit zu erlangen.

den Strahlen des Frühroths, während die Berge alle in ihren Umriſſen immer deutlicher vor uns auftauchten in der heitern Luft. Dieß war ein Zeichen, daß wir den Tag über klares Wetter und dabei Nordwind haben würden. Wir hatten uns bereits einen Monat in der Bai befunden und noch war kein Tropfen Regen gefallen. Bei unſerer Ankunft hatten wir öfter Beſorgniß wegen der Witterung; aber unſere Bekannten lachten mich wegen meiner Vorzeichen aus, und riethen mir öfter, nur ganz unbeſorgt zu bleiben, während ich geneigt war, ein Ungewitter vorherzuſehen. Die Leute, welche hier die längere Erfahrung für ſich hatten, behielten Recht, und wir erfuhren nichts Unangenehmes. Jemehr die Jahreszeit vorrückt, laſſen ſich demungeachtet manche Vorzeichen nicht verkennen, daß eine Aenderung des Wetters nahe ſei und, wie man uns verſichert, kann jetzt Regen eintreten, ehe wir uns deſſen verſehen.

Unſere Mannſchaft ruderte tüchtig zu, ſo daß das Waſſer ſchäumte, und bald ſahen wir die dunkle Maſſe von Capri hinter dem weſtlichen Vorlande ſich erheben. Wenn man ſich in Neapel befindet, ſo kommt es Einem vor, als liege dieſes ſchöne Eiland grade vor dem Eingang in die Bucht. Es liegt aber vielmehr, gleichſam ein vorgeſchobener Poſten, an der einen Ecke derſelben, und an der andern liegt auf ähnliche Weiſe Iſchia.

Unſer Cours war nordweſtlich, nach dem Vorlande von Pauſilippo gerichtet, etwa achtzehn engliſche

Meilen von uns, quer über der Bai. Mehre Meilen weit mußten wir rudern, bis uns der Landwind faßte, der uns dann ſchleunig an die romantiſche Küſte trieb, welcher wir zuſteuerten. Nachdem wir zwiſchen Pauſilippo und Niſida, der kleinen Inſel, welche der vorübergehende Zufluchtsort von Brutus nach Cäſar's Tode geweſen ſein ſoll, hindurchgefahren, wandten wir uns nach der kleinen Bai weiter hin, der Bai von Baja. Hier ſteht auf einer niedrigen Landſpitze, die weit hervor in's Meer hineinragt, die Stadt Pozzuoli. Es unterliegt nur wenigem oder vielmehr gar keinem Zweifel, daß dieſe mit dem Puteoli des Apoſtel Paulus einerlei ſei. Ich dachte an dieſen Apoſtel und ſeine gefahrvolle Reiſe, als wir längs dem Quai hinfuhren, und ſuchte mir ein deutliches Bild von der Bauart ſeines Schiffes zu entwerfen, in welchem er, vor nunmehr faſt achtzehn Jahrhunderten, in dieſem nämlichen Haven einlief. Das Schiff wurde Caſtor und Pollux geheißen, — ſelbſt der Name iſt uns aufbehalten worden! — ein Schiff von Alexandrien, welches den Winter in Melite zugebracht hatte, darauf bei Syrakus anlegte, wo es drei Tage lang verweilte. „Von da nahmen wir einen Umweg und kamen nach Rhegium.“ Dieß iſt das Reggio des untern Calabriens, das beinah grade gegenüber Meſſina liegt, und „nach Einem Tage blies der Südwind, und wir kamen am folgenden Tage nach Puteoli.“ Aus dieſer einfachen Erzählung des Apoſtels erfahren wir manche

merkwürdige Thatſachen. Zuerſt ſchiffte er ſich ein in ein Schiff von Adramyttium, welches nach irgend einem Haven auf dem Wege nach Rom beſtimmt war. Es war dieſes ein regelmäßiges Convoi von Gefangenen, und wir können hieraus einigermaßen eine Vorſtellung von den damals beſtehenden Verbindungsmitteln zwiſchen den einzelnen Theilen des Römerreichs erhalten, ſo wie von der damals vergleichungsweiſe geringen Wichtigkeit Jeruſalems, welches ſchon aus dem Umſtande erhellt, daß von dort aus keine directe Verbindung mit Rom beſtand. Man hat gegen die Authenticität der Schriften der Apoſtel wohl eher den Einwurf gemacht, daß die Römer in ihren Schriften gar nichts von Chriſtus erwähnen. Daß die jüdiſchen Schriftſteller ſeiner nicht erwähnen, — denn die bekannte Anſpielung bei Joſephus wird wohl mit Recht für eine untergeſchobene Stelle gehalten, — kann man nicht anders als einzig dem Umſtande zuſchreiben, daß ſeine Erſcheinung mit ihren eigenthümlichen Anſichten vom Meſſias im Widerſpruch ſtand. Denn es beſtand wirklich eine Secte, die ſich Chriſten nannte, die ihren Urſprung von einem bekannten Chriſtus ableitete, und dieſe Facta mußten wenigſtens den gleichzeitigen Juden bekannt ſein, und gleichwohl ſchweigen ſie darüber ganz und gar. Bei den Römern hat dieſes Stillſchweigen einen durchaus verſchiedenen Grund; es gab damals ſo wenige Wege der Mittheilung, ſo wenige Mittel des ununterbrochenen Verkehrs, und Jeruſalem war ſo unbe-

deutend in den Augen des weltbeherrſchenden Roms, daß ſeine Philoſophen wohl mit einem ausgeſchmückten mythologiſchen Syſtem, worin der Verſuch, die Eigenſchaften des Göttlichen zu perſonificiren, die Hauptſache blieb, ſich brüſten konnten, — ein Syſtem, das, beiläufig geſagt, ungefähr dieſelbe täuſchungbezweckende Beziehung zu ächten Religionswahrheiten feſthält, wie die Achtung vor dem todten Buchſtaben bei einem Rechtsgelehrten der alten Schule zu dem, was im höhern und allgemeinern Sinne Recht iſt, — daß aber eben dieſe Philoſophen eine neue Anſicht, die aus einem ſo unbedeutenden Orte und von einem ſo unwichtigen Volke ausging, gar keiner hinlänglichen Aufmerkſamkeit würdig achten mochten, um ihre Zeit und ihren Forſchungsgeiſt im Geringſten in Anſpruch zu nehmen. Hier pflegt man öfter irrthümlicher Weiſe die Wichtigkeit des Chriſtenthums in ſpätern Zeiten, mit deſſen früherer, noch gar nicht anerkannten Wichtigkeit vor und unmittelbar nach der Kreuzigung des Stifters deſſelben zu verwechſeln.

Paulus wurde darauf „in Myra, einer Stadt in Lycien,“ in ein Schiff von Alexandrien gebracht. Bei Laſea in Kreta lief dieſes in den Haven ein, obſchon es groß genug war, um zweihundert und ſechs und ſiebenzig Seelen aufzunehmen. Hier dachte man ernſtlich daran, ob es nicht räthlich ſei, den Winter hier zuzubringen. Als man wieder in See ging, geſchah dieſes blos in der Abſicht, bis nach Phenice zu ſegeln, einem

andern Haven auf derſelben Inſel. Man nahm dazu den Augenblick wahr, „als der Südwind ſanft wehete,“ doch wurde das Schiff von der wachſenden Macht des Windes überraſcht, der daſſelbe ins adriatiſche Meer trieb, wie man gewöhnlich annimmt, was aber wahrſcheinlich nichts anders war, als vielmehr das ioniſche Meer. Als die Mannſchaft das Senkblei auswarf, ließ man vom Hintertheil des Schiffs „vier Anker“ fallen. Dieſer Gebrauch iſt noch hin und wieder im Gange; man ſieht noch jetzt auf kleinen Schiffen mehre leichte Wurfanker. Einmal fand ich Gelegenheit, deren nicht weniger als elf auf einer kleinen Barke auf dem Genferſee zu zählen, und ſieben oder acht iſt eine gar nicht ungewöhnliche Anzahl. Sie liegen gewöhnlich neben einander gereiht auf dem Vorderkaſtell. Vom Hintertheil des Schiffes Anker fallen zu laſſen iſt ein längſt übliches Nothmanöver; ſelbſt Nelſon bediente ſich deſſelben auf dem Nil. Dieſes Auswerfen der vier Anker beweiſt indeſſen, daß das Schiff, auf welchem der Apoſtel ſich befand, ungeachtet es zweihundert und ſechs und ſiebenzig Menſchen an Bord hatte, doch nicht groß war; dieſes erhellt ebenfalls aus dem faktiſchen Umſtande, daß die Mannſchaft, welche damit umging, das Schiff zu verlaſſen, „das Boot“ alſo wohl das einzige, unter dem Vorwande niederließ, Buganker während der ſtürmiſchen Witterung auszuwerfen!

Hiernach ſcheinen die Schiffer auf dem mittelländi-

ſchen Meer zu der Zeit des Apoſtels Paulus ſchon dieſelbe Gewohnheit gehabt zu haben, bei jeder ungünſtigen Wendung des Windes ſogleich den erſten und beſten Haven aufzuſuchen, wie man dieſes noch heutiges Tages bei dieſen Küſtenſchiffern ſieht. Eine ganz gewöhnliche Fahrt von Paläſtina nach Puteoli würde jetzt kaum mehr Zeit bedürfen als höchſtens ſechs oder acht Tage; und hier ſehen wir die Leute gelegentlich überwintern, oder in ein halbes Dutzend Haven einlaufen, und überdieß noch andere Haven aufſuchen, ohne hineingelangen zu können. Die Schiffe von Alexandrien gehörten vermuthlich zu den beſten, die damals die bekannten Meere befuhren, und ſelbſt dasjenige, in welchem Sanct Paulus in Puteoli ankam, fand für gut, in Malta zu überwintern, da es doch nur nach Italien beſtimmt war!

Wir kamen ganz nahe an einem Bruchſtücke des alten Molo vorbei, welches gewöhnlich die Brücke von Caligula genannt wird, und vielleicht als ein Theil derſelben benutzt wurde; doch ich wurde wiederholt an die Landung des Apoſtels in dieſer Gegend erinnert, als ich die verſchiedenen hier beſonders auffallenden Gegenſtände ins Auge faßte, ſo daß ich wenig mich um die Ueppigkeit der Römer und aller ihrer Kaiſer zuſammen bekümmern mochte. „Wo ſind die Lehren, welche der Tarſiſche Saul verbreitete, nicht hingelangt, und wo iſt Rom anjetzt!“

Die ganze Küſte ſtellt eine Folge von alterthümli=

chen Ueberreſten oder Naturmerkwürdigkeiten dar. Puteoli muß, wenn man nach ſeinen noch jetzt vorhandenen Ueberreſten urtheilen darf, ein ziemlich großer Ort geweſen ſein, und dieß iſt mir deſto wahrſcheinlicher wegen ſeiner Nähe an der Küſte von Bajä, einer Gegend, die vorzugsweiſe der Sitz künſtleriſchen und dichteriſchen Reizes war. Wir beſuchten die Ruinen des Amphitheaters und verſchiedner Tempel; aber ſie boten uns nichts Kenntliches dar, ſie waren nur zu ſehr verfallen. Auch machten wir einen Spaziergang nach der Solfotara, welche wohl mit Recht die Pulsader des Veſuvs genannt werden kann. Wenn dieſe ruhig iſt, dann fürchtet man Gefahr von Seiten des Berges; doch ſo lange ſie thätig bleibt, hält man den Vulkan für unſchädlich. Beide können nicht wohl fünfzehn engliſche Meilen von einander entfernt ſein. Die Solfotara iſt eine Art von niedrigem Krater, aus welchem Dämpfe und Rauch, aber mehr durch Spalten und Riſſe an der Oberfläche entweichen, als durch eine regelmäßige Oeffnung. Das Aeußere hat viel Aehnlichkeit mit einer Backſteintenne, und wenn man mit einem großen Stein dagegen wirft, vernimmt man ein hohles dröhnendes Getöſe. Man fürchtet bei ſolchen Verſuchen, jeden Augenblick könne die morſche Decke berſten und eine Maſſe brennenden Schwefels gewaltſam ſich Bahn machen; doch iſt, allem Anſchein nach, die Decke viel zu dick, um irgend eine Gefahr befürchten zu laſſen

Bei der Solfatara geſellte ſich Mr. Hammett zu uns, unſer Conſul in Neapel, der von Neapel aus zu Lande hierhergereiſt war, um mit uns zuſammenzutreffen. Dieſem Manne, deſſen Bildung und langjähriger Aufenthalt ihn ſo ganz für ſeine übernommene Amtspflichten qualificiren, ſind wir vielen Dank ſchuldig in Anſehung der Mittheilungen, die ſeine Ortskenntniß allein möglich machte, und dieſe Mittheilungen mußten uns deſto ſchätzbarer ſein, da wir nicht nöthig hatten, bei wichtigen Gelegenheiten uns einzig und allein auf das Geſchwätz eines Lohnbedienten zu verlaſſen, ſondern aus den gründlichen Belehrungen eines gebildeten Mannes wirklichen Nutzen ziehen konnten.

Mit ihm ſchifften wir uns ſodann wieder ein und wir ruderten eine engliſche Meile und drüber durch die Bucht nach dem Lucriner See. Das Waſſer war eben wie eine Spiegelfläche, und während unſere von der Sonne gebräunte Mannſchaft, jeder mit dem Antlitz gegen die Bugwandungen der Sparranara gekehrt, ihre ſchweren Ruder bewegten, war ich nahe daran, mir einzubilden, ich ſäße in einer altrömiſchen Galeere, und ließe mich von einer Villa von Bajä zur andern hinüberrudern. Es iſt kaum möglich, ſich eine Gegend vorzuſtellen, die mehr als dieſe wegen ihrer verſchwenderiſchen Ueppigkeit, wegen ihrer prachtvollen Anlagen berühmt, — die eben ſo reich an hiſtoriſchen Denkmälern, Tempeln, Palläſten, Bädern, Brücken, Luſthainen, Gärten war, — und die

im Laufe der Zeit eine vollſtändigere Umwandlung erfahren hat, als dieſe hier. Von Trümmern ehmaliger, jetzt verſchwundener Herrlichkeit, von natürlichen Reizen, die den Reiſenden die Spuren deſſen, was war, nicht verkennen laſſen, ſieht man ſich hier überall in großer Anzahl umgeben. Schwer möchte es ſein, außer etwa in Rom, noch eine andere Stelle in Italien aufzufinden, wo in ſo geringem Raum eine ſo große Menge Denkmäler verſunkener Macht und Größe ſich vereinigen; aber ſie liegen hier verſteckt, müſſen erſt mühſam aufgeſucht werden, und die Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte, ſo weit die äußere Erſcheinung derſelben ſelbſt in den Ueberreſten hervortreten könnte, iſt durchaus entſtellt durch den Eindruck von Vernachläſſigung und Verödung, den dieſe ganze Küſtengegend in den Augen des theilnehmenden Beſchauers zurückläßt. Der Lucriner See iſt faſt durchaus verſchwunden; Nichts iſt von ihm mehr übrig, als ein ſeichter Pfuhl im Sande; doch an ſeiner Stelle iſt eine Naturmerkwürdigkeit entſtanden, welche auf eigenthümliche Weiſe die Wunder vermehren hilft, von welchem dieſe außerordentliche Gegend ſo voll iſt. Es iſt ein kleiner Kegel oder vielmehr ein mäßiger Berg voll vulkaniſchen Zunders und aus Sand gebildet, der um das Jahr 1538 durch eine Erderſchütterung gewaltſam emporgehoben wurde und welcher in der Umgegend ziemlich bezeichnend der Monte nuovo genannt wird. Er mag zwei bis dreihundert Fuß hoch ſein, und hat ein ödes,

nacktes Anſehen, denn das ſpärliche Grün, womit der Berg umkleidet iſt, zeigt eine von dem Boden ringsumher ganz und gar verſchiedene Färbung. Dieſen kegelförmigen Hügel können wir von der Terraſſe unſerer Wohuung in Sorrento ganz deutlich ſehen.

Wir hielten uns am Lucriner See nicht weiter auf, um Auſtern zu ſpeiſen; ſondern folgten einem verwachſenen Pfad zwiſchen dem neuentſtandenen Hügel und den weit anſehnlicheren Anhöhen, die ehemals unter der Laſt von Palläſten und Villa's der Römer ſeufzeten, immer weiter nach den Ufern des Avernus. Warum Virgil grade dieſe Stelle zum Eingang in die Unterwelt auserſehen haben mochte, kann ich Ihnen nicht mit Gewißheit ſagen; es müßte ihre berühmte Tiefe die Urſache davon ſein. Es iſt ein kreisförmiger dunkler Waſſerſpiegel, deſſen Ufer ſich ringsum ſteil erheben, außer an der Stelle, auf welcher wir uns demſelben näherten; dieſe ſteilen Ufer gleichen einer Wildniß, und ſind mit wirrem Geſtrippe bedeckt. In dieſer Oede ſieht man die Ruinen eines Tempels, der ehemals hier dem Pluto geweiht war.

Man ſagt, Agrippa habe aus dieſem See einen Kanal ns Meer führen laſſen, um einen guten Haven aus demſelben zu bilden. In jetziger Zeit würden die Koſten einer ſolchen Unternehmung nicht beträchtlich ſein, und es würde einer der beſten Haven in der Welt, ſelbſt für Kriegsſchiffe werden; der Eingang in denſelben würde

eben ſo gemächlich werden, als ſeine Vertheidigung leicht fallen würde, und im Haven ſelbſt würden die Schiffe ſich ſo behaglich fühlen, als es Frauen in ihrem Boudoir irgend möglich iſt. Um aber eines ſolchen vorzüglichen Havens zu bedürfen, muß ein Volk vor allen Dingen erſt Schiffe haben.

Derſelbe Pfad führte auch zur Höhle der Sibylle, ein ziemlich langer unterirdiſcher Gang, in den Felſen gehauen, unter den Palläſten und Villa's weg, der, wie alles Myſtiſche, zu gar Nichts führt. Dieſe Felſenaushöhlungen haben ihre Merkwürdigkeiten, und ſie ſcheinen mit den Religionsgebräuchen der Alten in näherer Beziehung geſtanden zu haben, und vermuthlich hatte Virgil dieſelben vor Augen, als er den Eingang zur Unterwelt ſchilderte. Wir fanden in dieſer Höhle einen Styx; da wir aber keinen Charon erblickten, ſondern einen uns weit unbekanntern Mann, der ſich anbot, uns auf den Schultern hinüber zu tragen, ſo kehrten wir wieder um, einen andern Weg aufzuſuchen.

Wir gingen auf demſelben Wege wieder zurück ans Geſtade und beſuchten einige heiße Quellen nebſt den Trümmern ehmaliger Bäder, von denen es heißt, ob mit Grund oder nicht, kann ich nicht entſcheiden, daß ſie ſonſt zu einem ländlichen Pallaſte des Kaiſers Nero gehörten. Dieſe häufigen Ruinen, die man hier ſieht, ſetzten mich in ununterbrochenes Erſtaunen. Es ſind Trümmer aus allen Jahrhunderten von uralten Zeiten an bis zu den

unſrigen herab. Lehnt hier ein zertrümmertes Mauer-werk an einem Felſen, ſo war es ein Luſtort des Tibe-rius, und was auf einem entgegengeſetzten Gipfel zunächſt in die Augen fällt, iſt der Ueberreſt des Pallaſtes eines gothiſchen Herrſchers. Hier ſtrauchelt man über verfallendes Gemäuer eines bourboniſchen Schloſſes, und weiter hin ſtarrt die zerſtörte Burg irgend eines nordiſchen Barba-ren empor; von allen Seiten ſieht man ſich von Tem-peln umgeben, die faſt die ganze heidniſche Götterwelt erſchöpfen, und zwiſchen ihren halbverſunknen Säulen und Kapitälern drängen ſich die morſchen Ueberreſte chriſt-licher Kirchen und klöſterlicher Gebäude auf den Höhen wie in den Thälern ringsumher!

Abermals ſchifften wir uns ein und fuhren weiter bis Bajä ſelbſt, heutiges Tags nur noch elendes Dörfchen. Hier fanden wir einige erträgliche Ruinen, worunter allenfalls ein der Venus zu Ehren errichteter Tempel Erwähnung verdient, wie auch der ſchwerfällige Bau einer Bergveſte, die wir ebenfalls in Sorrento ſehen können. Wir brachten in dieſem ehemaligen Sitze römiſcher Bil-dung und Ungebundenheit mehre Stunden zu, bis der Tag allmählig ſich ſeinem Ende neigte, und wir auf Unterkunft für die nächſte Nacht bedacht ſein mußten. Der Conſul hatte uns Iſchia empfohlen; wir ſchifften uns alſo bei ſchwachem Winde ein und ſegelten gemäch-lich hinüber. Wir glitten unmittelbar unterhalb Myſe-num vorbei, welches, eine ſeltene Erſcheinung in dieſer

Gegend, ein hoher ſandiger Hügel iſt; doch auch das Geſtade von Bajä iſt mehr oder weniger ſandig. Wir thaten bloß einen Blick in den kleinen Haven, worin ehemals die römiſchen Galeeren lagen, und wo der ältere Plinius ſich einſchiffte, als er nach Stabiä ſich begab, um dort ſeinen Tod durch den empörten Vulcan zu finden. Jetzt iſt dieſer Haven größtentheils verſandet, hält nur noch wenig Waſſer, und der Padrone verſicherte mich, es ſei darin kaum hinreichendes Fahrwaſſer für die Divina providenza. Dieſer Haven war zum Theil künſtlich angelegt, und die noch jetzt vorhandenen Ueberreſte der ehmaligen Havenbauten laſſen deutlich den Umfang derſelben erkennen.

Wir bogen von da windwärts ab von Procida, und unſere Fahrt ging durch ſo klares Waſſer, daß wir jeden Binſenbuſch, jeden Stein beinah, in der Tiefe von fünf Faden auf dem Grunde des Meeres unterſcheiden konnten. Sobald wir die Durchfahrt zwiſchen beiden Inſeln erreicht hatten, ſteuerten wir auf die Stadt Iſchia zu und langten daſelbſt kurze Zeit vor Sonnenuntergang an.

Hier überraſchte uns ein Anblick, der mehr einer Schilderung aus einer Feenwelt ähnelte, als irgend einer der alltäglichen Erſcheinungen dieſer Welt voll Wirklichkeit. Mir erſchien dieſes Schauſpiel wenigſtens ſo zauberhaft und märchenartig, wie meinen Augen noch nie Etwas der Art begegnet war. Die vulcaniſchen Gipfel des Eilandes bildeten nämlich den Hintergrund des Ge-

mäldes, und Schluchten gleichende Thäler und ſchroffe Abhänge, mit Landhäuſern und Luſthainen bedeckt, den Vordergrund deſſelben. Die Stadt liegt in der Nähe des ſüdlichen Endes der Inſel und nimmt eine Strecke von beinah einer engliſchen Meile längs der Küſte ein, woſelbſt ſie auf einem ziemlich ebenen Boden erbaut iſt; doch folgt ſogleich nach einer Art von Brücke oder Terraſſe, die man mir als einen öffentlichen Spazierort bezeichnete, ein raſches Anſteigen der Felſenmaſſen, welche in zwei hochaufgerichtete, phantaſtiſch geformte, unordentlichen Bruchſtücken von Felſen ähnelnde Gipfel übergehen, die das ſüdöſtliche Ende der Inſel bezeichnen. Oben auf dieſen Felſenmaſſen nehmen ihre Gipfel einige alte Burgen ein, von ſolchem herrlichen wildromantiſchen und ächt maleriſchem Anſehen, daß ſie dort zu keinem andern Zweck hingebaut zu ſein ſchien, als um die Landſchaft zu verſchönern. Durch eine Krümmung des Küſtenrandes ſchützten dieſe Felſen die Rhede, und die verworrenen alten Gemäuer ſchienen ſonach beinah über unſern Häuptern zu ſchweben. Die ganze Bevölkerung ſchien ihre Wohnungen verlaſſen zu haben, um nach der Hitze des Tags ſich an der Friſche des Abendwindes zu laben. Und eine ähnliche Scene, worin überall rege Lebendigkeit mit der Ruhe einer prachtvollen und doch anmuthigen Natur ſich miſcht, iſt wirklich ſelten in ihrer Art. Bis zu dieſem Augenblicke war ich noch immer in Zweifel, ob und inwiefern die italieniſchen Landſchaften wirk-

lich alle andern an Schönheit übertreffen. Die Schweizergegenden erwecken Erſtaunen und ſelbſt Entzücken; weil in ihnen der liebliche Charakter des Idylliſchen mit dem ernſtern Eindruck des Erhabenen ſich vereinigt; aber die italieniſche Natur nimmt immer mehr für ſich ein, ſie feſſelt durch ihre ſanfteren anmuthigen Reize, daß man ſie liebgewinnt, wie ein befreundetes Weſen. Ich kann das vollkommen Befriedigende dieſes Anblicks, deſſen Anſchauen uns, nach ſo vielem an dieſem Tage genoſſenen Schönen, noch am Abend ſo unnennbar überraſchte, nur mit einem Gefühl des Entzückens vergleichen, welches uns bei ruhiger Betrachtung des heiteren Ausdrucks eines geliebten und liebenden Angeſichts ergreift. Andere maleriſche Naturſcenen haben die Tinten, das Colorit, die Verhältniſſe, die Umriſſe, das Ueberraſchende und ſelbſt das Anmuthige ſchöner Formen, doch in dieſen liegt zugleich das Ausgezeichnete, daß ſich das Daſein einer Seele in ihnen ausſpricht. Dieſe ächt italieniſche Natur wirkt ſo mächtig anregend auf das Gemüth ein, ſie weckt eine ununterbrochene Reihe von Empfindungen, ſo durchaus verſchieden von den gewöhnlichen Gefühlen des Anſtaunens und Bewunderns durch Erhabenheit und Pracht allein hervorgerufen, wie die Ideen, welche der Anblick einer ausgeſuchten Landſchaft von Claude in uns anregt, von denen verſchieden ſind, die bei der Betrachtung eines Gemäldes von Salvator Roſa in uns aufſteigen. Das vorzüglich Einnehmende der italieniſchen Natur zeichnet

dieſe eben ſo ſehr vor der Scenerie anderer ſchöner Gegenden aus, als ein ähnlicher einnehmender Ausdruck den Mann von wahrem Gefühl und geiſtiger Ueberlegenheit vor dem bloß unterhaltenden und muntern Geſellſchafter auszeichnet. In einer gewiſſen Art von Erhabenheit, vorzüglich in der gewaltigen Erhabenheit der ſchaffenden oder zerſtörenden Natur, hat wirklich die Schweiz ihres Gleichen nicht auf dem ganzen Erdkreis, und ebenſo wenig kommt Nichts dem überirdiſchen, geiſterhaften Anblick gleich, den dort die Gletſchermaſſen unter beſondern Umſtänden der Luftſpiegelung darbieten; dagegen liegt in dieſen italieniſchen Landſchaften eine Erhabenheit ganz anderer Art, welche weit weniger geeignet iſt, unſer ganzes Weſen innerlich zu erſchüttern, aber alle unſere Empfindungen mit einem unendlichen Zauber umſtrickt, der den Eindruck befriedigter liebender Sehnſucht in uns zurückläßt. Ich kann mir daher wohl vorſtellen, daß ein warmer Bewunderer herrlicher Naturſcenen allmählig durch die wiederholte Betrachtung erhabener Alpenanſichten ermüden könne; doch es iſt kaum denkbar, daß irgend ein Menſch jemals müde werden könne, dem Zauber dieſer Natur ſich hinzugeben.

Gewiß wirkt der Einfluß des Klima's mächtig ein, um dieſe Eindrücke hervorzubringen. Da der größere Theil der Vereinigten Staaten keine nördlichere Lage als Neapel hat, ſo möchten Sie vielleicht wiſſen, warum wir nicht ähnlicher Naturſchönheiten uns erfreuen. Und

fehlen die Nebenzüge ſchönen landſchaftlichen Reizes durchaus. Die vulcaniſche Formation des Bodens läßt alle Anſprüche anderer Gegenden auf den höhern Zauber des Maleriſchen weit hinter ſich zurück. Dieſer einzige Zug verleiht öfters für ſich allein nur wenig bedeutenden Anhöhen den Ausdruck des Erhabenen, während ohne dieſen verſchönernden Zug andere Berge von doppelter Höhe kaum vor flachen Gegenden ſich auszeichnen. Uns fehlt dieſes Waſſer, dieſe Vorlande, dieſe Buchten, dieſe Halbinſeln, dieſe herrlichen Eilande, und endlich fehlt uns dieſe bunte Zauberwelt von mannigfaltigen Gegenſtänden, dieſe durch ihr Alterthum ehrwürdige Formen, welche der Kunſtſinn dieſer Umgebungen ſchuf, der ſeit drei Jahrtauſenden hier waltete und niemals gänzlich erlöſchen kann.

Unſere Bemühungen, in Iſchia bequemes Unterkommen für die Nacht zu finden, blieben fruchtlos, und wir mußten uns bequemen, zwei bis drei engliſche Meilen weiter an der Küſte eine Villa aufzuſuchen, welche uns aufnahm. Unſer Nachtlager machte dießmal weniger Umſtände; die Meiſten von uns behalfen ſich mit auf dem Boden ausgebreiteten Matratzen; indeſſen Thee hatten wir uns mitgenommen und das Nachteſſen war gut. Italien muß einigermaßen für die belebendere Wärme, die über ſeine ſchöne Natur ſich ausbreitet, manches Andere entbehren; es fehlt ihm an der Milch, woran ſeine große Mitbewerberin, die Schweiz, ſo reichen

Ueberfluß hat. Wein iſt überall zu haben, wie Oel ebenfalls; aber die treffliche Gabe der Kuh iſt deſto ſchwieriger zu bekommen. Doch bediente man uns mit Maccaroni, ein hier eben ſo gewöhnliches alltägliches Gericht, als Reiß in Carolina.

Mit unſerer Einrichtung für die Nacht waren wir bald fertig. Jedermann bekam ſeine beſondere Matratze, wiewohl ich hinterher erfuhr, daß unſere Gelſomina in einem unbedachten Gang und Roberto im Keller übernachtet hatte. Die Idee, zwei Perſonen in ein Bett zu legen, ſelbſt wenn es Eheleute ſind, fällt den Leuten auf dem europäiſchen Feſtlande kaum jemals ein, und jedes Schlafgemach, wenn es auch die beſcheidenſten Anſprüche macht, iſt, wenn es auch zum Gebrauch zweier Perſonen beſtimmt wird, doch wenigſtens mit zwei beſondern Betten verſehen. Zwar ſind mir wirklich ausnahmsweiſe zweiſchläfrige Betten vorgekommen; doch dieſe waren auch von der Breite eines ſchmalen Hauſes. Die eigenthümliche Anſicht jenes Amerikaners aus den weſtlichen Gegenden: „er wundere ſich, daß irgend ein Menſch ſo eigennützig ſein könne, ein ganzes Bett für ſich allein zu verlangen,“ mag alſo wohl nie bei einem Volke Eingang finden, das ſo durchaus alles „Energiſchen“ entbehrt.

Wir nahmen bloß ein leichtes Frühſtück ein und verließen die Küſten von Iſchia, ſobald die Sonne auf-

ging. Die Inſel iſt durchaus vulcaniſch, und mächtige Lavablöcke von demſelben friſchen Anſehen wie am Fuße des Veſuvs liegen am Rande des Meeres zerſtreut umher, und keine dunkle Ueberlieferng, geſchweige irgend ein geſchichtliches Zeugniß redet von einem Ausbruch dieſes Vulcans! Dieſe augenſcheinlichen Beweiſe von der Mangelhaftigkeit unſerer geſchichtlichen Nachrichten, wie von der alle frühere Erinnerungen austilgenden Zeit, führen zu ganz neuen Anſichten über die Verhältniſſe der Dinge um uns her. Es macht mir wirklich große Freude, wenn ich höre, daß Theologen und Philoſophen allmählig anfangen an die Möglichkeit zu denken, den Inhalt der geheiligten Ueberlieferungen mit den augenſcheinlichen Thatſachen wiſſenſchaftlicher Forſchung in Uebereinſtimmung zu bringen; daß ſie ſich immermehr zu der gemeinſchaftlichen Ueberzeugung hinneigen, daß dieſe Welt unbezweifelt älter ſein müſſe, als die bisherige gewöhnliche Auslegung der moſaiſchen Urkunden uns zu glauben verleitet hat. Ich hoffe nicht, daß Sie daraus unmittelbar folgern werden, daß ich wirklich der Meinung ſei, der Lava von Iſchia ein unermeßliches Alter anzudichten; vielmehr mögen fünf Jahrtauſende ſchon hinreichen, um alle mir bekannten geologiſchen Erſcheinungen zu verwirklichen, welche über den weiten Erdkreis verbreitet, den jetzigen Zuſtand ihrer Oberfläche erläutern.

Die Luft war an dieſem Morgen ruhig, und wir ruderten nach der weſtlichen Spitze von Procida

hinüber. Dieſes iſt eines der wenigen Eilande in dieſer Gegend, auf welchem ſich kein einziger Berg befindet. Es iſt außerordentlich bevölkert, ungeachtet ſeiner Kleinheit, und die Einwohner beſchäftigt vorzüglich die Schifffahrt. An der Spitze, wohin wir unſern Lauf gerichtet hatten, ſtiegen wir an's Land, und nachdem wir die Inſel durchſtreift, ſpazierten wir nach der Stadt zu. Die Mode will, daß man ſogleich die Eigenthümlichkeit des Griechiſchen in der Bevölkerung dieſer Inſel herausfinde, da ſie urſprünglich eine griechiſche Anſiedlung war, was übrigens auch von dem benachbarten Feſtlande gilt; doch begegnete uns hier überall dieſelbe ſchwarzbraune, ſchwarzäugige Menſchenrace, welche durch die Straßen von Neapel wimmelt.

Im Haven ſchifften wir uns wieder ein und ruderten nach dem Vorgebirge Myſenum, wo wir hinter der Anhöhe an's Land ſtiegen und unſere Galeere bis in die Nähe von Bajä weiter fahren ließen. Faſt jeder Fußbreit Landes, mehre Meilen der Küſte entlang, war hier von hiſtoriſchem Intereſſe, und mitten in einem ermüdenden Einerlei von immer wiederkehrenden Trümmern und in einer übrigens ziemlich unfruchtbaren Gegend, zog uns bald dieſer, bald jener Ueberreſt der Vorzeit an. Hier würde ein gewöhnlicher Reiſender, der an dieſen Stellen vorüberkäme, weit weniger vorfinden, was ihm Vergnügen machen und ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigen könnte, als an irgend einem mir bekannten Ort in

Italien; und gleichwohl iſt kaum Pompeji ſelbſt reicher an merkwürdigen Denkmälern aus alter Zeit.

Die elyſiſchen Gefilde Virgil's ſind jetzt nichts mehr als ein mit wildverwachſenem Geſtrüpp bedecktes Brachfeld. Das Mare Morto iſt hinlänglich todt und verdient kaum den Namen eines wüſten Pfuhls. Einige behaupten, erſtere ſeien ein Begräbnißplatz reicher und angeſehener Familien geweſen, und nur die ſchöpferiſche Einbildungskraft des Dichters habe ſie in einen Luſthain abgeſchiedner Seelen umgewandelt, und daß letzteres nur ein landeinwärts gelegenes Becken des Havens von Myſenum war, der auf dieſelbe erfinderiſche Weiſe zur ſtygiſchen Fluth umgeſchaffen wurde. Mir ſcheint es aber weit wahrſcheinlicher, daß die nicht dichteriſche, aber erdichtende Einbildungskraft mancher Leute die elyſeiſchen Felder des Dichters in dieſer Oede, und ſeine ſtygiſchen Fluthen in dieſem innern Havenbecken, wenn es dieß wirklich war, zu finden vermeinte. Mir fiel es auf, daß die Volksmeinungen in der Umgegend über dieſe Stellen faſt zu gekünſtelt für wahrhaft dichteriſche Vorſtellungen waren, und ich ſchließe daraus, daß hier mehr die vorgefaßte Meinung der Leute als die ſchöpferiſche Einbildungskraft des Dichters thätig geweſen ſein müſſe.

Etwas beſſer ſind die römiſchen Alterthümer erhalten. Die „Piſcina mirabile" iſt wirklich ein bewunderungswürdiges Werk und noch faſt ganz vollſtändig zu überſehen; wirklich werden alle neueren Weiheranlagen miteinander durch

dieſe allein übertroffen. Dieſer ungeheure Behälter iſt in der Erde ausgegraben und enthält Bogengewölbe und Pfeilergänge, die ihn zum Unterbau eines ausgedehnten Pallaſtes eignen. Meine Achtung vor der altrömiſchen Marine iſt nie ſonderlich groß geweſen; doch wenn es wahr iſt, daß dieſer Behälter dazu beſtimmt war, ihre Flotte mit Waſſer zu verſehen, ſo kenne ich keine Nation der neuern Zeit, welche unter ähnlichen Umſtänden darauf verfallen würde, daſſelbe durch eine Anlage von ſolcher ungeheuern Ausdehnung und ſolcher gediegenen Pracht bezwecken zu wollen.

Die muthmaßlich zu Gefängniſſen beſtimmten „hundert Kammern" haben denſelben Charakter des Ungeheuern und Dauernden. Doch dieſes ſcheint überhaupt der unterſcheidende Charakter aller römiſchen Bauten geweſen zu ſein, und wenn man die Ueberreſte ihrer Werke mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet, ſo fühlt man ſich ununterbrochen zu tadelnden Vergleichungen rückſichtlich der Vorurtheile in der modernen Bauart angeregt. Würde Neapel morgen von allen ſeinen Bewohnern verlaſſen, würde dieſe ganze Gegend völlig entvölkert, ſo glaube ich feſt, daß diejenigen, welche nach tauſend Jahren dieß Land beſuchen, noch immer Ueberreſte der Römerwelt antreffen werden, wenn längſt jede Spur der heutigen Bevölkerung Italiens erloſchen ſein wird.

Was uns ſelbſt betrifft, ſo befinden wir uns noch

weit auffallender im Nachtheil. Ein Zeitraum von nicht längerer Dauer, als der, ſeit wir unſer Land in Beſitz genommen, würde hinreichen, um jede Spur, daß wir es jemals beſeſſen, völlig auszutilgen. Wir haben einige wenige Feſtungen und eine oder zwei Havenbauten, welche der zerſtörenden Gewalt weniger Jahrhunderte zu trotzen vermögen. Aber Newyork ſelbſt würde keine Spur hinterlaſſen, außer etwa den unzerſtörbaren Steinen ſelbſt, woraus es erbaut iſt, und keine zweihundert Jahre würden dazu nöthig ſein. Manches freilich dürfte klimatiſchen Einflüſſen zuzuſchreiben ſein; doch weit mehr lag in den großartigen und geſunden Anſichten dieſer alten Völker, die bei ihren Bauten nicht bloß an ſich ſelbſt, ſondern auch an die Nachwelt dachten.

Nachdem wir dieſe Ruinen betrachtet, — wenn anders Werke der Baukunſt, die noch in demſelben vollkommenen Zuſtande, wie bei ihrer Erbauung fortbeſtehen, den Namen von Ruinen verdienen, — ſo ſchifften wir uns wieder ein und ſegelten dem Vorlande von Pauſilippo mit ſchwachen aber günſtigen Winde zu. Das Eiland Niſida, das auch einſt ſeine Villa's beſaß, iſt jetzt das „Lazaretto" geworden und wimmelte von Reiſenden, die Quarantaine hielten. Der Wind hielt ſich, bis wir faſt in die Mitte der Bai gekommen waren; darauf legte er ſich ganz und gar. Unſere Galeere ſtreckte ihre Ruder aus, und wir glitten ſchnell über die Fluth, immer näher nach den Klippen zu, und der Abend war ſo lieblich,

als jemals einer auf dieſen pezzo di cielo herabſank. Grade als die Helle des Tags entwich, ſahen wir die dunkle Maſſe von Capri hinter dem äußerſten Vorlande der Bucht verſchwinden, und im ruhigen Schimmer des Mondlichts legten wir an die felſige Küſte von Sorrento an. Es war noch nicht neun Uhr, ſo befanden wir uns ſchon wieder ſämmtlich zu Hauſe in der „Casa detta del Tasso.“

Sechzehnter Brief.

Capri. — Furcht vor Erdbeben. — Ausflug nach Pompeji. — Der Sarno. — Herannahendes Unwetter. — Die Schiffer von Sorrento. — Der Sirocco. — Oeffentliche Werke. — Camaldulenſer Klöſter. — Die Sirenen-Inſeln. — Ein Feiertagsſpaziergang. — Klöſter auf Anhöhen. — Erholungen und Erfriſchungen.

Nach Capri fuhren wir in der ſechsrudrigen Pinnaſſe. Dieſes Eiland, welches, wie ich Ihnen ſchon ſagte, am einen Ende der Bai, gleichſam Wache hält, wie Iſchia am andern Ende, ſcheint von Neapel her betrachtet, grade vor dem Eingang des Havens zu liegen. Dieſes rührt von der Lage der Hauptſtadt ſelbſt her, weil dieſe den nördlichen Winkel der Bucht einnimmt; während der Veſuv, wie Sie ſich noch immer erinnern werden, etwa in der Mitte derſelben emporragt. Ich mache Sie darauf wiederholt aufmerkſam; denn, da ich

ſelbſt früher ganz unrichtige Vorſtellungen von dieſer Gegend hatte, ſo bilde ich mir ein, daß auch die Ihrigen nicht die richtigſten waren.

Capri wird in zwei Bergmaſſen durch eine tiefe Schlucht geſchieden, in welcher die Stadt liegt. Der ſüdliche Berg iſt der höchſte und wirklich ein herrlicher Anblick für Jeden, der ihn in der Nähe betrachtet. Dieſer Berg erhebt ſich allmählig zu einem Gipfel von etwa zweitauſend Fuß Höhe, und die Ruinen, welche dieſen Gipfel krönen, ſollen einſt eine Burg von Friedrich Barbaroſſa geweſen ſein; und an derſelben Stelle ſoll früher eine Villa von Tiberius geſtanden haben! Wie es heißt, beſaß Tiberius mehr als eine Villa auf dieſer Inſel, welches möglich iſt, da hier zahlloſe Ueberreſte dieſer Art vorhanden ſind. So viel iſt bekannt, daß dieſe Inſel bei den Römern in großer Gunſt war; Auguſtus brachte gegen das Ende ſeines Lebens hier einen großen Theil ſeiner Mußeſtunden zu.

Der niedrigſte dieſer Berge heißt „Ana Capri" und kann nur mittelſt in den Felſen eingehauener Stufen, die eine Treppenflucht von faſt einer engliſchen Meile Wegs bilden, welche im Zickzack aufwärts führt, erſtiegen werden. P— — machte den Weg, auf einem Eſel reitend, und mit Hülfe aneinander geknüpfter Taſchentücher, welche an dem Sattelgurt befeſtigt wurden, erleichterten meine Frauenzimmer ſich das beſchwerliche Hinanſteigen. Das Maleriſche erſchöpft ſich in ſolchen überaus

ſchönen Umgebungen. Von hier aus überblickten wir die Bai und die prachtvolle, mannigfaltig belebte Küſte konnten wir Stunden weit mit den Augen verfolgen; der ſteile Treppenpfad war an ſich eine Sehenswürdigkeit; dazu kam noch eine kleine Kapelle, bei welcher wir mehre Andächtige kniend antrafen, während wir vorübergingen. Eine Fluth von alten Erinnerungen überwältigte das Gemüth. Zu den anmuthigſten Gegenſtänden gehörten die vielen Schiffe, von denen eine ganze Flotte ruhig unten am Fuß des Veſuvs beiſammen lag.

Sie werden ſich noch erinnern, daß die Engländer damals Capri wegnahmen und es eine Zeitlang in Händen behielten, während Mürat in Neapel herrſchte. Verſchiedene fruchtloſe Verſuche wurden gemacht, die Inſel wieder zu nehmen; endlich gelang einer, welchen der General Lamarque unternahm. Dieſer Officier überrumpelte die feindliche Stellung, indem er zur Nachtzeit die Felſen von Ana Capri erſtieg, und einmal im Beſitz dieſer hochgelegenen Bergebene, konnte er ſich ohne Schwierigkeit der ganzen Inſel bemächtigen.

Ana Capri iſt ein Dörfchen, das aus wenigen Hütten beſteht. Jedes Haus war mit dem üblichen platten Mörteldach verſehen, und ähnlich den meiſten Gebäuden in dieſen Gegenden, die Häuſer der Stadt und die Villa's ausgenommen, waren ſie ſämmtlich nur ein Stockwerk hoch, wie die Häuſer in Pompeji. Die Beſorgniß

vor Erdbeben hat ohne Zweifel dieſe Bauart veranlaßt; und doch ſind die Häuſer in Neapel ſelbſt ungewöhnlich hoch. Demungeachtet zeigen mehre Straßen in dieſer Hauptſtadt, in dieſem Augenblicke, zwiſchen manchen Gebäuden von der ſenkrechten Richtung abweichendes Gebälk, welches eine Folge der Wirkung unterirdiſchen Feuers ſein ſoll. So kann ganz unverhofft der Fall eintreten, daß dieß ganze „Stück vom Himmel zur Erde gefallen" auf einmal in den Keſſel fluthenden Feuers hinabſtürzt; und die Reiſenden, welche herkommen, die ſchöne Stadt und ihre Umgebung zu ſchauen, werden alsdann durch den Anblick ſchrecklicher Verwüſtung überraſcht werden! Solcher Art war vermuthlich das Schickſal von Sodom und Gomorrah. Ich glaube nicht, daß Newyork jemals ein ähnliches Ende erfahren kann.

Außer dieſer Fahrt nach Capri haben wir zweimal Pompeji beſucht. Die erſte Fahrt dahin wagten wir bei heftigem Winde und hochgehenden Wellen. Als wir ungefähr auf dem halben Wege waren, that W — —, der zwar ein ſchlechter Matroſe, aber ein deſto geübterer Schwimmer iſt, einige Fragen an uns, ob wir vielleicht bei'm Anlanden aus ſeiner Geſchicklichkeit Vortheil ziehen könnten; zu gleicher Zeit erfuhren wir von der Mannſchaft, daß jeder Verſuch bei dieſem unruhigen Waſſer an die Küſte anzulegen, uns leicht ſämmtlich unter Waſſer ſetzen könnte. Man hatte mir geſagt, daß wir etwa eine engliſche Meile weit den Sarno aufwärts

ahren könnten, faſt bis zu den Ruinen der Stadt, und wie dieß einem Seemann natürlich iſt, hatte ich vorausgeſetzt, daß wir im Haven ruhiges Fahrwaſſer finden müßten. Als ich mich näher erkundigte, hörte ich aber, daß an der Mündung des Fluſſes eine Bank ſich befinde, an welcher öfters bei völliger Windſtille die Dienung eine ſo heftige Wogenbrandung bewirke, daß man nur mit äußerſter Gefahr ſich dieſer Stelle nähern könne. Es blieb uns alſo nichts übrig, als das Steuerruder zu wenden und wieder zurück nach der Marina grande zu fahren. Doch unſere Spazierfahrt hatte doch den Erfolg, daß wir auch einmal die Bai in ſtürmiſcher Bewegung geſehen hatten; ihre aufgeregten Wogen erheben ſich bis zu ähnlicher Höhe, wie die Wellen des Oceans bei mäßig ſtarkem Winde; und ſeit die Jahrszeit immer weiter bis gegen das Ende des Oktobers vorgerückt iſt, haben wir öfters geſehen, wie die Wogen mit ſolcher Heftigkeit an unſern Klippen zerſchellten, daß ihr Schaum bis auf unſere Terraſſe hinanſprühete.

Zu unſerm nächſten Ausflug wählten wir beſſere Witterung und erreichten die Mündung des Fluſſes bei guter Zeit. Hier fanden wir aber das Waſſer ſo ſeicht, daß unſer Boot ſchon auf Kabeltaulänge von der Küſte auf den Grund lief, und das einzige Mittel, hinein in die Mündung des Fluſſes zu gelangen, beſtand darin, daß die Mannſchaft in's Waſſer ſprang und mit ſteter Aufmerkſamkeit auf die Dienung, das Fahrzeug immer

weiter hoben, bis ſie es endlich mit verdoppelter Anſtrengung glücklich über die Barre hinüber brachten.

Der Sarno iſt ungefähr eben ſo breit, wie der Bronks bei Weſtfarms, und als Fluß iſt er ihm ziemlich ähnlich. Wie der Bronks ſchlängelt er ſich durch grünende Niederungen, die vermuthlich ſämmtlich ſeit der Zerſtörung von Pompeji allmählig angeſchwemmtes Land ſind. Bei der Seichtheit ſeines Bettes konnten wir nicht ganz bis an die Stadt hinanſchiffen. Wir mußten daher das Boot zurücklaſſen und einem Fußpfade folgen, der uns bald auf die Landſtraße führte, worauf wir die Ruinen an der Seite erreichten, wo ſich die Grabmähler befinden.

Die Arbeiten waren, ſeit wir früher hier geweſen, nur langſam fortgeſchritten; doch war man in der Zwiſchenzeit mit der Aufgrabung eines ganzen Hauſes fertig geworden, welches von einiger Bedeutung geweſen zu ſein ſcheint. Vergeblich bemühte ich mich, einige Spuren des ehmaligen Havens aufzufinden; doch wenn ich nach dem jetzigen Anſehen des Bodens in dieſer Umgegend urtheilen darf, ſo ſcheint es mir kaum zweifelhaft, daß die Stadt auf einem niedrigen Vorlande ſtand, und daß der Haven eine ziemliche Strecke weiter ſeewärts lag. Wenn man Ort und Stelle nachgraben wollte, ſo würde man vermuthlich bald einen verſchütteten Molo finden.

Dießmal verließen wir Pompeji eine Stunde früher, als wir ſonſt gethan hätten, wenn nicht ein herannahendes Unwetter uns dazu bewogen hätte. Faſt zwei Monate

hindurch, und zwar im Auguſt und September, hatten wir in der Umgegend der Bai nichts erlebt, was einigermaßen einem Sturm ähnlich geſehen hätte, und kaum hatten wir einigen Regen gehabt. Nachdem ich nun bereits faſt ein Jahr dieſſeits der Alpen zugebracht habe, kann ich wirklich ohne Uebertreibung ſagen, daß ich weder Donner noch Blitz in dem Grade hier erlebte, in welchem ſolches in Amerika meine Aufmerkſamkeit erregt hätte. Wohl mochte ich zufällig hier eine ſeltnere Beſchaffenheit der Atmoſphäre in dieſer Jahrszeit angetroffen haben; doch hatte ich nach Allem, was mir von italieniſchen Gewittern, vorzüglich von Engländern erzählt worden war, hier beſonders ſchauerliche Gewitterſcenen erwartet. Doch, als wir eben in den Ruinen waren, glaubte ich aus manchen Vorzeichen ſchließen zu können, daß wir etwas Beſſeres als gewöhnlich zu erwarten hätten; und da ich fürchtete, die Brandung möchte an der Barre ungewöhnlich ſtark werden, ſo trieb ich meine ganze Geſellſchaft zur Eile, um das Boot bei guter Zeit zu erreichen.

Wir kamen aus dem Sarno mit weniger Schwierigkeiten hinaus, als wir hineingekommen waren, und befanden uns bald wieder in der Bai. Der Wind erhob ſich ſchwach aus Nordweſt, und während wir unterhalb des Vorgebirges von Vico vorüberfuhren, ſahen wir in der Richtung von Pauſilippo den Himmel immer düſterer werden, und der Anblick des Gewölks wurde fortwährend

großartiger. In der Gegend von Caſtelamare ſahen wir eine Polacre gegen den Wind ankämpfen; ſie legte bei und ſuchte in ruhiges Fahrwaſſer zu kommen, ungefähr eine halbe Stunde windwärts von uns. So wie ſich eben ihre Segel bei der Wendung nordwärts wieder füllten, bemerkte ich, daß ſie eilig ihre Stengen und Segel barg, kurz Alles, was dieſe unbedeutenden Fahrzeuge ihr Rüſtzeug nennen können, aus dem Wege ſchaffte. Ich ließ auch unſer Segelzeug bergen, und die Ruder ſetzten ſich in Bewegung. Es war ein erwartungsvoller Augenblick, und ich erinnerte mich kaum einer ſchönern Eröffnung einer Gewitterſcene, und der Eindruck wurde noch mehr gehoben durch den erhabenen Anblick der uns umgebenden Landſchaft. Der Anblick des Waſſers in der Bucht erinnerte mich an das zornumdüſterte Antlitz einer Schönen. Das Waſſer kräuſelte ſich und ſchäumte, aber es behielt ſein klares, tiefdunkeles Blau; und zwiſchen den grauen, fliegenden Wolkenmaſſen blickte durch einzelne Riſſe der reine ruhige Aether des Himmels in unwandelbarem dunkeln Blau, ein Bild der hehren Natur, die ſich gleich bleibt, ob auch düſtere Wolken ihr mildes Antlitz umſchleiern.

Der Ruderer, welcher in unſerm Boote das Streichruder führte, rieth mir, ſo nahe unter dem Vorgebirge hinzuſteuern, als es irgend möglich wäre. Ich nahm Anſtand, ſeiner Weiſung zu folgen; denn die Wellen erhoben ſich mit Macht, und wenn wir ihnen nicht zu

widerſtehen vermochten, ſo war nichts Anderes zu erwarten, als daß wir zu Grunde gingen; denn die Felſen erhoben ſich dort wenigſtens tauſend Fuß über dem Waſſer. Wirklich iſt dieſe herrliche Bergmaſſe eine der ſchönſten Küſtenklippen, die ich jemals ſah. Der Mann gab mir indeſſen vernünftige Gründe an und ſagte, der Wind könne nicht in entgegengeſetzter Richtung nach den Felſen blaſen, und daher würden wir, ganz das Gegentheil von dem, was ſonſt der Fall zu ſein pflege, unter dem Schutz des überhängenden Felſen ruhigeres Fahrwaſſer und weniger Wind antreffen, wenn wir unſern Cours ſeewärts richten wollten. Die Sache ließ ſich hören, und da wir an der Stelle, wo wir uns befanden, ziemlich ſchlimm daran waren, ſo folgte ich ſeinem Rathe und in wenigen Minuten befanden wir uns ſo nahe unterhalb dem ſteilen Abhang, als wir uns demſelben möglicherweiſe nähern konnten. Ich bekenne, daß ich an dem Gelingen des Unternehmens zweifelte; doch wir erreichten unſern Zweck vollkommen. Mit ziemlicher Eile kamen wir jetzt vorwärts, die Wellen gingen nicht beſonders hoch, und ſo erreichten wir die Bai von Sorrento ohne ſonderliche Anſtrengung binnen einer halben Stunde. Uebrigens machte es mir nicht wenig Freude, als ich die Polacre auf's Neue ihre leichten Segel im Winde zeigen ſah.

Bei ähnlichen Vorzeichen wären wir in Amerika von einer Regenfluth faſt überſchwemmt worden; hier

aber wurden wir kaum ein wenig erfriſcht. Längs der beſchützten Küſte war der Wind ziemlich, und eine oder zwei Stunden Weges vom Lande auf der Bai wehte er heftig. Die Polacre nahm ihre Richtung ſeewärts und hatte arg mit dem Winde zu kämpfen, bis ſie eine oder zwei engliſche Meilen Vorſprung gewonnen hatte; wir hatten übrigens auch keine leichte Arbeit. Dieſe Sorrentiner ſind tüchtige Bootsleute, kühn und gewandt, wie man ſie nur irgend finden kann. Sie ſind von athletiſcher Bildung, dabei thätig und beharrlich, und ihr Fahrwaſſer kennen ſie durchaus. So oft ich mit ihnen gefahren bin, und ungeachtet ich mit ihnen zwei bis dreimal in ernſthaftem Wetter draußen war, ſo habe ich ſie doch niemals, wie manche ihres Gleichen, ſtatt zu rechter Zeit die Hände zu regen, unthätig zu ihren Schutzheiligen beten geſehen, oder ſonſt ſich auf eine Weiſe benehmen, die ſeemänniſcher Geſinnung unwürdig geweſen wäre. In den untern Ständen dieſer Bevölkerung trifft man öfters die trefflichſten männlichen Eigenſchaften an.

Bald nach dieſer Luſtfahrt änderte ſich das Wetter und machte unſern täglichen Kahnfahrten ein Ende. Der Sirocco begann ernſthaft zu wehen, und zwei bis drei Tage lang hatten wir faſt ununterbrochen ſüdlichen Wind, bisweilen von Regen begleitet. Die Wirkung dieſer Winde iſt eine der größten Unannehmlichkeiten für die, welche ſich eine Zeitlang in Italien aufhalten. In meinem Bette liegend, bemerke ich es ſogleich, wenn ſich zu

ſolcher Zeit nur ein Hauch von Weſten her erhebt, und keine Sprache vermag die angenehme Empfindung zu ſchildern, welche die kleinſte Aenderung in der Luftſtrömung alsdann in mir hervorbringt. Wir haben hier ein Paar Tage verlebt, während welcher ich mich in einem Zuſtande befand, daß es mir vorkam, als ſchwanke das ganze Haus mit mir, wie ein Schiff auf ſturmempörten Wogen; und die Erſchlaffung aller Lebensgeiſter, während dieſer glutheiße Wind weht, iſt wirklich beängſtigend — es gibt nichts Peinlicheres und Niederſchlagenderes, ein Novembertag in London iſt noch eher zu ertragen.

Dieſes iſt die Zeit, zu welcher die Schiffe aus Sicilien und andern ſüdlichen Häven, mit Weizen befrachtet, hier ankommen. Vor ein Paar Wochen verging beinah kein Tag, an welchem wir nicht ein Dutzend und bisweilen zwanzig Segel an uns vorbeikommen ſahen. Sie halten nämlich Cours dicht um das Vorgebirge Campanella und wenden ſich von da nach Caſtelamare, woſelbſt die großen Magazine des Königreichs befindlich ſind. Manche öffentliche Gebäude dieſer Art ſind in einem ſo großartigen Maßſtabe angelegt, der wirklich faſt zu groß für die Größe dieſes Landes und ſeinen geringen Handelsverkehr iſt. So ſteht ein einziges Waarenlager an der Bucht an der Seite des Weges, welcher von Neapel nach Portici führt; es iſt bloß zu vorübergehendem Gebrauch beſtimmt, wenn Quarantaine-Maßregeln Solches erfordern; meines Wiſſens iſt es das weitläufigſte Ge-

bäude, das mir jemals vorgekommen iſt. Seine Länge kann nicht weniger betragen, als eine halbe engliſche Meile Weges. Ich zählte die Fenſter, ſchätzte die Zwiſchenräume zwiſchen denſelben, und daraus ging hervor, daß es weit über zweitauſend Fuß lang iſt. Doch Europa beſitzt eine Menge von Gebäuden, die uns durch ihre Größe und Pracht in Erſtaunen ſetzen, und Italien beſonders zeichnet ſich in dieſer Hinſicht vor allen andern europäiſchen Ländern aus.

Die Ankunft dieſer Schiffe gaben der Bucht auf unſerer Seite einen durchaus neuen Anblick, und die tägliche Ankunft unſerer ſchon früher erwähnten kleinen Flotte, die bisweilen faſt zum Verſinken befrachtet heimkehrt, vermehrt das Intereſſe bedeutend. Vor einigen Tagen ging Roberto wegen eines ihn ſelbſt betreffenden Geſchäfts nach Neapel; aber er war vor den Fährlichkeiten unſerer lieblichen Bai ſo beängſtigt worden, daß der arme Burſch, anſtatt ſich nochmals ähnlichen Schrecken bloßzuſtellen, vorzog, lieber einen Umweg von vierzig engliſchen Meilen nicht zu achten und über Caſtelamare und das Gebirge auf ſeinen Poſten zurückzukehren. Doch welch ein ſchlechter Seemann er iſt, kann die Bella Genovesa bezeugen.

Unſere Sirocco's währten nicht lange, und herrliche herbſtliche Witterung folgte den Aequinoctialſtürmen. Wir benutzten die noch übrigen ſchönen Tage, um das Innere der Halbinſel, auf der wir uns befinden, näher

in Augenſchein zu nehmen; denn jetzt iſt die Hitze ſelbſt um Mittagszeit erträglich. Sie würden lachen, wenn Sie uns auf dieſen kleinen Ausflügen abmarſchieren ſähen. Ein halbes Dutzend kleiner Eſelchen zieht in Parade an unſerm Thorwege auf, und zwei oder drei ſonnverbrannte Treiber hinterdrein. Sobald der weibliche Theil der Geſellſchaft gehörig aufgeſeſſen iſt, in einer Art von Packſätteln, ſchwingen W— — und ich uns ebenfalls auf, wobei unſere Füße beinah den Erdboden berühren, und dann geht es darauf los mit Hülfe von Stößen, Tritten und Flankenhieben von Seiten der Treiber. Sind wir endlich in Bewegung, ſo wiſſen wir oft ſelbſt noch nicht, wohin eigentlich die Reiſe gehen ſoll. Denn wenn dieſe ſanften Geſchöpfe über die Gebühr angeſtrengt werden, ſo macht ſich dieß kleine, langöhrige Völklein nichts daraus, die Naſe raſch erdwärts zu ſenken und mit irgend einer der Damen durchzugehen, wohin es grade die Laune treibt. Dann entſteht natürlich ein Angſtgeſchrei; die Eine muß wider Willen in eine Kirchenthüre hinein; eine Andere iſt in eine offene Holzſcheuer hineingerathen, eine Dritte ſieht ſich in geſtrecktem Galopp hinunter auf die Landſtraße entführt. Die erſte Viertel- oder halbe Stunde Weges verſtreicht unter häufiger Wiederholung ſolcher unterhaltenden Reiſeabenteuer; nachher aber geht es in regelmäßigerm Trabe weiter. Hier lacht uns Niemand aus, wenn wir ſolchermaßen in's Feld rücken; denn hier erwartet man nichts Anders, als

daß wir uns der Eſelreiterei nach Landesſitte befleißigen, und es ſcheint dieß den Leuten hier eben ſo natürlich, als uns das Reiten zu Pferde.

Auf dieſe Weiſe haben wir alle umliegenden Anhöhen beſucht. Einer unſerer Ausflüge galt einem verfallenen Camaldulenſer-Kloſter auf dem Berge, welcher die Ebene von Sorrento von der Ebene von Vico ſcheidet. Dieſe Camaldulenſer-Klöſter findet man immer auf Anhöhen erbaut; der Stifter des Ordens, Sanct Bruno, wurde nämlich durch einen Traum oder durch ein Geſicht aufgefordert, dieſen Plan zu befolgen. Die Wirkung eines ſolchen Wohnens auf Anhöhen iſt poetiſch und practiſch zu gleicher Zeit; denn es iſt kaum ein mächtigerer Antrieb zu religiöſen Betrachtungen denkbar, als eine weite Ausſicht auf die Herrlichkeit der Erde, vorzüglich wenn das Gemüth ſich von dem niedern Treiben auf derſelben enthält, ohne deßhalb mit demſelben ganz unbekannt zu bleiben. Auf dieſe Weiſe gelangt man deſto leichter zu geſunder Anſicht von dem, wie ſehr das Ideal von der Geſtaltung der Dinge der Welt ohne Sünde mit der Erfahrung contraſtire, welche die Dinge der Welt nach ihren wirklichen Verhältniſſen erkennen lehrt. In meinen Jugendjahren pflegte ich ſolche Orte beſchaulichen Nachſinnens zu fliehen; ich zog es vor, mich in das Gewirr der Welt zu verlieren, um das, was das Leben irgend Schönes umfaßt, recht in der Nähe zu genießen; doch jemehr ich dem Ende meines Lebens näher rücke, deſto

mehr fühle ich die Sehnſucht nach Zurückgezogenheit wachſen, und möchte faſt das Treiben der Menſchen in ein Gemälde für eine Camera obscura zuſammendrängen, in welchem die Contouren und Hauptlineamente des Schönen ſich vereinigt fänden, während die widerwärtigen Einzelnheiten daraus gänzlich verſchwinden oder zu unſichtbaren Atomen einſchwinden müßten.

Die Ausſicht von der Anhöhe, nördlich von der Ebene, iſt, wie alle Ausſichten hier umher, durchaus prächtig; auch kann es an ſolchen prächtigen Ausſichten nirgends in einem Lande fehlen, in welchem Felſen, Ebenen, Waſſer, Berge und belebte Natur überall mit der herrlichen Ausſicht nach Neapel ſich verbinden. Das Kloſtergebäude iſt durchaus zerſtört; denn in dieſer Gegend hat früher eine nachdrückliche Maßregel gegen mehre mönchiſche Verbrüderungen ſtattgefunden; aber die Kapelle ſteht noch. Sie wird jetzt zu einer Scheuer benutzt, und wir fanden ſie zur Hälfte mit Heu angefüllt. Das Altarblatt, ein recht ſchönes Gemälde, iſt noch vorhanden!

Am Rande der Felſenwand iſt ein Sitz angebracht, mit einer Ausſicht auf die Ebene von Sorrento, ſo wie man von dem Belvedere eines Hauſes den dazu gehörigen Garten, oder das Verdeck eines Schiffs vom Maſtkorb aus überſehen kann. Hier fiel uns wieder die Aehnlichkeit der Häuſer mit denen in Pompeji beſonders auf; ſie hatten dieſelben platten Dächer mit derſelben ſchon früher

von mir erwähnten Zurundung nach der Mitte derſelben, um das Waſſer gehörig abzuleiten.

Ein Ausflug in entgegengeſetzter Richtung war noch befriedigender. Wir erſtiegen die Anhöhen hinter Sorrento auf einem an die Schweiz erinnernden Pfad, halb Treppe, halb Weg, bis wir in eine Gegend kamen, die durch einen weit mehr idylliſchen Charakter, als man hier gewöhnlich findet, uns angenehm überraſchte. Ein Dörfchen auf dem Gipfel, der ſich zu einer Höhe von beinah tauſend Fuß, wo nicht ganz ſo hoch, erhebt, wo wir ſüdwärts die Ausſicht auf's mittelländiſche Meer hatten, wird „Santa Agata" genannt. Einige kleine felſige Eilande, nicht weit von der Küſte entlegen, um welche die ſchläfrige Brandung, in träger Bewegung, eben in kreisförmiger Aufwallung zu weißem Schaum zerrann, führen den Namen der „Sirenen-Inſeln." Man muthmaßt, daß dieß dieſelben Eilande ſeien, wo Ulyſſes an jenen gefürchteten Meerfräulein vorüberſchiffte, und auf einer dieſer Inſeln, ſagt man, befinden ſich die Ruinen eines Tempels. Sie ſind nichts als nackte Felſen, nicht größer als das Felſeneiland, an welchem wir bei Piombino anlegten. Waren vielleicht dieſe Ruinen ehmals die Wohnung anziehender Nymphen, welche den abenteuernden Seemann von ſeinem Weg verlockten, wenn er zufällig in ihrer Nähe vor Anker ging?

Noch ein anderes Camaldulenſer-Kloſter befindet ſich auf dem Gipfel der Anhöhe zwiſchen „Santa Agata" und

„Maſſa“, oder etwa halbweges zwiſchen dem Meerbuſen von Salerno und der Bai von Neapel. Einen Morgen brachte ich auf erwähnungswerthe Weiſe damit zu, daß ich allein und zu Fuße mich dahin begab. Das Wetter war ſchön, es war der Sabbath; der Wind blies aus Weſten, ſtark und ſtärkend zugleich, grade friſch genug, um behaglich und belebend auf mich einzuwirken. Von den Ruinen hatte ich, wie gewöhnlich, eine herrliche Ausſicht; denn dieſes finde ich auf jeder Anhöhe in unſerer Umgebung. Hier blickt man mit der gewiſſen Ueberzeugung in jeder beliebigen Richtung umher, bald dieſem, bald jenem erhabenen oder ſchönen Anblick zu begegnen, und öfters findet ſich Beides vereint; denn Beides geht hier ſo unmerklich in einander über, daß man in Zweifel geräth, welches Gefühl die Oberhand behalte. Genau kann ich Ihnen die Art der Gefühle, denen ich mich auf dieſem herrlichen Morgenſpaziergang hingab, nicht wohl beſchreiben. Es war ein Sabbath der Menſchen und ſchien mir ebenfalls ein Sabbath der Natur zu ſein; es war jene heilige Stille, die gleich einem Traum der Weihe über der Erde ſchwebt, als vereinige ſich die lebloſe mit der belebten Natur zur gemeinſchaftlichen Verehrung der ewigen Urſache alles Daſeins. Während ich mich, aller irdiſchen Sorgen enthoben, von Gipfel zu Gipfel ſchwang, und in heiterer Stimmung über Hügel und Ebenen weiter ſchweifte, ſchien mir jede neue anziehende Stelle den großen Tempel Gottes in neuer

entzückender Anſicht zu zeigen; und als ich aus der begeiſternden Einſamkeit mich wieder abwärts zu menſchlichen Wohnungen wandte, die ich blos in einzelnen Dörfchen oder Hochebenen oder in den tiefern Thälern antreffen konnte, ſo war es mir, als müſſe ich auch ein Mönch werden, um hier meine noch übrigen Tage verleben zu können.

Die Gebäulichkeiten des Kloſters waren, wie gewöhnlich, von bedeutendem Umfang, und Vieles iſt von ihnen noch vorhanden. Wäre mir das Loos zu Theil geworden, bei der Aufhebung von Klöſtern mitzuwirken, ſo würde ich ſicher in Städten und Ebenen dieſes Werk zuerſt begonnen haben, und die auf den Gipfeln von Hügeln und Bergen hätten erſt ganz zuletzt an die Reihe kommen müſſen; denn ich kann mich kaum der vorgefaßten Meinung erwehren, daß denen, die ſolche einſame Anhöhen bewohnen, irgend andere Dinge außer der frommen Verehrung Gottes am Herzen liegen können. Dieſes iſt wenigſtens eine verzeihliche vorgefaßte Meinung, wenn auch die Trunkenheit aufgeregten Gefühls ſolche allein zu rechtfertigen vermag; denn ich kann wohl ſagen, daß ſchöne Naturſcenen eben ſo wohl berauſchend auf das Gemüth einwirken können, als irgend eine andere täuſchende Empfindung uns des ruhigen Ueberlegens unfähig macht. Uebrigens können wir freilich nicht anders als die Wahrheit einräumen, daß der Teufel ebenſo ſehr im Klettern als im Kriechen geübt iſt; die

meiſten unſerer amerikaniſchen Teufel ſcheinen mir jedoch zu der kriechenden Gattung von Unholden zu gehören, ſo weit ich nämlich mit der Naturgeſchichte dieſes ſcharrenden und wühlenden Ungeziefers bekannt bin.

Wir ſtreichen ſelten in dieſen reizenden Umgebungen umher, ohne daß uns die übereiligen Reiſenden bedauerungswürdig vorkämen, die Neapel beſuchen wollen und bisweilen die ſchlimmſte Jahrszeit dazu wählen, die ein paar regneriſche Wochen hindurch allen möglichen Ausſichten nachjagen, und wann ſie mit Anſtarren und Anſtaunen ſich abgehetzt und überſättigt fühlen, wieder fortrennen und ſich einbilden, jetzt vermöchten ſie die ſchöne Natur von Neapel, ihre Mannigfaltigkeit, die Reinheit ihrer Atmosphäre, die ſchimmernde Himmelsbläue und alle übrigen Herrlichkeiten vollſtändig zu beſchreiben. Die Umgegenden von Neapel ſind in dieſer vorgerückten Jahrszeit etwas ganz Anders, als ſie bei unſerer Ankunft waren; ungeachtet ſie faſt durchgehends einen wunderlieblichen Anblick gewähren. Selbſt der Sirocco vermag nicht ſie gänzlich ihres milden Zaubers zu berauben; denn, wenn dieſe überall lebenathmende Gegend gleich andern Schönheiten ihre guten und ſchlimmen Tage hat, ſo ſind die Letztern bei ihr höchſtens die ſchlimmen Tage eines Venusangeſichts. Noch niemals habe ich einen Blick auf dieſe Bai thun können, ohne neue Gegenſtände der Bewunderung und neue Züge der Vollkommenheit in ihr zu entdecken.

Auch wird es Sie nicht wenig wundern, wenn Sie erfahren, daß wir hier auch in andern Genüſſen ſchwelgen; daß wir die köſtlichen Dinge dieſer Welt auch in der Geſtalt koſtbarer und des Koſtens würdiger Nahrungsmittel und Erfriſchungen genießen. Der Wein in dieſer Gegend iſt vortrefflich, die Lachrymä Chriſti des Veſuvs ſind ein ausgeſuchter, ganz vorzüglicher Wein. Sodann ſind die Beccafichi, die Feigenſchnepfen, ein vorzüglich wohlſchmeckendes Geflügel; um dieſe Jahrszeit ſind ſie häufig, und Sorrento iſt der rechte Ort dazu; ſie koſten Stück für Stück einen Grano; die Wachteln ſind gerade jetzt ſo vorzüglich, als ſie irgend ſein können, in Ueberfluß zu haben und dabei äußerſt wohlfeil. Sie ſtreichen in großen Schwärmen durch dieſe Gegend und werden mit an den Bäumen ausgeſpannten Netzen gefangen. Eine eigne Laune dieſer Vögel läßt ſie die Inſel Capri vorzugsweiſe zum Ruheort erwählen, und ſo werden wöchentlich Tauſende von dort aus nach den Märkten von Neapel gebracht. Eine eigne Laune der Menſchen hat dieſe Vögel einem Biſchof als einträgliche Einnahme angewieſen; — ſo hat man mich wenigſtens verſichert; ich finde es ſonderbar, daß eine ſo kleine Inſel überhaupt einen Biſchof für ſich allein hat. Sorrento hat indeſſen gar einen Erzbiſchof, dieſer geiſtliche Herr iſt ein grundgelehrter Mann; in der Hauptſtadt und in ihren nächſten Umgebungen ſollen ein Dutzend Biſchöfe ihr Weſen treiben.

Da ich eben von den Biſchöfen rede, will ich nun kurz erwähnen, daß wir kürzlich hier einen feierlichen Aufzug ſahen, bei welchem einem Bilde der Jungfrau eine weit größere Verehrung bewieſen wurde, als mir an irgend einem andern Orte vorgekommen iſt. Ihr Bild wurde von einem Altar zum andern getragen, gefolgt von faſt der Hälfte der geſammten frommen Einwohnerſchaft, und unter dieſen machte ſich faſt das ganze Korps meiner ſtändigen Bettlerſchaar bemerklich. In dieſem kleinen Städtchen iſt die Zahl der Kirchen und Klöſter ſo beträchtlich, daß ein Einwohner, den ich letzthin darüber befragte, mir nicht Einmal ihre Anzahl genau anzugeben wußte. „Es können ihrer zwanzig ſein oder vielleicht funfzig,“ war ſeine Antwort.

Als ich neulich auf der Terraſſe meiner Wohnung auf und ab ſpazierte, ſah ich einen Prieſter den Weg von der Marina gerade heraufkommen. Ihn begleitete ein untergeordneter Geiſtlicher, der mit dem frommen Vater gemeinſchaftlich ſang. In geringer Entfernung hinter ihnen her ſchritt einer von den ſonnverbrannten barfüßigen Fiſchern, die unten wohnen, der auf ſeinem Kopf einen gewöhnlichen platten, aus ſchwanken Ruthen geflochtenen Weidenkorb trug, auf welchen ſie ihre Fiſche zum Verkauf auszubreiten pflegen und auf welchem er, wie ich anfangs glaubte, jetzt ebenfalls Fiſche zu Markte trug; da er ſich immer in geringer Entfernung hinter den geiſtlichen Herren hielt, ſo vermuthete ich, er halte es

für unſchicklich, ihnen vorauszueilen, da dieſe eben in irgend einer religiöſen Ceremonie beſchäftigt waren. Ich wurde neugierig, ſie näher herankommen zu ſehen, und dabei unterſchied ich zuerſt, daß der ernſte Choral ein Grablied war. Als der Zug mir nahe genug war, um Alles deutlich zu erkennen, ſah ich auf dem Korbe keine Fiſche, ſondern den Leichnam eines kleinen Mädchens von etwa ſechs Jahren. Es war in ein weißes Gewand gehüllt und mit bunten Bändern geſchmückt, und über ſeinem Antlitz lag ein länglicher Blumenſtrauß oder vielmehr ein künſtlicher Strauß von nachgemachten Blumen, deren bunte Farben auf fremdartige Weiſe mit dem bleichen Anſehen der Leiche contraſtirten. Ich rief ein ſorrentiniſches Dienſtmädchen, das eben vorbeiging, um mich nach den nähern Umſtänden zu erkundigen, und erfuhr, dieß ſei das Töchterchen des Fiſchers, und es war alſo eine Armenbeſtattung ohne beſondere Feierlichkeit. Dieß Leichenbegängniß war noch armſeliger als jenes auf der Inſel Wight; nur war das Benehmen des Prieſters hier weit erbaulicher. Man ſagte mir, der Körper würde jetzt in die Kirche gebracht, daſelbſt ſeines Schmucks entkleidet und dann in ein Grab gelegt, wie ſolches Allen wiederfahre, die auf ähnliche Weiſe beſtattet werden. Sie ſagte „geworfen;“ doch ich hoffe, daß man ſie wenigſtes langſam einſenkt. Ich ging nicht nach, um das Ende der Feierlichkeit mit anzuſehen; denn ich habe eine eigne Scheu davor, mich als Fremder bei den

Leichengebräuchen anderer Völker zuzudrängen. Die rohe und gleichgültige Weiſe, mit welcher Proteſtanten gewöhnlich ſich bei den Ceremonien des katholiſchen Gottesdienſtes benehmen, bringt denen, die ſolches thun, ebenſo wenig Ehre, als denen, die ſolches dulden; während wir, die Jünger des Lutherthums, in der Fülle der Voreingenommenheit für unſere abweichenden Meinungen nur zu leicht geneigt ſind, alle Schmach auf letztere zu werfen. Ich meine wenigſtens, daß fromme Katholiken unſer kaltes, verhöhnendes Benehmen nicht weniger anſtößig finden, als es fromme Proteſtanten übel nehmen würden, wenn der umgekehrte Fall ſtatt fände.

Wir haben nun ſchon ſo manche Woche in dieſer träumeriſchen Lebensweiſe verſtreichen laſſen, daß abgeſehen von der unfreundlichern Octoberwitterung, uns der Wunſch, ein etwas thätigeres Leben zu gewinnen, allmählig mächtiger ergriffen hat. Das Kahnfahren iſt eine müßige Beſchäftigung, wenn man nicht ſelbſt das Ruder zur Hand nimmt; und ſelbſt die Jagd nach Sehenswürdigkeiten und Ausſichten, die gewöhnlich ein äußerſt anſtrengendes Geſchäft iſt, erforderte an den Küſten dieſer an allem Schönen überreichen Bai nicht die Hälfte des ſonſt ſo beſchwerlichen Hin- und Herrennens und der damit anderswo verknüpften Unannehmlichkeiten.

Beiläufig habe ich ganz und gar vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß unſer Haus in Sorrento auch zu den Sehenswürdigkeiten der Umgegend gezählt wird. Gar

viele Reiſende haben uns deßwegen mit ihrem Beſuch beehrt, wo bei unſer Roberto den Vortheil hatte, das für ihn einträgliche Amt eines Ceremonienmeiſters zu verſehen. Glücklicherweiſe war hier nichts Merkwürdiges ſonſt zu zeigen, als die „Loggia“ und die große Treppe, die zu unſerer Wohnung führt, der große Saal und die Terraſſe. Letztere belohnt einigermaßen die Mühe des Treppenſteigens durch die ſchöne Ausſicht, und ich will daher wohl glauben, daß faſt alle Schauluſtigen recht befriedigt waren. Auch gibt es hier im großen Saal, wie ich ſchon ſagte, ein Bruſtbild, welches im Rufe ſteht, Alexander den Großen vorzuſtellen. Es iſt, wie ich glaube, eine Antike; doch in wie fern es wirklich ein Abbild Alexanders des Großen vorſtellt, will mir nicht einleuchten. Es hat eher das Anſehen eines Schwärmers als eines beſonnenen Mannes; doch trifft man ſelten die merkwürdigen ſcharfen Ecken und hohen Stirnen bei wirklich ausgezeichneten Männern an. Sodann iſt in demſelben Saal noch eine Büſte von Bernardo Taſſo, dem Vater des Dichters, und ebenfalls ein Bruſtbild von Julius Cäſar, das denſelben als Jüngling darſtellt. Der Bernardo iſt wahrſcheinlich ächt, da die Familie des Herzogs mit dem gefeierten Dichter in näherer Beziehung geſtanden haben ſoll; aber mein Roberto zeigt den Fremden Alles mit einander als unbezweifelt ächte Schauſtücke, ohne ſich den geringſten Scrupel darüber zu erlauben.

Gewöhnlich begeben wir uns in ein anderes Zimmer, wenn die Bewunderer von Taſſo ſeine ehemalige Behauſung ſehen wollen; doch als ich neulich zufällig einem der häufigen Beſucher begegnete, erkannte ich einen jungen Oeſtreicher wieder, den Freiherrn — —, deſſen Bekanntſchaft ich früher in Florenz gemacht hatte, und ging daher zu ihm, um mit ihm zu reden. Wir verplauderten ein halbes Stündchen mit einander; und ich erwähne dieſes Umſtandes bloß deßwegen, weil mein Beſuch einigermaßen darüber betroffen ſchien, daß General Jackſon kürzlich mit der Würde eines Präſidenten der Vereinſtaaten bekleidet worden war. Dieſe Betroffenheit gab ſich zuerſt durch einige Fragen kund, die er wegen des Alters des neuen Präſidenten an mich richtete; denn als ich ihm ſagte, General Jackſon ſei bereits ein Greis, ſo ſchien dieß meinen Mann zu überraſchen, oder vielmehr es ſchien ihm dieſes gar nicht zu gefallen. Er hatte augenſcheinlich erwartet, unſere demokratiſchen Einrichtungen ſeien endlich ihrer längſt verkündigten Auflöſung nahe, und wir könnten bereits im Vorgenuß eines militäriſchen Despotismus ſchwelgen. Ein militäriſcher Despotismus, welch eine Vorausſetzung in einem Gebiet, das wenigſtens zwei Millionen Quadratmeilen Flächeninhalt*) hat, und deſſen ganze Armee nur ſechstauſend Mann beträgt!

Mir war es ganz deutlich, daß die Uebertreibungen

*) Ungefähr 92,000 geographiſche Quadratmeilen.

und Ausfälle in Beziehung auf die Präſidentenwahl in den Blättern der Gegenpartei bei uns, von welchen Manches in auswärtige Blätter übergangen ſein mochte, in Europa einigen Eindruck gemacht hatten, und daß man, wie dieß gewöhnlich den Menſchen wiederfährt, gerade das, was man am angelegentlichſten wünſchte, am bereitwilligſten geglaubt hatte. Für Jeden, der in amerikaniſcher Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt lebt, denn ganz Amerika iſt in Beziehung auf Europa ein vom Weltgeräuſch entfernter Aufenthalt, gleichſam eine ländliche Zurückgezogenheit vom Schauplatz großer Ereigniſſe; und „Wellſtreet" iſt noch weit ſchlimmer daran, wo es ſich um die wichtigſten Angelegenheiten der Völker und um das Eindringen in die Geheimniſſe der Höfe handelt, weil man dort nur äußerſt oberflächlich die Handelsweiſe, die Grundanſichten, die Plane und Zwecke der europäiſchen Staaten kennt; — für Jeden, ſage ich, der in amerikaniſcher Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt lebt, iſt es äußerſt ſchwierig, ſich eine genaue Vorſtellung von den ſtehenden vorgefaßten Meinungen zu bilden, welche man hier in Beziehung auf uns und unſere Angelegenheiten als ebenſo viele Gewißheiten feſthält.

Ein angeſehener Neapolitaner, ein Mann von eigenthümlichem Scharfſinn, der ein hohes Staatsamt bekleidete, fragte mich neulich ganz ernſthaft, welche Abſicht wohl die Engländer gehabt hätten, als ſie im Jahr 1814 ſich nach Waſhington wandten? Da ich vorausſetzen

konnte, daß ein ſolcher „coup de main" unter geeigneten Umſtänden gar keiner Erläuterung bedürfe, ſo ſetzte mich ſeine Frage ebenſo ſehr in Verwunderung, als ihn vielleicht meine Antwort überraſchte. Denn als ich ihm erläuterte, daß Waſhington damals ein offener, noch nirgends ausgebauter Flecken von höchſtens acht bis neuntauſend Seelen geweſen, unter welchen eine große Anzahl von Schwarzen mit einbegriffen war; — daß dieſer damals noch wenig bevölkerte, ganz offene Ort, ohne Garniſon, ohne die geringſten Vertheidigungswerke, gleichwohl ſich über eine Fläche von neun bis zehn engliſchen Geviertmeilen*) ausdehnte, — daß daher die Beſetzung einer ſolchen Stadt keinen andern Einfluß auf den Fortgang des Kriegs haben konnte, als die Beſitznahme und das vier undzwanzigſtündige Beſetzthalten jedes andern inländiſchen Ortes von ähnlicher Größe, ſo ſetzte meine Antwort ihn in Erſtaunen. Aus ſeinen Aeußerungeu konnte ich deutlich abnehmen, in welchem ganz verſchiedenen Lichte man dieſen Vorgang in Europa betrachtet hatte; und Dank ſei es dem Einfluß unſerer Feinde, ſehe ich jetzt, daß dieſer Krieg von 1812 hier durch eben dieſe verunglückte Expedition weit mehr als durch irgend ein anderes Ereigniß bekannt geworden iſt, welcher Art auch unſere eigenen Anſichten über jene Begebenheiten ſein mochten.

---

*) Nicht völlig eine halbe geographiſche Quadratmeile.

Dergleichen Mißgriffe dürfen Sie durchaus nicht in Erſtaunen ſetzen. Denn der Einfluß Englands wirkt gerade jetzt nicht weniger ſelbſt auf die in Amerika verbreiteten Anſichten ein. Noch kürzlich hatte ich einen ſprechenden Beweis von ganz ungereimten Urtheilen, die eben jener engliſche Einfluß hervorbringt. Eins der Tagblätter von New-York, welches unter die Zahl jener vermeintlichen patriotiſchen Organe gehört, welche ihren Patriotismus durch unaufhörliches Witzeln über unſre Inſtitutionen an den Tag zu legen bemüht ſind, während ſie die ungetheilte Kraft ihres gereizten Unwillens und ihrer verletzten Eitelkeit in der Vertheidigung der unübertrefflichen Katzen und Hunde ihres heimiſchen Bodens verſchwenden, die, beiläufig geſagt, den Katzen und Hunden in Europa weit nachſtehen, — eines dieſer Tagblätter, ſage ich, hat ſo eben die Behauptungen eines engliſchen Officiers in Beziehung auf die Feldzüge von New-Orleans und Waſhington angeführt, um zu beweiſen, daß unſere eigenen frühern Urtheile über dieſe Vorgänge durchaus falſch ſeien. Dieſer nämliche Officier, der von allen Dingen ſo gut unterrichtet zu ſein vorgibt, der damals ſelbſt in Waſhington geweſen zu ſein behauptet, nennt dieſen Ort eine Stadt von dem Anſchein nach ſechzigtauſend Einwohnern und macht einige architektoniſche Kritiken über die beiden Flügel und den Hauptbau des Capitols, welcher letztere zu jener Zeit noch gar nicht vorhanden war. Es gibt wahrhaftig manche Leute

bei uns, die mit Leichtigkeit ein engliſches Kameel verſchlingen, während ſie an einer amerikaniſchen Mücke erſticken wollen.

Siebzehnter Brief.

Ausflug zum Veſuv. — Die Eremitage. — Schwierigkeiten beim Erſteigen des Berges. — Anſicht des Kraters. — Ideelle Aehnlichkeit mit dem Eingang in die Unterwelt. — Geeignete Maſchinerie zu den epiſchen Darſtellungen Virgils. — Ein Ausbruch des Vulcans. — Anmuthige, einem Panorama ähnliche Ausſicht. — Niederſteigen vom Kegel des Veſuvs. — Eine ruſſiſche Fregatte. — Keine tüchtige Seemacht ohne Vorliebe für das Seeweſen. — Die Schlacht bei Navarino.

Es muß Sie billiger Weiſe wundern, daß ich Ihnen noch ſo wenig vom Veſuv erzählt habe. Ungeachtet ich ſeiner kaum erwähnte, iſt doch kein Tag, ja beinah keine Stunde, außer des Nachts — und manche Stunde der Nacht möchte ich ſelbſt ausnehmen, — vorübergegangen, ohne daß wir dieſen ſchönen Berg vor Augen hatten. Ich nenne dieſen Berg ſchön: denn, wenn ich den Fuß deſſelben mit in Anſchlag bringe, mit ſeinen Städten, Palläſten, Ruinen, Dörfern und Landhäuſern, — ſeine Abhänge mit ihren Schluchten und Klüften, hin und wieder mit lachenden Fluren oder düſteren Forſten umkleidet, — ſeinen kegelförmigen Gipfel von Schutt und Aſche aufmerkſam betrachte; ſo vereinigt ſich mir das Ganze zu einem höchſt anziehenden Anblick. Bei Tage ſieht man gewöhnlich eine lichte Rauchwolke vom Krater

aufſteigen und über demſelben ſchweben, und zur Nachtzeit erleuchten gelegentliche Blitzesflammen den Himmel und die Mündung des Vulcans, wie der Feuerſchein einer Schmiede-Eſſe bald hell auflodert, bald wieder erliſcht. Ich erinnere mich nicht, daß wir jemals wirkliche Flammen aus der Mündung hätten hervorbrechen ſehen; doch ſahen wir demſelben kürzlich bisweilen leuchtendere Dämpfe entſtrahlen, als dieß gewöhnlich der Fall iſt.

Bisher hatte das heiße Wetter uns von jedem Verſuch, den Berg zu erſteigen, gänzlich abgeſchreckt; doch W—— und ich erinnerten uns kürzlich daran, daß es endlich einmal Zeit ſei, dieſe kleine Reiſe wirklich anzutreten. Zu dieſem Zweck fuhren wir über die Bai nach Neapel, und brachten die Nacht dort zu, weil wir zugleich beabſichtigten, uns recht früh auf den Weg zu machen. Wir fuhren alſo nach Portici, wo wir frühſtückten; darauf beſtiegen wir unſere Pferde, und in Begleitung eines Führers, der uns gut empfohlen worden war traten wir die Reiſe an.

Die erſten vier bis fünf engliſche Meilen Weges ritten wir nur ganz allmählig bergan; der Weg, der höchſtens ganz gewöhnlich genannt werden könnte, und für Wagenräder ganz unbrauchbar iſt, führt anfänglich durch Weinberge, darauf durch Gehölz und öfter längs Bergtraufen oder auch durch das Bette alter Lavaſtröme hinan. Der Gipfel, den wir zu erſteigen hatten, iſt eben die kegelförmige Anhöhe, deren ich ſchon erwähnte.

Die Form des Bergkegels iſt faſt regelmäßig, wiewohl ſeine Seitenflächen ein zerklüftetes Anſehen haben; einzelne Spitzen deſſelben ragen über den andern hervor; doch iſt die zunächſt nach Neapel und nach der Bai ſich abdachende Seitenfläche im Ganzen weniger ungleich. Ich ſchätzte die niedrigſte Spitze dieſes Kegels auf etwa achthundert Fuß Höhe über ſeiner Grundlage; doch dieſe Höhe wechſelt zu verſchiedenen Zeiten um ein Beträchtliches. Vom Fuß deſſelben erſtreckt ſich eine bedeutende Erhebung etwa eine engliſche Meile weſtwärts, und ſenkt ſich alsdann plötzlich nach der Ebene zu. Die Form dieſer Erhebung erleichtert nicht blos das Erſteigen des Bergkegels, ſondern iſt zugleich ein Sicherheitswall, da das Land in der Nähe des Kegels niedriger iſt, und ehe die Lava dieſe Erhebung überſtrömen könnte, müßte ſie vorher längs den Seitenflächen derſelben nördlich oder ſüdlich abfließen. Am Ende dieſer Erhebung, wo ſie gleichſam ein Land-Vorgebirge bildet, befindet ſich die berühmte Eremitage.

Dieſe Stelle erreichten wir in weniger als drei Stunden Zeit, nachdem wir Portici verlaſſen hatten, und das Anſteigen in der unmittelabren Nähe der Eremitage war ſchwierig, aber es dauerte nicht lange. Letztere iſt ein einfaches aus Steinen aufgeführtes Gebäude, bei welchem auch eine Kapelle nicht fehlt; doch hat es im Ganzen mehr das Anſehen eines Wirthshauſes als wie eines frommen Betrachtungen geweihten Aufenthalts. Ein

Mann von ziemlich mönchiſchem Aeußern wohnte hier und verſah uns mit dem, was wir bedurften, und wir unterließen nicht, ihm ſeine materiellen Tröſtungen pünktlich zu bezahlen. In ſeinem Benehmen ähnelte er dagegen mehr einem Gerichtsdiener als einem Diener der Kirche. Weil vor einiger Zeit einige Räubereien zwiſchen der Eremitage und dem Bergkegel des Veſuvs vorgefallen waren, hatte man eine Wache von wenigen Soldaten bei erſterer aufgeſtellt, mit der Weiſung, jeder Geſellſchaft von Reiſenden, die den Berg beſteigen wollten, einen Mann zur Bedeckung mitzugeben.

Eine halbe Stunde verweilten wir bei der Eremitage, ſtärkten uns zur Fortſetzung der Reiſe mit Wein und genoſſen die Ausſicht, die wirklich prachtvoll war; doch da dieſe in der umfaſſendern Ausſicht, die uns oben am Krater erwartete, mit eingeſchloſſen war, ſo will ich derſelben hier nicht beſonders erwähnen. An der Vorderſeite des Gebäudes ſtehen einige ſchöne Bäume, und im Ganzen läßt dieſer Ort als Einſiedelei kaum Etwas zu wünſchen übrig. Der Abſtand von der Höhe des Kraters mag in grader Richtung etwa eine engliſche Meile betragen; und ſo gefährlich es klingen mag, in einer ſolchen Nähe des Kraters eines Vulcans zu wohnen, ſo möchte ich mich eben ſo bereitwillig finden laſſen, während eines wirklichen Ausbruchs an dieſem Orte zu bleiben, als in einer der Städte, die unten am Fuße des Berges liegen, ungeachtet ihrer fünf= bis ſechsfachen

Entfernung. Es bedarf keiner weitſchweifigen Erläuterung, um Ihnen dieſe Sache deutlich zu machen. Es kann nämlich die Lava, von welcher in neuerer Zeit das meiſte Unheil zu beſorgen iſt, durchaus nicht bis an die Eremitage gelangen, weil die Formation der erwähnten langgeſtreckten Erhebung ſolches unmöglich macht; und was die glühenden Steine und Aſchenauswürfe betrifft, ſo ſteigen dieſe in faſt ſenkrechter Richtung aufwärts, und ihr Niederfallen muß daher faſt derſelben Richtung folgen. Es läßt ſich faſt mit Gewißheit annehmen, daß ſie ſelten anders als in der Nähe des Kraters niederfallen. Aus ſolchen Auswurfsmaſſen hat ſich in der That der ganze Kegel nach und nach zuſammengehäuft; und von der Baſis dieſes Kegels iſt die Eremitage noch eine engliſche Meile Weges entfernt. Folglich befindet ſich der Quaſi-Eremit um eben ſo viel außer dem Bereich des Feuers.

Wir verließen die Einſiedelei auf unſern Pferden wohl eine halbe Meile ritten wir durch ein Gehölz, in dem wir einen hübſchen faſt ebenen Pfad verfolgten. Darauf kamen wir aus dem Wäldchen heraus auf eine Fläche von Lava, die bedeutend niedriger lag, als das Gehölz, welches wir ſo eben verlaſſen hatten; von hier aus war die glühendheiße Maſſe augenſcheinlich in nördlicher und ſüdlicher Richtung abgefloſſen. Dieſe niedrigere Fläche bildet gleichſam einen Graben vor dem ſchräg von der Eremitage aus aufſteigenden Bergrücken. Hier kann

kein Lavaſtrom denſelben überfluthen, bis er zunächſt das Bette dieſes Grabens ausgefüllt hat, was übrigens gar nicht denkbar iſt, weil die flüſſige Maſſe nothwendig zu beiden Seiten hinabfließen muß. Indem wir unſern Weg über die erſtarrte Maſſe fortſetzten, kamen wir an das öſtliche Ende der Vertiefung, wo wir von unſern Pferden abſteigen mußten. Hier ließen wir die Pferde zurück, und ſchickten uns zu dem mühſamen Bergaufſteigen an, das uns jetzt bevorſtand.

Die Abdachung dieſes aus Auswurfsmaſſen beſtehenden Kegels iſt weit ſteiler, als ein ähnlicher Haufen von Schutt oder kleinem Gerölle ſein würde, wenn wir nämlich dabei vorausſetzen, daß ſolcher Schutt von Sand und Steinen auf einen gegebenen Punkt niederſtürzte und keine anderweitige Kraft eine Abänderung in der gewöhnlichen Form der Böſchung bewirkte. Mir ſchienen die Seiten des Kegels einen Winkel von fünfzig bis fünfundfünfzig Grad mit einer horizontalen Ebene zu bilden; da nun die Aſche des Berges unter dem Gewicht eines Mannes nachgibt, ſo daß man bei jedem Tritt mit dem Fuß ziemlich tief einſinkt; ſo iſt es keine leichte Aufgabe, dieſen Bergkegel zu erklimmen. Wir gingen entſchloſſen und ſtandhaft ans Werk, indem wir von Zeit zu Zeit Halt machten, um tief Athem zu ſchöpfen, welches wir öfter kurz hintereinander wiederholen mußten, und ich glaube, daß wir etwa zwanzig Minuten zubrachten, bis wir den Gipfel erreichten. Die Aſche war an manchen

Stellen warm, und an mehren Orten brachen, während wir aufwärts ſtiegen, ſchweflige Dämpfe hervor. Ich war ein viel zu erfahrener Reiſender, um mich durch vermehrte Anſtrengung außer Athem zu bringen, als eben der Augenblick nahe war, der uns für unſere Mühſeligkeiten entſchädigen ſollte. Sobald ich den Gipfel bis auf wenige Fuß erreicht hatte, machte ich Halt, um wieder völlig zu Athem zu kommen; unſer armer W——, der mit ungewöhnlicher Haſt den Berg zu erklimmen begonnen hatte, war noch über hundert Fuß hinter mir zurückgeblieben. Der Führer wartete ruhig, bis ich mich von meiner Erſchöpfung erholt haben würde; aber der Soldat, der ſeiner Pflicht gemäß nicht weiter mit zu gehen nöthig hatte, als bis zum Fuß des Kegels, der aber, weil es das erſte Mal war, daß er dieſen Weg machte, vorzog, uns bis auf den Gipfel zu begleiten, lag ganz erſchöpft am Rande des Kegels oder vielmehr des Kraters, als ich endlich an ſeine Seite trat.

Hier überraſchte mich eine mir völlig neue und außerordentlich ſchöne Ausſicht. Da ich auf dieſem Standpunkt Alles ganz anders fand, als ich es erwartet hatte, ſo will ich verſuchen, Ihnen zu ſchildern, wie die Gegend hier beſchaffen iſt. Mir ſchien es, als ob die Höhlung des großen Kraters an dem Platze, wo wir uns eben befanden, etwas über halb ſo tief hinabreiche, als die Seitenwand des Kegels außerhalb; doch der Rand des Kraters iſt uneben und zackig, und war unter andern

an einer Stelle ungefähr zweihundert Fuß höher als an der Seite, wo wir heraufgeſtiegen waren. Dieſer Rand des Kegels oder des Kraters umgab faſt den ganzen Bergkegel oberhalb in ununterbrochener Folge, und konnte ringsum etwa eine engliſche Meile oder noch etwas darüber betragen. Daraus folgte, daß der Durchmeſſer des Kraters an ſeiner obern Oeffnung ungefähr eine Drittelmeile *) maß. Der Boden der Höhlung hatte das Anſehen einer Lehmgrube, er ähnelte einigermaßen der Solfatara, und aus ſeinen Spalten quoll Rauch und Qualm hervor. Hell ſchimmernde Schichten von Bimsſtein gaben ihm ein verworrenes, widerwärtiges Anſehen; er ſchien beinah ganz eben, wie eine gewöhnliche Tenne von Backſteinen, ſo weit wir von unſerm Standpunkt aus ſein Inneres unterſcheiden konnten. Ein wenig ſeitwärts erhob ſich weiterhin ein kleinerer Kegel, der etwa hundert und fünfzig bis zweihundert Fuß hoch ſein mochte, der aus den nämlichen Beſtandtheilen wie der äußere Kegel zu beſtehen ſchien, mit einer obern Oeffnung von etwa achzig bis hundert Fuß im Durchmeſſer. Dieſes war der thätige oder eigentliche Krater des Veſuvs. Aus dieſer Oeffnung gehen Rauch, Funken, Steine und Aſche, kurz ſämmtliche feurige Erſcheinungen hervor, die der gewöhnlichen Thätigkeit des Vulkans angehören, und dieſe Mündung kann daher als eine Art von Sicherheits-

*) Alſo über 1650 Fuß in runden Zahlen.

öffnung angeſehen werden. Dieſer kleinere, innere, einem ungeheuern Heuſchober nicht unähnliche Bergkegel liegt den öſtlichen und ſüdlichen Rändern des großen Kraters weit näher, als den nördlichen und weſtlichen, und ſeine Höhe reicht nicht ſo weit hinan, daß er von der Umgegend her ſichtbar ſein könnte, wenn man nicht bis zu der Stelle, wo wir ſtanden, den Berg ſelbſt erſtiegen hat. Die glühenden Steinmaſſen müſſen daher viele hundert, vielleicht ſechs bis achthundert Fuß über der Oeffnung aufwärts geſchleudert werden, um in Neapel oder Sorrento geſehen werden zu können, wo wir indeſſen während der letzten Zeit öfter dergleichen beobachten konnten.

Das Schauſpiel, welches uns in dem Augenblick, wo wir an dem Rand des Kraters angelangt waren, überraſchte, war eines der außerordentlichſten, das ich jemals erlebt habe. Eben hüllte nämlich eine gewöhnliche Wolke den Gipfel des Kegels ein und entzog uns den Anblick der ganzen Gegend, bis auf den Krater ſelbſt und ſeine nächſten Umgebungen, indem ſie allen Gegenſtänden, die wir noch erkennen konnten, eine düſtere Färbung verlieh. Vermuthlich drangen einige wenige Sonnenſtrahlen durch dieſe Nebelhülle, die nicht hoch über unſere Häupter hinauf zu reichen, aber ungefähr halbweges längs den Seitenwänden des Kegels hinab ſich zu erſtrecken ſchien; denn die Schwefelmaſſen erglänzten weit lebhafter und ungewöhnlicher, als bald nachher. Der gelbliche Schimmer, den dieſe Maſſen von ſich ſtrahl-

ten; die nicht natürliche, ſondern eher übernatürliche Wirkung dieſer Erſcheinung, verbunden mit dem Anblick des gähnenden Abgrunds, dem aus der Tiefe herauf widerhallenden Getöſe und den gelegentlichen Ausſtrömungen dampfender feuriger Maſſen, Alles vereinigte ſich, um dieſem Schauſpiel eine Aehnlichkeit mit dem Bilde zu geben, welches man hin und wieder vom Eingang zur Unterwelt entworfen hat. Wenn ich jemals nahe daran war mir einzubilden, mir ſei ein Blick in die prachtumgebene Herrlichkeit des Himmels, in die ſtrahlenden Wohnungen ſeliger Geiſter verliehen; wenn ich nach den Hochalpen aufblickte, die über dem Rieſen emporzuſchwebten, während in einem Nebelgewölk die niedere Erde völlig zurückzuweichen ſchien; ſo war es kein Wunder, wenn ſich mir in dieſem Augenblick der Gedanke aufdrang, als ſtehe ich wirklich an der Pforte der Hölle.

Virgil ſtarb etwa ein halbes Jahrhundert früher, ehe der Vulcan ſeine längſt nicht mehr geahnete Thätigkeit erneuerte. Wäre dieß nicht ſo, wie hätte ſeine Einbildungskraft mit dem Averner See, dem Mare Morto und den Elyſeiſchen Gefilden der Küſte bei Bajä ſich abmühen können, dieſen wirkungsloſen Hebeln dichteriſcher Phantaſieen! Welche ganz andere Maſchinerie hätte er zur Verſchönerung ſeiner epiſchen Darſtellung verwenden können, wenn ihm der Veſuv eine Fülle weit erhabener Gegenſtände dargeboten hätte! Die Campagna

felice würde ihm weit würdigern Stoff zu ſeinen elyſeiſchen Gefilden dargeboten haben und der Krater einen Tartarus, wie ihn die Epopöe nicht ſchauriger wünſchen konnte. Freilich hätte er hier keinen Styx gefunden; aber der Mönch in der Eremitage hätte gewiß jede billige Erwartung in Anſehung eines Charon befriedigen können.

Sein „facilis descensus Averni“ würde ſogar phyſiſch, nicht bloß poetiſch wahr ſich erwieſen haben, vorausgeſetzt nämlich, daß das Innere des Kraters von jeher dieſelbe Form beſaß; denn wirklich kann man den Weg rings um den großen Krater längs dem Rande deſſelben nicht ohne Gefahr unternehmen; wie unſer guter W — — in einer Anwandlung von Kletterluſt beinah auf Koſten ſeines Lebens bewieſen hätte. Doch der Krater ändert bei jeder ernſthaftern Aeußerung ſeiner Thätigkeit ſeine innere Form, wiewohl diejenige, welche ich Ihnen beſchrieben habe, wie ich höre, wenigſtens im Allgemeinen die Grundform bleibt.

Vielleicht werden Sie ſich darüber verwundern; doch es war wirklich ſo, daß der Krater ſelbſt gleich anfänglich meine Aufmerkſamkeit weniger reizte, als Sie vielleicht erwartet hätten. In der erſten halben Stunde zog er mich weit weniger an, und ſelbſt ſpäter nahm er, ſo lange wir uns am Rande deſſelben befanden, keineswegs den erſten Platz unter den mir ſehenswürdig ſcheinenden Gegenſtänden um mich her, und eben ſo wenig in meinen ſtillen Betrachtungen ein. Dabei war der Berg nicht

unthätig. Kaum fünf Minuten währten die Pauſen zwiſchen den einzelnen Exploſionen, die noch dazu heftiger waren, als ich ſie mir vorgeſtellt hatte, ehe ich ſelbſt in ihrer Nähe mich befand. Dieſe kurz aufeinander folgenden Eruptionen wurden ſtets durch ein dumpfes rollendes Getöſe innerhalb des Berges angekündigt, und ſie glichen einigermaßen den Exploſionen der Sicherheitsklappe einer rieſenmäßigen Dampfmaſchine, doch das letztere war von keinerlei Ziſchen begleitet. Der Knall dieſer Exploſionen war öfters dem beim Abfeuern von Kanonen nicht unähnlich; auch ließ ſich das dumpfe Brüllen des Berges bisweilen mit dem Gebrüll eines Wallfiſches vergleichen; doch keins von beiden war dem rollenden Getöſe des Vulcans wirklich ähnlich. Dabei wurden Steine mehre hundert Fuß hoch in die Luft geſchleudert, welche alsdann in der Nähe des kleinen Kegels nieder zu fallen pflegten, der mit jedem neuen Steinfall zuſehends anzuwachſen ſchien. Jede Exploſion war übrigens von Aſchauswürfen, Rauchſäulen und blitzähnlich aufleuchtenden Flammen begleitet. Außerdem erſchallten zwiſchen jenen von Donnern und Blitzen begleiteten Exploſionen deren viele kleinere, bei welchen ſich bloß ein Kniſtern und Krachen wie bei einer um ſich greifenden Feuersbrunſt vernehmen ließ. Bisweilen wurden auch ziemlich große Steine bis auf den Boden des großen Kraters in einiger Entfernung um den kleinen, die eigentliche Krateröffnung umgebenden Kegel

herabgeſchleudert; doch, dünkt mich, hätte Jeder, der ſich etwa an der Stelle befunden hätte, mit Leichtigkeit ausweichen können. Dieſe Steine brachten bei'm Anſchlagen auf den Boden einen ähnlichen dumpfen Laut hervor, wie bei der Solfotara.

Wir ſtiegen nicht in den Krater hinab, wiewohl wir eine Stelle ausfindig machten, wo dieſes leicht hätte geſchehen können. Indeſſen war W — — wirklich noch zu ſehr von dem Erſteigen des Berges angegriffen, und ich ſah nicht ein, was wir dabei gewinnen könnten, außer das Recht, andern Leuten zu erzählen, daß wir darin geweſen wären. Dabei wiederholten ſich die Exploſionen ſo ſchnell hinter einander, daß wir es demungeachtet hätten aufgeben müſſen, den kleinen Kegel zu erſteigen, um in das Innere des eigentlichen Kraters einen Blick zu wagen. Denn hier hätte uns leicht ein ähnliches Schickſal, wie einſt Plinius, treffen können, weil bei jedem neuen Krachen unaufhörlich Erſtickung drohende Dämpfe dem Schwalch entquollen, deren Einathmen uns ebenſowohl hätte tödtlich werden können.

Ueberdieß gewährte die Ausſicht mir einen weit größern Genuß, vorzüglich wegen jenes mit dieſer ſo grell contraſtirenden Anblicks. Gegen Weſten überblickten wir die Bucht von Neapel mit ihren Inſeln, den Golf von Gaeta, eine herrliche Abwechſelung von Waſſer und Land, und weiter hin das Meer; während ſüdwärts die Apenninenkette, die Küſtengegend von Sorrento,

nebſt dem Golf von Salerno, mittelſt mehrer Durchſichten zwiſchen den Bergkuppen ſich zu einem anmuthigen Panorama vereinigte. Sodann lag der größte Theil der Campagna felice unter mir gleich einem von Bergen ummauerten Eden vor meinen bewundernden Blicken ausgebreitet; — es war wirklich eine ausgedehnte ſchweizeriſche Landſchaft, welche ein ächt italieniſcher Farbenglanz belebte und verſchönerte. Gleich einem Abbild in einer Camera obſcura, lag die Stadt Neapel an ihren Bergen gelehnt und erſchien als eine prachtvolle Nebenfigur des umfaſſenden Gemäldes, und die den Haven umflatternden Segel erſchienen als fernher ergänzende Punkte auf der dunkeln Fluth. Eine große ruſſiſche Fregatte lag außerhalb des Molo, und ihre ſchönen Verhältniſſe traten durch die reine Luftſchicht deutlich vor unſere Augen, wiewohl im verjüngten Maßſtabe der beträchtlichen Entfernung, einer vergeiſterten Erſcheinung ähnelnd. Ich ſagte, durch die reine Luftſchicht; denn Wolken zogen öfter an uns vorüber; öfter waren wir ringsum von ihnen eingehüllt, doch dieß währte kaum einige Minuten, dann zogen ſie gleich Vögeln von dannen, irgend einen andern Gipfel umlagernd. Dieſe Augenblicke waren erhaben durch die contraſtirende Wirkung, die ſie hervorbrachten; denn während Nichts geeigneter war die Hölle zu verſinnlichen, als der Anblick des Vulcans, wenn eine Wolkenmaſſe uns umnachtete, zumal bei den ſich immerfort erneuernden Exploſionen, ſo konnte dagegen

nichts Lieblicheres und Anmuthigeres unſern Blick erfreuen als das herrliche Rundgemälde, das ſich ſogleich wieder in ſeiner unbeſchreiblichen Pracht enthüllte, ſobald der Wolkenſchleier entwich. Der Körper empfand mit der Seele; denn die Wolken brachten jedesmal das Fröſteln neblichen Wetters mit, welches die Sonne wieder durch ihre belebenden Strahlen vertrieb, ſowie die Wolken verſchwanden.

Gern hätte ich den ganzen Tag auf dem Berge zugebracht; aber unſer W — — verrieth, ohne daß ich mir die Urſache zu erklären vermochte, eine ungewöhnliche körperliche Hinfälligkeit, die mich bei ſeiner ſonſt lebenskräftigen Natur nicht wenig in Verwunderung ſetzte. Wir begaben uns daher auf den Rückweg und ſtiegen den Berg hinab, nachdem wir ein Paar Stunden auf ſeinem Gipfel verweilt hatten. Das Herunterſteigen von dem Kegel war ein Werk von fünf Minuten. Es kam hauptſächlich darauf an, den Körper vollkommen aufrecht zu erhalten und mit den Beinen tüchtig vorwärts zu arbeiten; denn der ſteile Abhang bewirkte, daß wir mit jedem Schritt vorwärts ſechs bis acht Fuß tief hinab glitten. Durch die Nachgiebigkeit der Aſche wurde die heftige Erſchütterung vollkommen wirkungslos. Zu dem unerläßlichen Aufrechthalten des Körpers kam noch die Nothwendigkeit hinzu, von Zeit zu Zeit ſtehen zu bleiben, um nicht durch fortgeſetztes und ſonach unwillkürlich beſchleunigtes Niederſteigen in ein wirkliches Niederſtür-

zen hineinzugerathen. Am Fuß des Kegels beſtiegen wir wieder unſere Pferde und ritten in einem fort bis Portici ohne uns bei der Eremitage aufzuhalten.

Ehe wir am andern Morgen nach Sorrento zurückkehrten, begleitete uns der Conſul an Bord der ruſſiſchen Fregatte. Dieſes Schiff führte den Namen der Fürſtin von Lowercz, der Gattin des Großfürſten Conſtantin, der mit dieſer Dame in morganatiſcher Ehe lebte. Dieſe Fregatte war ein ſtattliches Fahrzeug, wiewohl es ihr an wünſchenswerther Eleganz gebrach. Die Mannſchaft hatte ein kräftiges, gewandtes Anſehen; die Officiere hingegen zeigten zu wenig Merkmale, woraus ſich hätte ſchließen laſſen, daß ſie den höhern Ständen angehörten, ſo daß demnach die Bewerbungen um Marineofficiersſtellen nicht zu den geſuchteſten zu gehören ſcheinen.

Keine Nation wird ſich einer tüchtigen Seemacht erfreuen, wenn nicht eine unverkennbare Theilnahme Aller den Ehrgeiz der Einzelnen kräftig anregt. Denn ohne die Ueberzeugung von einer ſolchen regen Theilnahme werden ſchwerlich Männer, die außerhalb des Kreiſes ihrer Freunde und Bekannten auf fernen Meeren umherſchweifen müſſen, zu ungewöhnlichen Leiſtungen ſich ermuntert fühlen. Wenn aber Männer aus den höhern Ständen gefliſſentlich dem Seedienſt auszuweichen bemüht ſind, anſtatt ihn mit Eifer zu ſuchen, ſo iſt dieß ein Beweis, daß die Theilnahme der Nation die Fortſchritte des Seeweſens nicht fördere. Dieß iſt die Urſache,

weßhalb die franzöſiſche Marine noch ſo wenig ausgeführt hat im Verhältniß zu dem, was ſie dem Lande koſtet. Die franzöſiſche Nation bekümmert ſich ſo äußerſt wenig um das Seeweſen, daß ihr Alles gleichgültig iſt, was auf dieſes Bezug hat; ihre ganze Theilnahme wendet ſie der Landmacht zu. So iſt ganz Frankreich über den Vorgang bei Navarino durchaus getäuſcht worden, während die Engländer keineswegs in das übertriebene Selbſtlob der Franzoſen einſtimmen, ſondern die ganze Geſchichte mit Stillſchweigen übergehen. Denn, wer nur einen oberflächlichen Begriff vom Seeweſen hat, weiß, was er von einer Seeſchlacht halten ſoll, wo zwölf Linienſchiffe ſich einigen wenigen plumpen Fregatten, einigen unbedeutenden Forts und einem Schwarm von Corvetten gegenüber befinden. Solche Schiffe, wie dort Ibrahim zu Gebote ſtanden, und die noch dazu vor Anker lagen, konnten unmöglich in gehöriger Anzahl auf den rechten Punkt gebracht werden, auf welchem ſie einer ſolchen Flotte, wie ſie Sir Edward Codrington befehligte, mit Vortheil hätte begegnen können, ſelbſt wenn ihnen die offene See eine günſtigere Stellung möglich gemacht hätte. Aus einer kürzlich in England angeſtellten Beleuchtung dieſes Treffens ſehe ich, daß das Admiralſchiff während der ganzen Zeit, die bis zur Entſcheidung des Kampfes verſtrich, kaum drei volle Lagen abgefeuert hat!

Inhalt des erſten Theils.

	Seite
Erſter Brief	5
Zweiter Brief	23
Dritter Brief	39
Vierter Brief	58
Fünfter Brief	74
Sechſter Brief	95
Siebenter Brief	105
Achter Brief	116
Neunter Brief	144
Zehnter Brief	155
Elfter Brief	172
Zwölfter Brief	211
Dreizehnter Brief	241
Vierzehnter Brief	265
Fünfzehnter Brief	282
Sechzehnter Brief	306
Siebzehnter Brief	334

Inhalt des erſten Theils.

	Seite
Erſter Brief	5
Zweiter Brief	23
Dritter Brief	39
Vierter Brief	58
Fünfter Brief	74
Sechſter Brief	95
Siebenter Brief	105
Achter Brief	116
Neunter Brief	144
Zehnter Brief	155
Eilfter Brief	172
Zwölfter Brief	211
Dreizehnter Brief	241
Vierzehnter Brief	265
Fünfzehnter Brief	282
Sechzehnter Brief	306
Siebzehnter Brief	334

J. F. Cooper's

ſämmtliche Werke.

115tes — 117tes Bändchen.

Italien.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer.

Italien.

Von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Dr. C. F. Nietſch.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer.

Achtzehnter Brief.

Bergpfade in der Nähe von Sorrento. — Der „Scaricatojo.“ — Maleriſche Wohnungen. — Amalfi. — Salerno. — Eboli. — Das Schloß. — Ausſicht von demſelben. — Ungeſundheit auf dem Lande. — Büffel. — Vortheilhafte Ochſenzucht. — Mordſcene. — Päſtum. — Der Tempel Neptuns. — Scenerie von Päſtum. — Schöne Landſtraße nach Pompeji. — Caſtel a mare. — Wegnahme amerikaniſcher Schiffe durch Mürat. — Einfluß der handeltreibenden Bevölkerung in Amerika. — Nichtachtung der Rechte einzelner Bürger.

Sobald die Jahrszeit hinreichend vorgerückt war, um wegen der Malaria keine Beſorgniſſe mehr zu erregen, ſchrieb ich an unſern Freund Hammett in Neapel, und traf zu einem Beſuch des alten Päſtums die nöthigen Anſtalten. — Der Conſul ſtellte ſich am beſtimmten Tage ein, und am folgenden Morgen verließen wir nach zeitig eingenommenem Frühſtück unſere Casa detta del Tasso, wie gewöhnlich, auf Eſeln und ſchlugen einen der Bergpfade ein, die nach dem Golf von Salerno führen.

Schon öfter hatten wir dieſelben Anhöhen durchſtreift und uns der Lieblichkeit und Anmuth dieſer Anſichten erfreut; denn von dieſen Höhen hatten wir den Ueberblick beider Buchten und ihrer farbenprächtigen Scenerie. Doch nie empfanden wir das Schöne dieſer Landſchaften ſo innig wie an dieſem Tage. Die Küſten dieſes gebirgigen Vorlandes ſind längs der Bucht von Salerno in

der Regel höher anſteigend, als längs der Bai von Neapel, wiewohl ſie kaum irgendwo ſchroffere Abhänge darſtellen. Auf dem höchſten Punkt des Bergpfades angelangt, entließen wir die Eſel und bereiteten uns vor, den nächſten Pfad bergab zu Fuße zu gehen, indem wir Jemand mitnahmen, um Nachtſack und Mäntel uns nachzutragen.

Der Ort, wohin wir uns wandten, und vorzüglich der Pfad, der uns hinführen ſollte, hat eine große Localberühmtheit, und das mit vollem Rechte, bei den Freunden maleriſcher Anſichten erlangt. Er führte den Namen „Scaricatojo,“ welches, ſo viel ich weiß, einen Stapel- oder Landungsplatz bezeichnet. Unſer W — —, der ſeine pennſylvaniſche Abkunft häufig durch ſeine Vorliebe für Wortſpiele verräth, nannte ihn: „Scare you, the toes, oh!“ *) — und wirklich iſt dieß die unbequemſte Stelle an der Küſte, an welchem ich jemals einen Landungsplatz zu finden erwartet hätte. Der Abhang iſt außerordentlich hoch, mehrmals höher als bei Sorrento und beinah eben ſo ſteil. Wir gelangten auf einen Zickzackwege, theils Fußweg, theils Treppenſtufen, hinunter; es war mehr ein Weg für kriechende als für aufrecht gehende Geſchöpfe; aber wir waren neugierig auf das,

*) Dieſe mit „Scaricatojo“ ähnlich lautenden Worte „Scr' ju the tuhs oh“ können durch „Vorgeſehn! Zehen gewahrt! au!“ überſetzt werden. Ein Felſenhang, hoch genug, um daran die Fußzehen zu zerſchellen! —

was wir drunten außer den Wellen des Meers irgend ſonſt noch antreffen könnten. Wir fanden wirklich einen Landungsplatz, grade groß genug, daß einige Kähne anlegen konnten, und hinreichenden Raum für ein kleines Gebäude, in welchem zwei oder drei Zollbeamten hauſten; denn ſo groß iſt die Wachſamkeit der Regierung auf Alles, was auf die Staatseinkünfte Bezug hat, daß kein Fleckchen, an welchem ein Boot irgend landen könnte, der Aufmerkſamkeit der Steuerbeamten entgehen kann.

An dieſem Scaricatojo mietheten wir einen Kahn mit zwei Ruderern und ließen uns langſam über's Waſſer hingleiten, bis nach Amalfi, welches ungefähr ſechs bis acht engliſche Meilen weiter aufwärts an der Bucht in der Richtung nach Salerno liegt. Wir waren unſerer fünf, und die zwei Ruderer mit einbegriffen, war dieſe Fracht faſt zu groß, als daß wir bei einem unerwarteten Windſtoß in unſerm Kahn uns hätten behaglich fühlen können; doch glücklicherweiſe regte ſich kein Lüftchen; aber die Wiege des alten Neptun ſchaukelte auf und ab, und längs den Küſtenwänden prallten und brandeten die Wellen, wie dieß immer geſchieht, ſei es Windſtille oder Sturm. Gelegentlich wurden wir bei'm Umfahren einzelner hervorſpringender Felſen von der Dienung landwärts getrieben, ſo daß wir faſt den treibenden Waſſerblaſen ähnelten; doch im Ganzen war keine Gefahr zu beſorgen.

Oefters war ich in der Schweiz unter Abhängen

hingerudert, doch ſelten befand ich mich dort unmittelbar unter Felſenwänden von ſolcher beträchtlichen Höhe; denn manche Gipfel an dieſer Küſte zwiſchen Amalfi und dem Scaricatojo erhoben ſich, wie ich hörte, bis zu ſechstauſend Fuß. Dieß iſt ungefähr die Höhe von Mount Washington, und ſolche Anhöhen ſtellt die ganze Küſte in Abſtänden von einer engliſchen Meile oder weniger an der Grundlage mehre dar. In der Schweiz hat man die Anſicht von Meierhöfen, Hütten, Klöſtern, Weilern, Kirchen, Schlöſſern längs den Abhängen; doch erinnere ich mich kaum ähnlicher Anſichten von ſo dicht auf einander folgenden Wohnungen längs Felſenwänden von gleicher, faſt ſenkrechter Abdachung, wie an dieſem Tage die Küſtenfelſen wenige Meilen vor Amalfi darboten. Manche Landhäuſer erſchienen uns, während wir tief unter ihnen vorüberſchifften, gleichſam an den Steinmaſſen angeheftet, obſchon hinlänglicher Raum zum ſichern Anbau vorhanden ſein mußte. Als wir eben im Begriff waren, uns Amalfi zu nähern, gewahrten wir ein Kloſtergebäude, das in die Felſenmaſſen auf eine höchſt maleriſche Weiſe hinein gebaut zu ſein ſchien, indem die Felſenwand über dem Kloſtergemäuer noch faſt gleich hoch zu den Wolken emporſtieg.

Amalfi liegt in einer kluftähnlichen Vertiefung, und iſt mit nicht größern Bequemlichkeiten als Handelsſtadt und Havenplatz verſehen, außer denen, welche ein kaum eine Viertelſtunde Weges weit ſich erſtreckendes

Geſtade am Meere darzubieten vermag. Wirklich beſitzt Amalfi ein Geſtade, und ein ſolcher unbedeutender Strand iſt in einer Gegend, wie dieſe, hinreichender Beweggrund zur Anlage einer Stadt; denn die leichten Fahrzeuge der Alten konnten mit Leichtigkeit auf den Strand gezogen werden, wo ſie alsdann völlig ſicher lagen.

Nie war mir eine ähnliche Scene von Gezänk, Bettelei, Schimpfreden und Raubſucht vorgekommen, als uns hier beim Anlegen an das Geſtade von Amalfi umgab. Männer, Weiber und Kinder umringten uns ſchaarenweiſe, vorzüglich letztere, ſo daß wir endlich mit Gewalt uns von ihnen befreien mußten.

Man könnte leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß Amalfi bloß zum Vergnügungsort erbaut worden ſei, wenn man einzig die ſchöne, maleriſche Lage der Stadt beachtet; denn das Geſtade am Meer und die Thalſchlucht in den Bergen, welche einen beſſern und bequemern Weg landeinwärts möglich macht, ſind die beiden einzigen praktiſchen Vorzüge, welche die Erreichung anderer Zwecke ausnahmsweiſe möglich machen. Machen Sie ſich einmal eine Vorſtellung von dem Eindruck, welchen der Anblick einer ziemlich großen Stadt hervorbringen muß, die zwiſchen den Felſenwänden einer gebirgigen Küſte hinanklimmt, und deren Kirchen, Klöſter und Landhäuſer ringsumher ganz nach Zufall und Laune über ſchmalen Klippenrändern emporragen. Dieſe Leute ſind ein ſtrengdurchgeführter Gegenſatz von uns Ameri-

kanern, was die Anlage von Städten betrifft; denn während wir mit der klugen Berechnung und dem unermüdlichen Eifer weitausſehender Gewinnſucht Maulwurfshügel abtragen, ſuchen dieſe Menſchen unzugängliche Klippen und ſchauerliche Klüfte auf, gleich poetiſchen Schwärmern. Wir thun freilich wohl daran, daß wir unſere Wohnungen als einen Geſchäftsartikel betrachten und dafür ſorgen, daß kein Zimmer mehr als zwei Fenſter enthalte, weil ein drittes das Vermiethen derſelben leicht erſchweren könnte; doch thun dieſe Leute vielleicht noch beſſer, indem ſie ihre Häuſer als Aufenthaltsorte betrachten, in welchen Jeder nach ſeinem eignen Geſchmack ſich einrichten und ſeinen eignen angenehmen Betrachtungen nachhängen möchte. Ich bin überzeugt, daß wir in weit kürzerer Zeit anſehnliche Summen zu erwerben, aber das Erworbene weit weniger wirklich zu genießen verſtehen. Eine Handſchrift der Pandectenſammlung wurde im Jahr 1137 in Amalfi aufgefunden. Aber ich möchte wohl wiſſen, wo das Regulativ des Krämergeiſtes entdeckt wurde?

Da wir nur wenige Zeit vor uns hatten, ſo mietheten wir ein größeres Boot mit ſechs Ruderern, und, nachdem wir bloß einige Erfriſchungen zu uns genommen hatten, verließen wir Amalfi nach einer Stunde. Die Gegend gewann allmählig ein verändertes Anſehen, je mehr wir uns dem Innern der Bucht näherten; die Höhe der Bergkuppen nahm fortwährend ab, ihre Abda=

chung gegen das Meer ward zuſehends weniger ſenkrecht, und die Küſten wurden immer mehr zugänglich. In der Richtung nach Calabrien erſchien die Küſte niedrig, die Apenninen zogen ſich immer weiter landeinwärts zurück, wiewohl wir ihre bläulichen und zackigen Formen noch immer in neblicher Ferne unterſcheiden konnten. Ein rüſtiger junger Burſche, welcher das Streichruder führte und der auf unſre meiſten Fragen antworten konnte, gab uns durch ſeine Mundart manchen Stoff zur Unterhaltung. Das Wort: signore ſprach er immerfort „Snore“ aus. „S'nore, si.“ — „S'nore, no.“ — So lauteten ſeine Antworten, was, wie Sie leicht denken können, unſern W— — äußerſt beluſtigte. *)

Wir fanden die Stadt Salerno am Strande erbaut; hinter ihr erhoben ſich mehre Hügel, und in noch weiterm Abſtande wölbte ſich ein Amphitheater von allmählig anſteigenden Berghöhen empor. Salerno hat an der nach ihr benannten Bucht eine ungefähr gleiche Lage, wie Neapel an der ihrigen; doch ſind die Umgebungen erſterer Stadt in manchen Beziehungen weit weniger maleriſch, als die von Neapel, während ſie letztere wieder in anderer Hinſicht übertreffen. Die ſüdliche, oder richtiger, die öſtliche Küſte des Golfs iſt nämlich vergleichungsweiſe wenig anziehend, weil hier das Waſſer meiſtens nur ganze

---

*) Snore heißt nämlich im Engliſchen: Schnarchen, Schnauben, Näſeln.

flache Gegenden berührt. Das Ziel unſerer Luſtreiſe war von hieraus noch etwa fünfundzwanzig bis dreißig engliſche Meilen entlegen. Salerno hat wenig mehr zu bedeuten, als daß ſie eine gute Rhede für Schiffe von allen Größen beſitzt; außerdem hat die Stadt noch einen ziemlich ausgedehnten Molo, hinter welchem aber nur kleinere Fahrzeuge vor Anker gehen können. Die Sirocco-winde haben in dieſer Bucht ungehinderten Zugang; aber gegen alle Winde von Weſten an nordwärts, bis von Südoſten her liegt die Rhede hinlänglich geſchützt.

Da die große Poſtſtraße von Neapel nach Calabrien, ein Theil der alten Appiſchen Straße, durch Salerno führt, ſo nahmen wir uns hier einen Wagen und mie-theten drei Pferde dazu und fuhren, ſobald es gehn wollte, raſch nach E b o l i zu. Die Landſtraße war vor-trefflich, und die Scenerie dünkte uns bezaubernd. Kaum entſinne ich mich einer raſchern Folge von herrlichen idylliſchen Anſichten, von anmuthigen Gehölzen und Auen, von freundlichern Triften, ſämmtlich von weitſchattenden Eichen überwölbt, als wir an dieſem Abend im Fluge an uns vorüber gleiten ſahen. Die Bevölkerung hatte ebenfalls ein geeignetes Anſehen, um den lieblichen Ein-druck noch mehr zu heben. Ihre Trachten waren im höchſten Grade maleriſch, wenn auch bisweilen etwas ärmlich, und wir begegneten nur wenigen Männern ohne Flinten. Manche trugen ſogar kurze Schwerter. Ich vermuthe, daß dieſe Sitte durch die Gewaltthätigkeiten

veranlaßt worden ſein mag, welche in früherer Zeit hier von den Banditten verübt wurden, die häufig in den Bergen umher ihr Unweſen trieben. Auch mögen die Ueberfälle von Seeräubern aus der Berberei an einer ſo leicht zugänglichen Küſte ſie zu dieſer Gewohnheit veranlaßt haben. Ein oben zugeſpitzter, hochgeformter Hut, öfter mit Bändern geſchmückt; lederne, bis an die Kniee reichende Kamaſchen, ein faſt wie eine Huſarenjacke zugeſchnittenes Wamms, und eine nachläſſig unter dem Arm getragene Flinte; dieß Alles vereinigt, eignet dieſe Männer hinreichend zu einem maleriſchen Gegenſtand. Obſchon wir uns noch nicht im eigentlichen Calabrien befanden, ſo glichen dieſe Leute doch ſchon weit eher Calabreſen als Neapolitanern.

Wir kamen nicht eher in Eboli an, als bis es bereits dunkel war, und ſtiegen in einem Wirthshauſe außerhalb der Stadtmauern aus, das früher ein Kloſter geweſen ſein mochte. Bei näherer Anſicht war es nicht beſſer, als eine ganz gemeine Schenke, wo ein Tiſch und zwei Stühle in jeder Zelle ſtanden, die größtentheils von früher verſchüttetem Wein noch nicht geſäubert waren, und die Schlafzimmer hatten ebenfalls kein vielverſprechendes Anſehen. So viel ſchien uns klar, daß dieß kein Ort war, worin Frauenzimmer übernachten konnten, und doch war es das beſte öffentliche Wirthshaus, das in Eboli zu finden war. Aus dieſer unangenehmen und widerwärtigen Lage befreite uns endlich die Artigkeit und

Vorſorge des Conſuls. Dieſer gefällige Mann hatte mit Vorbedacht, ehe er Neapel verließ, deßhalb an den Fürſten von Angra geſchrieben, der nicht bloß Grundherr von Eboli, ſondern auch Eigenthümer des größten Theils der benachbarten Ländereien iſt, und hatte ihm als Antwort ein an ſämmtliche Untergebene oder Vögte ſeines Gebiets gerichtetes Schreiben überreichen laſſen, worin ſolchen befohlen wurde, eins ſeiner zahlreichen Häuſer ganz zu unſerer Verfügung zu ſtellen. Der oberſte Verwalter der Beſitzungen des Fürſten wohnte in Eboli, und Mr. Hammet und ich begaben uns daher unverzüglich in ſeine Wohnung. Sobald er das Schreiben geleſen hatte, ſagte er zu uns, das Schloß Eboli ſolle auf der Stelle für uns in Bereitſchaft geſetzt werden, und wir möchten daher nur ſogleich hingehen und unſere Damen dorthin begleiten. Dieſes thaten wir natürlich ſogleich, ohne uns zweimal darum bitten zu laſſen.

Eboli iſt eine kleine, enggebaute Stadt, die an einem Abhang liegt, der von einem Höhenzug der Apenninen ſeitwärts ausläuft, und auf deſſen Gipfel das Schloß befindlich iſt, wie gewöhnlich in ältern Zeiten die Schlöſſer und Burgen immer auf den höchſten Gipfeln, welche die Umgegend beherrſchen, angelegt wurden. Die Stadt iſt von Mauern umgeben, und die Straßen ſind ziemlich abſchüſſig und unregelmäßig. Die alte Burg iſt größtentheils verſchwunden; nur noch wenige Thürme ſind übrig; aber an der Stelle der alten Burg iſt ein

geräumiges und bequemes Jagdſchloß errichtet worden. Wir traten in einen großen Hof ein, und wurden durch einen beſondern Weg in eine große Sala geführt, in welcher ein Feuer auf einem meſſingenen Roſt brannte, der unter dem Kamin ſich befand. Wir ſetzten uns behaglich um die einladende Glut; denn es war ſchon an der Zeit, wo kalte Winde von den Apenninen herab uns fröſteln machten. Unterdeſſen wurde unſer Nachteſſen zubereitet, und man wies uns vortreffliche Schlafgemächer an und gute Betten. In Allem zeigte ſich eine große Geſchäftigkeit und der aufrichtige Wunſch, der Gaſtlichkeit des Fürſten Ehre zu machen; denn es befinden ſich immer einige von der Dienerſchaft des Grundherrn von Eboli auf dem Schloſſe, wiewohl er ſelbſt nur äußerſt ſelten herkommt, und dann nur einige wenige Tage hier zuzubringen pflegt.

Am andern Morgen ſtand ich früh auf und ging auf eine Terraſſe hinaus, um die Ausſicht zu genießen; denn am Abend vorher hatte die Dunkelheit alle Gegenſtände umher unſerm Anblick entzogen. Die hohe Lage des Schloſſes machte es möglich, alle Gegenſtände weit umher zu überblicken, und ſo lag die ganze Strecke, durch welche wir heute bis Päſtum weiterreiſen wollten, welches noch etwa zwölf engliſche Meilen entfernt war, deutlich vor uns.

Eboli liegt am Rande einer großen, weiten Ebene, die ſich von hier aus mehre Stunden weit längs dem

Meer erſtreckt. Dieſes Land war vermuthlich ebenfalls fruchtbar in früherer Zeit, und daher eine geſunde Gegend, wie die Campagna di Roma; ſonſt hätte ſie nie zur Anlage einer Stadt, wie Päſtum ehmals war, gewählt werden können. Jetzt iſt dieſe ganze Ebene völlig verödet, wenn auch einige wenige Jagdſchlöſſer hin und wieder auf derſelben zerſtreut liegen, in welchen man ſich während der kühlen Jahrszeit aufhalten kann. Zu die en gehört auch Perſano, ein dem Könige gehöriges Luſtſchloß, welches von dem frühern jagdliebenden Monarchen, Don Francesco, häufig beſucht wurde. In der Ferne erblickte ich das Meer, und die Lage von Päſtum konnte ich ebenfalls jenſeits der weitausgebreiteten Ebene erkennen. Ganz in der Nähe war dieſe Ebene mit vielem niedrigen Gehölz bedeckt; doch gegen das Meer hin hatte ſie ein durchaus nacktes Anſehen.

Nach dem Frühſtück verließen wir das Schloß von Eboli, dankbar für genoſſene Gaſtfreundſchaft und erfreut über die Bereitwilligkeit, mit der wir aufgenommen wurden. Wir hatten eine ziemliche Strecke weit vortrefflichen Weg. Er führte uns jedoch bald durch eine ganz flache Gegend, wo nichts als höchſtens Gebüſche zu ſehen waren. Perſano blieb uns links zur Seite liegen, und weiterhin war die Gegend nicht gradezu überall angenehm, aber auch nicht unangenehm; ſie ließ uns gleichgültig, weil ſie nichts vorzüglich Anziehendes darbot.

Allmählig aber begegneten wir Landleuten, die nicht

bloß aus einem fremden Lande, ſondern auch aus einer fremden Himmelsgegend herzukommen ſchienen. Ihre phyſiſchen Eigenthümlichkeiten waren zwar ganz europäiſch; aber in Tracht, Größe und Farbe hätte man ſie für Esquimaux halten können. Schaaffelle mit der Wolle daran ſchienen ihr Lieblingsſchmuck zu ſein, und manche unter ihnen hatten ſich ſogar in wollene Decken gehüllt, wie bei uns die Indianer. Ihr erdfahles Anſehn machte uns ſchaudern; denn man konnte deutlich ſehen, daß weder Einfluß des Klima's noch der Lebensweiſe im Verlauf von Jahrhunderten, ſondern gradezu Krankheit die Urſache dieſes entſtellenden Aeußern war. Wenn dieſelben Menſchen glücklich genug geweſen wären, ihre Tage auf den nahe gelegenen Anhöhen zuzubringen, ſo würden ihre Lebensſäfte keine ſolche Verderbniß erfahren haben; ihre Geſichtsfarbe würde unter dieſer Sonnengluth eine bräunliche Färbung, aber nicht dieſes krankhafte Anſehen bekommen, und die Dauer ihres Lebens würde zwar kein ungewöhnliches Ziel erreichen, aber doch nicht hinter der den Menſchen überhaupt zugemeſſenen Zeit zurückbleiben. Wie aber die Sachen ſtehen, verwirklichen ſich die fabelhaften Berichte abenteuernder Reiſender über den Upasbaum hier in einer andern Hinſicht durch die unabwendbaren Folgen dieſer ſiechen Leibesbeſchaffenheit der Einwohner. Die Reißfelder in Carolina ſind geſund im Vergleich mit dieſen Einöden; denn dort wirkt zwar die Ausdünſtung der Sümpfe tödtlich, und damit iſt die Sache

abgethan; und auf diejenigen, deren Verhältniſſe ſie dort zu wohnen nöthigen, hat die ungeſunde Luft faſt gar keinen Einfluß, ſondern bloß auf ſolche, welche verwegene Habſucht, nicht vorſichtige Gewöhnung an die örtlichen Verhältniſſe, den ſchädlichen Einwirkungen bloßſtellt. Als wir an den Silaro kamen, fanden wir die Brücke abgebrochen, und wir mußten in einem Kahne überſetzen. Die Kutſche wurde durch's Waſſer hinüber gefahren, und Büffel mußten herbeigeſchafft werden, um ſie von einem Ufer an's andere zu ſchleppen. In der ganzen Umgegend ſcheint man ſich der Büffel ſtatt der Ochſen zu bedienen. Die ganze Fläche zeigte einen Ueberfluß an dieſen Thieren und in jeder Richtung ſahen wir ſolche zur Feldarbeit benutzt. Beiläufig geſagt, ſind Sie ja in der Naturgeſchichte hinreichend bewandert, um zu wiſſen, daß die Thiere, welche man in Amerika gewöhnlich Büffel zu nennen pflegt und welche uns die Lederüberzüge für unſere Sleighs *) liefern, keine eigentliche Büffel ſind, ſondern Biſonochſen. Der wahre Büffel iſt nur wenig vom gewöhnlichen Rindvieh verſchieden. In Florenz bedient man ſich ebenfalls der Ochſen zum Feldbau, und zwar Ochſen von einer vorzüglichen Zucht, welche ich gern in Amerika einführen möchte, wenn ich dazu Gelegenheit fände. Dieſe Art Ochſen iſt meiſtens gelblichweiß von Farbe, wie Rahm, etwas in's Bräunliche übergehend, und außer

*) Kutſchen auf Schlitten ſtatt auf Rädern.

ihrem kräftigen Gliederbau empfiehlt ſie ihre ausdauernde Leibesbeſchaffenheit ſelbſt in wärmern Gegenden; die im Joche ziehen mit ſolchem ſtetigem und ſchnellem Schritt, wie ich dieß noch nirgends von Ochſen geſehen habe. Oefter bin ich im Geſchwindſchritt neben ihnen hergegangen und habe ſie ebenſo flink fortſchreiten ſehen, als ich ſelbſt zu gehen gewohnt bin; nie habe ich dieſe Thiere ſich im Gehen nachläſſig ſtrecken und ausruhen ſehen. Wie man mir ſagte, ſind dieſe Ochſen auch gut zu mäſten, und ihr Umfang iſt beträchtlich, wie wohl ſie hochbeiniger ſind, als die unſrigen. Ihre Schwere möchte vielleicht bei Ausrodungen hinderlich ſein, doch gibt es bei uns eine große Menge leichterer Arbeit, wo ihre Eigenſchaften recht vortheilhaft benutzt werden könnten. Wie man mir ſagt, ſtammen dieſe Ochſen aus Ungarn her. Ob die Kühe dieſer Race vorzüglich gute Melkkühe ſind, habe ich nicht erfahren und möchte ſolches faſt bezweifeln; doch dieß kann auch die Folge des Klimas und nachläſſiger Wirthſchaft ſein; denn wirklich iſt Milch in Italien weit ſchwieriger zu haben als Wein, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, und gute Weide iſt ſelten, — ja, faſt möchte ich ſagen, man weiß hier kaum, was gute Weide iſt.

Wir kamen an einem oder zwei Landhäuſern des Fürſten von Angra vorüber und fuhren einige Stunden auf ebnem geraden Wege weiter. Die Gegend wurde immer wilder und zeigte immer weniger Anbau, obſchon ſie deßhalb doch nicht völlig eine Wüſte war. Sie ſchien

mehr verwahrloſ't als wirklich unergiebig, und wie die Campagna di Roma ſchien ſie bloß deßhalb über menſchliche Anſtrengung geſiegt zu haben, weil man ſo lange Zeit ſie faſt gar nicht benutzte.

An einem kleinen Wäldchen hielt unſer Kutſcher an und erzählte, dieſes Buſchwerk ſei der Schauplatz kürzlich vorgefallener Beraubungen und Ermordungen geweſen. Ein eben erſt vermähltes Ehepaar, aus England kommend, habe eine Luſtfahrt nach Päſtum machen wollen und ſei an dieſer Stelle von Räubern überfallen worden. Ein junger Burſche hatte ſich an dem Wäldchen mit einer Muſkete aufgeſtellt, während zwei oder drei Andere ſich der Pferde vorne bemächtigten. Dieſer junge Räuber ſchien kein ausgelernter Straßenräuber zu ſein; denn als der Engländer nicht gutwillig ſich zur Auslieferung ſeiner Börſe verſtehen wollte, feuerte er, und da er wahrſcheinlich ſein Gewehr in genau zielender Richtung gehalten hatte, ſo traf ſein Schuß beide, Mann und Frau, ſo wie ſie neber einander im Wagen ſaßen. Beide wurden getödtet oder vielmehr ſie ſtarben an den Wunden, und die Raubmörder wurden ſpäterhin eingefangen und gerichtet. Man zeigte uns ein Dörſchen am Abhang der Apenninen, wo dieſe Miſſethäter früher gewohnt hatten, und verſicherte mich, dieſe Leute hätten durchaus nicht die Abſicht gehabt, jene Reiſenden wirklich ums Leben zu bringen. Seit jenem Vorfall war die Policei in dieſer Gegend ungewöhnlich thätig geweſen

und keine Mordthat oder Räuberei war nach jener Zeit in dieſer Gegend verübt worden. Was uns ſelbſt betrifft, ſo hatten wir ſeit der Ihnen bereits mitgetheilten Begebenheit mit dem „fortrennenden“ Bauern zwiſchen Bologna und Florenz durchaus alle Empfänglichkeit für Beſorgniſſe vor ähnlichen Fahrlichkeiten verloren.

Nachdem das Dickicht, wo dieſer traurige Vorfall ſich ereignet hatte, kaum etliche Ruthen weit hinter uns lag, ſo befanden wir uns vor den zertrümmerten Ueberreſten eines Thorwegs und alterthümlicher Befeſtigungen und fuhren durch dieſe in die Umwallungen des alten Päſtum ein. Innerhalb der Mauern ſtehen hier drei oder vier Häuſer von neuerer Bauart, von denen zwei von beträchtlichem Umfang ſind, da ſie dem Grundherrn dieſes Landſtrichs zugehören. Ihr neues Anſehen macht unter den alten Gebäuden einen ſtörenden Eindruck; da man aber in ihnen ohne Beſorgniß vor Raubgeſindel übernachten kann, ſo ſind ſie den Reiſenden deſto willkommener. Der Geſammtwirkung wegen wäre es indeſſen zweckdienlicher geweſen, wenn man die alte Stadt ſich ganz uud gar überlaſſen hätte; denn die Gaſthäuſer hätten eben ſo gut außerhalb den Stadtmauern ſtehen können, als in der Stadt ſelbſt.

Die Geſchichte von Päſtum liegt noch ziemlich in Zweifeln. Die gewöhnliche Meinung iſt, daß dieſe Stadt von einer Schaar über'ſ Meer her gekommener Aben-

teurer erbaut worden ſei, welche ſich hier anſiedelten und nach ihrem Schutzgott Neptun oder griechiſch Poſeidon ihre Stadt Poſeidonia nannten, ein Name der ſpäter in Päſtum verdreht worden ſei. Die Tempel, deren bedeutende Ueberreſte noch vorhanden ſind, können unſtreitig auf ein außerordentlich hohes Alter Anſpruch machen, vielleicht auf kein geringeres als die ägyptiſchen Pyramiden, wenn letztere wirklich älter ſind. Die Römer eroberten dieſe Stadt vor etwa dritthalb Jahrtauſenden, und Auguſtus beſuchte, ſagte man, dieſe jetzt noch vorhandenen Tempel als ſehenswürdige Denkmäler uralter Zeit! Vor ungefähr tauſend Jahren iſt die Stadt von den Saracenen zerſtört worden und ſeit dieſem langen Zeitraum iſt ſie ein Trümmerhaufen geblieben. So ganz und gar war dieſer Ort dem Andenken der Menſchen entrückt und faſt jede Spur von ihr verloren, daß von der Küſte aus, nicht weit von der Stelle, wo ehemals die große Landſtraße durch Calabrien ſeit den Zeiten von Appius Claudius allem Anſchein nach ihren Weg nahm, ſelbſt ihre Lage dem leſenden und reiſenden Theil des menſchlichen Geſchlechts unbekannt war, bis endlich im Jahr **1755** ein Maler aus Neapel auf einer Spazierreiſe, die er landſchaftlicher Skizzen wegen nach jener Gegend machte, die Ruinen durchſuchte und die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher und Freunde alter Kunſt auf dieſe vergeſſene und verſchollene Gegend lenkte. Den Ohren eines Amerikaners muß ſo Etwas wunderbar klingen;

doch einige Erläuterungen werden Ihnen die Sache weniger wunderbar erſcheinen laſſen.

Erſtlich nämlich liegt Päſtum zwar nur etwa eine engliſche Meilen vom Meere; aber doch auf der öſtlichen Seite des Golfs von Salerno und ganz außerhalb der Richtung der Schifffahrt, außer etwa der kleinen Küſtenfahrzeuge der nächſten Umgegend. Sodann ſind dieſe Tempel nicht hoch, und als ſie der Maler zuerſt wieder auffand, waren ſie, ſagt man, faſt ganz mit Weinranken und Gebüſchen überlaubt. Die gemeinen Italiener aber ſind des Anblicks von Ruinen ſo gewohnt, daß die Landleute ihr Daſein wohl kennen mochten, aber weiter nicht beachteten. Denn Dinge, welche man täglich vor Augen hat, an welche man ſich gewöhnt hat, ohne etwas Außerordentliches darin zu finden, werden auch keiner Erwähnung gegen Andere werth gehalten. Ferner hatte Päſtum niemals eine hinreichende geſchichtliche Berühmtheit, als daß man darauf hätte verfallen können, die ehemalige Lage dieſer Stadt auszuforſchen. Noch jetzt iſt wenig mehr von ihr bekannt, als daß in ihr die Denkmäler einer uralten Bauart in roheren Formen ſich finden, welche durch ihre merkwürdige Feſtigkeit ſich vor allen andern auszeichnen. Ueberdieß mögen dieſe Ruinen wirklich im wildverwachſenen Geſtrüppe ſo verſteckt gelegen haben, daß es den ſcharf prüfenden Blicken eines Künſtlers und ſeiner nicht gewöhnlichen Bildung allein möglich war, hier etwas Außerordentliches zu entdecken

und in dieſen Ruinen gerade das zu erkennen, was ſie der allgemeinen Aufmerkſamkeit würdig machen und der unverdienten Vergeſſenheit entreißen konnte. Wie viele Jäger, Aeckerabſchätzer und ſelbſt Aeckerſpekulanten ſahen in unſerm Lande die Fälle von Trenton und gingen achtungsvoll an ihnen vorüber, ehe man ſelbſt in ihrer nächſten Nachbarſchaft von ihnen ſprach! Ich entſinne mich genau der Zeit, wo man dieſes ſchönen Waſſerfalls nicht anders erwähnte als wie eines Gegenſtandes, der allenfalls werth ſei, daß man einen Umweg von ein paar engliſchen Meilen mache, um ihn zu ſehen; und demungeachtet bleibt es noch zweifelhaft, ob in ganz Europa ein Waſſerſturz aufzufinden iſt, der ſehenswürdiger wäre; — gewiß beſitzt Europa deren nur einen oder zwei, die ſich jenem vergleichen laſſen, wenn man letzteres überhaupt zugeben wollte.

Aus den Ueberreſten der Mauern kann man die ehemalige Größe von Päſtum noch jetzt erkennen. In den Büchern für Reiſende wird behauptet, daß dieſe Mauern ehemals fünfzig Fuß hoch geweſen ſind; ich habe Nichts an ihnen bemerkt, woraus ich auf eine ſo beträchtliche Höhe derſelben hätte ſchließen können, obſchon einzelne Bruchſtücke von ihnen noch in ziemlich gutem Zuſtande vorhanden ſind. Ihr Umfang wird auf zwei engliſche Meilen angegeben, und der Raum, den ſie einſchließen, iſt von elliptiſcher Form, zufolge welcher der kleinſte Durchmeſſer eine halbe Meile betragen müßte,

und dieſes trifft auch ziemlich zu. In Amerika ſind wenige Dörfer von fünfzehnhundert Seelen, die nicht einen eben ſo großen Raum einnehmen; gleichwohl haben wir kein einziges Gebäude, das ſich mit den Tempeln in dieſer Stadt, ſelbſt nicht in ihrem trümmerhaften Zuſtande vergleichen ließe, die nun ſchon ſeit ein paar Jahrtauſenden in dieſem Zuſtande fortdauern; in allen unſern großen Städten haben wir kein einziges ſolches Gebäude aufzuweiſen.

Eines der Thore ſteht ebenfalls noch; aber ich zweifle, ob es ſo alt iſt, wie die Tempel. Auch ſieht man noch die Ueberreſte eines Amphitheaters oder Theaters nebſt den Ueberreſten anderer öffentlicher Bauten, welcher der Civiliſation jener alten Zeiten angehörten. Das Theater iſt jedoch wahrſcheinlich ſpätern, nämlich römiſchen Urſprungs. Wo Etwas römiſchen Urſprungs iſt, wäre es lächerlich, ſolches alterthümlich zu nennen, was im Vergleich mit jenen uralten Bauten, weit eher modern genannt werden könnte. Es wäre durchaus ungereimt, dieſen Tempel des Neptun mit irgend etwas Aehnlichem in Italien vergleichen zu wollen. Das Wenige, was uns die Geſchichte von demſelben aufbehalten hat, reicht hin, zu beweiſen, daß er eines der achtungswürdigſten Denkmäler menſchlicher Kunſt ſei, welches jemals bekannt geworden iſt. Kaum möchten die ägyptiſchen Pyramiden älter ſein als dieſer Tempel. Demungeachtetet wird man in einer Entfernung von einigen hundert Fuß an ſeiner

Fronte kaum die geringſte Beſchädigung bei der Betrachtung ſeines Aeußern entdecken können. Der Blitz hat dieß Gebäude zerklüftet; doch die Zeit hat vergeblich ihre zerſtörende Gewalt an dieſen Säulenmaſſen verſucht. Von den innern Säulen ſind freilich manche zerſtört und der Fußboden iſt an manchen Stellen beſchädigt, doch kaum mehr als nöthig, um überhaupt dieß Gebäude eine Ruine nennen zu können.

Der Tempel des Neptun wird allgemein für das älteſte der noch in Päſtum vorhandenen Gebäude gehalten; auch iſt er wirklich der ſchönſte, wenn gleich ein andrer muthmaßlich der Ceres gewidmeter Tempel einem höher ausgebildeten Kunſtgeſchmack angehört. Die rohe Einfachheit des erſtern paßt übrigens ſo ganz vorzüglich zu ſeinen ungeheuern maſſiven Verhältniſſen, wie zu den Ideen einer grauen Vorzeit, daß ich es kaum für möglich halte, daß irgend Jemand ihm nicht den Vorzug einräumen ſollte. Auf mich hat noch kein Gebäude einen ſo mächtigen, ich möchte faſt ſagen, überwältigenden Eindruck hervor gebracht. Unwillkürlich fühlte ſich mein Geiſt in die älteſten Zeiten entführt, als ich dieſe ungeheure Maſſen, dieſe Zeugen von Jahrtauſenden anſtaunte, die gleich den noch völlig friſch anzuſehenden Lavablöcken von Iſchia aller menſchlichen Annalen zu ſpotten ſcheinen. Vor drei Jahrhunderten, ſagte ich mir innerlich, hat Columbus die eine Erdhälfte entdeckt und hat die Bewohner beider Hälften in Erſtaunen geſetzt, indem er zuerſt

in beiden die Vorſtellung von dem Daſein der andern erweckte. Während dieſer langen Zeit, in welcher die Zeit, der mein Vaterland angehört, faſt verſchwindet, lag dieſer Tempel in Weinranken und Brombeerbüſchen begraben. Sieben Jahrhunderte führen uns weiter zurück in die Zeit der Eroberung Englands, als England ſelbſt eine noch kaum der Rohheit und Wildheit entwachſene Bevölkerung beſaß. Vier oder fünf Jahrhunderte früher ſehen wir uns in die verwildernden Zeiten zurück verſetzt, wo plündernde Haufen von Oſten her einfielen und die verkümmerte Stadt verödeten, welche an die Stelle der kraftvollen, uralten Anſiedlung getreten war, deren glorreiche Vergangenheit jenen bereits wie eine märchenhafte Ueberlieferung erſcheinen mußte. Vier oder fünf Jahrhunderte verſetzten uns weiter zurück in die Zeit der Römer, die hierher kamen, um dieſen Tempel als ein Gegenſtand der Bewunderung, als ein merkwürdiges Denkmal vorgeſchichtlicher alter Zeit zu betrachten. Weitere tauſend Jahre würden uns vielleicht jener Zeit näher bringen, wo die Prieſter noch an dieſem Altar opferten und irgend einer Eigenſchaft des höchſten Weſens im verſinnlichenden Geheimdienſte heidniſcher Bilderſprache ihre Verehrung darbrachten. Welch einen unſcheinbaren Punkt nimmt die Geſchichte Amerika's in dieſem langen Zeitraume voll welthiſtoriſcher Begebenheiten ein, — wie ganz verſchwinden in ihm das Leben und die Erlebniſſe einzelner Menſchen! Und doch reicht dieſer Tempel noch

lange nicht an die Zeit der letzten großen Umgeſtaltung der Oberfläche unſerer Erde, wo dieſe Oberfläche eine gänzliche Umkehrung erfuhr, und das animaliſche Leben, wie wir mit Recht vorausſetzen können, einen völlig neuen Charakter annahm; wenn einſt wieder eine ähnliche Erdumwälzung eintritt, dann wird auch dieſer Neptunustempel verſchwinden.

Manche Sternkundigen, welche die Umläufe und die Wiederkehr eines beſonders ausgezeichneten Kometen, welcher zuletzt um das Jahr 1681 geſehen worden iſt, berechnet haben, halten es für ſehr wahrſcheinlich, daß er unſrer Erde zur Zeit der Sündfluth begegnet ſei und dieſe ſelbſt bewirkt habe, welche zugleich die Urſache der meiſten Veränderungen phyſiſcher Art hervorbrachte, die Geſtalt der Oberfläche umwandelte, den Untergang mehrer Thiergattungen bewirkte und mancherlei andere Umwälzungen zur Folge hatte. Wenn wir zugeben wollen, daß dieſe Theorie im Weſentlichen richtig ſei, — und ſie hat wenigſtens ſo viele Wahrſcheinlichkeit für ſich, als jede andere, die bisher über jene große Erdbegebenheit aufgeſtellt worden iſt, — ſo können wir dieſen Tempel des Neptun als eines der herrlichſten Denkmale des nach jenem Ereigniß heranreifenden menſchlichen Fortſchreitens betrachten. Jedenfalls liegt etwas Erhebebendes in der Vorſtellung, ein Werk menſchlicher Kunſt zu ſehen, das als ein Muſterbild menſchlichen Vollbringens ſchon vor drei Jahrtauſenden vorhanden war.

Man hat viel von der ſchönen Scenerie der Stadt Päſtum geſchrieben, welche gewiß der Merkwürdigkeit ihrer Ruinen nicht unwürdig iſt. Viel ſchöner würden ihre Umgebungen ſein, wenn die neuern Gebäude, etwa ein halbes Dutzend an der Zahl, gar nicht vorhanden wären; doch dieſe Eindränglinge werden ganz überſehen, wenn das Gemüth erſt Einmal von dem Eindruck, den der Anblick dieſer Tempel hervorbringt, ganz erfüllt worden iſt. Die genauere Betrachtung dieſer Gebäude beſchäftigt alsdann den Geiſt viel zu ſehr, als daß irgend ein anderer Eindruck ſtörend einwirken konnte. Die Ebene um die Stadt iſt übrigens keine Einöde, ſondern mit einer ſolchen üppigen Vegetation von Gräſern, Kräutern, Stauden und Buſchwerk überzogen, daß dieſe Gegend weit eher eine Wildniß als eine Wüſte genannt werden kann. Inſofern müſſen freilich die Pyramiden eine weit erhabene Erſcheinung ſein, weil dort jeder Reiz der belebten Natur, jede Vegetation erloſchen iſt, während die Werke der Menſchen noch fortbeſtehen. Aber die verwilderte Ebene um Päſtum hat dagegen ein heimathliches und trauliches Anſehen, welches den Ruinen ſelbſt einen verſchönernden Reiz gibt, mehr als dieſes eine Sandwüſte vermag. Die Lage jeder beſondern Art von Ruinen ſcheint ihrem eigenthümlichen Charakter durchaus angemeſſen. Dieſes iſt eine Stadt, und deßhalb wünſcht die Einbildungskraft ihre Straßen zu bevölkern, die Volksmenge um den Altar ſich drängen und die tau-

ſonderlei häuslichen Scenen und öffentlichen Auftritte erneuert zu ſehen, welche ehemals ihre Umgebungen und ihre Gaſſen belebten. Dieſe verwachſenen Sträucher, dieſe wilden Blumen, dieſe nachläſſig wuchernden Weinranken, ſämmtlich beredte Zeugen achtloſer, gleichgültiger Verödung, vertragen ſich gar wohl mit den Erinnerungen an alte Zeiten. In Aegypten mag der erhabene Anblick der ungeheuren Wüſten, der unabſehbaren öden Sandflächen eine mit der Staunen erregenden Größe jener Bauten inniger übereinſtimmende Wirkung hervorbringen, in welcher das Geheimnißvolle ihres Urſprungs und ihrer Geſchichte mächtig auf uns eindringt. Dagegen iſt der Eindruck, den die Umgebung von Päſtum auf das Gemüth herorbringt, ein ganz anderer, als ihn die Wüſten Aegyptens erregen können; denn hier ſteigen die Apenninen zu einem herrlichen Amphitheater in der einen Richtung empor, während in der andern die blaue Fluth des Mittelmeers den Geſichtskreis ſchließt; dieſe „ewigenwährenden Anhöh'n", dieſe „göttliche Meeresfluth" der Alten, beide prangen ſie in der Pracht und Herrlichkeit ihrer eigenthümlichen Schönheiten, indem ſie auf dieſe Ueberreſte menſchlicher Größe theilnehmend niederblicken, welche ſie werden, wachſen und hinſchwinden ſehen.

In Päſtum ſetzten wir uns zu der widerwärtigſten und abſcheulichſten Mahlzeit nieder, die jemals Fremden vorgeſetzt worden ſein mag; es war faſt Nichts an die-

ſem Ort zu genießen als der Wein. Unſer Wirth ſprach letzterm häufig zu, und er erklärte mir ungeſcheut, daß ohne einen tüchtigen Nothbehelf ächten ſtärkendes Weines man in dieſer Gegend nur ein höchſt erbärmliches Leben führe; eine gute Entſchuldigung für Leute, die nichts lieber als ſolche Arzneien einnehmen. Mehre kränklich ausſehende, wankende Geſtalten, in welchen das Leben ſtündlich mehr zu entſchwinden ſchien, ſammelten ſich um die Schenke, und dieſe zeigte uns der Wirth als ſprechende Beweiſe für ſeine Theorie, weil ſie bloß deßhalb ſo elend ausſähen, weil ihnen die Geldmittel fehlten, ſich mit der nöthigen Menge des kräftigſten aller Heilmittel zu verſehen.

Wir kehrten nicht nach Eboli zurück, ſondern ſetzten gradesweges unſere Reiſe nach Salerno fort, da wir über letztere Stadt nach Hauſe wollten, und kamen mit Sonnenuntergang daſelbſt an. Das Wirthshaus an dieſem Ort war mir auffallend wegen ſeiner ſonderbaren und fremdartigen Einrichtung, wie mir ſolche noch nicht vorgekommen war. Die große „Sala“ war im Innern des Hauſes, und es fiel von Außen faſt gar kein Licht herein. Dieſe Sala diente zugleich als Küche, und die Reiſenden ſaßen in dieſem geräumigen Saal zerſtreut umher an mehren Tiſchen, verzehrten ihr Mahl bei düſterem Lampenſchein und hatten den Vortheil, ihre Eßluſt durch den Duft der mannigfaltigen Speiſen zu ſchärfen. Es gelang uns endlich, drei Gemächer für uns

allein zu bekommen, und in dem einen, welches mir nachher zum Schlafgemach diente, gaben wir uns alle Mühe, mit einer äußerſt unbefriedigenden Mahlzeit fertig zu werden.

Das Frühſtück am nächſten Morgen war erträglicher, und hiernach ſetzten wir ſogleich unſere Reiſe weiter fort nach Pompeji. Wir hatten einen ſchönen Weg, der uns über Berge und durch Schluchten führte und uns häufig ſchöne Ausſichten nach dem Meer eröffnete; wir mußten nämlich die vielfach unterbrochne Bergkette der Apenninen hinüber, welche die beiden Buchten trennt und das Vorland von Sorrento bildet. Die Anhöhen in der Nähe von Salerno waren vorzüglich ſchön und prachtvoll, und einige einſame Landhäuſer auf ihren ſchwindelerregenden Kuppen ließen Alles, was wir von ähnlichen Gegenſtänden in der Schweiz uns erinnern konnten, weit hinter ſich zurück.

Einen ausgezeichnet reizenden Anblick gewährt in Italien die anmuthige Benutzung vorzüglich maleriſcher Punkte zu Wohngebäuden. Felſenränder, Bergkuppen ſchroffe Abhänge, terraſſenförmige Vorſprünge, welche in andern Ländern der Reiſende gern mit irgend einem paſſenden Gebäude geſchmückt ſähe, wo er in der Einbildung hinzudenken muß, was er in der Wirklichkeit vermißt, alle ſolche Stellen ſind hier wirklich bebaut; poetiſche Formen und poetiſche Zwecke erhöhen die natürlichen Schönheiten dieſer Gegenden, und die anmuthigen Eindrücke

des Wirklichen übertreffen weit die Träume der Einbildung. Von ſolcher Wirkung war die Ihnen früher mitgetheilte Scenerie der Inſel Iſchia. Ueberdieß ruhte über allen dieſen anmuthigen Landſchaftsgemälden der unausſprechliche Zauber der Beleuchtung eines italieniſchen Himmels; um dieſes ganz zu verſtehen, muß man den Reiz des Wechſels von Schatten und Licht in ſüdlicheren Breiten kennen lernen.

Längs den Rändern und Abhängen dieſer Berge ſtanden viele einzelne kleine Thürme, welche, wie ich hörte, bei den königlichen Jagdbeluſtigungen benutzt werden; doch kann ich Ihnen darüber nichts Näheres mittheilen. Auf den Anhöhen zwiſchen Caſtel a mare und Sorrento befinden ſich ebenfalls viele ſolche Thürme. Wenn ich die Sache recht verſtanden habe, ſo ſind dieſe Thürmchen nicht etwa Jagdverbleibe oder Jagdluſthäuſer, wozu ſie zu klein und in zu großer Anzahl vorhanden ſind; es ſind vielmehr bloß Standplätze, um daraus zu ſchießen! Eine wahrhaft königliche Jägerei!

Unſer Beſuch in Pompeji war kurz; doch dießmal gingen wir faſt ganz um die Stadt herum. Das Amphitheater iſt an die Stadtmauern angebaut und ſteht in einer Ecke derſelben; als ich an der höchſten Stelle des Amphitheaters ſtand, konnte ich von dort aus die Stadt ganz und gar überſehen. Das früher erwähnte Haus mit dem muſchelverzierten Springbrunnen war jetzt vollſtändig ausgegraben, und man zeigte uns einige

wenige Stücke Hausrath, welche man in der ausgeräumten Aſche gefunden hatte. Ich fand jetzt noch weit mehr Veranlaſſung, mich davon zu überzeugen, wie vortheilhaft es ſein würde, wenn man eines der beſten Häuſer ganz im vormaligen wohnlichen Zuſtande einrichten und mit alterthümlichem Hausrath vollſtändig verſehen laſſen wollte, welches durch das königliche Muſeum ſehr leicht ausgeführt werden könnte. Selbſt wenn das Bild einer alterthümlichen Einrichtung nur zum Theil ſich auf ſolche Weiſe verſinnlichen ließe, ſo würde dieß von unberechenbarem Intereſſe ſein.

Ich bin noch immer der Meinung, daß ein großer Theil der Stadt, welcher die intereſſanteſten Wohnungen enthalten möchte, noch durchaus mit Schutt bedeckt iſt. Ich hoffe, daß die mit der Via Appia gleichlaufende Straße, wenn ſie erſt völlig aufgegraben und gereinigt ſein wird, eine große Anzahl von ſehenswürdigen Wohngebäuden aufweiſen dürfte, wenn dem Plan der vorſichtigen Wiederherſtellung gemäß ſowohl Gemäuer als Malerei gehörig geſchont wird. Auch möchte es zweckmäßiger ſein, gleich bei'm Aufgraben die Wiederherſtellung eines Hauſes vollſtändig zu bewirken, als ſolche erſt dann zu verſuchen, wenn ein ſolches Haus ſchon länger der Luft ausgeſetzt geweſen war.

Von Pompeji wandten wir uns nach Caſtelamare. Dieſe Stadt befindet ſich in der Nähe des ehemaligen Stabiä, welches ebenfalls durch den Ausbruch im Jahr 79

zerſtört worden iſt. Auf den Anhöhen hinter der Stadt beſitzt der König einen Lieblingslandſitz, deſſen Name Quì si sane *) iſt, welchem eine ähnliche Benennung des bekannten Luſtſchloſſes: Sans souci des großen preußiſchen Friedrich entſpricht, obgleich in verſchiedner Bedeutung.

Vor Kurzem ſahen wir das königliche Geſchwader auf einer Fahrt von Neapel nach Caſtelamare begriffen; der König beſitzt mehre Schiffe, deren er ſich zu Luſtfahrten bedient. Eine Yacht war darunter von anſehnlicher Größe, auch eine Brig und ein Schooner. In der Nähe von Neapel ſah ich einen Schooner, der einſt auf Befehl Mürat's in Beſchlag genommen worden war und früher ebenfalls zu Luſtfahrten verwendet wurde. Seit ich mich hier aufhielt, habe ich einen intereſſanten Zug in Beziehung auf dieſe Beſchlagnahme fremder Fahrzeuge vernommen, welchen ich aus vorzüglich glaubwürdiger Quelle mittheilen kann.

Als man Mürat die Maßregel vorſchlug, dieſe Schiffe in Beſchlag zu nehmen, ſo widerſetzte er ſich derſelben, weil dieſes Verfahren ſeiner Anſicht nach eine Art von Seeräuberei, ein Treubruch ſei, den keine unabhängige Nation auch nur einen Augenblick dulden könne, und der unverweilte Ausbruch eines Kriegs eine unabwendbare Folge davon ſein müſſe. Sein Miniſter kannte aber Amerika beſſer als ſein Gebieter. „Ame-

*) Hier wird man geſund.

rika wird," erwiederte er, „uns keinen Krieg erklären, Sire; denn es iſt eine Nation von Krämern; es ſind Leute, die auf keine Weiſe ſich dazu verſtehen, einen augenblicklichen Vortheil aus den Händen zu laſſen, wenn es ſich um nichts Mehr handelt, als um die Aufrechthaltung eines Grundſatzes. Es iſt richtig, irgend Etwas werden die Amerikaner thun; denn keine Nation kann ſich eine ſolche Kränkung gefallen laſſen. Aber für's Erſte wird, davon bin ich überzeugt, durchaus Nichts geſchehen; ſie werden weitläufige Gegenvorſtellungen machen, und mit Worten wird es vorerſt abgethan ſein. Alsdann wird es für Neapel noch immer Zeit ſein, entſchädigende Genugthuung zu geben. Doch in dieſem Augenblick haben Ew. Majeſtät Geld nöthig, und wir dürfen daher dieſe Maßregel etwa als ein gezwungenes Anlehen betrachten." Mürat befolgte den ihm gegebenen Rath, und wir alle wiſſen, wie genau die Vorherſagung dieſes Miniſters eingetroffen iſt. Freilich hatte dieſer Mann in ſeinem Urtheil dem allgemeinen Charakter der amerikaniſchen Bevölkerung Unrecht gethan, aber ganz richtig hatte er den handeltreibenden Theil beurtheilt, welcher wie alle Kaufleute den von ihm bezeichneten Weg des Unterhandelns allen energiſcheren Maßregeln vorziehen. Der Krämergeiſt beherzigt bloß den augenblicklichen Vortheil; was ferner liegt, hält er der Beachtung nicht werth. Es iſt ein Unglück für uns, daß wir

keine anderen großen Städte als bloß Handelsſtädte haben, und daher keine Vereinigungspunkte höhern Gemeingeiſtes, in welchen dem Einfluß jener in allen Zeitungen verbreiteten eigenſüchtigen Meinungen und bloß eigne Abſichten fördernden Declamationen hinreichender Widerſtand geboten werden könnte, — das einzige Mittel, um den öfters falſch begriffenen Charakter der amerikaniſchen Nation im Auslande zu heben und uns ſelbſt mit unſern wahren Intereſſen vertrauter zu machen. Wie aber die Sachen ſtehen, ſehen wir die Intereſſen des Handels, welche doch nur eine beſondere und untergeordnete Wichtigkeit haben können, als die einzig weſentlichen Zwecke verfolgen; wir ſehen den Krämergeiſt eifrig bemüht, ſelbſt alle moraliſchen und geſetzlichen Einrichtungen ſeinen habſüchtigen Zwecken unterzuordnen, und dieſes thut er ohne irgend in der Wahl der Mittel die Forderungen des Gewiſſens und der Ehre zu berückſichtigen. Dieſe Klaſſe von Bürgern weiß ſich des Einfluſſes der geleſenſten Zeitſchriften durch alle in Bewegung geſetzte Hebel zu ihrem ausſchließlichen Vortheil zu verſichern; und indem ſie einander überall hülfreiche Hand bieten und ihre Zwecke mit anhaltendem Nachdruck unterſtützen, ſo bilden ſie eine durch imponirende, wenn gleich in ſich ſelbſt unhaltbare Declamationen täuſchende Macht, welche Alles vernichten will, das ihre beſonderen Intereſſen zu gefährden oder auch nur zu erſchweren ſcheint. Die bloß für den Handel intereſſirte Klaſſe von Einwohnern kennt

kein anderes Ziel als die eigne Bereicherung; überall finden wir ſie in Oppoſition mit jeder Adminiſtration, die auf geſetzlich=ehrenvolle Weiſe die Abſichten einer geachteten Regierung verfolgen will; denn eine ſolche kann nur die großartigen Zwecke des Staatswohls vor Augen haben, während der Krämergeiſt immer nur zu ſolchen halben Maßregeln ſich hinneigt, die für den augenblicklichen Nothbehelf berechnet, mit keiner durchgreifenden Anſicht verträglich, bloß den vorübergehenden eigenen Vortheil zu Rathe zieht, ohne ſich um das Wohl des Ganzen im Geringſten zu bekümmern. In der That iſt es auch nicht möglich, daß die Intereſſen des Handels, welche ſo mannigfachen Veränderungen, ſo vielen unerwarteten Zufälligkeiten unterworfen ſind, jemals einer beſtimmten, unveränderlichen Anſicht ſich fügen werden.

Ich kann Ihnen kaum beſchreiben, welche Empfindungen mein Gemüth überwältigten, als ich, auf dem Molo von Neapel ſitzend, den erwähnten amerikaniſchen Schooner betrachtete. Dieſes Schiff hatte man ohne die geringſten ſcheinbar gerechten Anſprüche geltend machen zu können, einem amerikaniſchen Bürger gradezu entriſſen, um dem Könige dieſes Landes die Mittel zu verſchaffen, ſich nach ſeiner Laune zu vergnügen. Was hatte es auch zu ſagen, wenn ein ſolches kränkendes Unrecht gegen einen Amerikaner ausgeübt wurde? Seines Eigenthums gewaltſam beraubt, in ſeinen perſönlichen Rechten gekränkt, konnte er freilich mit ſolchem Nachdruck

die ihm nach ſolcher Kränkung gebührende Genugthuung fordern, daß die friedlichen Verhältniſſe beider Staaten gefährdet werden mußten; aber der wahrſcheinlichere Erfolg war eine neue Kränkung, der er von ſeiner eignen Regierung entgegenſah, wenn ſich kein anderes Mittel ausfindig machen ließ, ihn in ſeinem Rechte zu ſchützen, ohne dem beliebten Ausdruck gemäß die Handelsintereſſen zu gefährden. Was dieſes Unrecht noch fühlbarer macht, iſt der faktiſche Umſtand, daß der größere Theil der bloß ihren ausſchließlichen Vortheil beachtenden handeltreibenden Klaſſe in unſern größern Städten, welche der Politik unſerer Regierung eine ſolche falſche Richtung aufzunöthigen bemüht iſt, unſerm Vaterlande eigentlich gar nicht angehört; es ſind keine Amerikaner, die ſolchen verderblichen und entwürdigenden Einfluß auf unſere Angelegenheiten erſchleichen, es ſind fremde Handelsleute, die ſich bloß vortheilhafter Geſchäfte wegen eine Zeitlang in unſern Seeſtädten aufhalten, und denen daher die wahren Intereſſen unſers Landes völlig gleichgültig ſind; ſie verſtellen ſich als Amerikaner, ſo lange ihnen dieſe Maske ſichern Gewinn verſpricht, ſind aber gleich bereit, die Maske abzuwerfen, wo es ſich um ihnen ganz gleichgültige Dinge, um die Ehre oder Schande unſers Vaterlandes handelt.

Was mich ſelbſt betrifft, ſo hat eine nähere Erwägung dieſes durch Nichts zu entſchuldigenden Unrechts, eine genauere Einſicht in die bei uns befolgte Politik

und in die daraus für das Gemeinwohl hervorgehenden unangenehmen Folgen, mir alles Vertrauen auf den Schutz meines Vaterlandes benommen. Ich empfinde es, daß die Achtung des Auslandes vor meinem Vaterlande nicht einmal ſo viel vermag, mich außer dem Bereich der Geſetze meines Geburtslandes vor Verletzungen meiner Perſon und meines Eigenthums zu bewahren; kaum iſt ein Esquimaux-Indianer in ſchlimmerem Falle. Ich weiß es, daß andere Männer von mehr Erfahrungen als ich, — von bittern Erfahrungen, darf ich wohl ſagen, — zu derſelben Ueberzeugung gekommen ſind, wie ich. Ich fühle mich daher veranlaßt, hier öffentlich zu erklären, daß, wäre ich ſelbſt Kaufmann und würde mein Schiff von einer auswärtigen Macht mit Beſchlag belegt, mit welcher eine Zwiſtigkeit zu beginnen für das geprieſene Handelsintereſſe meiner Landsleute irgend einen vorübergehenden Nachtheil bereiten könnte, ſo würde ich, weit entfernt, mich durch die Achtung vor der Flagge meines Vaterlandes beſchützt zu wähnen, — den einzigen Fall ausgenommen, wo ich den unmittelbaren Beiſtand eines der tapfern und beſonnenen Männer, die unſere Kriegsſchiffe befehligen, anſprechen könnte, Männer, die ſtets bereit ſind, die Ehre und die Rechte unſrer Flagge aufrecht zu halten und zu vertheidigen, wiewohl ſie über ihr rühmliches Benehmen weit öfter Tadel als Lob einärndten, wo ſie irgend eine beſſere als bloß feig unterhandelnde Thätigkeit an den Tag legen,

— ſo würde ich weit lieber, ſage ich, mich auf die für mich vortheilhafteſte Weiſe mit der Macht, die mich angriffe, abzufinden ſuchen, als mich an meine Regierung wenden, um von ihr rechtlichen Schutz zu verlangen.

Es wird in unſern öffentlichen Blättern viel in den Tag hinein über die Beſchützung unſrer Schifffahrt, über die Aufrechthaltung der Ehre unſrer Flagge gefaſelt; doch bin ich vollkommen überzeugt, daß meine Anſichten mit denen der meiſten Amerikaner übereinſtimmen, welche in fremden Ländern die wahre Lage der Dinge erkannt haben. Ich glaube nicht, daß es unter zehn meiner Landsleute, die in Europa waren, einen Einzigen gibt, welcher ſich im Geringſten aufgefordert fühlt, ſich auf die Einſicht, die Thatkraft, die Vaterlandsliebe, die Gerechtigkeitsliebe unſrer Regierung zu verlaſſen. Unter unſerer Regierung verſtehe ich namentlich hier diejenige Körperſchaft, welche allein in ſolchen Fällen hinreichende Macht beſitzt, den Congreß. Würde ich mich in dem unangenehmen Fall befinden, daß mir von irgend einer europäiſchen Macht eine Kränkung widerführe, ſo würde ich weit lieber den Schutz eines ruſſiſchen oder ſelbſt eines franzöſiſchen Miniſters anſprechen, als eines amerikaniſchen, wenn nicht meine perſönlichen Verhältniſſe zu letzterem ſolcher Art wären, daß ich ſicher auf ſeine Fürſprache vertrauen könnte. Auf ſolche Staatsmänner unſers Landes, welchen um Beförderung im Staatsdienſt zu Hauſe vorzüglich zu thun iſt, würde ich mich

übrigens niemals verlaſſen, und ich habe mir dieſes zur Regel gemacht, weil die Anſichten eines ſolchen Mannes nothwendig auf ſein Benehmen Einfluß haben müßten; denn Leute, welche von dem Beifall derer, die ihre Beförderung bewirken oder hintertreiben können, ſich abhängig machen, ſind genöthigt, mehr auf das Schreien der ärgſten Schreier zu achten, als auf die Eingebungen ihrer eignen Vernunft oder auf die Verpflichtungen, die ihnen ihre Stellung auflegt.

Dieſes iſt der faule Fleck, wie man ſich ausdrückt, in der öffentlichen Stellung unſerer Nation, dieſes die Schmach des amerikaniſchen Namens. Früher dachte ich darüber ganz anders, weil ich mehr dem Wahn meines eignen Gefühls, als der mir noch nicht bekannten Wirklichkeit nachgab. Seit ich aber durch Erfahrung und Nachdenken anders belehrt worden bin, ſehe ich mich genöthigt, ſo zu denken, wie ich jetzt denke. Was aber die Ueberzeugung von dieſer fehlerhaften Politik, von den Mißgriffen unſrer Staatsmänner, von der daraus hervorgehenden Nichtachtung unſrer Nation bei andern Völkern, mich noch bitterer empfinden läßt, iſt die Gewißheit, daß das Herz unſers Volks geſund iſt, daß ſeine Knochen und Sehnen jederzeit bereit ſind, wie es irgend ein Volk der Erde vermag, die richtigen und erfolgreichen Grundſätze einer gediegenen Politik zu befolgen. Aber dieſe ehrenvolleren Geſinnungen werden bei uns nur zu oft durch die Vereintwirkung und Anmaßung der ſich

überall vordrängenden Handelsintereſſen überſchrieen und übertäubt. Wenn irgend ſolche Beeinträchtigungen des Eigenthums, der Ehre, des Rechts amerikaniſcher Bürger offen der Nation dargelegt würden, ſo bin ich überzeugt, daß neun unter zehn ſogleich bereit ſein würden, die Rechte unſers Staats nachdrücklich zu vertheidigen; aber unſere ſtaatsklugen Männlein ſehen dieſe Wahrheit nicht ein, oder wollen ſie nicht einſehen, ſondern ſie blicken in Einem fort ängſtlich nur nach den Handelsplätzen und ihren befangenen Zeitungsartikeln. Ich habe mit vielen unſerer Staatsmänner in Europa über dieſen Gegenſtand geſprochen, und keinen einzigen gefunden, der nicht mehr oder weniger dieſer verderblichen und unmännlichen Furcht ſich hingegeben hätte und folglich des in ihn geſetzten öffentlichen Vertrauens durchaus unwerth geweſen wäre. *)

---

*) Der Verſuch eines würdigern Benehmens iſt ſeither wirklich gemacht geworden. Ein mit kräftigem Willen begabter Präſident hat, wenn auch ſpät, da es längſt vor ihm hätte geſchehen ſollen, endlich gewagt, die Ehre und das Anſehen der Nation mit Würde zu behaupten, und, durch äußere Umſtände begünſtigt, iſt es ihm zum Theil wirklich gelungen. Die mit Frankreich getroffene Uebereinkunft iſt weder dem Sinn, noch dem Buchſtaben gemäß vollſtändig erfüllt worden; doch iſt wenigſtens Etwas geſchehen, womit ſich diejenigen begnügten, die bereits alle Hoffnung aufgegeben hatten. Der Vertrag iſt nicht erfüllt worden, denn die Summe Geldes, welche nebſt den Zinſen entrichtet werden ſollte, iſt nicht den Bedingungen gemäß ausgezahlt worden, welches zum Nach-

Ich weiß recht gut, daß dieſe Art, die Dinge aufzufaſſen, nicht die bei uns gewöhnlichſte und beliebteſte iſt; aber ich ſchreibe dieſe meine Anſicht in der beſtimmten Abſicht nieder, um Ihnen zu zeigen, was ich in der innigſten Ueberzeugung meiner Verantwortlichkeit als Mann für die lautere Wahrheit halte. Der Tag iſt nicht mehr fern, wo man dieſe meine Meinung als richtig einſehen und erkennen wird, wo alle jene ſtaatsklügelnde Blendwerke, die gleich Eintagsfliegen uns umſchwärmen, wie dieſe, verſchwinden, ſterben und vergeſſen ſein werden, wie groß und breit auch die Prahlſucht und die Verſchmitztheit dieſer vermeintlichen Tacitusjünger unſerer Tage ſich dünken mag!

---

theil der Reclamanten einen Unterſchied von einer Million ausmacht. Aber wie hat ſich der Congreß dabei benommen, da unter dieſen Umſtänden eine offenbare Verletzung des Vertrags vorlag, und überdieß die erſchwerende Veranlaſſung, nämlich die urſprünglich verletzende Behandlung, noch im friſchen Andenken war!

Neunzehnter Brief.

Ueberfahrt nach Neapel in einem heftigen Unwetter. — Straßenbeluſtigungen in Neapel. — Der Molo. — Seeweſen und Kriegsſchiffe. — Farbe des neapolitaniſchen Himmels. — Wirkung des Sonnenuntergangs. — Das Muſeum. — Verfahren beim Entrollen und Entziffern von alten Handſchriften in Neapel. — Liberalität der Regierung in der Förderung alterthumskundiger Nachforſchungen. — In den Ruinen aufgefundene alterthümliche Geräthe. — Andeutung zur Verbeſſerung des amerikaniſchen Münzweſens. — Glaubhafte Aechtheit der im Muſeum zu Neapel befindlichen Sammlungen.

Der November gab ſich in Sorrento als einen ziemlich ungeſtümen Gaſt zu erkennen, und wir ſahen uns gezwungen, an dem einſam wärmenden Kamin in unſerer Casa detta del Tasso enger zuſammenzurücken. Noch immer widerſtanden wir jeder Verlockung, uns anderswohin zu begeben, bis der tramontano uns endlich ſo markdurchſchauernd überfiel, daß uns keine Wahl zwiſchen völligem Unterliegen und zeitiger Flucht mehr übrig blieb. Wir wählten endlich das Letztere, indem wir es vorzogen, dieſen liebgewonnenen Aufenthalt aufzugeben, ehe wir Gefahr liefen, gleich Mumien zu erſtarren. Allenfalls hätten wir der Kälte noch trotzen können, wäre nur unſer Haus wirklich in beſſerem Zuſtande geweſen, und hätte es ſich mehr zu einem Winteraufenthalt geeig-

net; doch da das Kochgeſchäft das eine unſerer zwei einzigen Kamine in Anſpruch nahm, ſo war das andere für das Bedürfniß ſo vieler Perſonen, die ſich wärmen wollten, nicht ausreichend. Daher finden Sie dieſen Brief aus Neapel datirt. Doch dürfen Sie nicht etwa an eigentliche Kälte bei meiner vorigen Schilderung denken, ſondern höchſtens an einen durchſchauernden Froſt; und letzteres mußte für uns deſto beſchwerlicher ſein, da unſere lüftige Wohnung vorzugsweiſe den nördlichen Winden ausgeſetzt war; denn ſie befindet ſich, wie ich Ihnen früher beſchrieb, an der nördlichen Ecke des Bergthals, und zwiſchen uns und den Apenninen lag die Bai in ihrer ganzen Ausdehnung.

Am Tage, wo wir Sorrento verließen, blies der Wind ſo heftig aus Oſten, daß die Mannſchaft der Divina providenza äußerſt betroffen ſchien, als wir uns auf der Marinella befanden, um nach Neapel hinüber zu ſchiffen. Sie kannten die Bai beſſer als ich; denn indem ich aus der Stärke des Windes und der Aufregung der Wogen innerhalb der Krümmung an unſrer Küſte auf die Fahrt in der Bai ſelbſt ſchließen zu können vermeinte, hielt ich dafür, daß wir bei der Ueberfahrt durchaus Nichts zu fürchten hätten. Da dieſe tüchtigen Leute uns aber ſämmtlich bereit fanden, die Fahrt zu unternehmen, ſo machten ſie keine Gegenvorſtellungen, ſondern lenkten muthig ihr Fahrzeug in die Bucht. In einem Abſtande von einer Meile und drüber von den Uferfelſen traf

uns die volle Gewalt des Windes, und wirklich war ich einige Minuten lang in Zweifel, ob wir wieder umkehren ſollten oder nicht. Was wir früher von ungeſtümer Witterung auf dieſer Bucht erfahren hatten, war, mit dieſem Winde verglichen, nur ein erfriſchender Lufthauch bei ſchönem Wetter.

Der Wind durchbrauſte die Durchfahrt zwiſchen der Gegend unterhalb des Veſuvs und der Küſte bei Caſtelamare in ununterbrochener Heftigkeit wie das Gebläſe eines Eiſenhammers, und die Wellen legten unſer kleines Fahrzeug faſt beſtändig auf eine Seite. Doch wurde unſer Schiff trefflich gehandhabt und durch beſtändige Wachſamkeit auf unſer Segel, welches bei jeder vermehrten Gewalt des Windes beigebraßt wurde, kreuzten wir ſicher durch die offene Bucht, immer auf's Neue in unſern Cours einlenkend, bis wir die Leeſeite der Anhöhen erreichten. Hier befanden wir uns buchſtäblich in ruhigem Fahrwaſſer und mußten, weil gar kein Wind war, uns der Ruder bedienen! Kaum waren wir aber längs dem ſchützenden Abhang vorüber, ſo erfaßte uns der heftige Wind nochmals mit gleicher Stärke; doch gingen hier die Wellen nicht ſo hoch, wie vorher in der offenen Bucht. Ungeachtet der durch die vorhergegangene Windſtille bewirkten Verzögerung währte unſere Ueberfahrt doch nur wenig länger als zwei Stunden.

Wir haben jetzt eine Privatwohnung bezogen. Dieſe Privatwohnung iſt aber in Nichts ſonſt von Wohnung

und Verköſtigung in einem Gaſthauſe verſchieden, als im Namen; es iſt nämlich eine auf beſtimmte Zeit in einem Gaſthauſe gemiethete Wohnung, wo Alles von der Küche an bis zum Geſellſchaftszimmer zu unſerm gemeinſchaftlichen Gebrauch beſtimmt iſt. In Europa beſteht zwar etwas einem amerikaniſchen „Boarding Houſe“ ziemlich Aehnliches; doch pflegt man ſeltner davon Gebrauch zu machen. Wir befinden nns in der Nähe der Toledoſtraße und des Molo, und haben dieſen Monat hindurch Neapel ſelbſt weit mehr Aufmerkſamkeit widmen können, als uns dieſes bei unſerm frühern Aufenthalte möglich war.

Die Gegend, wo wir wohnen, iſt an beluſtigenden und unterhaltenden Auftritten auf der Straße unerſchöpflich. Man wird nicht leicht müde, hier durch die Straßen zu ſtreifen; wohin man ſich wendet, findet man immer neue Unterhaltung. In dem einen Stadtviertel ſcheint die Bevölkerung buchſtäblich ihr ganzes Leben unter freiem Himmel zuzubringen, und wir ſind hier durch viele Gaſſen gekommen, wo Kochen, Eſſen, Zanken, Tanzen, Singen, Beten und alle ſonſtigen täglich wiederkehrenden Beſchäftigungen gleichzeitig vorkamen. Davon erzählte ich ſchon früher, wie ich mich erinnere, aber damals war ich noch wenig in den wahren Geiſt des außer den Häuſern waltenden ſcherzhaften und beluſtigenden Volksmuthwillens eingeweiht. Unſere Pferde vermochten kaum im Schritt zu gehen, als wir durch

eine dieſer Straßen fuhren, und ihre Köpfe befanden ſich plötzlich in der Mitte eines neapolitaniſchen unter freiem Himmel geſchäftigen Haushalts, ohne daß ihr unerwartetes Eindringen die Behaglichkeit dieſer Leute irgend mehr geſtört hätte, als ein Stoß von einer rauchigen Schornſteinecke in einer unſerer Küchen.

Der Molo iſt aber der Ort, der mich am öfterſten anzieht. Außer dem ſchönen Anblick des Havens, der für mich unerſchöpflichen Reiz hat, bietet dieſe Stelle, wiewohl von nur geringem Umfang, doch alle Arten von Kurzweil. Es wimmelt hier von Leuten, welche die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden zu feſſeln gewohnt ſind. Der Eine ſagt Verſe her, ein Anderer unterhält die aufmerkſame Menge durch Mährchen, ein Dritter führt, wie wir ſagen würden, „Punch und Judy“ auf; ſtatt deſſen aber hört man hier die wohlklingenderen Namen „Polichinello und Giulietta“ oder irgend einen andern weiblichen Namen, deſſen Ausſprache noch lieblicher ins Ohr tönt. Unterdeſſen treiben die Knaben allerlei tolle Streiche und beluſtigen ſich, während die Aufmerkſamkeit der ältern Leute auf andere Kurzweil gerichtet iſt, auf ihre eigene Weiſe.

Die Schifffahrt iſt nicht beträchtlich; nur wenige Schiffe laufen aus und ein. Die Schiffe, welche im Haven liegen, haben meiſtens das Bunte und Zierliche der längs den Küſten des Mittelmeeres üblichen Bauart. Die Kriegsſchiffe liegen ebenfalls innerhalb des Molo,

und an ihnen ſieht man deutlich genug, wie wenig die neapolitaniſche Seemacht zu bedeuten hat. Dieſe Linienſchiffe ſind kaum im Stande den neuern Fregatten anderer Nationen kräftigen Widerſtand zu leiſten; und einige Fregatten, die hier liegen, ſind zwar hübſch genug gebaut, ſind aber kaum geeignet, mehr auszurichten, als die größern Kriegs-Sloops, wie ſie heutiges Tags gebaut werden.

Eine Tochter des Königs, die Prinzeſſin Chriſtina, war eben ihrem Oheim, dem Könige von Spanien, vermählt worden, und eine dieſer Fregatten wird eben in Bereitſchaft geſetzt, mit einem Theil der königlichen Ausſtattung unter Segel zu gehen. Ich bin auf dieſem Schiffe geweſen; es iſt ein treffliches Fahrzeug, und ich bin überzeugt, daß dieſe Nation wohl im Stande iſt, auf dem mittelländiſchen Meere eine achtunggebietende Seemacht aufzuſtellen, wenn zu der Gewandtheit ihrer Matroſen auch noch die nöthigen Geldmittel hinzukommen. Denn das ganze Land iſt Küſtenland, und die Bevölkerung iſt ein wenigſtens phyſiſch wohlbegabter Menſchenſchlag, und es fehlt, vom Gelde abgeſehen, nur an den gehörig wirkſamen moraliſchen Anregungsmitteln, um einen ſolchen Plan auszuführen.

Das Wetter veränderte ſich zuſehens, ſeit wir hierhergekommen waren, und bei dieſer Gelegenheit habe ich erſt recht erfahren, was ein neapolitaniſcher Himmel heißt. Bis zur Mitte des Oktobers kannte ich die Schönheiten deſſelben noch nicht in ihrem ganzen Umfange.

Obgleich wir ebenfalls die Schönheit des Himmels in unſerm Vaterlande kennen und zu ſchätzen wiſſen, ſo iſt doch die Anmuth des italieniſchen und vorzugsweiſe des neapolitaniſchen Himmels ganz eigenthümlicher Art, die uns durchaus unbekannt iſt. Ein anmuthiger Schimmer iſt durch die Bläue des Himmels ergoſſen, den Sie zum Theil kennen, da wir dieſes lieblichen Anblicks während der herbſtlichen Jahrszeit uns ebenfalls erfreuen. Aber dieß iſt es nicht, was ich meine, nicht die ſchönen und milden September- und Oktobertage, welche gewöhnlich als die Kennzeichen einer vorzüglichen Herbſtwitterung geprieſen werden, ſondern der eigne durchſichtige und widerſtrahlende Zuſtand der Atmoſphäre, welcher alle Gegenſtände in einen Glanz einhüllt, ſo wie Abends und Morgens dem Horizont prismatiſche Farben verleiht. Dieſe mildvermiſchten Farben ſind durchaus von dem prächtig erhabenen Anblick des Sonnenuntergangs in Amerika verſchieden. Es ſind zartere Farbennüancen in mannigfaltigem Wechſel, die in raſcher Folge ineinander verſchwimmen. Dieſe zarten Farbenwechſel habe ich öfter an der amerikaniſchen Küſte beobachtet, wenn ich mich auf meinen frühern Seefahrten unter etwa 40° Breite befand; an der Küſte ſelbſt iſt dieſer liebliche Anblick weit ſeltner, und wir genießen ihn in unſern ſüdlichen Gegenden kaum jemals, wenigſtens nie in ſolchem vollkommenen Grade wie hier.

Lächeln Sie immerhin über meine Leidenſchaft für

ſchöne Himmelsbläue und anmuthige Landſchaftsgemälde; ich aber bin während des letzten Monats wohl über ein Dutzend mal die Burg von San Elmo hinangeklettert, um die Sonne untergehen zu ſehen, und die ganz eigenthümliche Wirkung dieſer herrlichen Erſcheinung zu beobachten. In dem Augenblick, wo das Sonnenlicht verſchwunden ſcheint, beleuchtet ein milder roſiger Schimmer die Anhöhen am Fuße des Veſuvs, ſo wie alle die dichtgedrängten Gegenſtände längs der Küſte. und wirft einen Gluthſchein über die weitausgebreitete Campagna, der ihr das Anſehen eines andern Eden verleiht. Während dieſe ſchönen Farbenübergänge die Erde ſchmücken, ſcheinen ſie am Himmel widerzuglänzen, wie das Wangenroth eines ſchönen Mädchens die Regungen ihres Innern widerſtrahlt. In welchem Farbenglanz in ſolchem Augenblick die Wolken prangen, vermag ich nicht zu ſchildern, ſie ſchimmern in faſt überirdiſcher Pracht. Zu Zeiten erglänzt die ganze Himmelswölbung in ununterbrochener Perlenbläue; dann überweht ſie vielleicht ein raſcher Anflug von ſanftem Roth, wie das zarte Colorit der Jugendfriſche, und dann wieder entquillt der milden Bläue eine ſolche Mannigfaltigkeit von Farben, die ſo raſch und unmerklich wechſeln und verſchmelzen, daß es unmöglich wird, ſie ſämmtlich aufzuzählen oder einzeln zu beſchreiben. Dieſer Anblick hat nichts Großartiges, nichts Erſchütterndes; es iſt ein wundervoll lieblicher Anblick, der zugleich das Innere mit ſanftern Regungen erfüllt,

während er das Auge des Beſchauers erfreut. So viel iſt gewiß, daß ich auf dem Lande noch niemals ſolche Sonnenuntergänge geſehen habe, die ſich an Schönheit mit denen in Neapel vergleichen laſſen; auf der See will ich wohl zugeben, ſieht man in ſüdlicheren Breiten öfters ähnliche ſchöne Sonnenuntergänge.

Ich glaube, eben hierin liegt der unnennbare eigenthümliche Zauber des italieniſchen Himmels, von welchem Dichter und Maler aller Zeiten ſo ergriffen worden ſind. Wir Amerikaner mögen neun Monate des Jahrs hindurch Neapel und ſeine Gegenden in jeder Richtung durchſchweifen und manche ſchöne Lichtwechſel der Himmelsbläue betrachten, ohne von dieſer eigenthümlichen Anmuth eine richtige Vorſtellung zu haben, wenn wir nicht grade die drei ausgezeichneteſten Monate hier zubringen können.

Von dem Muſeum habe ich Ihnen noch gar Nichts mitgetheilt, welches die in Pompeji und Herculanum aufgefundenen alterthümlichen Merkwürdigkeiten enthält. Denn dieſes iſt ſo häufig und ſo genau von andern Reiſenden beſchrieben, daß mir kaum etwas zu ſagen übrig bleibt. So habe ich unter andern die langſame, äußerſt mühſame, und wie ich meine, völlig nutzloſe Arbeit mit angeſehn, wie die Manuſcriptrollen, die man in Herculanum gefunden hat, aufgewickelt werden. Es iſt dieß allerdings ein merkwürdiger Beweis menſchlicher Geduld und Ausdauer, ſo wie ein rühmliches Zeugniß von dem ernſten Beſtreben der neapolitaniſchen Regierung, die

Bemühungen der Gelehrten zu unterſtützen. Ich habe vorhin geſagt, daß man dieſe Rollen in Herculanum gefunden habe. Denn ich glaube, daß in Pompeji bis jetzt kein einziges Manuſcript gefunden worden iſt; auch würden ſie kein ſolches verkohltes und eingeſchrumpftes Anſehen haben, wenn ſie in letzterer Stadt gefunden worden wären.

Es ſcheint, daß alle Handſchriften der Alten auf geglätteten hölzernen Stäben aufgerollt wurden; wenigſtens habe ich noch nie eins geſehen, das wie die neuern Bücher gefaltet geweſen wäre. Die Gluth der Lava hat dieſe Pergament- oder Papyrusrollen, welche in Herculanum gefunden worden ſind, in einen ſolchen verkohlten und eingeäſcherten Zuſtand verſetzt, daß es faſt nur eines Lufthauchs bedürfte, um die unverſehrt gebliebenen Faſern zu zerreißen. Doch ſind ſie nur noch im zuſammengerollten Zuſtande vorhanden, und die ſchwierige Aufgabe war demnach, ſie zu entrollen und die Schriftzüge zu leſen. Glücklicherweiſe hängt nun die Lesbarkeit eines alterthümlichen Manuſcripts durchaus nicht von der Deutlichkeit der Schriftzüge des Verfaſſers ab. Denn eben weil man damals noch keine Bücher zu drucken verſtand, ſo wurden alle Werke, welche der Veröffentlichung werth gehalten wurden, und ſelbſt dieſes nur in dem beſchränkterem Sinne, wie eine Veröffentlichung unter ſolchen Umſtänden möglich war, durch geübte Abſchreiber ganz ſauber abgeſchrieben, und zwar in großen, ſchönen,

deutlichen Schriftzügen, die eben ſo gut zu leſen waren, wenn auch nicht ganz ſo deutlich, wie unſre größern Druckſchriften. Wenn alſo die verkohlten und verſchrumpften Pergamentrollen von Herculanum irgend etwas Merkwürdiges enthalten, ſo werden wir ihren Beſitz einzig dieſer mühſamen Arbeit des Entrollens verdanken. Bis jetzt hat man, ſo viel ich weiß, Nichts von beſonderm Werth oder von beſonderer Wichtigkeit, weder in Beziehung auf alte Kunſt noch auf alte Geſchichte, in den bisher entrollten Handſchriften gefunden.

Doch ich kehre wieder zu dem Verfahren ſelbſt zurück, welches einfach genug iſt, wiewohl es ſchwer ſein dürfte, aus einer bloß mündlichen oder ſchriftlichen Andeutung, ohne es ſelbſt mit angeſehen zu haben, eine deutliche Vorſtellung davon zu erhalten. Der in der Mitte der Pergamentrolle befindliche hölzerne Stab wird auf eine ſolche Weiſe, daß er bequem um ſeine Achſe gedreht werden kann, auf dem Boden eines kleinen Geſtelles befeſtigt, welches einige Aehnlichkeit mit den kleinen hölzernen Geſtellen hat, woran Frauen manche ihrer Nadelarbeiten aufzuſpannen pflegen. Dieſes Geſtell wird ſodann unbeweglich feſtgemacht. Darauf werden an den obern Leiſten des Geſtelles ſeidene Fäden mittelſt Schräubchen befeſtigt, und die untern Enden dieſer Fäden werden mit Hülfe von Eiweiß und Goldſchlägerhäutchen an das äußere Ende der Rolle angeklebt. Alsdann werden dieſe Fäden, deren eine große Menge neben einander am

Rande der Rolle angeklebt worden ſind, mit Hülfe der Schräubchen ſtark angeſpannt, wie die Saiten einer Violine. Wann dieſes geſchehen iſt, kann der Arbeiter zur Entfaltung der Rolle weiter fortſchreiten, welches durch Zwiſchenſchieben des dünnen Blattes eines papiernen Werkzeugs geſchieht. Wenn in der Rolle ein Loch oder Riß vorkommt, oder wenn ſie irgendwo nachgibt und zu zerreißen droht, dann wird ſie an ſolchen Stellen mit Goldſchägerhäutchen bedeckt und verklebt. Indem nun ſämmtliche Fäden nach und nach immer mehr angeſpannt werden, welches eben nur allmählig und — wie Sie ſich leicht vorſtellen können — nur äußerſt vorſichtig und langſam geſchehen darf, wird die Pergamentrolle nach und nach abgewickelt, bis wenigſtens ein Stück derſelben bis an's obere Ende des erwähnten hölzernen Geſtelles abgewickelt iſt, worauf dieß Stück von einem Gelehrten durchgeſehen und ſorgfältig nachgeſchrieben wird. Die Schriftzüge ſind alsdann weit leichter zu entziffern, als man auf den erſten Blick meinen ſollte, der chemiſchen Eigenſchaften der Tinte wegen. Die Pergamente haben nämlich eine durch und durch ſchwarze oder dunkelbraune Farbe angenommen; aber die einzelnen Buchſtaben kommen wie eine Art von Vertiefung deutlich zum Vorſchein, — oder um mich beſſer auszudrücken, in einer von den unbeſchriebenen Stellen verſchiedenen Oberfläche, — denn das ganze Gefüge hat oft kaum die Dicke von Spinnengewebe. Weil dieſe aufgewickelten Rollen

öfters durchlöchert ſind oder bedeutende Riſſe haben, ſo fehlen an ſolchen Stellen die Schriftzüge ebenfalls, und die dadurch in der Schrift entſtandenen Lücken müſſen alsdann, ſo gut es eben gehen will, durch Conjecturen ergänzt werden.

Wir ſahen mehre Leute emſig mit dieſen verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt. Die Einen beſchäftigte bloß das vorſichtige, mechaniſche Abrollen; Andere waren hinreichend unterrichtete Leute, um die lateiniſchen Schriftzüge leſen, die undeutlicheren Worte entziffern, ſo wie die Abkürzungen verſtehen zu können. Ich glaube übrigens, daß die erſte Abſchrift dieſer entzifferten Pergamente in allen Fällen nur ein genaues Nachſchreiben, eine Art von Fac-ſimile iſt, und daß dieſe Vorarbeit alsdann erſt einer Anzahl höher gebildeter, wirklicher Gelehrten übergeben wird, welche die Lücken im Text durch Conjecturen ergänzen, wo ſolches irgend möglich iſt, und den Text ſelbſt mit den erforderlichen Erklärungen und Bemerkungen begleiten.

Dieſe Arbeiten ſind nunmehr ſeit Jahren mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit und Geduld fortgeſetzt worden. Manche Amerikaner, die hierher reiſen, ſind nur zu ſehr geneigt, über das, was ſie Mangel an „Energie" der Regierung in dieſem Lande nennen, ihren Spöttereien freien Lauf zu laſſen. Viele von ihnen verfallen in den kindiſchen Mißgriff, ihre Vaterlandsliebe darin bethätigen zu wollen, daß ſie damit prahlen, was wir

unter ähnlichen Umſtänden in weit kürzerer Zeit vollbringen würden. Gewiß möchte ich den politiſchen Einrichtungen keines andern Staats vor dem unſrigen, in allem, was die Wohlfahrt ſämmtlicher Staatsbürger betrifft, den kleinſten Vorzug zugeſtehen; auch bin ich jederzeit, meine Ueberzeugung von den überwiegend trefflichen Eigenſchaften unſerer Verfaſſung gegen Alle geradezu auszuſprechen bereit, welche aus Unkunde Alles verachten, was Amerika von den übrigen Nationen unterſcheidet. Demungeachtet haben wir eben ſo wohl unſere ſchwachen Seiten wie unſre Nachbarn, und ich bin noch ſehr in Zweifel, ob irgend ein Congreß hinlängliches Intereſſe für wiſſenſchaftliche Unterſuchungen an den Tag legen möchte, oder ſich von der Ueberzeugung hinlänglich durchdrungen fühlen würde, wie ſehr die Beförderung wiſſenſchaftlicher Forſchung ſelbſt in Beziehung auf den uns beherrſchenden Trieb nach Geldgewinn uns zu großem Nutzen gereichen muß, um mit gleicher Beharrlichkeit dazu vermocht zu werden, von Jahr zu Jahr die erforderlichen Summen zu ähnlichen Unternehmungen zu bewilligen, wie dieß in Neapel geſchieht. In Amerika iſt bis jetzt weder ſchöne Kunſt noch Gelehrſamkeit ſo weit gediehen, daß unſre Nation den wichtigen Einfluß beider auf allgemeines menſchliches Fortſchreiten hinlänglich begreifen und zugleich erwägen könnte, von welcher entſchiedenen Wirkung die eine wie die andere zur Förderung menſchlicher Glückſeligkeit beitrage, welches das höchſte Ziel aller Staatseinrichtungen ſein ſoll. Wir

haben noch Manches bei uns ſelbſt in Ordnung zu bringen, ehe wir uns erlauben dürfen, über die Fehler anderer Staaten zu ſpötteln.

Die Zahl der bis jetzt an verſchiedenen Stellen dort aufgefundenen Handſchriften ſoll bereits zwei- bis dreitauſend und darüber betragen; wiewohl es ſich denken läßt, daß viele darunter gleichen Inhalts, nämlich wiederholte Abſchriften deſſelben Werks ſein mögen. Der größere Theil derſelben iſt übrigens in ſolchem Zuſtande, daß alle Verſuche, ſie zu entziffern, vergeblich ſind. Dieſes würde bei allen der Fall geweſen ſein, wenn die Alten kein dauerhafteres Schreibmaterial gehabt hätten, als das Papier der neuern Zeit. In England könnte vielleicht beim Ausbruch eines Vulcans das beſſere Papier der gänzlichen Vernichtung literariſcher Schätze einigermaßen widerſtehen; in Frankreich und Amerika hingegen, ſo wie in Deutſchland und in Italien ebenfalls, würde die Glühhitze vulcaniſcher Eruptionen faſt durchgehends das lockere, ſpinnengewebähnliche Papier zerſtören, wo irgend die Nachbarſchaft eines Kraters die Bibliotheken neuerer Zeit bedroht.

Die Sammlungen von den mancherlei in den Ruinen aufgefundenen Geräthſchaften, die im Muſeum aufgeſtellt worden ſind, gewähren einen höchſt intereſſanten Anblick; doch die darüber vorhandenen Beſchreibungen gehen ſo genau in alle Einzelnheiten ein, daß es unnütz ſein würde, noch mehr davon zu ſagen. Die ſchönen

Formen, die geſchmackvollen Verzierungen machen einen bleibenden Eindruck. Sogar Gewichte und Maße und andere Gegenſtände zu täglichem Gebrauch waren kopfförmig ausgeziert, zum Theil Bruſtbilder darſtellend, wahrſcheinlich zur Erinnerung an ausgezeichnete Männer jener Zeit.

In Amerika könnte in dieſer Beziehung noch Manches geſchehen, was der vaterländiſchen Geſinnung und dem Nationalgeſchmack entſprechen würde. So müßte das Gepräge unſrer Geldmünzen verändert werden, welches jetzt das häßlichſte in der ganzen Chriſtenheit iſt. Daſſelbe gilt zum Theil von unſrer Flagge; doch in Europa findet man hin und wieder ſo garſtige Flaggen, als man kaum erdenken kann. Wenn das elende Zerrbild, hochtönender Weiſe „Freiheit“ genannt, durch das Bruſtbild *) des einen oder andern wirklich ausgezeichneten

---

*) Hier hat der Verfaſſer in ſeinem Eifer für ſchöne Kunſt überſehen, daß ſchon der Idee nach kein anderes Bruſtbild, als das des regierenden Fürſten, welchem das Münzrecht als Repräſentanten ſämmtlicher Staatsgewalten zuſteht, auf den Geldmünzen enthalten ſein kann. Wo alſo kein Fürſt iſt, kann die Geſammtheit des Volks nur durch ein Sinnbild, das nie das Bild eines einzelnen Mannes ſein kann, auf Münzen verſinnlicht werden, wozu alſo irgend eine allegoriſche Darſtellung die paſſendſte iſt, welche übrigens von Niemanden mit dem Staatswappen verwechſelt werden wird. Wirklich hatten auch im kunſtſinnigen Alterthum nur die von Einzelnen beherrſchten Staaten auf ihren Münzen die Bruſtbilder ihrer Könige; aber auf den Münzen alter Freiſtaaten trifft man nur allegoriſche Darſtellungen an.

Bürgers erſetzt würde, ſo würden unſere Münzen ſtatt jener entſtellenden Figur nicht bloß ein gefälligeres Anſehen bekommen, ſondern auch einigen Erſatz für die uns mangelnden Statüen und bis jetzt nicht üblichen Denkmünzen darbieten. Die Ehre, ſich ſelbſt oder vielmehr ſeine Vorfahren im Bruſtbilde auf Münzen zu erblicken, würde alle Vortheile eines Adelsdiploms in der Aufmunterung zu herrlichen Thaten gewähren, ohne die Nachtheile der Beförderung mißbräuchlichen Caſtengeiſtes *) damit zu verbinden. Um andern Mißbräuchen vorzubeugen, müßte die feierliche Abſtimmung der einzelnen

---

*) Das am meiſten ehrende Denkmal ruhmwürdiger Thaten wahrhaft vaterlandsliebender Bürger bleibt die unvergeßlich im Volke fortlebende Erinnerung. Denn ſie ſind zu groß für die durch äußere Anregungsmittel erſt zu weckende Anerkennung, welche ihnen die Nachwelt ſchon aus innerm Antriebe bewahrt. Statüen ſind ſo wenig wie andere Auszeichnungen ſinnlicher Art immer Ausdruck der Volksgeſinnung im Allgemeinen geweſen, ſondern öfter die Aeußerungen von Parteien, die grade die Oberhand behielten, und die von Staatswegen beförderte Auszeichnung wird ſelten dem Einfluß des Kaſtengeiſtes entgehen, der auf dieſe Weiſe ſich auf den ſichtbaren Ausſpruch der Staatsgewalt ſtützen würde. Das Andenken großer Männer in künſtleriſchen Darſtellungen zu ehren, darf man überall den Forderungen der Mitwelt überlaſſen, welche die Künſtler kennen und benutzen. Und wo die Mitwelt das Bedürfniß fühlt, die Bildniſſe ihrer großen Männer aus früherer Zeit an ihren Geräthen und Zierrathen vor Augen zu haben, wird es auch nicht an Künſtlern fehlen, die dieſer würdigen Aeußerung des Kunſtgeſchmacks, wo er wirklich vorhanden iſt, zu entſprechen wiſſen.

Staaten vorhergehen, die Einſtimmigkeit der Staaten müßte nothwendige Bedingung ſein, und eine ſolche ehrenvolle Auszeichnung dürfte den Betheiligten erſt ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tode zu Theil werden. Auf ähnliche Weiſe erklärt, wie Sie wiſſen, die römiſche Kirche ihre ausgezeichneten Männer zu Heiligen. Auch könnte eine Steigerung in dieſen Beweiſen der dankbaren Anerkennung des Vaterlandes gegen ſeine verdienſtvollen Mitbürger ſtatt finden; die höchſte Ehrenbezeugung könnte durch ein Bruſtbild auf goldnen, die geringere auf ſilbernen, die geringſte auf kupfernen Münzen ausgedrückt werden. Die noch unentſchieden großen Männer, deren Verdienſt nur eine vorübergehende Würdigung verdiente, möchten immerhin auf den Banknoten figuriren, wie es ſchon jetzt geſchieht. *) Mit Waſhington und Franklin könnten wir den Anfang machen, auf deren Namen ſelbſt das alte Rom mit Stolz aufblicken würde, wenn ſolches dieſe Männer in ſeinen beſſern Tagen zu den ſeinigen hätte zählen können. Unſere Kupfermünzen könnten künftig zur erforderlichen Zeit die Bildniſſe

*) Wenn die Bildniſſe der Vorſtände vorübergehender Verwaltungsbehörden auf Banknoten, dieſen temporären Bürgſchaften für den Werth derſelben, vorgedruckt werden, ſo liegt darin nichts Widerſprechendes, ſo wenig wie in der Namensunterſchrift; aber Bildniſſe einzelner Bürger auf für immer gültig geprägte Geldmünzen kann ein Freiſtaat durchaus nicht geſtatten.

unſrer Präſidenten enthalten, und ich glaube faſt, daß unſre Nachkommen ihnen ſämmtlich dieſe Ehre zuerkennen würden. Vielleicht würde des alten John Marſchall's Bruſtbild wenigſtens auf ſilbernen Münzen prangen; doch fürchte ich, daß originell denkende Köpfe nur zu ſelten in Amerika ſind, um dem Einfluß von fünfzig Jahren zu widerſtehen. Ein ächter Forſcher im Fache der Rechtsgelehrtheit muß noch geboren werden.

Wie würden wir es in ſolchem Fall mit unſerm Jefferſon halten? — Sollen wir ihm die Ehre des Bruſtbildes auf Goldmünzen zuerkennen? — Auf keinen Fall. Dazu war er nur zu ſehr Parteihaupt. Selbſt unſerm Franklin würde die Ehre der Goldmünze zwar als Philoſophen, aber nur in naturwiſſenſchaftlicher, nicht in moraliſchpolitiſcher Beziehung zuerkannt werden konnen; denn in moraliſcher Hinſicht war er nicht einflußreich genug, und in politiſcher Beziehung beſaß er zu wenig durchſetzenden Geiſt. John Jay kann vielleicht auf den ſilbernen Ehrenpreis Anſpruch machen; gewiß; wenn er nur nicht ſo früh vom Schauplatz abgetreten wäre; denn, was die Lauterkeit ſeiner Geſinnung, die Reinheit ſeiner Abſichten betrifft, ſo müßte ihm die Ehre der Goldmünze werden. Jefferſon dürfte die Silbermünze anſprechen; doch, fürchte ich, nur mit einiger Einſchränkung. Der gute Hamilton, deſſen treffliche Anlagen, deſſen redliches Gemüth ihm den goldnen Preis zuſichern würden, möchte vielleicht ganz leer ausgehen, oder höchſtens würde man

ihm die Kehrſeite der Münze einräumen; denn er hat unglücklicher Weiſe den verkehrten Weg zum Ziel gewählt.

Wie Sie ſehn, wäre hier ein weites Feld zu poetiſcher Abwägung der Verdienſte unſerer ausgezeichneten Männer. Ich fürchte, daß in ſolchem Fall es Noth thun würde, einige Tonnen voll „Kauri's" aus Afrika überzuführen, um auch den großen Haufen amerikaniſcher großen Männer zufrieden zu ſtellen. Auch möchte ich ſchwerlich den Mitgliedern unſers Congreſſes die Abſtimmung in dieſer Beziehung anvertrauen; denn dort würde Jeder für ſeinen Nachbar ſtimmen, unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß ſein Nachbar dagegen zunächſt für ihn ſtimmen werde. Aber lieber ſollen unſere Münzen an reinem innern Werth verlieren, als daß wir den Werth innerer Reinheit darüber verlören. *)

Doch ernſte Dinge verdienen ernſtere Beſprechung. Die Kunſtgebilde der Alten ſind recht geeignet, den Kunſtgeſchmack der Neuern zu wecken. Die meiſten ſchönen Formen, die uns in den Bronce-Zierrathen, die wir aus Frankreich und Italien erhalten, ſo innig anſprechen, ſind gradezu Nachbildung der in Pompeji und Herculanum aufgegrabenen Meiſterſtücke.

Bisweilen wandelt den aufmerkſamen Beſchauer der in dem Muſeum aufgeſtellten Herrlichkeiten ein Zweifel

*) Durch letztere Bemerkungen wird der frühere Vorſchlag des Verf. ganz von ſelbſt widerlegt.

an, ob alle dieſe mannigfaltigen Kunſtſchätze auch wirklich ächte antike Productionen ſind, und ob ſie als Proben reinen unverdorbnen Kunſtſinnes, als Muſterbilder wahren Kunſtgeſchmacks aufgeſtellt werden können. Denn oftmals bleibt man ungewiß, ob manche Gegenſtände nicht vielmehr als Beweiſe äußerſt entarteten Geſchmacks und äußerſter Sittenverderbniß, oder im Gegentheil als Beweiſe äußerſter Unſchuld und Einfachheit dienen können. Wer die Schilderungen eines Juvenal oder Ovid's zu Rathe zieht, der wird gar leicht zu erſterer Annahme verleitet werden. Davon ſind die außerordentlichſten Proben hier zu finden, von welchen manche faſt denen gleichkommen, welche Capitain Cook auf einigen Inſeln der Südſee gefunden zu haben behauptet. Aber die Welt des neunzehnten Jahrhunderts iſt in der Beobachtung des Scheines von Schicklichkeit und Ehrbarkeit, welcher Art auch ihr eigentliches Treiben ſein mag, eine ganz andere geworden, als es jedes frühere Jahrhundert war. Dieſes beweiſen unter andern die Frescomalereien von Andrea del Sarto ſogar in den Loggien von Kirchen, und nicht weniger beweiſen dieß manche Proben des Geſchmacks ſelbſt des göttlich genannten Raphael, um ähnliche Dinge, die von ſeinen Schülern herrühren, gar nicht zu erwähnen.

Es macht einen eigenen Eindruck, hier Schminknäpfchen, Spielmarken, Meſſer, Löffel, nebſt andern bekannten Geräthſchaften zu ſehen, deren man ſich vor

faſt zweitauſend Jahren bediente. Jedermann muß es in Erſtaunen ſetzen, wie wenig weſentliche Veränderungen mit dergleichen Dingen in ſo langer Zeit vorgegangen ſind. Was die Schminke betrifft, ſo darf uns dieß nicht wundern; denn ſie iſt ein Nachlaß aus dem Zuſtande der Rohheit, und alle Völker hören erſt dann auf, ſich derſelben zu bedienen, wann ſie ſich dem Zuſtande höchſter Geſittung am meiſten nähern. Man hat mir geſagt, es ſeien keine Lanzetten gefunden worden, und Manche wollten daraus ableiten, daß man ſich keiner ſolcher Werkzeuge zum Aderlaſſen, ſondern bloß der Blutegel und Schröpfköpfe bedient habe. *) Auch ſoll der Gebrauch der Gabeln unbekannt geweſen ſein; ich erinnere mich auch nicht, in den Sammlungen des Muſeums dergleichen geſehen zu haben. Wenn die Alten wirklich keine Gabeln kannten, ſo gab es damals auch keine Schätzung des Menſchenwerthes nach dem Beſitz von mehr oder weniger ſilbernen Gabeln, und deſto glücklicher waren ſie, wenn ihr geſunder Verſtand zu keinen ſolchen Mißgriffen verleitet wurde.

*) Später hat man manche Aderlaßinſtrumente aufgefunden, und Abbildungen ſind von denſelben, wie von andern wundärztlichen Werkzeugen, erſchienen. Auch aus den Schriften der Alten wußte man ſchon früher, daß man ſich des Schnäppers, der Fliete, der Lanzette, zum Aderlaſſen bediente; nur waren freilich dieſe Werkzeuge in ihrer Form etwas abweichend von den jetzt gebräuchlichen.

Aus den Gegenſtänden, die ich im Muſeum von Neapel und zum Theil noch in den Gebäuden vom Pompeji ſelbſt geſehen habe, kann ich deutlich abnehmen, daß die Alten in vielen Dingen vor den Neuern Manches voraus hatten, dagegen in andern Dingen weit hinter ihnen zurück waren. In allen Geräthen, die auf Gefälligkeit der äußern Formen und Alles ſonſt, was ich das Poetiſche des Lebensgenuſſes nennen möchte, entſchiedenen Anſpruch machen, waren ſie unſtreitig beſſer verſehen, als wir; doch iſt es keine Uebertreibung, wenn ich hinzufüge, daß man den Sinn für höhere Sittlichkeit, wie ſie das Chriſtenthum allein einzuflößen vermochte, in den Gewöhnungen der Alten größtentheils vermißt. Ueberdieß ſcheint das engere Familienleben weniger geſchätzt und genoſſen worden zu ſein, als in unſern Zeiten. Doch ſind dieſe Schlußfolgerungen größtentheils freilich nur auf einſeitige Grundlagen gebaut.

Die Römer gaben ſich, wie heutiges Tags die Franzoſen, mit beſonderer Vorliebe den öffentlichen Angelegenheiten hin, und gleichwohl muß man zugeben, daß die Engländer, welche einen ſo hohen Anſpruch auf Häuslichkeit machen, demungeachtet die engern häuslichen Beziehungen keineswegeſ ſo innig aufzufaſſen pflegen, als eben nur die Franzoſen. Es verträgt ſich allerdings recht gut mit einander, ſich häufig in öffentlichen Bädern, auf dem Forum, auf öffentlichen Spaziergängen, in Theatern und bei Pferde- oder Wagenrennen einzufinden,

und demungeachtet keine Vorliebe für Eheloſigkeit, Spielhäuſer und geheime Schlupfwinkel zu haben. Wir Amerikaner huldigen weit weniger der Oeffentlichkeit in unſern Vergnügungen; dafür ſind wir aber in unſern häuslichen Genüſſen weit weniger unſern beſondern Neigungen überlaſſen, weil überall das Gerede der Nachbarn uns ſtörend in den Weg tritt. In Frankreich aber richtet ſich jede Familie weit mehr nach eigenem Gutbefinden ein, ohne fremder Einmiſchung zu bedürfen; es hat dort jede Familie ihre eigene Verfaſſung, ihre beſondere patriarchaliſche Regierungsform, und beide beweiſen ſich ebenſo nützlich als angenehm.

Zwanzigſter Brief.

Abreiſe nach Rom. — Die „Campagna felice." — Waſſerleitung und Pallaſt von Caſerta. — Capua. — Seſſa. — Die „Via Appia." — Brücke an derſelben. — Gaeta. — Cicero's Tod. — Terracina. — Die pontiniſchen Sümpfe. — Bauern von banditenmäßigem Anſehen. — Velletri. — Albano. — Die „Campagna di Roma." — Fernſicht von Rom. — Einfahrt durch die Porta di San Giovanni. — Die Peterskirche. — Außerordentliche Größe dieſes Gebäudes.

Endlich war unſere Zeit vorüber; ungern verließen wir den liebgewonnenen Aufenthalt auf unſerm „Stück auf die Erde gefallenen Himmels." Aber das Wetter war allmählig winterlich und regneriſch geworden. Die

Jahrszeit, in welcher Neapel wenig Anziehendes hat, war eingetreten, und wir hatten Rom noch vor uns, — eine Luſt, die wenige Reiſende, welche bereits fünfzehn Monate in Italien zugebracht haben, vorausgenießen können. Wie wohl Zufälligkeiten und Witterungswechſel meiſtens die einzige Veranlaſſung waren, wenn wir unſern Aufenthalt änderten, ſo glaube ich doch, daß wir unwillkürlich den beſten Plan befolgten, in dem wir das Beſte bis zuletzt aufſparten.

Wir benutzten die Gelegenheit, daß ein Reiſender aus Rom ſeinen Wagen zurückſenden wollte, indem wir dieſen noch zu den unſrigen hinzunahmen, und mit Hülfe zweier Geſpanne, die einem Kutſcher aus Savoyen gehörten, waren wir im Stande, nicht nur unſere Perſonen ſämmtlich, ſondern auch unſer ganzes Gepäck, was eben keine geringe Aufgabe iſt, bequem fortzubringen. Da es ſchon hoch am Tage war, ehe unſere Karavane ſich völlig rüſten konnte, ſo beſtimmten wir Capua als Ziel unſers erſten Tagmarſches, machten aber doch einen Umweg, um vorher den Pallaſt und die Waſſerleitung von Caſerta in Augenſchein zu nehmen.

Die Waſſerleitung bekamen wir von dieſen beiden zuerſt zu Geſicht; denn die Landſtraße führte uns geradeswegs durch die mit Recht ſogenannte Campagna felice. Dieſe Ebene iſt mit Gebäuden jeder Art beſäet, wie die große Ebene der Lombardei. So außerordentlich einladend ſie indeſſen für den Freund trefflich angebauter

fruchtbarer Gegenden ſein muß, ſo erſcheint ſie dennoch für den nach ſchönen Ausſichten umblickenden Reiſenden etwas zu flach und einförmig. Weil es zufällig faſt die ganze Zeit, die wir mit der Fahrt durch dieſe Ebene zubrachten, in einem fort regnete, ſo verloren wir nicht viel.

Mitten durch die Thalſchlucht, durch welche die Waſſerleitung ſich erſtreckt, näherten wir uns den Appeninen in allmählig ſchöner ſich geſtaltender Scenerie. Dieſer Theil der Waſſerleitung, welchen zu betrachten man hierher zu reiſen pflegt, beſteht in nichts Anderm, als in einer Brücke über das Thal; aber dieſer Brückenbau iſt in ſolchem prächtigen Maßſtab ausgeführt, daß er Bewunderung erregen muß. Außerdem hat der Bau ſelbſt nichts Außerordentliches, ſo weit er nämlich unter der Oberfläche fortgeleitet iſt; aber einen deſto mächtigern Eindruck macht der über die Thalſchlucht aufgeführte Bau. Das Werk beſteht aus Backſteinen, die kunſtvoll geſchichtet ſind, und ſtellt eine Folge von gewölbten Bogen dar, die übereinander gereiht ſind, nämlich drei ſolche Bogenreihen übereinander. Ich kann Ihnen die Größenverhältniſſe nicht ganz genau angeben, denn in meinen Reiſebüchern iſt darüber nichts enthalten; doch nach dem Augenmaße ſchätze ich die Länge des ganzen Werks auf etwa eine engliſche Meile und die Höhe deſſelben auf wenigſtens zweihundert Fuß; gewiß, ein achtungeinflößendes Stück Maurerarbeit! Es iſt übrigens weit leichter,

dieſes Werk zu bewundern, als ſeine Nothwendigkeit einzuſehen. Das Waſſer ſollte in das Schloß Caſerta geleitet werden; es iſt demnach kaum begreiflich, warum zu dieſem Zweck eine hölzerne wohlverwahrte Rinne nicht hinreichend geweſen wäre, um eine Waſſerſäule von geringer Mächtigkeit hinüberzuleiten, oder wozu es nöthig war, das Waſſer den Hügel hinüber, ſtatt um denſelben herumzulenken, welches mit weit weniger Schwierigkeit auszuführen war.

Ich glaube, daß man dieſen Bau als den zweiten in ſeiner Art betrachtet; die Waſſerleitung bei Liſſabon ſoll dagegen den erſten Rang einnehmen. Ich habe kaum ein Gebäude ſonſt geſehen, das wegen ſeines Umfangs einen mächtigern Eindruck auf mich gemacht hätte. Es iſt, um es kurz zu ſagen, ein Brückenbau über ein Thal. Nachdem wir unterhalb und zwiſchen den Bogen durchſpaziert waren, ſtiegen wir wieder zur Landſtraße hinauf und betrachteten die ſchöne Ausſicht in der Richtung nach Neapel hin. Das Wetter hatte ſich aufgeheitert; aber der kaum gefallene Regen hatte die Nebelmaſſen in Bewegung geſetzt, und ſo konnten wir hier eine italieniſche Landſchaft in einem für uns neuen Charakter auffaſſen. Das Thal war nicht gar breit aber recht anmuthig und vor uns lag die Landſtraße, auf welcher wir in daſſelbe gekommen waren, und welche ſich unter den Bögen der Waſſerleitung hindurchwand. Unſre Wagen fuhren auf derſelben den gewundenen Weg bergan, um

uns an der Stelle, wo wir ſtanden, wieder aufzunehmen. Die Wirkung des Ganzen war zugleich prächtig und anmuthig; denn die ferne Bucht Capri, der Veſuv und die Campagna ſchimmerten durchaus im milden Sonnenlicht, das durch wolliges Nebelgewölk in mannigfaltigen Nüancen ſtrahlte. Der Fahrweg über der Waſſerleitung war breit genug, ſelbſt für das königliche Gefolge; kurz vorher war der König hinüber gefahren, ehe wir derſelben Richtung folgten. Der eigentliche Waſſerbehälter war nur von geringer Breite.

Die Straße von der Waſſerleitung aus, wird weiterhin immer anziehender. Sie windet ſich zwiſchen Bergabhängen und durch Thäler, iſt wie eine königliche Auffahrt gemauert und führt bloß zur Waſſerleitung hinan. Caſerta, als Städtchen, iſt von geringem Umfang, aber der Pallaſt daſelbſt gehört zu den ſchönſten, die man in Europa ſehen kann. Letzterer ſteht auf einer vollkommen ebenen Fläche, mit keiner andern Ausſicht, als wie man ſie aus den Fenſtern deſſelben erwarten kann, und zwar bloß nach den Apenninen, die hier zu nahe liegen, um eine ergreifende Wirkung hervorbringen zu können, weil die nähern Anhöhen die ferner liegenden höheren Gipfel dem Anblick völlig entziehen. Es heißt, dieſer Pallaſt verdanke ſeine Entſtehung der Eitelkeit Carls des Dritten. Im Aerger darüber, daß eine engliſche Flotte, welche bis unter die Mauern ſeines Schloſſes in Neapel herangekommen war, ihm gedroht

hatte, ſeine Reſidenz in Trümmer zu ſchießen, wenn das Verlangen der engliſchen Regierung nicht auf der Stelle erfüllt würde, habe dieſer Fürſt erklärt, nunmehr wolle er ſich einen Pallaſt an einem Orte bauen, wo kein frecher Fremdling im Stande ſein werde, ihn zu verhöhnen. In dieſer Beziehung vereinigt allerdings Caſerta die Vorzüge von Caſtel a mare und von Portici mit einander. Doch das iſt Alles, oder man müßte die Pracht dieſes noch unvollendeten Baues mit in Anſchlag bringen. Die Gartenanlagen ſind aber von bedeutendem Umfang, und die Jagd in den Apenninen mag auch etwas werth ſein.

Das große Treppenhaus innerhalb des Pallaſtes von Caſerta iſt vielleicht das ſchönſte in Europa. Es iſt prachtvoll und ſchön, dabei hinreichend hell, von wundervoll zum Ganzen ſtimmenden Einzelverhältniſſen, und die Verzierungen ſind nicht weniger ſchön. Die Staatszimmer ſind alle prächtig, aber nicht zur Hälfte fertig. Aber wo iſt in Europa ein Pallaſt, der völlig fertig wäre? Sind es vielleicht auch einige, ſo ſind doch gewiß die meiſten noch nicht ausgebaut. So iſt der Louvre noch zur Hälfte ein wüſtes Gemäuer, der Pittipallaſt hat ſeine noch unbedachten Bogengänge, welche mit der Zeit verfallen, und in dieſem Schloſſe von Caſerta ſind über die Hälfte der ſchönſten Gemächer noch in völlig unbrauchbarem Zuſtande geblieben; indeſſen ſind viele bereits fertig, zu viele faſt für ein ſo kleines Königreich

und weit mehr, als man bis jetzt möbliren konnte. Aeußerlich bildet der Pallaſt ein ungleichſeitiges Rechteck von ſieben bis achthundert Fuß Länge und fünf bis ſechshundert Fuß Breite. Im Innern iſt eine ſchöne Vertheilung mehrer beſonderer Höfe, die ſich an einen Mittelbau anſchließen, und in dieſem Mittelbau befindet ſich die bereits erwähnte Haupttreppe. Die Treppe ſelbſt iſt in demſelben Plan wie die in der City Hall in New-York ausgeführt, unten mit einer einzelnen Treppenflucht beginnend, welche nach dem erſten Abſatz in zwei Seitentreppen übergeht.

Von Caſerta fuhren wir weiter bis nach Capua, wo wir die Nacht zubrachten. Einige unbedeutende Ruinen, unmittelbar an der Landſtraße, ſollen, wie man behauptet, die Lage des alten Capua bezeichnen; die neue Stadt liegt ungefähr eine engliſche Meile von jener entfernt. Letztere iſt ein unanſehnliches, unſauberes Städtchen, gewiß kein einladender Ort, der einen Hannibal ſo lange Zeit aufhalten könnte. Im Vorbeigehen will ich bloß bemerken, daß dieſes oft beſprochene, vermeintlich nutzloſe Verweilen daſelbſt, wahrſcheinlich nichts weiter geweſen iſt, als eine ganz gewöhnliche Maßregel des Zurückziehens aus einer völlig verwüſteten Gegend und des Beſetzens einer andern fruchtbaren Gegend, um den Truppen Erholung zu gönnen, eine Maßregel, die weit eher durch die nach ſo vielen Anſtrengungn unvermeidliche Erſchöpfung als durch irgend einen andern

ſchlimmen Zuſtand des Heeres veranlaßt wurde. Es iſt mir weit wahrſcheinlicher, daß Hannibals Armee Capua verdorben hat, als daß Capua Hannibals Armee verdarb.

Das Einzige, was uns an Capua's Ueppigkeit hätte erinnern können, war eine Guitarre bei der Abendmahlzeit. Der Sänger hatte vielleicht gehört, daß wir in Florenz geweſen waren; denn er begann ein Lied zum Lobe von Florenz mit den Worten: „Firenze bella città." In den Reiſebüchern wird behauptet, der Name „Firenze" bedeute in etruriſcher Mundart eine Feuerlilie; das Wappen von Florenz enthält wirklich eine Lilie. Das Wappen der Medici hat drei Kugeln, vielleicht gar Pillen, — dieſe drei Pillen ſieht man dort überall. Nur iſt es wirklich Schade, daß dieſe Pillen von Toſcana ſo wenig wirkſam ſind, und gehörige Wirkſamkeit iſt Alles, was dem Lande fehlt.

Am Tage darauf verließen wir Capua bei guter Zeit, und nachdem wir zehn bis zwölf Stunden lang gefahren waren, ſo hatten wir das Ende der „Campagna felice" erreicht. Dieſe ausgedehnte Ebene hatte wirklich viele ſchöne Stellen, und die ſchönſte Gegend derſelben war ihr nördliches Ende; denn hier befanden wir uns in durchaus parkähnlichen Umgebungen. In einem Orte, genannt Santa Agata, hielten wir an, um zu frühſtücken; der Ort war ſelbſt wenig mehr als ein einzelnes Wirthshaus. Etwa eine engliſche Meile weiter davon, lag ein kleines Städtchen, Namens Seſſa,

welches das alte „Sueſſa Auruncorum“ ſein ſoll, ein römiſches Standquartier am Fuße der Apenninen.

Zwiſchen dieſem Städtchen und Santa Agata, befindet ſich eine breite, einer Allee ähnliche Landſtraße und eine ſchöne Brücke, die über einen kleinen Strom und über einr Vertiefung an der Straße hinüberführt. Nachdem wir in Santa Agata gefrühſtückt hatten, ſchlug ich A — — einen Spaziergang vor, nämlich bis nach Seſſa, wo einige alterthümliche Gegenſtände zu ſehen waren, zu Fuße voran zu gehen und unſere Kutſchen nachkommen zu laſſen. Wir waren bis in die Hauptſtraße gekommen, als ich erſt bemerkte, daß das Pflaſter aufgewühlt war, und um die Stelle her keine ſichtbare Spur der Fortſetzung des Wegs entdecken konnte. Darüber verwundert, einen Poſtweg in ſolchem Zuſtande zu finden, erkundigte ich mich bei den Arbeitern, auf welche Weiſe unſre Wagen hier durchkommen könnten. Von dieſen erfuhr ich, daß die Landſtraße hier gar nicht durchführe, ſondern an dem Wirthshauſe, das wir eben verlaſſen hätten, um die Ecke herum in einem rechten Winkel wieder auf den breiten Weg einbiege. Hiernach hatten wir uns auf unſerm Spaziergang eine engliſche Meile weit rechtwinklig vom wahren Wege entfernt, und als wir uns umwandten, ſahen wir unſere Wagen in der angedeuteten Richtung fortfahren, und unſere Reiſegefährten dachten vermuthlich, uns jetzt bald auf unſerm Vorausweg einzuholen. Es blieb nichts übrig, als umzu-

wenden und denſelben Weg wieder zurückzukehren, um wieder auf die rechte Straße zu kommen, da wir erwarten konnten, daß die Wagen ebenfalls umkehren würden, ſobald die Darinſitzenden bemerken würden, daß ſie uns nicht einholten. Zum Glück kam ein Prieſter, auf einem Eſel reitend, an uns vorüber, welcher unſer Geſpräch mit den Pflaſterern anhörte. Da er unſere Verlegenheit bemerkte, ſo erbot er ſich höflich, uns einen Weg zu zeigen, der in ſchräger Richtung nach der Poſtſtraße führte und der uns eine Meile Weges erſparte.

Dieſer Weg war wenig mehr als ein Saumpfad und führte durch Büſchwerk und ein dichtes Gehölz. Anfänglich war ich nur zu ſehr damit beſchäftigt, ſchnell von der Stelle zu kommen; doch nachdem wir eine Viertelmeile weiter gekommen waren, verwunderte ich mich über die ungewöhnlich großen Steine, mit welchen dieſer Weg zum Theil gepflaſtert war, denn an mehren Stellen war gar kein Pflaſter mehr vorhanden. Eben wollte ich, auf dieſe Steine deutend, mir eine Erklärung ausbitten, als der gefällige Geiſtliche freundlich nickend, mit bedeutungsvollem Lächeln ſagte: „Via Appia.“ So waren wir, ohne es zu wiſſen, wohl eine Meile Weges über die berühmte appiſche Straße hingeſtolpert, die größten Theils noch immer in leidlichem Zuſtande und nur theilweiſe zerfallen und mit Buſchwerk überwachſen war! Ich hatte ſchon früher gehört, daß der Poſtweg zwiſchen Rom und Salerno und weiter ſüdwärts, an

vielen Stellen über dieſe alte Straße hingehe; doch die letztere iſt gleichſam eingeſunken, ſo daß man nichts mehr von derſelben gewahr wird. Hier aber lief die alte Landſtraße noch über der Oberfläche weg und war noch eben ſo gut „Via Appia“ als die kleinen Strecken, welche man davon bei Pompeji und Pozzuoli ſehen kann.

Weiter hin, am Ende dieſes Bruchſtücks der einſt ſo berühmten Landſtraße, befindet ſich eine ziemlich lange Brücke; doch unglücklicherweiſe hatte uns der Prieſter ſchon verlaſſen, ehe wir bis an die Brücke gekommen waren, und ich konnte ihn alſo nicht mehr nach der Zeit ihrer Erbauung fragen. Sie gehört wohl ohne Zweifel zur Via Appia; ihre Bauart ſchien mir aber mehr irgend einem mittelalterlichen Jahrhunderte anzugehören, als der Römerzeit; denn ſie hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit den Brückenruinen, die ich ſo häufig an den Küſten des Golfs von Genua geſehen hatte, und welche, wie man mich verſicherte, aus dem Mittelalter herrührten. Sie war lang und ſchmal, dabei etwas unregelmäßig gebaut, ſchien aber noch eben ſo dauerhaft, als ſie am Tage ihrer Erbauung ſich ausgenommen haben mochte.

Dieſe Brücke iſt nur wenige Ruthen von der Poſtſtraße entlegen, und Reiſende brauchen ſich nur, wenn ſie eine oder anderthalb engliſche Meilen von der Poſtſtation Santa Agata entfernt ſind, nach dem Nebenwege, der nach Seſſa führt, zu erkundigen, wenn es ihnen auf

einen kleinen, zehn Minuten langen Aufſchub ihrer Reiſe, nicht ankommt, und können alsdann die Brücke ebenfalls betrachten, und zugleich das erſte Stück der Appiſchen Straße in Augenſchein nehmen, das meines Wiſſens nördlich von Capua noch an der Oberfläche zu ſehen iſt. In keinem meiner Reiſebücher ſteht Etwas davon, und ich glaube, daß wir zu den erſten Reiſenden gehören, die dieſes Bruchſtück geſehen haben. Die Pflaſterſteine ſind breit und von unregelmäßiger Form, wie die, welche bei Pompeji zu ſehen ſind.

Nachdem wir unſere Wagen wieder erreicht hatten, kamen uns noch mehre andere intereſſante Gegenſtände und manche ſehenswürdige Ruinen vor; denn die Wagen waren umgekehrt und uns nach einem Oertchen entgegengefahren, welches das ehemalige Minturnum geweſen ſein ſoll. Der Garigliano, welcher durch dieß Städtchen fließt, war der ehemalige Fluß Liris, welcher die Gränze bildete zwiſchen Großgriechenland und dem eigentlichen Latium.

Die nächſte Nacht brachten wir in Molo di Gaeta zu. Das Wirthshaus hatte eine ſchöne Lage am Golf und war leidlich genug. Die Stadt Gaeta liegt eine kleine Strecke weiter ab auf einer Halbinſel, welche eine Biegung macht, ſo daß eine Art von Haven dem Molo gegenüber entſteht. Die Erbauung von Gaeta wird dem „frommen Aeneas" zugeſchrieben.

Am Morgen darauf kamen wir an einem Grabmahl

vorüber, welches nach der gewöhnlichen Meinung an derſelben Stelle errichtet worden iſt, wo Cicero ermordet wurde. Gewiß iſt es, daß er in dieſer Gegend umgebracht worden iſt, und es kann dieß folglich eben ſo gut an dieſer, wie an jeder andern Stelle in der Umgegend geſchehen ſein. So weit ich mir die Geſchichte ſeines Todes noch erinnern kann, ſoll er eben im Begriff geweſen ſein, längs dem Geſtade in einem Kahne zu entfliehen, als er von den ihn verfolgenden Mördern eingeholt und erſchlagen wurde, und dieſes Grabmahl befindet ſich wirklich an der Küſte, wiewohl noch etwas fern vom eigentlichen Geſtade. Da aber das Wort littus ebenſowohl die Küſte als das Geſtade bezeichnen kann, ſo ſcheint damit jede Schwierigkeit gehoben zu ſein.

Weiterhin führte die Landſtraße durch das Gebirge, welches hier das Mittelmeer gleich Bollwerken umragt. Bei dieſer Gelegenheit zeigte man uns die Stellung, welche die neapolitaniſche Armee inne hatte, als die Oeſtreicher das letzte Mal hier einbrachen. Es war eine feſte Stellung und manche Werke ſind davon noch übrig; aber keine Stellung iſt feſt genug, wenn Verrath im Innern lauert. Zunächſt kamen wir nach Fondi, einem kleinen enggebauten Städtchen im Thal, und bald darauf ſahen wir einen kleinen Thurm an der Landſtraße, welcher die Grenze zwiſchen dem Königreich Neapel und dem Kirchenſtaat bezeichnet. Die Landſtraße iſt mehre Meilen weit ziemlich einſam, und da die Apenninen mit ihren Schluch-

ten und Waldungen ſie von allen Seiten einſchließen, ſo iſt dieſe Umgegend wegen Räubereien vorzüglich berüchtigt. Indeſſen kamen wir ungefährdet hindurch, ohne daß mich die geringſte Beſorgniß anwandelte, ungeachtet bei uns keine geringe Ausſicht auf Beute vorhanden war, um lauernde Buſchklepper anzureizen.

Unſer Abſteigquartier für die nächſte Nacht war Terracina, in einer äußerſt ſchönen Lage unterhalb der Berge ganz nahe am Meer. In dieſer Gegend ſtand das alterthümliche Anxur, eine Stadt der Volſcer, und prächtige Ruinen verſchiedner Art liegen noch rings umher. Zu den merkwürdigſten Ueberreſten gehört unter andern ein Haven, von Antoninus Pius erbaut, welcher noch heutiges Tages gebraucht werden könnte, wenn nicht das weſentlichſte Erforderniß, das Waſſer fehlte. Der Molo beſteht aus Backſteinen und der Mörtel ſcheint von nicht geringerer Feſtigkeit geweſen zu ſein als das Baumaterial. Hier wurden unſere Sachen durchſucht und ihre Einfuhr erlaubt, obſchon man meine Bücher mit ziemlich mißtrauiſchen Blicken durchmuſterte. Dieſe Vorſichtsmaßregel iſt indeſſen von äußerſt geringen Nutzen; denn viele von den notoriſch proſcribirten Büchern, — wie, zum Beiſpiel, den „Fürſten“ von Machiavelli, — habe ich in Neapel ohne alle Schwierigkeit bekommen können.

Wir verließen die Stadt Terracina „mit leerem Magen,“ ſo ſehr auch die Reiſebücher dagegen waren,

und kamen bald darauf in den Bereich der gefürchteten pontiniſchen Sümpfe. Dieſe dehnen ſich mehr als zwanzig eugliſche Meilen in die Länge aus, und ihre Breite wechſelt zwiſchen ſechs und zwölf engliſchen Meilen. In der Nähe von Terracina iſt ihre Lage am tiefſten, wo ihre Gewäſſer in das Meer abfließen. Ich erwartete hier eine durchaus öde Gegend; ſtatt deſſen führte uns der Weg durch Weideland, von zahlreichen Büffelheerden bedeckt. Ein Kanal führt an der Landſtraße vorbei, und letztere iſt ein vortrefflicher Weg, welcher über der ehmaligen Appiſchen Straße angelegt iſt; Appius Claudius war nämlich der erſte Mann, der auf den Gedanken gekommen war, dieſe ausgedehnten Marſchländer trocken zu legen. Vielleicht möchte es ungereimt ſein, von Leuten, die kaum erſt aus ihren Betten gekommen waren, vorauszuſetzen, daß ſie wieder ſchläfrig werden könnten, aber ſo viel iſt gewiß, daß das Einſchläfernde dieſer Marſchländer in nichts Anderm beſtand als in der Einförmigkeit der Landſtraße. Da dieſe Gegend den Räubereien vorzüglich günſtig iſt, und man zu beiden Seiten des Weges eine beträchtliche Strecke überſehen kann, ſo hat die päpſtliche Regierung längs der Straße mehre Militärpoſten aufſtellen laſſen, und wir fuhren ſelten eine kleine Meile weit ohne einer Patrouille zu begegnen. Die Soldaten hatten ein ſo geſundes Ausſehen, wie anderer Orten; doch vermuthe ich, daß ſie in dieſem Dienſt öfter abgelöst werden.

Im Ganzen war die Scenerie nicht übel, vorzüglich in der Richtung nach dem Gebirge, an deſſen Abhängen wir eine große Anzahl von Dörfern und andern anziehenden Gegenſtänden unterſcheiden konnten. Nach dem Meere zu ſahen wir ziemlich viel Waldung und nirgends konnten wir ein Merkmal von undurchdringlichen Sümpfen entdecken. Wahrſcheinlich aber iſt durch kunſtgerechte Leitung der nöthigen Abzugsgräben das Anſehen der ganzen Fläche durchaus umgewandelt worden. Die Büffeltreiber mit ihren langen Lanzen, um die Büffel in Ordnung zu halten, ſahen wir in allen Richtungen durch die Wieſen galoppiren, in ihrer wildländlichen Tracht, und an manchen Stellen ſahen wir Schaaren von wilden Gänſen auf den grünen Triften weiden. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich ſage, daß wir öfter ihrer tauſend auf wenigen Aeckern Landes überſehen konnten. Sie ſchienen ſich gar nicht um uns zu bekümmern und flogen nirgends auf, obſchon wir ihnen bisweilen ganz nahe kamen, ſondern ſuchten ihr Futter, ohne ſich im Geringſten ſtören zu laſſen, wie zahmes Hofgeflügel. Wir begegneten mehren Leuten an der Landſtraße mit Jagdflinten; doch konnte ich nichts davon bemerken, ob ſie vielleicht auf die Gänſe Jagd machten.

In der Nähe des obern Endes dieſer Marſchländer nahmen wir in einem Wirthshauſe ein Frühſtück ein. Es waren dort um dieſelbe Zeit noch mehre Reiſewagen angelangt, unter andern auch eine holländiſche Familie;

die Frauen, die ſich dabei befanden, ſtiegen in ganz gewöhnlichen Nachthauben aus und nahmen ihre Handarbeiten mit ſich; ſie ſchienen ſich dabei auf eine beneidenswerthe Weiſe behaglich zu fühlen. Ich möchte wohl wiſſen, ob es auf der Erde ein civiliſirtes Volk gibt, das eine ſolche Vorliebe für Ortsveränderung hat, wie wir, oder das ſo viel reiſ't, ohne dabei wirklich zu genießen oder auch nur auf behagliches Reiſen bedacht zu ſein. Unſre Eiſenbahnen und Dampfböte gewähren freilich manche Bequemlichkeiten; doch beſchränken wir uns ſelbſt in dieſen auf ein kleines Maß von Behaglichkeit, weil wir faſt in den meiſten Dingen nie im Stande ſind, einen gewiſſen Grad von Mittelmäßigkeit zu überſchreiten. Das immer vorwärts ſtrebende „Durchſetzungsſyſtem" und der mit dem ſchwankenden Urtheil der Menge leichtbefriedigte Geſchmack unſrer Landsleute machen es faſt unmöglich, in irgend einem Dinge etwas mehr als Mittelmäßigkeit zu erſtreben.

Eine Stunde Weges jenſeits des Wirthshauſes kam A — — in keine geringe Angſt. Ich war eben mit Leſen beſchäftigt, als ſie mich auf drei Männer nahe an der Landſtraße aufmerkſam machte, welche augenſcheinlich unſere Annäherung abwarteten. Ich war weit entfernt zu glauben, daß drei Banditen es wagen würden, fünf Männer anzugreifen; — denn ſo viele waren wir, die Poſtillione mitgerechnet, — und bekümmerte mich nicht weiter darum, bis ich durch einen Angſtruf von

A — — vom Leſen aufſchreckte. Dieſe drei Männer hatten nämlich die Kutſche angehalten, und Einer derſelben ſtreckte ſogleich eine Piſtole, wofür ſie es hielt, ihr etwa einen Fuß weit von ihrem Antlitz entgegen; da die drei Männer wirklich bewaffnet waren, ſo fuhr ich überraſcht von meinem Sitz in die Höhe. Indeſſen war der gefürchtete Piſtolenlauf nichts anders als der Hals einer wilden Ente, und die vermeintliche Aufforderung, uns zu ergeben, nichts als eine Bitte, ihnen ihr Wildpret abzukaufen. Vermuthlich merkten die Schelme, welchen Schrecken ſie verurſacht hatten; denn ſie gingen ſogleich lachend weiter, da ich die Ente nicht kaufen wollte. So wurden wir von unſrer dritten Angſt befreit.

In der Nachbarſchaft von Ciſterna nur eine kurze Strecke weiter, ſahen wir den Schädel eines Straßenräubers in einem Käfig als Warnungszeichen nahe am Thor aufgeſtellt. Wenn wir dieſes Schreckbild früher geſehen hätten, ſo würde unſer Abenteuer mit der wilden Ente einen intereſſanten Zug mehr erhalten haben. Denn ein ſolcher Warnungsſchädel muß natürlich weit mehr die Reiſenden als die Straßenräuber in Schrecken ſetzen.

In Velletri übernachteten wir, eine Stadt, die mit Recht eine römiſche genannt werden kann, wiewohl ſie in früherer Zeit von Volſcern bewohnt wurde. In der Nähe derſelben ſoll Auguſtus geboren ſein. Die Trachten der weiblichen Bevölkerung gefielen uns ſehr

an dieſem Ort, und nicht weniger gefiel uns das einnehmende Aeußere derer, die ſie trugen.

Es war in der That keine gewöhnliche Stimmung, in der wir uns an dieſem Morgen befanden; wir verließen das Wirthshaus mit der angenehmen Hoffnung, möglicherweiſe noch an demſelben Abend in Rom zu ſein. Aehnliches war uns ſchon einmal begegnet, als wir den Barrieren von Paris entgegenſahen; aber eine weit ergreifendere Empfindung war es, mit welcher wir an dieſem Tage Velletri verließen. Wir waren auch, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, nicht ſäumig, ſondern ſetzten uns bei guter Zeit in unſre Wägen, und fuhren voll von Erwartungen unſerm Frühſtück in Albano entgegen. Jetzt befanden wir uns endlich auf dem bona fide klaſſiſchen Boden des römiſchen Gebiets. Albano ſoll den alten römiſchen Ueberlieferungen zufolge von Aſcanius oder Julus erbaut worden ſein, und ich erinnere mich ganz dunkel, einmal irgendwo geleſen zu haben, daß das Geſchlecht der Julii oder der Cäſaren von beſagtem Julus, einem Sohne des Aeneas, ihre Abſtammung herleitete. Auf jeden Fall konnte ein ſolcher Julus oder Julius eben ſo gut einen Stammbaum beginnen, als dieß von dem größten Theile aller Stammbäume der Welt gültig und glaubhaft bewieſen werden kann.

Albano liegt, — denn ich breche gern das Gerede über Traditionen ab, um mich mit anziehendern factiſchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, — Albano liegt auf dem

ſo häufig durch Waffengewalt heimgeſuchten Boden, dem Schauplatz der früheſten Kriege des aus geringen Anfängen emporſtrebenden gewaltigen Roms; und hier ſoll der berühmte Kampf der Horatier mit den Curiatieren vorgefallen ſein. Noch zeigt man ein Grabmahl hier, wenn auch in Trümmern, das zu Ehren jener errichtet worden ſein ſoll. Doch man zeigt auch das Grabmahl des Aſcanius! Die wahre Lage der alterthümlichen Alba longa iſt noch immer ein Gegenſtand gelehrten Streites. Das jetzige Albano iſt weit ſpätern Urſprungs, wiewohl es rings von Ruinen aus der Römerzeit umgeben iſt. Doch iſt es endlich Zeit, daß ich Sie ein wenig genauer mit den Oertlichkeiten bekannt mache.

Zwiſchen Gaeta und Terracina bilden die Apenninen, wie ich Ihnen ſchon ſagte, ein Bollwerk an der Küſte des Mittelmeers. Bei letzterer Stadt weichen die Bergrücken landeinwärts, und eine ebene Gegend erſtreckt ſich meerwärts, welche zwiſchen der Küſte und den in einem Halbmond anſteigenden Gipfeln die pontiniſchen Sümpfe aufnimmt. Bei Albano macht die Apenninenkette abermals eine Wendung in nordöſtlicher Richtung bis nach Tivoli und noch etwas weiter landeinwärts, und ſchließt ziemlich von drei Seiten her eine weite Fläche ein, welche „Campagna di Roma“ genannt wird. Hiernach befindet ſich Albano an einem Punkte, von welchem aus man eine ausgedehnte Fläche nach dem Meere und den nördlich von Rom befindlichen Bergen hin vor Augen

hat. Albano liegt nahe an tauſend Fuß über der Oberfläche des mittelländiſchen Meers; dagegen iſt der Monte Albano, der Gipfel dieſes Höhenzugs, um zweitauſend Fuß höher. Auf dieſem Berggipfel ſtand jener Tempel des Jupiter, wo ſämmtliche Völkerſchaften von Latium ihre jährlichen Opfer darbrachten. Den Ort, den vor Zeiten jener uralte Tempel einnahm, nimmt jetzt ein chriſtliches Kloſter ein, die Wohnung der frommen Nachfolger derer, die zu Tauſenden als Blutzeugen für ihren neuen Glauben durch die Decrete der Cäſaren fielen!

Wenn man ſich Albano nähert, ſo ſieht man wenig von dieſer Stadt wegen der dieſelbe umgebenden Gebäude und Baumpflanzungen. Die ganze Umgegend wird nämlich häufig von vornehmen Römern beſucht, die hier ihre Landhäuſer haben. Sogar die Päpſte haben einen Pallaſt in der Nähe dieſer Stadt. Der Albaner-See, ſo wie der von Nemi, befindet ſich ebenfalls innerhalb dieſer Anhöhen; ſie füllen die Krater ausgebrannter Vulkane. Während der heißen Sommermonate bieten die Abhänge dieſer Berge nicht bloß einen geſunden, ſondern auch einen recht angenehmen Aufenthalt. In dieſer Umgebung war es aber auch, wo erſt vor wenigen Jahren ein Verſuch von Banditen gemacht wurde, Lucian Buonaparte in die Bergſchluchten zu entführen.

Ich war viel zu ungeduldig, das langſame Fahren eines Vetturino abzuwarten, und kaum hatte ich mein

Frühſtück verſchlungen, ſo eilte ich haſtigen Schritts voran. Kaum war ich durch ein Thor geſchritten, ſo befand ich mich ſchon an einem Punkte, von welchem ich einen großen Theil der Scenerie der Umgegend überblicken konnte. Einen ſolchen Augenblick erlebt man in einem ganzen Leben nur Einmal.

Die Landſtraße bog hier in grader Richtung einen Abhang hinab, bis in die Ebene vor mir; dann wandte ſie ſich in mehr ſchräger Richtung weiter hin, und zog darauf in mehren Windungen ihrem Ziel entgegen. Aber welch' eine Ebene! Fern und nahe erſchien ſie als eine öde, baumloſe, ja faſt ſtrauchloſe Fläche, die nur wenige Gebäude außer Ruinen erkennen ließ. Lange, oft unterbrochene Reihen von Bogenwölbungen, Ueberreſte ehmaliger Waſſerleitungen ſahen aus der Ferne herüber, und hier und da redete ein Thurm vernehmlich durch die Wüſtenei von den Tagen verſunkner Herrlichkeit, und unwillkürlich drängten ſich mir Vergleichungen auf zwiſchen den Zeiten, wo ſie erbaut und bewohnt wurden, und der jetzigen Zeit ihrer Verödung und Verwüſtung. Am Fuße des Bergs, wo die Landſtraße abbog, war ein Weg durch kleinere Ruinen bezeichnet, welche der Richtung des Abhangs mehre Meilen weit folgte. Dieſe Folge von Ruinen war an mehren Stellen unterbrochen, aber man konnte ſie noch in weiter Ferne deutlich unterſcheiden, wie ſie ehmals ununterbrochen von Albano an bis zu den Mauern Roms ſich erſtreckte. Dieſes war

die Via Appia und die kleinen Ruinen waren die Ueberreſte der Grabmähler, die ehmals an den Seiten derſelben errichtet waren, — dieſe wiederholten Aufforderungen an Vorübergehende, ſtehen zu bleiben und der Verblichenen zu gedenken! Dieſe Grabmähler waren in einem, dem Sitz der Weltherrſchaft angemeſſenem, großartigem Maßſtab ausgeführt, und im Vergleich mit ihnen ſanken die bei Pompeji ſämmtlich zur Unbedeutenheit herab, obſchon letztere, die ſo lange Zeit unter ſchützender Bedeckung lagen, ſich bei ihrer Aufgrabung noch in völlig wohlerhaltenem Zuſtande zeigten. Mehre derſelben befanden ſich in der Nähe von Albano, kreisförmige verwitternde Thürme, groß genug, um kleine Wohnungen für Lebende darzuſtellen, eine veränderte Beſtimmung, die manche derſelben, wie ich ſpäter erfahren habe, in der Nähe der Stadt wirklich betroffen hat.

Rom ſelbſt lag an der Grenze des weſtlichen Horizonts. Die weite Entfernung, vierzehn bis fünfzehn engliſche Meilen, und ſelbſt das verworrene Anſehen der ganzen Umgegend, ließ die Stadt ſelbſt nicht deutlich erkennen; doch im Ganzen hatte ſie ein königliches und hauptſtädtiſches Anſehen. Von allen Seiten und in jeder Richtung erhoben ſich hohe Kirchendächer über den platten Bedachungen menſchlicher Wohnungen, und der ungeheure Dom von Sanct Petrus, obſchon weniger impoſant, als meine Einbildungskraft ihn ſich vorgeſtellt, war eine ergreifende, rieſenmäßige Erſcheinung unter

allen übrigen. Er hatte einige Aehnlichkeit mit dem Kuppeldach des Domes „des Invalides,“ von Neuilly aus betrachtet, abgeſehen von der Deutlichkeit der einzelnen Verhältniſſe und von den goldglänzenden Verzierungen. Zwar konnte ich von meinem Standpunkte aus nichts Deutliches von Ruinen erkennen, und doch hatte dieſe Stadt ein von andern Städten ganz verſchiedenes Anſehn. Das verödete Ausſehn der umliegenden Gegend, die hin und wieder unterbrochenen Bogenwölbungen der Waſſerleitungen, und vielleicht waren es auch die einander drängenden Erinnerungen aus alter Zeit, welche dem Ganzen den Ausdruck einer erhabenen Einöde verliehen. Die Stadt hatte zwar nicht das Anſehn eigentlicher Verödung; aber durch ihre Umgebungen erhielt ſie das Anſehn der Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt.

Die Wägen kamen bald darauf den Hügel herab, und ſo fuhren wir weiter, ſämmtlich in ſchweigende Betrachtung verſenkt, weil unſer Inneres zu voll war, um in Worten ſich auszuſprechen. Die Entfernung bemerkten wir kaum, die uns die weite Oede hindurch von der Stadt noch trennte, und immer häufiger umdrängten uns von allen Seiten die vielen Gegenſtände, welche das Gefühl andächtigen Staunens noch vermehrten. Hier ſtand ein kleiner Tempel, weder durch ſein Aeußeres, noch durch das Material ſich auszeichnend, aber augenſcheinlich römiſchen Urſprungs; dort begann

eine neue Folge von Waſſerleitungen und weiter hin ſtand ein Grabmahl, werth ein Pallaſt zu heißen. Dann fuhren wir unter den Wölbungen einer Waſſerleitung hin, und darauf fuhren wir längs den Mauern, — den alterthümlichen, unbezweifelten Mauern Roms! Wie oft ſchon hatten wir in fernen Gegenden bei den Ruinen von Werken bewundernd verweilt, welche den entlegenen Standquartieren des großen Volks angehörten! Doch hier befanden wir uns wirklich unmittelbar an den Wällen der ewigen Stadt, die noch etliche und zwanzig Jahrhunderte überdauern kann, ohne ganz in Trümmeru zu verfallen.

Zu unſerm Glück kamen wir zum erſten Mal von der Südſeite her in Rom hinein, der ſchönſte Eintritt ohne Zweifel, den wir hätten wählen können. Denn da das neue Rom das ehmalige Marsfeld einnimmt, ſo wird derjenige, der von Norden her in die Stadt kommt, mit einem Male in eine Stadt unſrer Zeit mitten hinein verſetzt; doch wer wie wir von der Südſeite eintritt, hat den Vortheil, gleich Anfangs durch die prachtvollen Trümmer der Hauptſtadt der alten Cäſaren ſeinen Weg zu verfolgen.

Wir kamen in die Stadt durch die Porta di San Giovani und blickten um uns mit ehrfurchtsvoller Scheu, in die ſich allmählig geſteigerte Schauluſt miſchte.

Zuerſt ſahen wir faſt nichts als einige Kirchen, Bruchſtücke von Waſſerleitungen und Gartenanlagen.

Zur Linken lag ein verlaſſen ausſehendes Schloß mit einer dazu gehörigen Kirche, es war die Kapelle des heiligen Johannes im Lateran. Dann ragte ein ägyptiſcher Obelisk von großem Alterthum hoch zum Himmel hinan. Alle dieſe und ähnliche Werke der Baukunſt waren großartig und prächtig, aber ſie ſtanden faſt ſämmtlich vereinzelt. Weiterhin war eine weit ausgebreitete ſtadtähnliche Häuſermaſſe, doch bloß eine Vorſtadt, und die Häuſerreihen waren häufig durch wüſte Zwiſchenräume unterbrochen. Gleich darauf fuhren wir unterhalb dem Gemäuer eines großen länglich runden Baues aus röthlichen Steinmaſſen aufgeführt, vorüber, in welchem Bogen über Bogen ſich emporwölbten, bis zur gewöhnlichen Höhe eines Kirchthurms, ein Berg von Gebäuden, und wiewohl ich ſolches hier nicht vermuthete, erkannte ich doch in demſelben ſogleich das Colliſeum. Jetzt begannen die Merkwürdigkeiten uns immer dichter zu umdrängen, wie der Triumphbogen des Titus, des Conſtantinus, zerſtörte Tempel, das Forum und endlich die Stadt ſelbſt. Mich wandelte ein Schwindel an, ſtumm und ſtarr ſaß ich da, wie ein Dorfbewohner, der zum erſten Mal in ſeinem Leben in eine große Stadt herein gekommen iſt; denn mich hatte die Menge der Gegenſtände überwältigt und die überfluthende Gewalt der verſchiedenartigſten Eindrücke ließ mich kaum zur Beſinnung kommen.

Wir fuhren nach dem **Hôtel de Paris** quer durch die

ganze Stadt in der Nähe der Porta del Popolo und ließen uns ſogleich unſere Zimmer anweiſen. Ich beſtellte ein Diner; aber zu ungeduldig, um meine Schauluſt beſiegen zu können, ſo lange noch eine Stunde von Tag übrig wäre, rief ich ſogleich nach einem Lohnbedienten, und meinen kleinen P — — an der Hand führend, eilte ich, wohin meine Neugier mich treiben mochte. „Wohin wünſcht il Signore ſich zubegeben?“ fragte der Lohnbediente, ſobald wir auf der Straße waren. — „Nach dem Dom von Sanct Petrus.“

In meinem Eifer, bald dort zu ſein, blickte ich weder rechts, noch links. Wir kamen durch krumme und enge Gaſſen hindurch, bis an eine mit Statuen gezierte Brücke. Der Strom unter der Brücke war der Tiberſtrom. Sein Bett war voll, das Waſſer war trübe, die Strömung raſch, die Ufer buchtig. Die Breite deſſelben mochte etwa dreihundert Fuß betragen, oder nicht ganz ſo viel wie die Breite der Seine in Paris zu derſelben Jahrszeit. Doch der Unterſchied iſt unbedeutend. Beide Flüſſe haben ungefähr die halbe Breite der Themſe oberhalb der Londoner Brücke bei hoher Fluth, und letztere beträgt wiederum nur drei Viertheil der Breite des Hudſon bei Albany. Ein großes rundes, ſchloßähnliches Gebäude, mit Flankenwällen und kriegeriſch ausſehenden Baſteien ſah über die Brücke herüber. Dieſes war das Mauſoleum des Kaiſers Hadrianus, das ſpäter in eine Veſte umgewandelt worden

war und ſeit jener Zeit unter dem Namen der Engelsburg bekannt iſt. Ein Engel aus Erz ſchwebte über der Zinne der Burg. Von hier aus wandten wir links ab, folgten dem Lauf des Fluſſes, bis eine Straße uns von ſeinen Windungen ablenkte, und bald darauf ſtand ich am Fuß eines ungeheuern Vierecks mit Säulengängen, in rieſenhaften Verhältniſſen ausgeführt, die zu beiden Seiten in großen Bögen mich umſtanden, und innerhalb des Raumes zwiſchen ihnen ergoſſen zwei der ſchönſten Springbrunnen, die ich jemals ſah, ihre Waſſer in mächtigen Strahlen ſeitwärts hinab; im Hintergrunde dehnte ſich die prachtvolle Façade der Sanct Peterskirche aus, und ein großartiger ägyptiſcher Obelisk nahm die Mitte des weiten Raumes ein.

Jedermann hatte mir geſagt, ich würde meine Erwartungen hinſichtlich der ſcheinbaren Größe dieſes ungeheuern Kirchenbaues nicht erfüllt ſehen; aber meine Erwartungen blieben durchaus nicht unerfüllt. Mir erſchien der Bau genau ſo, wie er wirklich iſt, vielleicht, weil mein Blick durch längere Uebung an richtiges Auffaſſen von Größenverhältniſſen gewöhnt war. In der Schweiz habe ich mich öfter in der Abſchätzung von Entfernungen und Höhen getäuſcht; aber bei der Betrachtung eines Schiffes oder eines Gebäudes anderer Art pflege ich nicht leicht mich zu irren. Ehe ich die Schweiz durchreiſ't war, hatte ich nichts geſehen, was mit ſolchen Landſchaften irgend eine entfernte Aehnlichkeit hatte, und folglich

fehlte es mir an Gegenſtänden, deren ich mich als eines vergleichenden Maßſtabes hätte bedienen können; aber bis jetzt hatte ich eine hinreichende Anzahl großer Gebäude genau brtrachtet, um dem Dom von Sanct Petrus gegenüber nicht gleich inne zu werden, daß und in wie fern dieß wirklich das größte Gebäude unter allen ähnlichen ſein müſſe.

Der Lohnbediente wollte mich bereden, mich mit der Bewunderung einiger ſchönen Kunſtwerke Michel Angelo's aufzuhalten; meine Haſt ließ aber ſolches nicht zu. Ich ſtieg die Stufen hinan und breitete meine Arme aus, um eine der ungeheuern Halbſäulen an der Façade zu umfaſſen, nicht in einem Anfall begeiſterten Entzückens, ſondern um ihren Durchmeſſer auszumitteln, der wirklich rieſenhaft war, und dazu beitrug, den erſten Eindruck durch das Gefühl zu berichtigen. Darauf ſtieß ich die Thüre des gewöhnlichen Eingangs auf, und befand mich nunmehr im Schiff des erhabenſten Tempels, in welchem jemals irgend ein Gottesdienſt ausgeübt worden war.

Unwillkührlich ging ich etwa hundert Schritte weit innerhalb des Kirchenſchiffs vorwärts; dann blieb ich ſtehen. Die Gewohnheit, in großen Gebäuden nichts meiner prüfenden Aufmerkſamkeit entgehen zu laſſen, bewirkte, daß ich die Schritte zählte, welche ich vorwärts ging; ich wußte alſo, wie weit ich in den ungeheuern Bau vorwärts gekommen war. Noch immer ſchienen

erwachſene Männer am entlegeneren Ende wie kleine Knaben. Ein Mann, welcher mit der Reinigung einer den heiligen Bruno vorſtellenden Statue beſchäftigt war, ſtand in der gewöhnlichen Höhe eines Kirchthums auf den Schultern der Figur, deren Größe gar nicht in auſſergewöhnlichen Verhältniſſen erſchien, und konnte noch grade ſeinen Arm auf den Scheitel derſelben ſtützen. Einige marmorne Cherubim, welche das Anſehen von Kindern hatten, ſah ich in Haut-Relief an einem Gemäuer in meiner Nähe, und als ich meine Hand an die Hand der Figur legte, ſchien die meinige, mit jener verglichen, nur ein Kinderhändchen zu ſein. Alle dieſe Proben verhalfen mir zu einer richtigen Vorſtellung von der ungeheuern Größe der Gegenſtände um mich her. Der baldachino oder die eherne Bedachung über dem großen Altar erſchien auf den erſten Anblick nicht größer als ein gewöhnliches Kanzeldach in einer gewöhnlichen Kirche, und doch wußte ich, daß die Höhe deſſelben halb ſo hoch emporragte, als der Glockenthurm der Dreifaltigkeitskirche in Newyork, oder mit andern Worten, über Einhundert und dreißig Fuß und demnach merklich höher ſei, als der Thurm für ſich allein. So blickte ich auch nach einem Marmorthron am äußerſten Ende der Kirche hin, der ebenfalls die Höhe eines gewöhnlichen Kirchthurms erreicht, eine Art von poetiſchen Stuhl für die Päpſte, und es ſchien ſo weit entlegen wie eine Bergſchlucht oder ein Berggipfel.

Ich empfand durchaus keine Täuſchung mehr. Jeden Gegenſtand konnte ich hinreichend abſchätzen, ſo weit dieß nach Fußen und Zollen möglich iſt; und während ich da ſtand und den herrlichen Bau anſtaunte, preßte ein überwältigendes Gefühl mir Thränen aus den Augen. Selbſt mein kleiner P— — ſchien von dem Eindruck der ungeheuern Ausdehnung dieſes Baues wie vernichtet; denn er klammerte ſich feſt an mich, wiewohl er ſchon ſein halbes Leben mit Betrachten von Sehenswürdigkeiten zugebracht hatte, und murmelte für ſich hin: „Qu'est ce que c'est? — qu'est ce que c'est? — Est-ce une église?"

Es begann düſter zu werden, und vermuthlich wurde die Wirkung des Ganzen durch die Dunkelheit geſteigert. Selbſt die uns umgebende Atmosphäre, — denn dieſer erſtaunenerregende Bau hat wirklich eine eigne, von der Außenwelt ganz verſchiedene Atmosphäre, — war beruhigend und erhebend zugleich; und ſo wandte ich mich wieder um, von der Wahrheit des Eindrucks erfüllt, daß wenn jemals die Hand des Menſchen einen der Verehrung des höchſten Weſens gewidmeten Bau aufführte, der einigermaßen der Idee eines ſolchen frommen Zweckes entſpräche, ſo könne es nur dieſer ſein!

Ein und zwanzigſter Brief.

Die Campagna. — Der Tarpejiſche Felſen. — Zweifel an deſſen Identität. — Die Mauer von Servius Tullius, — und die von Aurelianus. — Der Muro torto. — Die Mauer von Honorius und die jetzige Mauer. — Irrige Angaben unterrichteter Männer rückſichtlich der Größenbeſtimmung. — Die backſteinerne Mauer und ihre Trümmer. — Umfang des neuern Roms. — Rom an ſich keine ununterbrochene Folge von Trümmern, wie Pompeji. — Die zerſtreute Lage und die gute Beſchaffenheit vieler Ruinen.

Auch in Beziehung auf Rom werde ich mich nicht in Einzelbeſchreibungen einlaſſen, ſondern, wie ich dieß bei weniger wichtigen Städten ebenfalls gethan habe, bloß ſolche Gegenſtände berühren, wenn ſie ſolches verdienen, oder auch Gegenſtände, welche mir noch nicht hinlänglich bekannt ſchienen, — und dieſes ebenfalls nur in meiner gewohnten abgebrochenen Weiſe; und wenn mir die Dinge anders vorkommen, als ich ſie mir nach den Beſchreibungen Anderer vorſtellte, ſo werde ich Ihnen ſolches ebenfalls mittheilen. So will ich alſo mit einer allgemeinen Schilderung der Stadt, ihres Zuſtandes überhaupt, ihrer nächſten Umgebungen beginnen, ehe ich zu einzelnen Beſchreibungen übergehe.

Von der römiſchen „Campagna“ habe ich Ihnen ſchon eine allgemeine Ueberſicht mitgetheilt. Sie iſt keine

Wüſte im eigentlichen Sinne; denn es fehlt ihr nicht an Graswuchs und ſelbſt nicht an Getraide an einzelnen Stellen; und in der Nähe der Stadtmauern befinden ſich ebenfalls einige Gemüſeäcker. In der Nähe der Berge iſt die Gegend zwar ſandig, aber nicht durchaus wüſte; ebenſo befinden ſich ſumpfige Weideplätze in der Richtung des Meers. Die eigentlich ſogenannte Campagna di Roma ſchließt faſt das ganze alte Latium ein, und umfaßt eine Strecke von beinah dreihundert Meilen. Doch nach den neuern Beſtimmungen beſchränkt ſich das mit dieſem Namen bezeichnete Gebiet bloß auf den faſt gar nicht angebauten Strich Landes, welcher die unmittelbare Umgebung der Stadt bildet. Manche pflegen die pontiniſchen Sümpfe dazu zu zählen, welche längs dem Meer an letztere grenzen; doch glaube ich, daß die Römer beide unterſcheiden.

Ein großer Theil dieſer Campagna iſt mit Gras bewachſen, wie wohl weniger in der Nähe der Stadt als in weiter entlegenen Gegenden. Einige Stellen zeigen hin und wieder von großer Fruchtbarkeit; aber jene Gegenden, durch welche ich gewöhnlich ſpazieren reite, was hier faſt jeden Tag geſchieht, und wobei ich bald in dieſer bald in jener Richtung acht bis neun Meilen zurücklege, haben höchſtens das Anſehen einer Gemeinweide, und der Graswuchs iſt kaum mittelmäßig. Manche Strecken ſind dicht mit Landhäuſern und Gärten beſetzt, vorzüglich der weniger ebene Strich Landes nördlich von

Rom; doch im Ganzen iſt die Umgegend noch ziemlich nackt und leer von Gebäuden, ſelbſt in der Nähe der Umwallungen der Stadt.

Es iſt kaum nöthig, Ihnen zu ſagen, daß Rom mehr als Eine Mauer gehabt hat und daß dieſe Ummaurungen ein allmählig vergrößertes Stadtgebiet einſchloſſen, jemehr die zunehmende Bevölkerung ſolche Erweiterungen nöthig machte; es iſt dieß die Geſchichte jeder großen ummauerten Stadt. Dagegen iſt es durchaus nöthig, die Lage und die Richtung dieſer verſchiedenen Mauern zu kennen, wenn man die Oertlichkeiten ſich deutlicher einprägen und die Stellung einzelner intereſſanter Alterthümer in Rückſicht zu andern genauer auffaſſen will. Wenn ich zum Beiſpiel nur des Tarpejiſchen Felſen erwähne, eines an ſich intereſſanten Gegenſtandes, der aber außerdem durch manche Beziehungen auf Ortsbeſtimmung wichtig iſt, ſo werden Sie finden, wie leicht man bei oberflächlicher Orientirung irre geführt werden kann, nicht bloß, was die Ortsbeſtimmung dieſer einzelnen Stelle betrifft, ſondern auch in Beziehung auf die Lage anderer Ueberreſte, welche nur mit Hülfe dieſer genau ausgemittelt werden kann. Dieſen Felſen wähle ich deßhalb als Beiſpiel, da ſeine Lage mit der Oertlichkeit der alten Stadtmauern in naher Beziehung ſteht.

Die meiſten Reiſenden ſind genöthigt, ſich einzig und allein der Führung gemeiner Lohnbedienten, ſonſt wohl laquais de place genannt, welche aber hier mit der bedeu-

tungsvollen Benennung „Ciceroni“ ausgezeichnet werden, ohne Unterſchied anzuvertrauen. Selbſt diejenigen, welche nicht Alles buchſtäblich nehmen und über Vieles, was dieſe Leute ihnen vorplaudern, zu lächeln pflegen, werden nichts deſtoweniger gar oft durch die Unwiſſenheit und Schurkereien ſolcher Menſchen irre geleitet oder geradezu betrogen. Wir bedienten uns ebenfalls eines ſolchen Cicerone acht bis zehn Tage lang in der Abſicht, mit der Stadt überhaupt bekannter zu werden, und dieſer Menſch war daher bereit, uns unter andern Merkwürdigkeiten auch den tarpejiſchen Felſen zu zeigen. Zu dieſem Ende wurden wir in einen öffentlichen Garten auf dem Capitoliniſchen Hügel geführt, wo ein Felſen über dem Forum ſich erhob, und dieſer ſollte das ſein, was wir ſuchten. Selbſt die Karten von der „Roma antica“ und die meiſten vorhandenen Reiſebücher bezeichnen dieſe Stelle als die wahre Lage des tarpejiſchen Felſens, ungeachtet hinreichende Gründe angeführt werden können, um zu beweiſen, daß zwar die geſuchte Stelle ganz in der Nähe der fälſchlich als ſolche bezeichneten ſich befinden müſſe, daß aber letztere durchaus nicht richtig angegeben ſei. Ueber dieſen Gegenſtand unterhielt ich mich hier mit einem der thätigſten Alterthumsforſcher, und dieſer urtheilte etwa folgendermaßen darüber: Die Strafe des Hinabſtürzens vom tarpejiſchen Felſen war zugleich eine ſinnbildliche und wirkliche Todesſtrafe. Die wirkliche Beſtrafung war die Tödtung des Verbrechers, die ſinnbildliche dabei die

Ausſtoßung aus dem Stadtgebiet. Wenn aber ein Verbrecher von dem gewöhnlich als tarpejiſchen bezeichneten Felſen hinabgeſtürzt worden wäre, ſo würde ſein zerſchmetterter Leichnam mitten in das Forum, alſo mitten in das Innere der Stadt hinabgeſtürzt ſein: daraus ließe ſich alſo ſchon allein der Schluß ziehen, daß der angebliche nicht der wahre tarpejiſche Felſen geweſen ſein könne. Ferner iſt die Geſchichte bekannt genug, wie meines Wiſſens ein Bote von Camillus, zu der Zeit als Rom von den Galliern eingeſchloſſen war, an einem beſtimmt angegebenen Punkt eintraf, und daß derſelbe namentlich durch Erklimmen des tarpejiſchen Felſen in die Stadt gekommen iſt. Dieſe geſchichtliche Thatſache beſtätigt die Annahme, daß man auf dieſem Felſen irgendwo zur Stadt hinaus geſehen habe ,wie nämlich damals die Mauern der Stadt beſtanden. Nun iſt aber der ganze Capitoliniſche Hügel eine Felſenmaſſe, die nur mit einer dünnen Erdſchicht bedeckt iſt, und hiernach wäre es nicht unwahrſcheinlich, daß der ganze Hügel ebenfalls nach der unwürdigen Tarpeja benannt wurde, welche in demſelben begraben liegen ſoll. Letztere Annahme ließe ſich einigermaßen aus übrigens häufigen Verwechſelungen von Namen vertheidigen; demungeachtet muß aber die eigentliche Stelle, wo jenes furchtbare Strafgericht vollzogen wurde, von der gewöhnlich dafür gehaltenen ganz verſchieden ſein. Mein alterthumskundiger Freund bezeichnete mir auch wirklich eine ganz andere an der, dem Forum grade

entgegengeſetzten, außerhalb befindlichen Seite des Hügels, längs dem Rande deſſelben, wo bekanntlich die ehemalige Stadtmauer vorbeiführte, und wo die Tiefe des Abſturzes, und man könnte hinzuſetzen, die Höhe der Mauer oder eines ihrer Thürme, von welchen man vermuthlich den Verbrecher hinabſtürzte, hinreichend beträchtlich iſt, um den gewiſſen Tod deſſelben zu bewirken; welches an der Stelle, die man gewöhnlich ſo nennt, nicht leicht der Fall hätte ſein können, ſelbſt wenn man zugeben wollte, daß das Forum, das jetzt hoch mit Schutt bedeckt iſt, vormals weit tiefer lag. Da ſich ſchwerlich Etwas gegen letztere begründete Annahme einwenden läßt, die wenigſtens die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, wenn man ſie auch nicht als durchaus wahr anerkennen will; ſo können Sie wenigſtens daraus abnehmen, wie wichtig es ſei, die wahre Lage der ehemaligen Mauern Roms genauer zu kennen.

Indem ich über das kindliche Zeitalter Roms hinausgehe, betrachte ich als die vorzüglichſten Erweiterungen der Stadt diejenigen, welche durch die Mauern von Servius Tullius und in ſpäterer Zeit durch die von Aurelianus bezweckt wurden. Die Erbauung der erſtern fällt in die Zeit, wo die Stadt erſt ein paar Jahrhunderte erlebt hatte. Dieſe Mauer umſchloß den Mons Capitolinus, Viminalis, Quirinalis, Esquilinus, Palatinus, Coelius und Aventinus, oder die bekannten ſieben Hügel Roms, nebſt einem kleinen dreieckigen Strich Landes

jenſeits des Tiberſtroms; doch der Raum, den jetzt die Peterskirche einnimmt, befand ſich nicht innerhalb der erwähnten Ummauerung. Dieſe Mauern von Servius Tullius umfaſſen alſo nicht mehr als heutiges Tages New-York unterhalb Bleecherſtreet, und doch war es das Rom, wie es zu Auguſtus Zeiten blühete. Die ſieben Hügel ſind nicht groß, wie wohl einige von ihnen zweimal ſo großen Umfang haben, als einige andere. Der Capitoliniſche und Palatiniſche Hügel ſind beide klein, vorzüglich der erſtere, auf welchem, unſerer Bauart nach, keine größere Bevölkerung als höchſtens zwei bis dreitauſend Menſchen Platz finden würden, ſelbſt wenn ſie wie in den engen Straßen mit hohen Häuſern bei uns zuſammengedrängt würden. Wollte man auch nur die geringſte unter den vorhandenen Angaben über die damalige Bevölkerung Roms als richtig gelten laſſen, ſo dürfte es doch ſchwer ſein, ſich eine Vorſtellung davon zu machen, wie ſo viele Menſchen auf ſo geringem Raum Platz finden konnten. Pompeji gibt uns einen Beweis, daß die Römer für ihre Perſon nicht viel Platz bedurften, wenn auch ihre Höfe und Gärten nicht wenig Raum einnahmen. Die Sklaven, die ohne Zweifel einen großen Theil der Bevölkerung Roms ausmachten, wurden vermuthlich in enge Behälter eingepreßt. Dazu zeigt die beträchtliche Tiefe des Schutts, der überall durch die Ueberreſte des alten Roms verbreitet liegt, daß es ehemals nicht an Material fehlte, und alles dieſes zuſammen

läßt vermuthen, daß die Häuſer von beträchtlicher Höhe waren. In der Gegend von Neapel waren die Häuſer niedrig, vermuthlich der öfteren Erdbeben wegen, zumal da ſolche Unfälle wahrſcheinlich weit häufiger vor jenem furchtbaren Ausbruch ſich ereigneten, als nach jener Zeit. Und Alles dieſes zugegeben, bleibt gleichwohl nichts übrig, als ſich die Vorſtädte ſehr ſtark bevölkert zu denken, oder die Richtigkeit der Angaben über die damalige Einwohnerzahl um mehr als die Hälfte zu bezweifeln. *)

In der Beſorgniß, daß die Stadt, wegen der außerordentlichen Ausdehnung ihrer Vorſtädte, bei irgend einer ſich darbietenden Gelegenheit, einem unerwarteten feindlichen Ueberfall preisgegeben ſein könnte, ließ der Kaiſer Aurelianus um das Jahr **276** nach Chr. Geb. die Stadt in beträchtlich erweitertem Umfange mit einer neuen Mauer umgeben. Dieſe Mauer berührte die von Servius Tullius an keiner einzigen Stelle und vergrößerte

---

*) Die Angaben der Alten über die frühere Bevölkerung Roms können leicht mißverſtanden werden, wenn man vorausſetzt, daß die genannte Menſchenmenge wirklich die Häuſer der Stadt bewohnt habe. Man weiß aber, daß größtentheils nur die ärmere Volksklaſſe, die Handwerker und Lohnarbeiter, beſtändig in der Stadt zubrachten, und wenn ihre Zahl zu groß wurde, zu Niederlaſſungen in fernere Gegenden geſammelt wurden. Die wohlhabendern Bürger wohnten aber meiſtens auf dem Lande und kamen bloß an Tagen, wo Volksverſammlungen oder andre öffentliche Angelegenheiten, ſo wie Privatgeſchäfte ſolches erforderten, in die Stadt.

den Umfang der Stadt Rom um mehr als den doppelten Raum, den ſie vorher einnahm. Dieſe Mauer iſt noch vorhanden, oder vielmehr, es beſteht noch jetzt eine Stadtmauer, die zum Theil dem Kaiſer Aurelianus, zum Theil dem Kaiſer Honorius, der mehr als hundert Jahre nach ihm lebte, zugeſchrieben wird. Dagegen behaupten manche Alterthumskundige, daß die Mauern des Kaiſers Aurelianus einen mehr als doppelt, ja faſt einen dreimal ſo großen Raum einſchloſſen, als der innerhalb der jetzigen Stadtmauern befindliche Raum; und als Grund für ihre Meinung führen ſie die große Einwohnerzahl an, die innerhalb der Ummauerung doch irgend Platz finden mußte, indem ſie ihrer Meinung zu Liebe die Volkszahl ſo hoch als möglich annehmen. Ein Schriftſteller, der ein Zeitgenoſſe Aurelian's war, behauptet, die Mauer dieſes Kaiſers habe fünfzig (römiſche) Meilen im Umfang gemeſſen, und Vaſi ſtimmt ſeinen Angaben völlig bei, wiewohl er zugibt, daß keine Spur von dieſem erſtaunlich ausgedehnten Werke vorhanden ſei.

Ich finde es mehr als wahrſcheinlich, daß ſich gegen ſolche übertriebene Behauptungen viele nicht unwichtige Einwürfe machen laſſen. Denn vorerſt ſcheint es mir beinah unglaublich, daß von dieſen Mauern durchaus keine Spuren mehr vorhanden ſein ſollten, wenn ſie jemals wirklich in ſolcher Ausdehnung erbaut worden wären, da über hundert Jahre ſpäter erbaute Mauern noch faſt durchaus unverſehrt ſich erhalten haben. Wenn

ich auch zugeben möchte, daß nicht die ganze jetzt noch vorhandene Mauer wirklich von Honorius herrührt, ſo iſt es doch von einem Theil derſelben gewiß. Ein Theil der jetzt vorhandenen Ummauerung führt den Namen Muro torto, weil dieſe aus der ſenkrechten Richtung in eine ſo auffallend ſchiefe Neigung übergegangen iſt, daß ſie über den argloſen Fremden, der an derſelben vorbeigehen will, jeden Augenblick einzuſtürzen droht. Nun ſagt aber ein Schriftſteller aus der Zeit des Beliſarius, alſo um 530 bis 540 nach Chr. Geb., dieſe Mauer habe damals ſchon in dieſer ſchiefen Stellung beſtanden. Letzteres kann nun unmöglich wirklich der Fall geweſen ſein, wenn demungeachtet die Mauer Aurelian's, die doch nur drittehalb Jahrhunderte früher erbaut worden war, ganz und gar verſchwunden ſein ſollte. Man kann vielmehr gradezu behaupten, daß eben dieſer Muro torto einen Theil der Mauer Aurelian's ausgemacht habe; denn er diente den Gärten des Kaiſers Domitianus zum Stützpunkte, war von außerordentlicher Dicke und Feſtigkeit und wurde eben deßhalb mit in den Plan der neuen Stadtmauer verwendet, und dieß hinderte nicht, daß die Mauer des Aurelianus ſich nicht bis zu einem Umfang von fünfzig römiſchen Meilen hätte ausdehnen können. Wenn nun wirklich nachgewieſen werden kann, daß der Muro torto einen Theil der Mauer Aurelian's ausmacht, ſo iſt begreiflicherweiſe nicht jede Spur der letztern verſchwunden und es erſcheint äußerſt unwahrſcheinlich, daß

ein Kaiſer, welcher den Plan auffaßte, die Mauern ſeiner Hauptſtadt, die in ihrer ziemlich unregelmäßigen Umgrenzung einen Umfang von kaum acht Meilen hatten, bis zu einem Umfang von fünfundvierzig bis fünfzig unſerer Meilen auszudehnen, dabei beabſichtigt hätte, die Stadt nur eine ſo kurze Strecke nordwärts zu erweitern, ungeachtet dieſe Gegend der Stadt die anmuthigſte und geſündeſte ſein mußte, und dagegen die Vergrößerung derſelben nach andern Richtungen in ſolcher Weite vorgezogen haben ſollte, als dieß nöthig geweſen wäre, um jene angebliche Erweiterung wirklich durchzuführen. In der That iſt aber der Abſtand der jetzt vorhandenen Stadtmauer von der frühern des Servius Tullius in der Richtung nach Norden beträchtlich größer, als in andern Richtungen; weil man vermuthlich beabſichtigte, die ganze Gegend, welche den „Campus Martius" und den „Mons Pincius" umfaßt, in der neuen Umwallung einzuſchließen.

Die jetzige Ummauerung der Stadt Rom ſoll ſechzehn und eine halbe römiſche Meile im Umfang haben, welches ungefähr vierzehn bis fünfzehn unſerer Meilen ausmacht. Ich bin öfters ganz oder zum Theil um dieſelbe herumgeritten, wenn ich des Morgens meinen gewöhnlichen Spazierritt machte, und hiernach ſchätzte ich den Umfang der jetzigen Mauern Roms ungefähr ebenſo; nur muß ich bemerken, daß die jetzige Ringmauer der „Traſtevirina", nämlich des am weſtlichen Tiberufer

befindlichen Stadttheils gegenwärtig einen weit größern Raum umfaßt als früher, wo noch die Mauer des Kaiſers Honorius, die jetzige Stadtmauer nämlich, dieſen Stadttheil ebenfalls in ſich aufnahm. Die Stadt Paris iſt mit Einſchluß der Soldaten und der Fremden oftmals für eine Million Menſchen ausreichend geweſen, obſchon das Innere derſelben eine ungewöhnliche Anzahl von Gärten, viele breite Straßen und ausgedehnte öffentliche Plätze, außer einer Unzahl von geräumigen Hôtels und weitläufigen Palläſten enthält, und doch nimmt Paris nicht den ganzen Raum innerhalb ſeiner Umgränzung ein, ſo daß noch etwa ein Fünftheil der ganzen Fläche leer bleibt. Wäre Paris bis an ſeine äußerſte Umwallung dicht überbaut, ſo könnten innerhalb derſelben zwei Millionen Einwohner bequem Platz finden, und nöthigen Falls, wenn man ſämmtliche Einwohner in ſo enge Behauſungen zuſammen drängen wollte, wie ſie augenſcheinlich in Pompeji und Herculanum zuſammengedrängt waren, auch wohl drei Millionen. Der Umfang der Mauern von Paris beträgt ungefähr achtzehn engliſche Meilen. Hiernach könnte die Stadt Rom in ihrer jetzigen Ausdehnung zur Noth anderthalb bis zwei Millionen Einwohner faſſen. Welche triftige Gründe vermöchte man wohl aufzufinden für die Behauptung, daß Rom jemals mehr Einwohner gehabt habe?

Zu den Zeiten Auguſt's war Rom in vierzehn Stadttheile eingetheilt. Dieſe Abtheilungen haben ſich

bis in unſere Zeit erhalten, und wiewohl ihre Namen ſich geändert haben, ſo ſind ſie doch wohl ziemlich dieſelben geblieben. Der Kaiſer Aurelianus lebte gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, und im vierten Jahrhundert führten die vierzehn Stadttheile folgende Namen: **Porta Capena, Coelimontana, Isis et Serapis, Via sacra, Esquilina, Alta semita, Via lata, Forum romanum, Circus Flaminius, Palatium, Circus maximus, Piscina publica, Aventina** und **Transtiberina**. Es iſt leicht, die Lage dieſer ſämmtlichen Stadtbezirke innerhalb der jetzigen Ummauerung anzudeuten. Iſt es wahrſcheinlich, daß die Bevölkerung der Stadt Rom während drittehalb Jahrhunderten, ſeit Auguſtus, ſo außerordentlich zugenommen habe, daß es nöthig geweſen wäre, einen Raum der für ihre Bevölkerung innerhalb eines Umfangs von ſiebzehnthalb römiſchen Meilen ausreichte, bis zu einem Umfang von fünfzig ſolcher Meilen auszudehnen, damit die vermehrte Volkszahl Platz finde? Ich glaube, nein.

Wie ſieht es nun mit der Auctorität eines Vopiscus, den Herr Vaſi zur Stütze ſeiner Behauptung anführt, aus? Ich kenne Jenen gar nicht; aber jeder einigermaßen elbſtprüfende Beobachter muß wiſſen, daß Schriftſteller von vorzüglich genialen Eigenſchaften öfter eine große Unwiſſenheit in wirklichen Dingen verrathen, und ganz vorzüglich, wo es auf ſorgfältigere Größen- und Maßenbeſtimmungen ankommt. So ſagt unter andern Sir Walter Scott in ſeinem „Leben Napoleon's“ Folgendes:

„durch den Presburger Friedensſchluß ſoll Oeſtreich, ſagt man, eine Million Quadratmeilen *) an Grundgebiet und drittehalb Millionen Unterthanen und zehn und eine halbe Million Gulden an jährlichen Einkünften verloren haben" u. ſ. w., und bei Gelegenheit der Erwähnung eines andern Friedensſchluſſes hat er einen ähnlichen groben Irrthum begangen. In der Ausgabe, die ich beſitze, wurde der Mißgriff durch einige höchſt entſtellende Druckfehler noch weit auffallender. **) Hier machte alſo der große Dichter in einer ernſthaften Geſchichtserzählung ein Bruchſtück des öſtreichiſchen Kaiſerthums faſt viermal größer als das ganze Reich, und dehnt es mithin zu einem Fünftheil von ganz Europa aus. Was nun das Verhältniß der Bevölkerung zur Oberfläche betrifft, ſo mittelt er ſolches hiernach als dritthalb Seelen auf die Quadratmeile aus, und das in einem Lande, wo ſolches über dreihundert beträgt. ***) Vielleicht

*) In runder Zahl faſt 46,000 geographiſche Quadratmeilen, da Sir Walter Scott wahrſcheinlich engliſche Quadratmeilen meint, die er alſo mit etwa 54 Seelen auf die geogr. Q. M. bevölkert, während ſolche 6500 und darüber in den abgetretenen Landestheilen betragen mochte. Auch die andern Angaben ſind bekanntlich unrichtig.

**) In den folgenden Ausgaben wurden letztere Verſehen des Setzers oder des Verfaſſers verbeſſert.

***) In Mr. Waſbington Irving's Lebensgeſchichte von Columbus findet ſich Th. 1, S. 83 folgende Stelle: „Zwiſchen ihnen befindet ſich die Inſel Cipango oder Japan, welche nach Marco

ſollte man Niemanden weniger bei ſolchen Gegenſtänden trauen, als bloß literariſch gebildeten Männern, und gewöhnlich ſind es dieſe, die ſich allein mit Bücherſchreiben befaſſen. Laſſen Sie uns einen Augenblick vorausſetzen, die Buchdruckerkunſt ſei noch nicht erfunden geweſen, und die einzige Quelle zu einer Lebensgeſchichte Napoleon's oder auch nur für dieſe einzige Thatſache, wäre nach zwanzig Jahrhunderten keine andere, als die Handſchrift eines gewiſſen großen Geſchichtserzählers, Namens Scotius, welche Wunderdinge müßte alsdann die Nachwelt ſich von der öſtreichiſchen Monarchie vorſtellen! — keine geringere, als uns Herr Vaſi auf die Auctorität dieſes Vopiscus über die Größe der Stadt Rom weiß machen will. Das Reſultat iſt ganz daſſelbe, ob dieſer Irrthum in einer Lebensgeſchichte Napoleon's aus der Unwiſſenheit oder aus der Nachläſſigkeit ihres Verfaſſers hervorging, oder ob es bloß ein Verſehen des Setzers

---

Polo fünfzehnhundert Meilen von der aſiatiſchen Küſte entlegen war. In ſeiner Berechnung verlegte aber Columbus dieſe Inſel ungefähr tauſend Wegſtunden zu weit nach Oſten, indem er, ſeiner Vorausſetzung zufolge, ſolche an der Stelle, wo Florida liegt, vermuthete. An dieſer Inſel hoffte er zu allererſt anlanden zu können." Die Mitte von Florida und die Mitte von Japan liegen aber ungefähr 130° auseinander. In dieſen Breiten mag ein Längengrad im Durchſchnitt etwa 50 engl. Meilen (bloß approximativ, aber nicht berechnet) betragen, und dieſes macht alſo einen Abſtand aus zwiſchen beiden von wenigſtens zweitauſend Wegſtunden.

oder ein Ueberſehen des Correctors war. Wird ein ſolcher Fehler nicht vermieden oder nicht verbeſſert, ſo bleibt er ſtehen und, ſei es Manuſcript oder gedrucktes Buch, nach Verlauf von einigen Jahrhunderten kann ein ſolches Verſehen als eine unleugbare Thatſache durchgehen, zumal wenn ſie das Anſehen eines großen Namens ſtützt.

Ich meines Theils zweifle keineswegs, daß wir in der jetzigen Ummauerung Roms im Weſentlichen nichts Anders vor Augen haben als die Formen und Dimenſionen der Aurelianiſchen Mauer, oder vielmehr dieſe Mauer ſelbſt. Einige Veränderungen ſind freilich mit derſelben vorgegangen; denn die Thore ſind verändert und wahrſcheinlich iſt auch das Gemäuer ſelbſt an vielen Orten verſchiedentlich ausgebeſſert worden. Zudem iſt es nicht ſchwieriger anzunehmen, daß die jetzt vorhandenen Mauern bereits ſechzehnhundert Jahre ſtehen, als andererſeits vorauszuſetzen, daß ſie erſt vor vierzehnhundert Jahren, nämlich zu Honorius Zeiten erbaut wurden.

Ich überlaſſe es Ihnen ganz, ſich die Empfindungen vorzuſtellen, welche in mir rege werden, ſo oft ich an dieſen alten Mauern vorüber reite. Der Muro Torto macht auf mich einen deſto wirkſamern Eindruck, da ich mir keines Zweifels bewußt bin, vielmehr alle gültige Gründe dafür ſprechen, daß ich hier genau dieſelben Backſteine an derſelben Stelle vor mir ſehen kann, wo ſie ſeit der Regierung des Kaiſers Domitianus aufge-

ſchichtet worden ſind, alſo ſeit faſt achtzehnhundert Jahren immerfort dieſelbe Stelle eingenommen haben.

Wundern wird es Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Mauern ſämmtlich beinah durchaus aus Ziegelſteinen aufgeführt ſind, — ſowie die Waſſerleitungen, die Tempel und die meiſten andern römiſchen Ruinen ebenfalls. Auguſtus rühmte ſich deſſen, daß er Rom aus Backſteinen erbaut gefunden, aber in Marmor geſchmückt wieder verlaſſe; die Zeit aber hat die Stadt nochmals aus Backſteinen beſtehen laſſen. Dieſes erklärt ſich durch den Umſtand, daß die Marmorblöcke und Marmorplatten, welche die Bauten aus Backſteinen meiſtentheils bekleideten und ſchmückten, faſt ſämmtlich aus den vielen Bädern, Tempeln, Palläſten und Amphitheatern herausgeholt worden ſind, um ſolche zu andern Gebäuden zu verwenden, und überhaupt darf man eine ſolche Aeußerung des Kaiſers Auguſtus nicht durchaus buchſtäblich auffaſſen.

Wundern werden Sie ſich ferner, daß ich Ihnen dieſe Bemerkungen ſchon ſobald mittheile, und daß ich von den Umgebungen Roms mit ſolcher Zuverſichtlichkeit rede, nach einer kurzen Bekanntſchaft mit ihnen, die kaum einen Monat währt. Indeſſen miethete ich bald nachdem ich in die „ewige Stadt" mich eingewohnt hatte, ein Reitpferd, um meinen alten Freund, den — — von — — auf ſeinen Morgenſpazierritten begleiten zu können; und außerdem, daß ich in dieſem Mann einen wirklich gut unterrichteten Cicerone gefunden habe, der

in Rom vermöge ſeines langjährigen Aufenthaltes vorzüglich gut bewandert iſt, ſo iſt mir überdieß klar geworden, daß man reitend weit beſſer eine Stadt, wie dieſe, kennen lernt, als wie wenn man darin herumfährt oder ſie zu Fuße durchwandert. Dieſes wird Ihnen weit deutlicher werden, wenn ich Sie noch ein wenig näher mit dem Zuſtande Roms und ſeiner Umgebungen bekannt mache.

Die Mauer, welche, wie wir geſehen haben, ſei es mit Recht oder mit Unrecht, die Aurelianiſche genannt wird, hat einen Umkreis von ſiebenzehntehalb römiſchen Meilen, und durch den Tiberſtrom wird ſie in zwei Theile getrennt. Von demjenigen Theil der Stadt, welcher das eigentliche Rom am öſtlichen Ufer umfaßt, nimmt etwa den dritten Theil oder etwas weniger das neuere, heutige Rom ein. Der übrige Raum enthält öffentliche Gärten, Villas und Ruinen, und von letztern liegen viele über der ganzen Fläche zerſtreut. Doch dürfen Sie ſich nicht etwa vorſtellen, daß irgend eine Stelle in Rom noch heutiges Tags den Anblick einer ununterbrochenen Folge von Ueberreſten einer alten zerſtörten Stadt, wie etwa Pompeji mit ihren ſämmtlichen Straßen und öffentlichen Plätzen darſtelle. Zwar iſt in der Nachbarſchaft des alten Forums etwas einem ſolchen Bilde Aehnliches vorhanden; aber ſelbſt da iſt man nicht im Stande, ſich durch Einen Ueberblick über das, was einen umgibt, zu verſtändigen und ein deutliches Bild deſſen,

was einſt war, zu entwerfen, wie man ſolches in Pompeji vermag. Gewiß iſt es, daß an dieſer Stelle ſo viele und ſo mancherlei Gegenſtände ſich vereinigen, welche die theilnehmende Aufmerkſamkeit des Beſchauers angenehm beſchäftigen, aber Nichts iſt in ſeinen äußern Umriſſen noch völlig ſo, wie es vor Zeiten geweſen iſt. Selbſt über die eigentliche Lage des Forums iſt man noch gar nicht einig. Die Ruinen liegen überhaupt einzeln und zerſtreut umher, und mit vergleichungsweiſe äußerſt wenigen Ausnahmen, ſind ſie ſämmtlich nicht in ihrem urſprünglichen Zuſtande geblieben. Sie ſind zum Theil von außerordentlichem Umfang, vorzüglich die Bäder; aber ihr undeutliches Anſehen vermindert den Eindruck, den ſie ſonſt machen würden, durch den Anblick ihrer achtungsloſen Verwüſtung, und daher weckt ein Ueberblick derſelben höchſtens die Vorſtellung von einer Einöde, ſo weit dieſer Theil der Stadt ſich ausdehnt. Um ein inniger empfundenes Intereſſe anzuregen, müſſen dieſe Ruinen erſt ſorgfältig unterſucht und bis ins Einzelne erforſcht werden; — dann erſt kann die Theilnahme beim Anſchauen derſelben eine andere werden, als die allgemeine Vorſtellung, daß man überhaupt die Ruinen des alten Roms vor ſich habe.

Die neuere Stadt, ebenfalls an der Oſtſeite des Fluſſes, bedeckt glücklicher Weiſe vom ehmaligen Rom nicht vielmehr, als den Campus Martius, und Alles, was ſich in der Nähe des Pallaſtes, der Circus, der

Bäder darbietet, iſt wirklich durch keine Bauten der neuern Zeit umſtellt und der Schauluſt entzogen worden. Hier und da ſieht man freilich einzelne Häuſer und ſelbſt Kirchen durch den ganzen Raum bis an die Stadtmauern hin zerſtreut, doch bringen ſie keine merklich den Eindruck des Ganzen ſtörende Wirkung hervor. Außerhalb der Grenzen der neuern Stadt empfindet man vorzugsweiſe den Eindruck des Alterthümlichen und der Zerſtörung, der nur äußerſt wenig durch die Nähe von Gartenanlagen und Gartenmauern verliert.

Ein großer Theil des alten Roms, die nächſten Umgebungen nämlich der ſieben Hügel, wird von ſolchen Gartenmauern eingeſchloſſen; doch zum Theil liegen auch manche Strecken ganz offen da. In viele dieſer Einſchließungen kann man geradezu eintreten, und das Reiten gewährt mir den Vortheil, vorher einen Blick hinein zu thun, ob ſich wirklich im Innern derſelben etwas Sehenswürdiges wahrnehmen läßt. Da ich weit weniger auf alterthumskundige Nachforſchungen ausgehe, als ich vielmehr mir nur einzelne Gegenſtände augenſcheinlich vergegenwärtigen möchte, um Ihnen ein treueres Abbild von Allem, was hier wirklich beachtungswürdig erſcheint, zu entwerfen, als dieſes durch flüchtige allgemeine Bemerkungen möglich wird, ſo will ich Sie in meinem nächſten Brief auf einen meiner Morgenſpazierritte mitnehmen, damit ſich Ihnen die Gegenſtände ſo darſtellen, wie ſie allmählig vor unſern Blicken auftauchen, und Ihnen auf

dieſem Wege ſo deutlich werden, als es irgend möglich iſt, wenn man nicht mit eignen, ſondern mit eines Andern Augen ſieht.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Morgenritt um die Stadt. — Aegyptiſcher Obeliſk. — Der Mons Pincius. — Raphael. — Die Villa Borgheſe. — Der Muro torto. — Feindliche Angriffe an dieſer Seite der Stadt. — Das Standquartier der Prätorianer. — Die Baſilica. — Die Campagna. — Schöne Zuchtpferde. — Der Tempel des Gottes der Wiederkehr und der Tempel des Bacchus. — Der Brunnen der Nymphe Egeria. — Das Grabmahl der Cecilia Metella. — Der dem Kaiſer Caracalla zugeſchriebene Circus von Maxentius erbaut. — Rom war nie weſentlich größer, als im gegenwärtigen Augenblick. — Das Grabmal von Cajus Ceſtius. — Der Begräbnißplatz der Proteſtanten. — Der „Monte Teſtaceo.“ — Das alte Syſtem von Patron und Client. — Anekdote von König Ferdinand von Neapel.

Um den im vorigen Briefe erwähnten Vorſatz auszuführen, wollen wir an der Thüre unſeres Wirthshauſes in der Via Ripetta ſogleich aufſitzen und die Stadt durch das nächſte Thor, die Porta del Popolo verlaſſen. In der Mitte des großen Platzes, über den wir hineilen, ragt ein Obeliſk empor; er iſt aus Aegypten, das ſehen Sie an den Hieroglyphen. Vormals ſtand er vor dem Sonnentempel in Heliopolis; auf Befehl des Kaiſers Auguſtus wurde er nach Rom gebracht, um den Circus Maximus zu zieren. Später wurde er an dieſer Stelle

aufgerichtet, und hier ſteht er ſchon faſt dreihundert Jahre, weit längere Zeit, als ſeit der erſten Anſiedlung in unſerm Vaterlande verfloſſen iſt.

Der Fahrweg, welcher rechts aufwärts die längs den Abhängen anſteigende ſchiefe Richtung folgt, führt Sie der Mons Pincius hinan, wo ehemals die Gärten des Kaiſers Domitianus prangten, welche jetzt einen öffentlichen Spaziergang bilden für alle Stände, für Fußgänger, Reitende und Fahrende, nach Jedermanns Luſt und Bequemlichkeit. Von den koloſſalen Statuen daſelbſt, ſage ich Nichts; denn ſie ſind Werke neuerer Zeit. Die drei Straßen, welche durch zwei Kirchen getrennt, von dieſem Platz auslaufen, ziehen durch die Stadt und bilden gleichſam die Stämme des vielfach verzweigten Geäders. Die mittelſte derſelben, die ehemalige Via Flaminia, führt Sie an den Fuß des Capitoliniſchen Hügels und wird der Corſo genannt.

Wir kommen zum Thor hinaus: hier dehnt ſich eine kleine Vorſtadt längs der Landſtraße aus, die nach dem Ponte molle, dem ehemaligen Pons milvius führt; es iſt die Landſtraße nach Oberitalien, nach dem Cisalpiniſchen Gallien; ſie folgt genau der Richtung der ehemaligen Via Flaminia. Wir laſſen dieſe Vorſtadt liegen, indem wir gleich an der Mauer umlenken.

Der Weinberg oder Weingarten zu unſerer Linken iſt derſelbe, in welchem Raphael ſich die Zeit angenehm vertrieb, und das einfache, ſteinerne Gebäude hat die

Laune des Künſtlers theils geſchmückt, theils entſtellt. Dieſem Häuschen ſieht man das Göttliche nicht an, das man ſonſt in allen Pinſelſtreichen ſeiner Meiſterhand aufſpürt. Ein wenig weiterhin ſehen Sie dort die herrlichen Anlagen mit künſtlichen Ruinen, ſchönen Statuen, einladenden Spaziergängen, breiten Wegen, anmuthigen Baumpflanzungen; dieß iſt die berühmte „Villa Borgheſe.“ Die Leutſeligkeit des Eigenthümers hat ſie zu einem Hyde Park oder Bois de Boulogne für die Römer und ihre zahlreichen Beſucher eingerichtet. Wie man ſagt, hat das Publikum ſich ſo ſehr an dieſe Spaziergänge gewöhnt, daß es dieſe Anlagen gleichſam als ſein Eigenthum betrachtet; man ſieht das Publikum in Rom iſt eben ſo ſeelenlos, eben ſo habſüchtig, eben ſo undankbar, wie das Publikum in Amerika. Gott ſchütze Alle, wenn es ehrliche Leute ſind, die vom Publikum abhängen, es ſei, wo es ſei!

Der Anblick dieſes Gemäuers wird Sie jetzt nicht mehr ängſtigen, da Sie von dem berühmten „Muro torto“ ſchon gehört haben, der die hochragenden Gärten Domitians umſchirmt und ſchon ſeit vierzehn Jahrhunderten, wie Sie wiſſen, daſſelbe Einſturz drohende Anſehen gehabt hat, wie Sie es dort noch heute ſehen. Dieſe Mauer ſoll fünf und zwanzig Fuß dick ſein, und die Höhe derſelben beträgt wenigſtens vierzig Fuß. Dieſe Höhe übertrifft aber die Höhe der übrigen Mauer, welche ſo ziemlich zwiſchen zwanzig bis dreißig Fuß abwechſelt.

Weiter rechts kommen wir an dem Theil der Stadtmauer vorüber, wo die Villa Ludovici Buon Campagni innerhalb der Stadt liegt, und das Thor, an welchem wir eben vorbeigekommen ſind, welches jetzt nicht mehr gebraucht wird, war die Porta Pincia. Es beſteht die Sage, daß an dieſem Thor einſt Beliſarius die Vorübergehenden um Almoſen anſprach; ich glaube, daß er vielmehr dieſes Thor neu aufbauen ließ. Der kleine gothiſch ausſehende Thurm, der dort über die Mauer hervorſieht, ſteht in dem Garten der Villa Paolina ſo benannt nach der bekannten Pauline, Schweſter Napoleons. Dieſer Garten mit ſeinem vorzüglich ſchönen Pavillon gehört jetzt dem Prinzen von Muſignano, ihrem Vetter, Lucians älteſtem Sohn, der in Amerika durch ſeine Werke und ſeine Vögel hinreichend bekannt iſt. Das Thor weiterhin, iſt die Porta Salaria. An dieſer Stelle iſt einſt Alarich und noch weiter ab, ſind ehemals die Gallier durch die Porta Collina in die Stadt gedrungen, nicht durch die jetzige, ſondern durch die dieſer enſprechende Porta Collina, die damals in der Mauer von Servius Tullius ſich befand, und alſo dem Forum weit näher lag. Auch ſoll einſt Hannibal von dieſer Seite ſeinen Angriff beabſichtigt haben, welche demnach die ſchwächſte geweſen ſein muß. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß in dieſer Gegend die Stadtmauern weniger feſt geweſen wären; wohl aber leuchten die ſtrategiſchen Vortheile eines Angriffes an dieſer Seite von ſelbſt ein.

Innerhalb und außerhalb der Mauern Roms iſt der Boden in dieſer Gegend weit höher als an irgend einer andern Stelle dieſſeits der Tiber. Es eignet ſich daher dieſe Lage durch die trockene und geſündere Umgebung weit vorzüglicher zu einer feſten militäriſchen Stellung, und da es hier eben ſo leicht iſt, ſich der Stadt zu bemächtigen, als an jedem andern Punkte, ſo bietet die Beſetzung dieſer Anhöhen, wenn ſie erſt Einmal gewonnen ſind, dem angreifenden Theil weit größere Vortheile dar. Die Gartenanlagen von Salluſtius lagen genau innerhalb dieſes Thors, und noch ſind Spuren von den Mauern derſelben vorhanden. An der innern Seite deſſelben lag auch der agger von Servius Tullius, an deſſen Fuß man die Veſtaliſchen Jungfrauen, welche ihr Gelübde gebrochen hatten, lebendig begrub. Spuren deſſelben ſieht man noch jetzt. Dieſe überzählige Mauer zeigt zugleich, daß Rom von dieſer Seite mehr zu fürchten hatte. Außerhalb dieſes Walles befand ſich das Lager der Prätorianer innerhalb einer beſondern Ummauerung.

Die Gegend zu unſerer Linken wird jetzt immer offener und gewinnt faſt das Anſehen der Campagna; doch begegnen wir noch immer verſchiedenen Gärten und einer Art unbedeutender Vorſtädte. An der Porta Pia vorbei, an der Stelle der ehemaligen Porta Nomentana kommen wir zu einer Abtheilung der Stadtmauer, welche ſowohl in Bauart als in Höhe ſich bedeutend von den übrigen Mauern unterſcheidet. Dieſes Mauer-

werk ſchließt drei Seiten eines nicht ganz regelmäßigen länglichen Vierecks ein, welches außerhalb der eigentlichen Stadtmauer einen Vorſprung bildet und zugleich einen Theil derſelben ausmacht. Dieſes iſt eben das ſchon erwähnte Lager der Prätorianer; ſeine Ummauerung gehört jetzt zu den ſchützenden Werken der Stadt. Dieſe ganze Gegend Roms innerhalb der Mauern, umfaßt nichts als Gärten oder Weinberge, doch kann man durch Fußpfade, Feldwege und Maueröffnungen, allenfalls auch zu Pferde ſich durcharbeiten.

Zunächſt gelangen wir an das Thor von San Lorenzo, welches nach Tivoli und nach den Sabiniſchen Hügeln führt. Hier ſehen wir ungefähr eine halbe engliſche Meile Wegs von der Mauer eine römiſche Baſilica. Es iſt eine alte Kirche, merkwürdig durch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum ihrer Säulenmaſſen, von denen viele aus koſtbarem afrikaniſchen Marmor beſtehen, oder auch aus Porphyr, und welche, wie ich glaube, ſämmtlich aus den Ruinen des alten Roms zuſammengetragen worden ſind. Von den ältern Schriftſtellern erwähnt Einer, wie man mir ſagt, zweier Säulen, die von zwei Künſtlern gefertigt wurden, welche ſolche mit einem Froſch und einer Eidechſe bezeichnet hätten, weil ihre griechiſche oder lateiniſche Benennung mit ihren Namen ähnlich lautete, (wie man nämlich ſagt), und dieſe zwei Säulen ſind noch jetzt in dieſer Kirche zu ſehen. Daß die Säulen da ſind, davon habe

ich mich ſelbſt überzeugt; ob aber die Geſchichte wahr iſt, kann ich nicht ſagen, wiewohl ſie gerade nichts Unwahrſcheinliches enthält.

Die Gegend wird jetzt immer offener, und ehe wir bis an's Thor von Neapel weiter reiten, wollen wir unter den Bogen einer Waſſerleitung weg, vorher ein wenig in die Campagna ablenken und über die nahen Anhöhen galoppiren, die nur wenig umſchloſſen ſind. Sobald wir ein paar engliſche Meilen weiter vorwärts gekommen ſind, bald Feldwege benutzend, bald querfeld ein den nicht weniger verödeten Boden als die Ruinen auf denſelben durchſtreifend, kommen wir an ein kleines Gebäude von Backſteinen, das auf demſelben Fleck errichtet worden ſein ſoll, wo einſt Coriolanus mit ſeiner Mutter zuſammentraf. An dieſes Gebäude knüpfen ſich noch manche andere Sagen, und augenſcheinlich iſt es ſehr alt, ſo klein und gebrechlich es auch ausſieht. Wirklich ſcheinen die Backſteinbauten der Römer eine Dauerhaftigkeit zu haben, welche dem Steingemäuer anderer Länder durchaus mangelt.

Von hier aus erblicken wir die lange Reihe von Grabmälern längs der Appiſchen Straße rechts hin, und wir wollen alſo in derſelben Richtung weiter galoppiren. Die Pfade durch's offene Feld, die vom Regen ausgewühlten Traufen, der verwilderte Anblick der Umgebungen, Alles ſtimmt mit den Eindrücken aus vergangner Zeit zuſammen, und unſere Aufregung wächſt mit dem

ſchnellern Lauf der Pferde, — es ſind wirklich, beiläufig geſagt, ausdauernde Geſchöpfe, unermüdlich im Lauf und unerſchrocken im Kriege. Die Race ſtammt aus der Berberei, die Pferdezucht der Fürſten von Chigi ſteht in vorzüglichem Ruf; und das Pferd, welches ich reite, iſt ausgezeichnet muthig, obgleich es ſchon beinah — zwanzig Jahre zählt. Dieſes ſchöne Thier iſt von ſchneeweißer Farbe und ſchon ſeit längerer Zeit ein Lieblingspferd reitluſtiger Fremden geweſen.

Nachdem wir über mehre niedrige Hügel weiter vorwärts geeilt ſind, kommen wir an eine Stelle, die ein weit anmuthigeres idylliſches Anſehen hat, als die Campagna ſolches gewöhnlich darbietet, wo dieſe kleinen Erhebungen ſich meiſt in kleine Thalflächen abdachen und wo durch eine derſelben ein ſchmales Gewäſſer herabrinnt. Hier ſehen wir wieder einen unſcheinbaren Tempel aus Backſteinen erbaut, nicht größer als die katholiſchen Kapellen, welche man ſo häufig längs den Landſtraßen antrifft, und höchſtens dreißig bis vierzig Andächtige aufzunehmen geeignet ſind. Er wird der Tempel des Gottes der Rückkehr, **Fanum Rediculi**, genannt, eine Gottheit, von welcher Sie vermuthlich noch nie gehört haben. Man ſagt nämlich, dieſer kleine Tempel, der eine ſo herrliche Lage hat, ſei zur Erinnerung an den Rückzug Hannibals vor den Mauern Roms erbaut worden, und Manche gehen ſo weit zu behaupten, daß jener wirklich an eben dieſer Stelle den Entſchluß faßte, ſich vor Rom zurück-

zuziehen. Letztere Behauptung macht wenigſtens der dichteriſchen Erfindungskraft nicht viel Ehre; denn in der ganzen Umgegend iſt kaum eine Stelle, die ſo mächtig zum Dableiben einladet, wie dieſe. Die Aehnlichkeit des Namens mit dem Worte ridiculus, hat vielleicht zur jetzt üblichen Benennung Anlaß gegeben, und eben dieſe war vielleicht die Veranlaſſung zu der Meinung, der Tempel ſei in verhöhnender Abſicht errichtet worden. Wäre dieſe Geſchichte wahr, ſo wäre dieſe Ruine eine der außerordentlichſten Erſcheinungen aus alter Zeit. Doch, ſo viel ich weiß, ſchreiben mehre Alterthumskundige ſeine Erbauung einer ſpätern Zeit zu, weil die Art der Zuſammenfügung der Backſteine einer ſpätern Periode angehöre und eher in die Zeit des Kaiſers Nero paſſe. Doch wenn auch nur Letzteres zutrifft, ſo iſt dieß Gebäude ſchon faſt achtzehnhundert Jahre alt.

Von hier aus wenden wir uns aufwärts dem Lauf des Bächleins entgegen und reiten einen Hügel hinan, wo wir eine halbe Meile Wegs vom **Fanum Rediculi** oder **Ridiculi** die Ruinen eines andern Tempels antreffen, der übrigens mit einer Bedachung verſehen und ſogar in eine Art von Kapelle umgewandelt worden iſt. Dieſer kleine Tempel wird und zwar wohl mit Recht als ein Tempel des Bacchus bezeichnet. Lange Zeit hielt man ihn für irgend ein anderes Gebäude; doch einige neuere, in einem Gewölbe deſſelben gemachte Entdeckungen laſſen wenig Zweifel übrig, daß es zu Ehren des Bacchus

erbaut worden iſt. Obſchon nur wenig größer als die beiden andern, die ich ſchon erwähnte, macht dieſer kleine Tempel doch eben ſo wenig Anſpruch auf ſchöne Verhältniſſe, als jene, und der Bauſtyl dieſer ebenfalls backſteinernen Gebäude, verräth keinen ſonderlichen Kunſtgeſchmack. Vorn an demſelben befindet ſich ein Portal von vier Eingangsſäulen, welche augenſcheinlich einem andern Gebäude entnommen ſind, und dieſe Säulen ſind nun gar in die vordere Mauer eingepaßt, wahrſcheinlich in der Abſicht, um mit Hülfe dieſes Vorbaues das Gebäude im Innern zu einer Kirche zu erweitern. Dadurch erhält dieß Gebäude ein wankendes und angeſchwollenes Anſehen, welches, wenn auch nicht klaſſiſch richtig, die Idee von Trunkenheit doch auffallend genug anregt.

Wenn man die Schönheit dieſer vorzüglich anmuthigen Umgebung beachtet, ſo wie den Abſtand von den Mauern, der nur etwa zwei engliſche Meilen beträgt, und zugleich die Nähe ſo vieler Gegenſtände, die ſeit undenklichen Zeiten zu feſtlichen Gelagen einladen mußten, ſo wird es immer wahrſcheinlicher, daß dieſer Tempel zu einer religiöſen Feierlichkeit beſtimmt war, welche höhern Lebensgenuß bezweckte, eine Vermiſchung des Ueberſinnlich-Erhabenen mit dem Sinnlich-Erheiternden, für welche die Alten ebenſowohl empfänglich waren, als die Neuern. Es mag vielleicht auch der Luſtort eines gelagfrohen Lebemannes geweſen ſein, der in frommer Schwärmerei den umkreiſenden Freudenbecher unter

dem Schutz ſinnbildlicher Umgebung und ſelbſt mit Beobachtung gottesdienſtlicher Bräuche genießen wollte! Warum ſollte dieß nicht möglich ſein? — Die Menſchen laſſen ſich nur zu oft auf offenbar entweihenden Handlungen unter dem Deckmantel der Religion betreten; dieß geſchieht täglich — ja ſtündlich an jedem Tage. Ueberhaupt bezweckten die heidniſchen Religionsfeierlichkeiten meiſtens den Genuß des Lebens, und öfters übernahmen ſich die Alten im Genuß.

Verlaſſen wir dieſen Ort und reiten wieder in's Thal, wenn es ein Thal genannt werden kann; hier finden wir einen verſteckten Gang, eine Art grotto, am Abhange des Hügels und in derſelben eine ruhende Bildſäule, eine Quelle klaren Waſſers, aus welcher das erwähnte Bächlein hervorrieſelt, und ſonſt noch manche Spuren vormaliger Ausſchmückung dieſes einſamen Orts, die jetzt nicht mehr vorhanden ſind; alle Werke der Bildnerei, die ihn einſt zierten, ſind verſchwunden. Dieſer Ort gilt in der Volksmeinung für den Brunnenquell der Nymphe Egeria, einſt ſo berühmt geworden durch Numa's frommen Betrug. Indeſſen iſt es ziemlich gewiß, daß dieſes nicht der wahre Ort iſt, und wenn man die Nähe des ebenbeſuchten Bacchustempels in Erwägung zieht, ſo iſt dieſe Grotte wahrſcheinlich nichts anders geweſen als ein Ort, um den Wein abzukühlen und ihn mit deſto größerem Behagen zu genießen. Ueberhaupt mögen religiöſe Bräuche und luſtige Gelage zu allen Zei-

ten einander die Hand gereicht haben, ſo wie noch heutiges Tags Staatsgeſchäfte und Gaſtereien mit einander abgemacht werden. Die liegende Statue iſt offenbar keine Nymphengeſtalt. Selbſt die Zweifler geben dieſem Werk ein hohes Alter, indem ſie es in die Zeiten des Veſpaſianus verlegen. Vermuthlich ſtanden dieſe Grotte und der Bacchustempel in einiger allegoriſchen Beziehung zu einander: die eine war vielleicht ein Ort fröhlichen Gelages, der andere ein Andachtsort, um der irdiſchen Luſt die überſinnliche Weihe zu geben; und wenn wir den früher betrachteten Tempel mit in den Kreis ziehen, als eine bildliche Darſtellung des Lächerlichen, welches die Berauſchten trifft, ſo ſind wir vielleicht der Wahrheit ebenſo nahe, als die Alterthumsforſcher. *)

Wir verlaſſen jetzt dieſe heitern Auen und reiten eine kleine Meile feldein nach den zertrümmerten Grabmählern, welche die Ueberreſte der appiſchen Straße

*) Abgeſehen von den ironiſchen Bemerkungen des Verfaſſers, möchte vielleicht mit einiger Wahrſcheinlichkeit angenommen werden können, daß irgend ein ſpäterer Beſitzer jener anmuthigen Gegend die faſt verwiſchten Spuren des ſagenhaften Aufenthalts der Nymphe Egeria, ſo wie die etwa noch vorhandenen Trümmer des **fanum Rediculi** in alterthümlicher Form habe herſtellen laſſen, und, dieſes zugegeben, möchte der Tempel des Bacchus wirklich ächtern Urſprungs ſein und in jener Gegend den rauſchenden Feierlichkeiten des heitern Bacchusdienſtes die religiöſe Weihe gegeben haben. Die Zeit der Erbauung dieſes Tempels iſt ebenſo wenig hiſtoriſch nachzuweiſen. Anm. d. Ueberſ.

bezeichnen. Dort wird eine ausgedehnte Maſſe von Trümmern ſogleich unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen, wir ſpornen daher unſere Pferde den ſteilen Abhang hinan, auf welchem wir ſie vor uns ſehen, wiewohl wir auf einem kleinen Umweg über die unebene Straße, die noch jetzt einige kleine Meilen weit der ehemaligen Richtung folgt, den Gipfel weit gemächlicher hätten erreichen können. Wir kommen an und finden eine mittelalterliche Burg mit ihren Höfen, Mauern und Thürmen durch das Gefilde zerſtreut, alle Bauten in der rohen und kunſtloſen Weiſe jener Zeit aufgemauert, doch mit einem feſten Rüſtthurm, durchaus im geſchmackvollen und zierlichen Styl römiſcher Architektur. Dieſer letztere Bau iſt von runder Form, wohlerhalten, kurz, in jeder Hinſicht ausgezeichnet vor den übrigen Gebäuden, die um ihn her in Trümmer zerfallen. Im Durchmeſſer hält er etwa achtzig Fuß und iſt aus behauenen Blöcken von Travertino-(Tuffſtein) aufgemauert, während die übrigen Gebäude nur aus allerlei von den Aeckern zuſammengeleſenen oder von den Grabmählern entwandten Steinen gebaut zu ſein ſcheinen. Letzteres war wohl am häufigſten der Fall. Die Mauern des Hauptbaues ſind dreißig Fuß dick und das Innere derſelben iſt wenig mehr als ein kleiner gewölbter Raum. Früher enthielt derſelbe den Sarcophag, der noch jetzt in dem Hof des Pallaſtes Farneſe zu ſehen iſt. Um es kurz zu machen, dieſer Burgbau war nichts als ein Grabmahl an der Appiſchen Straße!

Eine Inſchrift ſetzt den Namen derjenigen, zu deren Ehre dieſes außerordentliche Mauſoleum errichtet worden iſt, außer allen Zweifel. Es iſt das Grabmahl der Cäcilia Metella, der Gattin eines Triumvir'n und nichts mehr, eines Millionärs ſeiner Zeit. Dieß Grabmahl iſt daher gleichſam der Demidoff der Via Appia; es iſt wahrſcheinlich das ſchönſte Grabmahl, das jetzt in Europa zu finden iſt. An der hiſtoriſchen Aechtheit beſteht kein Zweifel. Doch wenn man dieſes Grabmahl voll Bewunderung anblickt und in demſelben nur ein Denkmahl römiſcher Prachtliebe und Ueppigkeit gewahrt, ſo verfehlt es einen großen Theil des wärmern Intereſſes, welches uns in der Nähe von Denkmälern anderer Art anregt, die, wenn gleich zweifelhaft über ihr Alterthum und ihre angebliche Beſtimmung, doch würdigere Erinnerungen entſchwundener Macht und Größe zurückrufen. Wenn ich dieß Monument betrachte, ſo fühlt ſich mein Inneres veranlaßt, dieſes Kunſtwerk mit dem Bildungszuſtande Roms zu vergleichen; ich ſuche mir allmählig ein Bild von letzterem überhaupt zu entwerfen, und darin finde ich hinlänglichen Stoff zu manchen nützlichen und angenehmen Betrachtungen. Indeſſen denke ich dabei kaum an die Gattin dieſes Triumvir'n, und geſchieht es doch, ſo ſteigt keineswegs meine Hochachtung für ſie; denn reine Tugend iſt ſelten ſo begierig nach Lob und Nachruhm, wie dieſes Grabmahl faſt vermuthen läßt. Die Eigenliebe bedeutungsloſer Menſchen verfehlt auf ſolche

Weiſe das gehoffte Ziel. Die übrigen Trümmer ſollen von einer päpſtlichen Burg herrühren, die vor etwa fünfhundert Jahren beſtand; das Grabmahl aber rührt aus den letzten Zeiten des römiſchen Freiſtaates her.

Wir könnten jetzt mit vermehrtem Intereſſe der Appiſchen Straße folgen; da wir aber ſchon über zehn römiſche Meilen weit geritten ſind, ſo wird es gut ſein, uns wieder der Stadt zu nähern. Die Ruinen eines Tempels und einige ausgedehnte Ueberreſte von ungewöhnlichem und unregelmäßigem Anſehen ziehn unſere Aufmerkſamkeit auf ſich in der Nähe des eben erwähnten Grabmahls. Ein Theil dieſer Trümmer ſoll von einer gegen das Ende des dritten Jahrhunderts erbauten Villa herrühren, und es iſt wahrſcheinlich, daß die vorhandenen Ueberreſte zur Verzierung und Ausſchmückung einer ſolchen Villa dienten, ſo wie wir ebenfalls in unſerer Landſchaft-Gärtnerei bisweilen künſtliche Ruinen anbringen. Dabei befindet ſich ohne Zweifel ein Tempel, welcher, wie man vermuthet, ebenfalls den Zweck eines Mauſoleums erfüllte. Bei dieſem Tempel war ein Circus, der einzige, der meines Wiſſens hinreichend ſeine alte Form bewahrt hat, um uns eine deutliche und augenſcheinliche Vorſtellung von der eigentlichen Zuſammenſetzung dieſer zu Volksbeluſtigungen beſtimmten Bauten geben zu können.

Man nimmt gewöhnlich an, daß dieſer Circus vom Kaiſer Caracalla herrühre und daß der Tempelbau eigentlich der Standort der Rennwagen oder Rennpferde

geweſen ſei. Indeſſen neuere Entdeckungen, die man innerhalb dieſer Ueberreſte erſt 1825 gemacht hat, zeigen, daß letzterer wirklich ein Tempel oder ein Mauſoleum war, und deuten ſelbſt darauf hin, zu weſſen Ehre ſolcher erbaut worden iſt. Vaſi weiß die vermeintlichen Anſprüche des Kaiſers Caracalla auf dieſen Circus nicht wenig herauszuſtreichen, ungeachtet ſolche, wenn man die Sache näher unterſucht, eben nicht groß ſind. Vaſi ſtützt ſich auf die Vorliebe Caracalla's für die Vergnügungen des Circus; er zeigt, daß auf der Kehrſeite unter dieſem Kaiſer geprägter Münzen ein Circus abgebildet ſei; und überdieß ſoll eine Bildſäule, die ihn ſelbſt, und eine andre, die ſeine Mutter vorſtellt, nicht weit von eben dieſem Circus gefunden worden ſein, wenn auch nicht unmittelbar in demſelben. Das ſind alſo die Beweiſe, welche die Erbauung grade dieſes Circus außer Zweifel ſetzen ſollen. Die zwei erſten Beweiſe widerlegen ſich ſelbſt, zumal da die auf der Kehrſeite der genannten Denkmünzen befindliche Abbildung nicht dieſen Circus, ſondern augenſcheinlich den Circus maximus darſtellt, welchen Caracalla ausbeſſern ließ. Was die Statuen betrifft, ſo dürfte dieſe wirklich in dieſem Circus gefunden worden ſein, ja ſelbſt dazu gehört haben und zu Ehren eines ſo mächtigen Beſchützers dieſer beliebten Volksbeluſtigungen darin aufgeſtellt geweſen ſein, ohne daß dieſes Etwas beweiſen könnte; denn wir würden es wahrſcheinlich nicht als einen vorzüglichen Beweis

dafür anſehen, daß Napoleon irgend ein Militärſpital habe bauen laſſen, wenn wir eine Bildſäule deſſelben darin anträfen, oder daß Admiral Nelſon das Hoſpital zu Greenwich errichtet habe, wenn wir einſt in ſeinen Ruinen ein Gemälde, das ihn vorſtellt, entdeckten. Jene Behauptungen werden aber noch weit beſtimmter dadurch widerlegt, daß die Bauart dieſes Circus einer viel ſpätern Zeit angehört, und daß dieſe von denen aus ſeiner Zeit merklich verſchieden iſt, wie man aus noch vorhandenen, unſtreitig von Caracalla herrührenden Ueberreſten von Bädern deutlich abnehmen kann. Doch haben neulich aufgefundene Inſchriften dieſen Streit für immer entſchieden; man weiß jetzt, daß dieſer Circus von Maxentius um das Jahr 311 nach Ch. Geb. erbaut worden iſt, und daß dieſer Tempel ſeinem Sohne Romulus geweiht worden war, da dieſem, wie bekannt, göttliche Ehren zugetheilt wurden. Dieſe Vergötterungen in einer ſo ſpäten Periode des Heidenthums mögen kaum mehr zu bedeuten gehabt haben, als die Heiligſprechungen der katholiſchen Kirche zu unſern Zeiten. Die untergeordneten Gottheiten des Alterthums waren vermuthlich nicht mehr als die gefeierten Namen tüchtiger Männer der jetzigen Zeit.

Da der Tempel ein Tempel iſt und bleibt und deren hunderte noch vorhanden ſind, ſo halten wir uns nicht weiter bei ihm auf, ſondern reiten durch das Feld bis an's andere Ende, wo wir in den Circus durch das

kürzlich erſt wieder eröffnete Thor hineingelangen. Im Innern deſſelben finden wir einen langausgedehnten ſchmalen Raum von niedrigem Gemäuer eingefaßt und hier und da einen Thurm; dieſer mittlere Raum iſt durch eine Art Zwerchmauer in zwei Abtheilungen geſchieden und dieſe Zwerchmauer wurde Spina genannt; ſie iſt zu beiden Seiten ganz grade fortlaufend und am obern und untern Ende kreisförmig abgerundet. An dem Ende dieſer Spina, welches dem Eingangsthor gegenüber ſich befindet, ſieht man die Spuren der carceres, der Behälter nämlich, wo die Rennwagen ſtanden, ehe ſie ihren Lauf begannen. Die kreisförmige Begrenzung dieſes Standortes gab den einzelnen Wagen ziemlich gleiche Vortheile bei'm erſten Anlauf. In dieſen Standplätzen wurden die Wägen der Wettkämpfer nach der Reihe aufgeſtellt, und ſo wie das Zeichen zur Abfahrt von einem beſondern Thurme in der Mitte einer der Zwiſchenmauern gegeben war, rannten ſie nach derjenigen Seite des Circus hin, wo der größte Abſtand zwiſchen der äußern niedrigen, ſchon erwähnten Einfaſſung der Rennbahn und der dieſelbe der Länge nach durchſchneidenden „Spina" befindlich war; denn der größte Raum war für den erſten Anlauf durchaus erforderlich, wo die Wagen einander noch faſt berührten, und folglich gleich anfangs den freieſten Spielraum haben mußten, um einander nicht im Wege zu ſein. Eben ſo war an den Enden der Zwerchmauer oder Spina ein beträchtlicher

Raum gelaſſen zum bequemern Umfahren derſelben. Auf der Spina ſelbſt befanden ſich Statuen und Obelisken zur Ausſchmückung derſelben, und die Wägen rannten dahin mit wohlberechneter Eile, um die beſten Kräfte des Geſpannes für den Augenblick der Entſcheidung aufzuſparen. Von den Seitenmauern dieſſeits und jenſeits erhoben ſich die Sitze für die Zuſchauer amphitheatraliſch, und auf ihnen fanden, wie man ſagt, wohl achtzehntauſend Schauluſtige hinlänglichen Raum.

Die Länge dieſes Circus beträgt 1560 römiſche Fuß, oder beträchtlich mehr als eine Viertel= (engliſche) Meile, welches, zweimal genommen, einen Umlauf von mehr als einer halben Meile ausmacht; doch wurde die Zahl der Umläufe nach Umſtänden vorher feſtgeſetzt. Wenn ich nach dem urtheilen darf, was ich bei ſolchen Wettfahrten Aehnliches in Florenz geſehen habe, ſo muß das Sehenswürdige dieſes Schauſpiels hauptſächlich in der Geſchicklichkeit der Wagenlenker bei'm Wenden beſtanden haben. Die Breite der Bahn beträgt 240 Fuß, die Zwerchmauer iſt nicht völlig 900 Fuß lang und ihre Höhe wechſelt zwiſchen zwei und fünf Fuß. Die Ueberreſte von Fußgeſtellen zeigen, daß eine große Anzahl von Statuen auf den zur Einfaſſung dienenden Mauern, ſo wie auf der Spina ſelbſt ſich befanden. Die Anzahl der Wagenräume an dem erwähnten Standorte belief ſich auf dreizehn. Der Granit=Obelisk, welcher ſpäter auf der Piazza Navona aufgerichtet worden iſt, wurde

vor etwa zweihundert Jahren von hier aus dorthin gebracht. Einen ägyptiſchen Obeliſk ſcheint man für einen unentbehrlichen Schmuck eines Circus gehalten zu haben. Die Zwerchmauer iſt nicht völlig gleichlaufend mit der Seiteneinfaſſung der Bahn; dieſe Einrichtung hatte augenſcheinlich den Zweck, den einzelnen Wägen bei'm erſten Anlauf den freieſten Spielraum zu gewähren.

Innerhalb des Circus befindet ſich ein Grabmahl, welches weit älter zu ſein ſcheint als der Circus ſelbſt, und wahrſcheinlich ſah man ſich genöthigt, wegen Mangel an Raum in der einmal beſchloſſenen Richtung, dieſes Grabmahl in den Bereich deſſelben aufzunehmen. Die Lage des Circus bildet der Länge der Bahn nach einen rechten Winkel mit der Appiſchen Straße, an welche ſie angrenzt. Es war alſo ein Schauplatz für Volksbeluſtigung außerhalb der Stadtmauern, und hiermit erhält die Behauptung von der angeblichen ungeheuern Ausdehnung der Mauer Aurelian's einen neuen Stoß.

Es iſt übrigens ein Glück, daß dieſer Circus, wenn er auch keiner der größten und ſchönſten in ſeiner Art war, ſich außerhalb der Stadtmauern befand, weil er ſonſt wahrſcheinlich gleiches Schickſal mit den übrigen getheilt hätte, wenn er ebenfalls innerhalb der Stadtmauern angelegt worden wäre. So wie er beſteht, iſt er merkwürdig genug, nicht nur aus eben angeführtem Grunde, ſondern auch als eine der am beſten erhaltenen Ruinen in der Umgebung Roms. Die Mauer des Kai-

ſers Aurelianus müßte aber nicht bloß dieſen Circus ebenfalls eingeſchloſſen, ſondern ſich noch über denſelben hinaus erſtreckt haben, um den behaupteten Umfang von fünfzig römiſchen Meilen zu erreichen. Ich fühle mich hingegen, in welcher Richtung ich auch Rom umreiten mag, immer mehr durch den Augenſchein überzeugt, daß der Umfang der Stadt ſich nicht weiter als bis an die noch jetzt vorhandenen Mauern erſtreckt haben könne.

Jetzt wollen wir den Circus verlaſſen und näher nach der Stadt zu reiten. Während wir der ſchmalen Landſtraße folgen, gewahren wir manche roh aufgemauerte Wohnungen über den verfallenen Grabmählern; die Lebenden haben hier die Todten aus dem Beſitz verdrängt. Wir verfolgen unſern Weg durch eine Art von Vorſtadt, laſſen manche alterthümliche Ueberreſte unbeachtet liegen, kommen wieder an die Stadtmauer und wenden uns längs derſelben dem Fluſſe zu. So wie wir das letzte Thor erreichen, und wir demnach die Stadt ſelbſt in ihrem ganzen Umfang umritten, begeben wir uns durch dieſes Thor, und befinden uns hier auf einem freien Platz, oder vielmehr in einem nicht beträchtlichen von Mauern umgebenen Raum und in der Nähe des berühmten Grabmahls von Cajus Ceſtius. Dieſes Monument iſt eine Pyramide von hundert Fuß Höhe und ſechszig Fuß in's Geviert an der Grundlage derſelben. Das Gemäuer iſt von beträchtlicher Dicke und die Seiten deſſelben mit behauenen Marmorblöcken belegt. Die Spitze der Pyra-

mide iſt jedenfalls ein ſchönes Stück Arbeit, wiewohl ſie ein neueres Anſehen hat, was wohl der Fall ſein muß, da dieſes Grabmal in neuerer Zeit ausgebeſſert worden iſt. Dieſe Pyramide iſt ebenfalls eine Probe von der auf lange Dauer berechneten Bauart der Römer; denn ſie rührt aus den Zeiten des Agrippa her und iſt bewunderungswürdig wohl erhalten, und die ganze Ausbeſſerung beſchränkt ſich auf die erwähnte Erneuerung der Spitze derſelben. Einige Fuß tief war dieſe Pyramide mit Schutt umgeben, welchen man ſeither weggeſchafft hat.

In der Nähe dieſes Monuments befindet ſich der Begräbnißplatz der Proteſtanten. Auf einem modernen Denkſtein nahe an der Stadtmauer leſen wir die Inſchrift: „Cor cordium.“ Dieſer Stein bezeichnet die Ruheſtätte Shelley's; ich weiß nicht, wie ſeine Aſche hierher gekommen ſein ſoll, wenn ſein Leichnam an der Küſte von Piſa verbrannt wurde. Die Inſchrift rührt von ſeiner Gattin her, einer Tochter Godwin's.

Quer über an dieſem offenen Platz ſehen wir einen niedrigen einzelnen Berg vor uns liegen, ungefähr hundert und fünfzig Fuß hoch und etwa vier- bis fünfhundert im Umfang, unten von Weinbergen umhegt, Abhänge und Gipfel üppig mit jungem März-Gras überwachſen. Wir galoppiren an den Fuß dieſes Hügels, folgen dem gewundenen Pfad und reiten bis zum Gipfel hinan, wo uns eine belohnende Ausſicht empfängt, vorzüglich ſchön in der Richtung nach den an der Jenſeite des Fluſſes

liegenden Anhöhen. Dieſer kleine Berg heißt der Monte testaceo, eine Benennung, die von dem Umſtande herrührt, daß der Berg nach und nach aus dem Schutt zerbrochener Töpfe, aus Scherben (testa) aufgehäuft worden war, die man aus der Stadt ausgeführt und hierhin geworfen hatte. Wenn man den Raſen entfernt, kann man die Scherben noch ſehen; denn die Erde liegt kaum zwei Zoll tief über denſelben. Ueber das Alter dieſes Hügels iſt man nicht einig; daß er aber auf dieſe Weiſe entſtanden iſt, lehrt der Augenſchein. Muthmaßlich hat ein Policeibefehl dieſe Aufhäufung von Scherben veranlaßt.

Nahe an dieſem Berge ſieht man den Haven Roms; es kommen wirklich kleine Schiffe die Tiber aufwärts vom Meer aus bis hierher. Wenn die Brücken es nicht verhinderten, ſo könnten ſie noch weiter aufwärts ſchiffen; es würde aber keinen weitern Vortheil bringen.

Jetzt reiten wir wieder hinunter und ſetzen unſern Weg fort nach Hauſe längs dem Fuß des Aventiniſchen Hügels. In dem Porticus einer Kloſterkirche, an welcher wir jetzt vorüberkommen, können Sie Wappen und Namen des Kardinals, Schutzherrn des Kloſters, betrachten, deſſen beſonderer Gunſt die fromme Körperſchaft ſich ergeben hat. Das iſt das alte Syſtem von Patronat und Clientſchaft, das ſich ſeit uralter Zeit bis in die unſrige fortſetzt; es iſt ein von ariſtokratiſchen Einrichtungen unzertrennliches Verhältniß und wird überall in einer oder anderer Weiſe fortbeſtehen, wo irgend unan-

genehme Berührungen zwiſchen Starken und Schwachen, zwiſchen Reichen und Armen nicht vermieden werden können. Auch im heutigen Europa ſoll es noch Länder geben, wo die Beiſteuer der Clienten keinen kleinen Theil der Einkünfte der Patrone ausmacht. Selbſt in England haben wir erlebt, daß indiſche Rajah's die Mitglieder des Parlaments mit ihrem Golde beherrſchten; in Frankreich hatten ehmals die Maitreſſen der Könige das Monopol des Patronats im ganzen Lande; und von manchen andern großen Mächten, von denen kleinere abhängen, ſagt man ſich leiſe in's Ohr, daß dieſes Patronats- oder Protectionsſyſtem in denſelben noch in ſeiner ganzen Ausdehnung fortbeſtehe. In Amerika befindet die ganze Nation ſich im Verhältniß der Clientſchaft, und das Patronat üben diejenigen aus, die ſtets bereit ſind, das große Wort zu führen, indem ſie ſich das Anſehen eifriger Patrioten zu erhalten wiſſen. Wenn aber diejenigen, die bei uns die beſtehenden Einrichtungen aus ſelbſtſüchtigen Beweggründen anpreiſen, und ſich in ihren, bloß den eignen Vortheil bezweckenden Verbeſſerungsvorſchlägen ſo weiſe dünken, wenn dieſe Leute, ſage ich, nur einen Blick in das Gewebe von Mißbräuchen zu thun vermöchten, welche die ariſtokratiſchen Verhältniſſe in dieſem Welttheile hervorbringen, ſo würden ſie gern in ihrer Heimath ſich mit der Gleichheit der Anſprüche und Rechte Aller begnügen, ſo Vieles auch ſonſt unſern Einrichtungen noch fehlen mag.

Als ich noch in Neapel war, erzählte man mir eine Anekdote vom guten alten König Ferdinando, die grade hierher paßt. Seine Generäle berathſchlagten in ſeinem Beiſein über eine neue Uniformirung der Truppen, bis den guten alten Mann das lange Reden endlich langweilte, und ungeduldig, wieder zu ſeiner Unterhaltung zurückzukehren, rief er aus: „Ihr Herren, kleidet die Leute wie ihr wollt, ſie deſertiren doch.“ Ich erzähle dieß nicht, um Ihnen die Neapolitaner als feige Leute darzuſtellen; denn in dieſer Beziehung habe ich von ihnen eine beſſere Meinung; ſondern ich will damit nur ſagen, daß in politiſcher wie in militäriſcher Beziehung, es wenig darauf ankomme, wie man die Leute kleide, ſie bleiben innerlich immer dieſelben göttlich-teufliſchen Menſchenthiere.

Jetzt aber überwältigt uns eine zu große Maſſe von Gegenſtänden, als daß wir nicht vorziehen ſollten, wieder in die Via Ripetta einzulenken, alſo für heute unſern Ritt einzuſtellen und Alles, was ſonſt noch zu betrachten wäre, für einen andern Ausflug aufzuſparen.

Drei und zwanzigſter Brief.

Die Tiber. — Der Monte Mario. — Der Pons Milvius. — Der Pons Nomentanus. — Der Mons ſacer. — Die Rede des Menenius Agrippa. — Die Stadtmauern. — Das Amphitheater. — Die Santa Scala. — Der Lateran. — Vergleichung der Werke aus den Zeiten der Republik mit denen aus den Zeiten der Kaiſer. — Das Coliſeum. — Die Via ſacra. — Der Capitoliniſche Hügel. — Der Mons Palatinus. — Der kaiſerliche Pallaſt. — Das Forum. — Der Triumph-Bogen des Septimius Severus. — Die Säule des Phocas. — Das Capitolium. — Die Staute von Marcus Aurelius. — Die Säulen von Trajanus und Antoninus. — Das Pantheon.

In meinem letzten Brief habe ich Sie um die Stadtmauern herumgeführt, — ein Spazierritt, den ich wöchentlich wiederhole; denn der Weg iſt vortrefflich, faſt jeder Fuß breit enthält Sehenswürdiges und überall begegne ich neuen intereſſanten Gegenſtänden. Wir wollen jetzt einer andern Richtung folgen, wo wir zwar nicht ſowohl beſonders anziehende Alterthümer antreffen, aber deſto mehr andere Gegenſtände, die Ihnen manchen Stoff zur Unterhaltung geben werden, indem Sie daraus eine weit deutlichere Vorſtellung von der Gegend erhalten, in welcher Rom nun ſchon an dritthalb Jahrtauſende geſtanden hat und noch beſteht.

Wir wollen durch daſſelbe Thor zur Stadt hinausreiten, wie voriges Mal, aber anſtatt rechts abzulenken, wollen wir die entgegengeſetzte Richtung wählen, die

uns einige hundert Ruthen weiter an die Ufer der Tiber führt.

Wenn Sie ein ähnliches Behagen ergreift, wie mich, indem Sie längs den Ufern dieſes klaſſiſchen Stroms hinreiten, ſo wird Ihr Sitz im Sattel eine Schnellkraft erlangen, und höher geſteigerte Luſt wird Ihren Ritt beflügeln in dieſer freiern Luft und unter dieſem heitern Himmel. Sie kennen ſchon hinlänglich die Breite dieſes Fluſſes, und ich will daher bloß hinzuſetzen, daß im Winter und im Frühling ſein Strom trübe und reißend wird und oftmals über ſeine Ufer anſchwillt, beſonders innerhalb der Stadt ſelbſt; — denn weiter oben, an der Stelle nämlich, wo wir uns jetzt befinden, erheben ſich ſeine Ufer wohl zehn Fuß über der Waſſerfläche. Man hat behauptet, daß das Bett des Fluſſes durch den Schutt der Trümmer, wo er durch die Stadt fließt, bedeutend erhöht worden ſei, und man iſt ſogar mit dem Vorhaben beſchäftigt geweſen, dem Fluß ein anderes Bett zu graben, um möglicherweiſe auf dem Grunde deſſelben wichtige alterthümliche Gegenſtände zu entdecken.

Da bisweilen Frachtkähne ſtromaufwärts fahren, ſo befindet ſich ein Leinpfad am Ufer, der zwar ſelten auf dieſe Weiſe benutzt wird, dagegen aber einen erträglichen Reitpfad darſtellt, und die Reitluſtigen ſorgen dafür, daß er immer gehörig betreten wird. Der Fluß macht faſt eben ſo häufige Krümmungen wie unſer Suſquehanna und daher bietet er manche freundliche Ausſichten. Aber

das nackte Anſehen der Campagna, die nördlich von Rom eine mehr wellenförmig, bald anſteigende, bald ſich ſenkende Fläche, als weiter ſüdlich darſtellt, entbehrt faſt allen Reiz des Ländlichen, außer dem Anblick von Graswuchs und wenigem Buſchwerk; und der Ueberblick einer ſolchen Gegend iſt zwar nicht ohne alle Anmuth, aber doch nirgends wirklich ſchön und befriedigend. Faſt jede Biegung, die der Fluß macht, iſt indeſſen reich an Erinnerungen, und man wird hier ſelten einen Punkt gewahren, der nicht ein geſchichtliches Intereſſe darböte.

Die Anhöhe am gegenüber liegenden Ufer, deſſen ſüdliche und öſtliche Abhänge ſolche ſteile Abſtürze zeigen, und zu welchem ein gewundener Pfad am ſüdweſtlichen Abhang aufwärts führt, iſt der „Monte Mario,“ ein beträchtlicher Hügel, welcher Rom faſt eben ſo wie der Mont-Martre Paris überragt. Das halb verfallene Landhaus am öſtlichen Abhang iſt die „Villa Madama.“ Dieſen Namen erhielt ſie, weil Margaretha von Oeſtreich, eine Tochter Karls des Fünften, hier wohnte, durch welche es in den Beſitz der Krone von Neapel gekommen iſt. Das Landhaus auf dem Gipfel gehört der Familie Falonieri, den jetzigen Eigenthümern des Bergs. Es iſt wirklich keine Kleinigkeit, einen Landſitz bei Rom zu beſitzen! und welche Spießbürgerei, ein Prunkgebäude nach der neueſten Mode darauf hinzuſtellen, — eine Ruine gar, die an das Sprichwort: „weder Fiſch noch Vogel“ erinnert!

Wenn wir eine kleine Meile weiter geritten ſind, ſo kommen wir an den „Pons Milvius,“ wovon ein Theil wenigſtens alterthümlich iſt. Wir wollen hier noch nicht hinüber, wiewohl dieſe Stelle durch die Schlacht, die einſt Conſtantinus in dieſer Gegend lieferte, berühmt geworden iſt; ſondern an dem Ufer, auf welchem wir uns jetzt befinden, wollen wir unſern Weg weiter fortſetzen. Quer über die Landſtraße, die ehmalige Via Flaminia, folgen wir dem Strom aufwärts, wo kürzlich der Schauplatz eines traurigen Ereigniſſes war, das noch in friſchem Andenken iſt. Das Pferd einer jungen Engländerin glitt rückwärts das ſteile Ufer hinab, und indem es über ſie ſtürzte, mußte ſie ertrinken. Noch trauriger wird dieß Ereigniß durch das Schickſal ihres Vaters, welcher bald darauf zu Fuß aus einem Poſthauſe in den Gebirgen ſich entfernte, und von dem man ſeitdem nichts mehr gehört hat.

Nicht weit von dem Schauplatz dieſes unglücklichen Ereigniſſes, etwa hundert Ruthen oberhalb dem Pons Milvius *) macht der Fluß eine Krümmung von dem Sabiner Hügel herüber, und unſer Weg führt uns am

*) Dieſer Name iſt ein Beweis, welche Veränderungen im Laufe der Zeit mit den Worten, als Bezeichnungen von Gegenſtänden vorgehen. Dieſe Brücke iſt ſchon verſchiedentlich Milvius, Mulvius, Molvius und endlich gar Molle geheißen worden. Ponte molle iſt der Name, mit dem ſie noch jetzt in Rom genannt wird.

Rande einer Anhöhe hin, auf einen anmuthigen und maleriſchen Pfad, der uns an eine Heilquelle führt, deren Wirkung ſeit uralter Zeit, ſo lange als Rom beſtand, berühmt geweſen iſt. Wiewohl dieſe Stelle kaum ein Paar römiſche Meilen von der Stadt entfernt iſt, ſo ſieht man doch von hier aus von ihr keine Spur, und ſtänden nicht hier und da einzelne zerſtreute Wohnungen in der Nähe, ſo könnten wir uns einbilden, wir befänden uns hier auf einer Steppe des fernen Weſten in Nordamerika; ein ſolches ödes Anſehen hat dieſe Gegend, und ebenſo trübe und reißend rauſchen die Waſſer der Tiber dahin.

Wir wenden uns vom Fluſſe, der hier wieder von Norden her eine Krümmung macht, aufwärts nach dem Berge zu, und kommen zunächſt in eine zum Theil angebaute Gegend, wo hier und da eine Umzäunung uns anzieht; da finden wir auch den einen oder andern Tityrus unter ihre „breitſchattende Buche" hingeſtreckt, nicht aber ſpielend „auf dem Haberrohr," ſondern mit dem Ausflicken ihrer ledernen Beinkleider beſchäftigt. Jetzt ſteigen wir einige Hügel hinan, kommen auf eine andere Landſtraße, reiten quer über dieſelbe und noch etwas weiter feldein, bis wir an eine Stelle kommen, wo eine Brücke über den Anio führt, und in der Mitte derſelben ein Thurm ſich erhebt. Zwiſchen der zuletzt betretenen Landſtraße und dieſer Brücke hat die Gegend weit mehr das Anſehen einer Vorſtadt als irgend eine

andere in Roms Umgebungen. Wenn jemals die Stadt ſich über ihre jetzigen Grenzen ausdehnte, ſo müßte es vorzüglich nach dieſer Seite geweſen ſein.

Dieſe Brücke iſt der Pons Nomentanus, rührt aus der Zeit von Narſes her, iſt aber um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ausgebeſſert worden und trägt daher bedeutende Spuren ſpäterer Bauart an ſich. Jenſeit dieſer Brücke iſt ein nackter Hügel mit den Ueberreſten mehrer Gebäude oder den Ruinen von Landhäuſern. Dieſes iſt der „heilige Berg,“ ſo berühmt durch jenen entſcheidenden Schritt der Plebejer, die zweimal wegen der Unterdrückung durch die Vornehmen dorthin auswanderten, nämlich in den Jahren Roms 261 und 305. Hier widerſtanden ſie anfangs allen Aufforderungen und Ueberredungsmitteln, bis Menenius Agrippa durch ſeine berühmte Fabel von dem Bauch und den Gliedern des menſchlichen Leibes ihre ſtarrſinnige Weigerung beſiegte. Die Ernennung von Tribunen war eine Folge dieſes entſcheidenden Schrittes, und es war dieſes wahrſcheinlich die erſte vertragsmäßige Sicherſtellung der Volksrechte, die jemals zwiſchen den Mächtigen und den Schwächern im Volke beſtand. Dergleichen Verträge verfehlen meiſtens ihren Zweck, weil allmählig mißbräuchliche Auslegungen denſelben entgegenwirken; und demungeachtet ſind ſie nicht ohne Nutzen, ſie brechen die Macht des Uebels im erſten Entſtehen, wie bisweilen ein Brechmittel die noch nicht ganz geſunkene Heilkraft

neu anzuregen vermag. Den Römern half jenes Auskunftmittel nicht viel; denn ſie ſchwuren einen heiligen Eid, niemals ſich auflehnen zu wollen gegen ihre Tribunen, — in andern Worten, gegen die Geſetze des Staats, — oder was irgend ihnen ſpäter als Staatsgeſetz aufgedrungen werden konnte. Von dem heiligen Eid, den hier die Bürger ſchwuren, erhielt der „heilige" Berg ſeinen Namen. Keine Fabel enthielt einerſeits mehr einleuchtende Wahrheit, als die des Menenius; und doch kann der Bauch alle Glieder krank machen, ſo wie die Glieder den Bauch, ſei es durch Begehungs- oder Unterlaſſungsſünden. Es gibt keine Behauptung, ſie mag durchaus wahr oder durchaus falſch ſein, welche nicht ſcheinbar überzeugend in eine Fabel ſich einkleiden ließe, und am Ende bleibt ein Factum doch was es iſt, ein Factum und nichts mehr.

Reiten wir noch eine Meile Weges weiter, ſo treffen wir einige ausgedehnte Ruinen zwiſchen der Via Nomentana und der Via Salaria; es ſind die Ueberreſte des Landhauſes von Phaon, eines Freigelaſſenen des Kaiſers Nero, wo dieſer letzte der Cäſaren ſich ſelbſt entleibte. Zweihundert Jahre verſtrichen zwiſchen Nero's und Aurelian's Tod, aber dieſe Zeit wäre nicht hinreichend geweſen, dieſe ganze Strecke ſo zu bevölkern, um die Stadtmauern bis hierhin zu erweitern; und doch hätte dieß der Fall ſein müſſen, um den Umfang von fünfzig römiſchen Meilen zu erreichen. Und war dieſes, wohin wären die

Ueberreſte einer ſo ungeheuern Stadt über den Bereich der jetzigen Mauern hinaus verſchwunden, wenn ſie jemals daſelbſt beſtanden hätte? Wir ſehen die Ueberreſte aller der Landhäuſer, der Brücken, der Lager, von welchen geſchichtliche Nachrichten vorhanden ſind, noch heutiges Tags; aber keine einzige Spur einer ſolchen ungeheuren Stadt. Gewiß würde kein ſolcher roher unſcheinbarer Brückenbau den Anio entſtellen, wenn Roms prächtige Bauten ſich ringsumher erhoben hätten.

Jetzt wollen wir durch die Porta Salaria wieder nach Rom hinein, und durch die Weinpflanzungen und Gärten dieſes Stadttheils nach dem Thor des heiligen Johannes vom Lateran hinüberreiten. Rechts und links begegnen wir zerſtreut umher liegenden Ruinen, und unter ihnen befinden ſich Waſſerleitungen von deren Bogenwölbungen noch jetzt an manchen Stellen Waſſer herabtröpfelt. Uns dem Thor des heiligen Johannes nähernd, ſehen wir links ein kreisförmiges Gemäuer, die Ruinen des Amphitheaters für die Soldaten im Lager, wo Soldaten mit wilden Thieren kämpften. Das Aeußere dieſer Mauer fällt außerhalb der Stadt mehr ins Auge, denn dieſe Mauer iſt ebenfalls in die Stadtmauer mitaufgenommen worden.

Von dem ausgedehnten Palaſt und der großen Kirche des Laterans habe ich jetzt nichts Beſonderes zu erwähnen, außer, daß ſeine imponirende Größe einen mächtigen Eindruck auf den Reiſenden gleich beim erſten Ein-

tritt macht. Dagegen zieht uns der Anblick einiger Andächtigen vor der kleinen Kirche in der Nähe des erſtern jetzt weit mehr an, und wir reiten näher hin; denn wundern muß es Sie, hier Männer und Frauen eine lange Reihe von rohen breiten Stufen auf den Knieen hinanrutſchen zu ſehen. Dieß geſchieht aber, weil der Sage zufolge dieſe Treppenſtufen ehemals zum Pallaſte des Landpflegers Pilatus gehörten, und weil ſie von Jeruſalem hergebracht wurden; weil Jeſus Chriſtus dieſelben hinabgeſtiegen ſei, als er nach über ihm gefällten Todesurtheil zum Kreuze ging!

Vermuthlich wiſſen Sie auch, daß die Kirche San Giovani del Laterano die erſte chriſtliche Kirche der Welt geweſen iſt, und daß der Pallaſt des Laterans lange Zeit durch ſeine Bullen und Concilien berühmt war. Die jetzigen Bauten des Laterans mögen ein funfhundertjähriges Alter haben: aber die Kirche hat ein ſo friſches Anſehen, als ſei ſie eben erſt vollendet worden. Der Obelisk, den wir hier ſehen, wurde im vierten Jahrhundert aus Thebais in Oberägypten nach Rom gebracht, und in dem großen Circus aufgeſtellt. Sixtus der Fünfte ließ ihn dort ausgraben und an dieſer Stelle aufrichten.

Von hier wollen wir der Straße folgen, die nach dem Coliſeum und nach dem Forum führt. Dieſer ganze Stadttheil, mit Ausnahme einiger lückenhaften Bruchſtücke von Vorſtädten, ſämmtlich innerhalb der Stadtmauer, iſt mit Ruinen erfüllt, die mehr oder weniger

ſehenswürdig ſind. Hier drängen ſich in der That die Gegenſtände in ſolcher Menge und wirken durch das Hervorrufen mannigfacher Erinnerungen an längſtverſchollene Begebenheiten ſo mächtig auf das Gemüth, daß man faſt überwältigt wird. Es erfordert einige Zeit ſich zu ſammeln, und erſt die Gewöhnung an den Anblick ſo vieler Gegenſtände macht es möglich, dieſe Gegend mit der nöthigen Ruhe zu durchſtreifen und mit beſonnener Aufmerkſamkeit alles Einzelne zu betrachten, um nach Muße dieſe in ſo verſchiednen Zeitaltern und unter ſo abweichenden Verhältniſſen entſtandenen Werke genauer zu unterſcheiden und richtiger aufzufaſſen.

Ein gebildeter Schweizer, der ſich jetzt ebenfalls hier aufhält und mich öfter auf meinen Morgenſpazierritten begleitet, rief einmal gleichſam triumphirend aus: „Wenn Sie die Ueberreſte des ehemaligen Roms einzeln durchforſchen, ſo werden Sie finden, daß alle Werke der Ueppigkeit und Grauſamkeit den Zeiten der Kaiſer angehören; alle nützlichen und wohlthätigen Werke hingegen den Zeiten der Republik. Und überdieß ſind es letztere allein, welche den Character der Unverwüſtlichkeit an ſich tragen.“ Wenn ich Manches bloß dem Eifer eines Republikaners einräume, ſo enthält doch dieſer Ausſpruch viel Wahres, wenn auch die Werke aus der Zeit der Republik, ſo fern ſie meiſt der Luft weniger ausgeſetzte Waſſerbauten, Waſſerleitungen u. ſ. w. waren, ſchon deßhalb dauerhafter ſein mußten, als die ſpätern, dem Einfluß

der Witterung mehr ausgeſetzten Bauten. Immer liegt aber ein unverkennbarer Vorzug in dem Umſtande, daß jene wirklich den Eindruck des Gemeinnützigen und Wohlthätigen durch eine lange Reihe von Jahrhunderten bewahren, wogegen die Denkmale der Barbarei eitler Tempelpracht und blutiger Fechterſpiele einen grellen Abſtich machen.

Vom „Coliſeum" mehr zu ſagen, iſt unnöthig auſſer, welchen Eindruck es auf uns beide hervorbringen würde. Nicht, wie beim erſten Blick auf den Sanct Petersdom, konnte ich mich ſogleich zurechtfinden; vielmehr bedurfte es einiger Zeit, bis ich die Ausdehnung dieſes Werks völlig begriff. Wer hingegen gehörig vorbereitet hierher kommt, das Ganze dieſes merkwürdigen Baues betrachtet und die Schönheiten ſeiner einzelnen Theile, die Trefflichkeit des Materials wie die vollſtändige Erhaltung der nördlichen Hälfte, wenigſtens dem Aeußern nach, bewundern muß, — deſſen Einbildungskraft könnte nicht anders als eine der trägſten ſein, wenn ſie nicht weiter ginge und dieſe Bogenwölbungen und Durchgänge mit dem Gewühl der ſchauluſtigen Menge jener Zeiten belebte und ſich ein lebhaftes Bild von den Vorgängen entwürfe, die vor faſt fünfhundert Jahren innerhalb dieſer Mauern ſich wiederholten. Dieſer großartige Bau, großartig in ſeiner Ausdehnung, in ſeiner meiſterhaften Ausführung, wenn auch nicht in ſeinen Zwecken, wurde im elften, zwölften und dreizehnten

Jahrhundert als ein feſter Ort von den einander bekriegenden römiſchen Factionen verſchiedentlich beſetzt gehalten. Doch dieſe Periode, länger zwar als die Zeit, die ſeit den amerikaniſchen Anſiedelungen verfloſſen iſt, kann nur als eine vorübergehende in der Geſchichte dieſes Rieſenbaues gelten, wie dieß ein kurzer Rückblick zeigen wird. Vespaſianus ſtarb im Jahr 79, Titus im Jahr 81, und Domitian im Jahr 96. Der erſte begann, der letztere endigte, wie man ſagt, dieſen ungeheuren Bau. Dreihundert Jahre lang diente er zu den Schauſpielen der Gladiatoren, und bis um das Jahr 523 wurden noch Thierhetzen in demſelben gehalten. Dann hören wir wohl fünfhundert Jahre lang faſt nichts mehr von dieſem Bau; wahrſcheinlich war dieß Gebäude zu groß, um von denen, die damals die Trümmer des alten Roms bewohnten, zu öffentlichen Beluſtigungen benutzt zu werden. Dann folgten die bürgerlichen Unruhen, und faſt drei Jahrhunderte verſtrichen unter militäriſcher Beſetzung. Im Jahr 1381, leſen wir, war es ſchon ziemlich arg verfallen, vorzüglich an der Seite nach Süden, und wurde damals zu einem Hoſpital benutzt. Nach dieſen Zeiten fingen die Päpſte und ihre Lieblinge an, dieſes große Werk immer mehr zu zertrümmern und die Steine zu andern Bauten zu benutzen. Eine große Anzahl der weitläufigſten Palläſte des neuen Roms ſind ſicherlich aus dem Material dieſes einzigen Rieſenwerks hervorgegangen, insbeſondere gilt dieß vom Farneſiſchen Pallaſt.

Auch der Quai der Ripetta, des Havens der Stadt, iſt durch die Plünderung dieſer klaſſiſchen Steingrube bereichert worden. Erſt ſeit wenigen Jahren, — nicht völlig dreißig Jahre ſind es, wie ich glaube, — hat man einige und zwar ernſthafte Maßregeln ergriffen, um wenigſtens das zu erhalten, was noch vorhanden iſt, und es gereicht der päpſtlichen Regierung wirklich zur Ehre, daß ſie hinreichend wirkſame Maßregeln ergriffen hat, um eines bleibenden Erfolgs gewiß zu ſein. Die Mauern ſelbſt ſcheinen nichts weiter zu erfordern, als daß ſie vor vorſätzlicher Zertrümmerung bewahrt werden; denn an ſich ſcheinen ſie der vernichtenden Gewalt der Zeit und der Verwitterung zu trotzen. Weil aber eine Möglichkeit allmähligen Einſtürzens an den bereits abgeräumten Enden der äußern Einfaſſung vorauszuſehen war, ſo ſind zum Schutz dieſer Stellen außerordentliche Backſteinmaſſen aufgemauert worden, und dieſes in einer Bauart, von welcher man in dieſen und ähnlichen Werken ihres Gleichen nur in Italien finden möchte.

Dieſes Gebäude hatte 1641 Fuß im Umfange, wenn wir Vaſi glauben wollen, welcher über dieſe Gegenſtände in franzöſiſcher Sprache ſchrieb; und wenn er franzöſiſche Fuß gemeint hat, ſo beträgt ſolches etwas mehr als 1700 Fuß nach unſerm Maß, alſo nahe eine Drittel- (engliſche) Meile. Die Höhe deſſelben beträgt 153 Fuß, die ziemlich der Höhe eines gewöhnlichen amerikaniſchen Kirchthurms, ſelbſt in den Städten, gleichkommt. Aus die-

ſen wenigen faktiſchen Angaben können Sie ſchon einigermaßen ſich eine Vorſtellung von der ungeheuern Größe dieſes Baues entwerfen; denn dieſe Höhe war rund umher überall dieſelbe. Um den Fuß des Baues hatte ſich nach und nach eine Erdſchicht von mehren Fuß tief angehäuft; dieſe iſt weggeſchafft worden, und eine kleine Strecke ſeitab von dem Gebäude iſt eine Mauer aufgeführt, und von dieſer Seite her kann man das Coliſeum noch ziemlich in demſelben Zuſtande betrachten, wie es zu Nero's Zeiten beſtanden hat. Die „Arena" hatte meinem erwähnten Gewährsmann zufolge, eine Länge von **285** Fuß und eine Breite von **182**. Dieſe Arena iſt jetzt von vierzehn kleinen Kapellen eingefaßt, welche zur Ehre der Chriſten erbaut worden ſind, welche hier, wie man ſagt, hingeopfert wurden. Das Innere der Arena iſt jetzt nichts weiter als ein ſchauerlicher Trümmerhaufen.

Ich kenne nichts Aehnliches in dieſer Art, welches einen ebenſo mächtigen Eindruck von der Beharrlichkeit und Thatkraft, wie von der Prachtliebe und Ueppigkeit der Römer hervorbringen könnte, als wie dieſes Coliſeum. In einer unglaublich kurzen Zeit iſt es erbaut worden, und in einer Feſtigkeit, welche dem zerſtörenden Einfluß von Kriegen widerſtand, keinem Erdbeben wich, der Zeit trotzte, und ſelbſt der abſichtlichen Zerſtörung der Menſchen lange genug entgegenkämpfte, und immer noch ſteht es, als eines der impoſanteſten Bauten, unter deren Wucht die Erde zu ächzen ſcheint, in mancher

Rückſicht das impoſanteſte Werk unter allen. — Die Ungewißheit, welche über der Geſchichte der Pyramiden ſchwebt, nimmt dieſen freilich weit älteren Werken einen großen Theil unſers Intereſſes; das Coliſeum iſt uns aber nicht weniger bekannt während der langen Zeit von faſt achtzehn Jahrhunderten, als wir mit „Drury-lane" oder dem „Theater français" bekannt ſind.

Da weitläufige alterthumskundige Nachforſchungen nicht unſere Sache ſind, ſo wollen wir in der Richtung nach dem Forum weiter und zuſehen, wie Alles dort anjetzt beſchaffen iſt. Die Richtung der „Via Sacra" iſt bekannt genug. Sie begann beim Coliſeum, ging neben, wo nicht unter dem Triumphbogen von Titus vorbei, der noch jetzt ſteht, und durch eine Reihe von Tempeln, von denen ebenfalls noch eine bedeutende Anzahl Ruinen vorhanden iſt, lief ſie unter dem Triumphbogen von Septimus Severus weiter, der auch noch ſteht, und dann aufwärts nach dem Capitoliniſchen Hügel, wie man gewöhnlich annimmt, jene ſogenannten „heiligen Stufen" hinan.

Der offene Platz, welchen man gewöhnlich als das ehemalige „Forum Romanum" bezeichnet, hat ungefähr die Form zweier rechtwinklig verbundner ungleichſeitiger Rechtecke. Der eine dieſer zweien Plätze liegt zwiſchen dem Capitoliniſchen und dem Palatiniſchen Hügel; der andere nimmt den Raum vom Triumphbogen des Kaiſers Titus bis zum Capitoliniſchen Berg ein. Von dieen beiden Hügeln hat keiner eine beträchtliche Größe

oder Höhe; der Capitoliniſche hat am Fuß einen Umfang von ungefähr zwei Drittheil Meilen, und der Palatiniſche noch etwas weniger. Da ihre Abhänge ziemlich ſteil ſind, ſo iſt die Oberfläche ihrer Gipfel faſt eben ſo lang als breit. Ich ſchätze die jetzige Höhe des Capitoliniſchen Hügels auf ungefähr fünfzig Fuß über der Ebene der umgebenden Straßen, doch iſt er an einer Stelle etwas höher. Die Straßen ſelbſt liegen aber gegenwärtig höher, als vormals, welches daraus erhellt, daß man die Grundmauern alter Gebäude ziemlich tief unter dem Pflaſter gefunden hat. Der andere Hügel hat faſt dieſelbe Höhe, oder iſt ſelbſt noch etwas höher. Der Fuß beider Anhöhen iſt merklich verändert.

Der Mons Palatinus, die eigentliche Wiege Roms, wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt, nimmt unſre Aufmerkſamkeit zuerſt in Anſpruch. Wir ſehen ihn, da wir uns durch die Via Sacra dem Forum nähern, links liegen. Seine Oberfläche bietet jetzt ein verwirrtes Durcheinander dar von Ruinen, Gärten, Weinbergen und Landhäuſern im neuern Geſchmack. Der vorherrſchende Charakter dieſes Anblicks iſt aber der eines wirren Haufens von Ruinen. Eine geraume Zeit während der Regierung der erſten Könige reichte der Raum auf demſelben nicht allein zur Wohnung der Könige hin, ſondern er war groß genug, um das ganze Rom aufzunehmen. Die Alterthumsforſcher behaupten, ich weiß nicht auf weſſen Auctorität, wenn es nicht die des Livius allein iſt, die

verſchiedenen Stellen, wo die erſten Könige wohnten, genau angeben zu können. Mit der Zeit war ſpäter dieſer Berg viel zu klein, um die Wohnung eines einzigen Herrſchers zu faſſen. Früher war indeſſen der Pala tiniſche Hügel wirklich von größerem Umfange, wie ſich ſchon daraus ſchließen läßt, daß das öſtliche Ende deſſelben augenſcheinlich abgegraben worden iſt. So ſoll das Haus von Ancus Martius auf dem höchſten Punkt der Via Sacra geſtanden haben. Hiernach müßte dieſer Hügel ehemals ſich bis dorthin ausgedehnt haben, wo jetzt der Venustempel und Rom ſich befinden. Auf dieſem Hügel wohnten bekanntlich die Gracchen, Cicero, Catilina, Marcus Antonius, Catullus, Octavius und viele andere geſchichtlich berühmte Männer. Nach dem Umſturz der Republik fiel aber der ganze Hügel den Kaiſern zu. Zu Caligula's Zeiten hatte der kaiſerliche Pallaſt eine Fronte nach dem Forum mit einer prachtvollen Säulenreihe und einer Vorhalle. Eine von marmornen Pfeilern getragene Brücke führte über dem Forum weg nach dem Capitoliniſchen Hügel. Hierin zeigt ſich auf eine auffallende Weiſe, welche überraſchend ſchnelle Fortſchritte die Prachtliebe unter Alleinherrſchern zu machen pflegt. Auguſtus wohnte noch ganz beſcheiden in einem Gebäude, das immer noch ein Haus genannt werden konnte; Tiberius, ſein Nachfolger, erweiterte daſſelbe, bis es einigermaßen ein Pallaſt wurde; Caligula, nicht zufrieden mit dem Palatiniſchen, bahnte ſich einen Weg nach dem Capitoliniſchen

Hügel hinüber; Claudius freilich verwarf dieſen Plan und ließ ſogar die Brücke wieder abbrechen; aber unter Nero dehnte der kaiſerliche Pallaſt ſich zu einem ungeheuern Umfang aus.

Der erſte Pallaſt Nero's muß, den vorhandenen Angaben zufolge, den ganzen Palatiniſchen Hügel eingenommen haben, etwa einige Tempel ausgenommen, ſodann die Umgebung des Coliſeums, an deſſen Stelle früher ein Teich war, und überdieß alles Land bis zum Esquiliniſchen Hügel, oder gar bis an den Rand des Mons Quirinalis, in einer Ausdehnung von mehr als einer römiſchen Meile Weges. So beſaß er allein die ganze Mitte der Stadt, wenn auch ein Theil dieſes Raums nicht durchaus von Gebäuden, ſondern auch von Gärten und andern prächtigen Anlagen erfüllt war. Nachdem dieſer Pallaſt durch den bekannten großen Brand zerſtört worden war, zog er ſich wieder auf den Mons palatinus zurück, ſtellte die Wohnung des Kaiſers Auguſtus wieder her, und baute ſeinen frühern Pallaſt mit ſolcher Pracht wieder auf, daß der neue Pallaſt den Namen des „goldenen Hauſes" erhielt. Dieſes Gebäude dehnte ſich ebenfalls bis zum Esquiliniſchen Hügel aus, iſt aber nie völlig ausgebaut worden.

Vespaſianus und Titus, weit mäßiger in ihren Anſprüchen, als die Nachkommen Cäſars, ließen alle neuen Nebenbauten des Pallaſtes niederreißen, und das Coliſeum und die Bäder, welche den Namen des letztern

führen, an deren Stelle aufführen. Dieſe Kaiſer waren erwählte Herrſcher, und ſie fanden es nöthig, ſich nach dem Geſchmack der Nation zu richten und zugleich das öffentliche Wohl nicht aus den Augen zu verlieren. So finden wir alſo die Ueberreſte von zweien der größten Bauten, die es in der Welt gibt, auf demſelben Boden, den ehemals der Pallaſt der Cäſaren allein einnahm, und auf welchem ſie jetzt nur als einzelne Punkte ſich darſtellen. Von jener Zeit an beſchränkten ſich die folgenden Kaiſer auf den Palatiniſchen Berg, und auch dieſe noch hinreichend ausgedehnte Prachtwohnung ſank immer mehr von ihrem frühern Glanze zur Unbedeutendheit herab. Man behauptet, daß der allmählig auf geringern Umfang beſchränkte Pallaſt noch in ziemlicher Ausdehnung im achten Jahrhunderte beſtand, und daß er ſelbſt im ſiebenten Jahrhunderte noch bewohnt worden ſei.

Von dem alten Pallaſte iſt wenig mehr übrig, als die gewölbten Gemächer der Grundmauern. Auch vermuthet man, daß noch die eine oder die andere Halle des Hauptgeſchoſſes zum Theil ſich erhalten habe; doch da faſt Alles verſchwunden iſt bis auf die Backſteintrümmer, ſo geben ſie keine deutliche Vorſtellung von dem, was ſie eigentlich waren. Ueber das, was dieſe Trümmer im Einzelnen vorſtellen, können daher nur vage Vermuthungen beſtehen, aber keine wahrſcheinliche Folgerungen gemacht werden. Ich will keineswegs jedoch die Möglichkeit durchaus beſtreiten, daß man durch mühſame For-

ſchungen und ausdauernden Fleiß dahin gelangen könne, einige beſtimmtere Aufſchlüſſe über manche Oertlichkeiten zu erhalten; allein wenige Dinge bieten mit Rückſicht auf ihre urſprüngliche Wichtigkeit der ſinnlichen Anſchauung ſo wenig Intereſſantes dar, als eben die Ruinen auf dem Palatiniſchen Hügel. Dieſe Ruinen haben ein verworrenes Anſehen, und ihr Studium muß daher äußerſt ſchwierig und ſelbſt verwirrend ſein. Gewiß fühlt man ſich auch bei dem Anblick dieſer Trümmer innig bewegt; doch wer nicht wirklich ein Alterthumsforſcher von Fach iſt, wird ſicher mit mehr Theilnahme ſich nach dem Coliſeum und nach andern merkwürdigen Gegenſtänden hinwenden, als nach den entſtellenden und verworrenen Maſſen aus Backſteinen, die hier übereinander und durcheinander liegen.

An der Stelle, wo ehmals das Haus des Kaiſers Auguſtus ſtand, ſteht jetzt eine Villa, die einem Engländer gehört. Dieſes Haus iſt hübſch angelegt und mag in mancher Hinſicht ein wünſchenswerther Aufenthalt ſein; aber eine ſolche Stelle vorzugsweiſe zu wählen, verräth meiner Meinung nach weder wahres Gefühl noch guten Geſchmack. Denn muß man nicht wünſchen, daß jede Spur von Dingen, die ſtörend an die jetzige Zeit erinnern, aus ſolchen klaſſiſchen Umgebungen für immer fern bleibe? und gehört nicht eine Art von dickhäutiger Unempfindlichkeit dazu, ſich den verſengenden Strahlen einer ſolchen Sonnennähe auszuſetzen?

Sie wiſſen, daß das Forum zur Zeit des Romulus und Tatius, wo ein Hügel noch ein Grundgebiet eines ganzen Volks ausmachte, ein Marktplatz war, um den Verkehr zwiſchen den Römern und Sabinern zu erleichtern, die öfter feindlich einander gegenüberſtanden. Hier begegneten beide Völkerſchaften einander im freundnachbarlichen Verkehr. Später gab es mehr als ein Forum; es waren gemeinſchaftliche Verſammlungsplätze, wo öffentliche Angelegenheiten und auch Privatgeſchäfte betrieben wurden; man kennt noch größtentheils die Lage dieſer Märkte; aber dieß blieb vorzugsweiſe das Forum Romanum oder das Forum überhaupt. Dieſer Marktplatz und Verſammlungsort hat in ſeinem frühern Zuſtande ſich ziemlich bis in's ſiebente Jahrhundert erhalten, ſo daß er noch manchen Denkmälern zugänglich blieb; doch von jener Zeit an bis im Anfang des jetzigen Jahrhunderts ſank er immer mehr zur Unbedeutendheit herab und wurde endlich ganz verödet. Die ärgſte Verheerung richtete um das Jahr 1000 Robert Guiscard hier an, der dieſen Theil von Rom verbrannte und verwüſtete, zum großen Aerger aller Reiſenden, denen er den Anblick ſo vieles Herrlichen für immer verdorben hat.

Viele Jahrhunderte hindurch pflegten die Bewohner des ſpätern Roms hier allen Schutt aufzuhäufen, wodurch der Boden des ehmaligen Forum bis zur jetzigen Höhe gewachſen iſt. Hierzu kommt noch die unvermeidliche Anhäufung von Bauſchutt durch die immer mehr zer-

fallenden Trümmer; denn andere Gegenden Roms zeigen uns deutlich, daß nicht bloß der Boden des Forums auf ſolche Weiſe erhöht worden iſt. So werden Sie ſich kaum darüber verwundern, wenn Sie hören, daß man beim Aufgraben und Abräumen mancher noch gut erhaltenen Alterthümer das Pflaſter des alten Forums und die Grundlage der Bauten erſt in einer Tiefe, die von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß wechſelt, wieder aufgefunden hat!

Ehmals ſoll das Forum von einer doppelten, in zwei Stockwerken über einander aufgeführten Säulenreihe umgeben geweſen ſein; der Anblick einer ſolchen Colonnade mag in Form und Einrichtung einige Aehnlichkeit mit dem Palais Royal in Paris gehabt haben. Die „Curia“, die Verſammlungshalle der Senatoren, befand ſich unterhalb des Pallaſtes, und das „Comitium“, der Ort, wo die aus dem Volke Verſammelten ſich einfanden, war weiter unten in der Nähe der Curia. Da nun über beiden die Kaiſer wohnten, ſo war ſolches eine treffende Verſinnlichung jener erhabenen Myſtification, welche die Welt ſo lange Zeit verblendet und beluſtigt hat, und welche in der ſo häufig mißverſtandenen und noch häufiger mißbrauchten Benennung der „drei Stände“ ſich fortdauernd erhält. Ich möchte wohl wiſſen, ob in Rom, wenn Nero hätte ſagen wollen, dieſe oder jene ſollen meine Miniſter ſein, dem Senat irgend jemals einfallen konnte, Nein dazu zu ſagen!

Der Triumphbogen von Septimius Severus iſt noch vorhanden, und ich möchte ſagen, noch ganz vollſtändig erhalten. Er ſteht am Fuß des Capitoliniſchen Bergs, ſeine Baſis iſt ausgegraben und, wie jetzt gewöhnlich, durch eine Mauer vor Beſchädigung geſchützt. Hier hatte man nicht nöthig, ſo tief zu graben. Der Bogen ſelbſt wurde im Anfang des zweiten Jahrhunderts erbaut.

Nicht weit von dieſem Triumphbogen ſtand bis zum Jahr 1813 eine einzelne Säule faſt bis zur Hälfte des Schaftes in Trümmern und Schutt begraben, doch das Kapital derſelben war noch völlig erhalten. Man glaubte damals, dieſe Säule gehöre irgend einem zerſtörten Tempel, und wenn auch nicht einem Tempel, doch dem Brückenbau, den Caligula ehmals über das Forum vom Palatiniſchen bis zum Capitoliniſchen Hügel hatte bauen laſſen. Als man aber im Jahre 1813 endlich den Schutt aufräumte, fand man, daß dieſe Säule auf einem Fußgeſtelle ſtand, und erſah aus einer an demſelben befindlichen Inſchrift, daß dieſe Säule weit ſpäter und zwar erſt um das Jahr 608 dem Kaiſer Phokas zu Ehren errichtet worden war. Ich halte ſie für das letzte Denkmal der Art, welches auf dem Forum errichtet worden iſt. Die Säule ſoll indeſſen an ſich ſelbſt weit älter ſein, und iſt vielleicht aus irgend einem ältern zerſtörten Tempel zu dieſem beſondern Zweck verwendet worden. Sie hätte übrigens eben ſo gut einer der Brückenpfeiler Caligula's ſein können. Es hat beinah das Anſehen, als

ſei der Name Phokas theilweiſe nach ſeinem Fall aus der Inſchrift ausgelöſcht worden; und dieſer Umſtand iſt ein neuer Beweis, daß die Menſchen unter ähnlichen Verhältniſſen immer dieſelben neidiſchen und ſteinverderbenden Neigungen haben.

Auf und bei dem Forum befinden ſich viele andere Ueberreſte, welche weit intereſſanter ſind, als die von mir angeführten; ich habe aber letztere bloß deßhalb erwähnt, um Ihnen eine möglichſt deutliche Vorſtellung von Rom zu geben, wie es gegenwärtig iſt, nicht aber um mich Ihnen als einen Alterthumsforſcher zu zeigen. Sie wiſſen, daß ich in dieſem Fache nicht bewandert bin. Daher betrachte ich auch die meiſten dieſer Bauüberreſte nicht wie Gegenſtände, welche wirklich die Erwartungen derer, die ſolche bewundern, durchaus zu befriedigen vermöchten, wovon ich jedoch das Coliſeum ausnehme, und ich könnte vielleicht hinzufügen, die Ruinen des Palatiniſchen Hügels ebenfalls, ſofern wir aus dieſen ein Bild von der ungeheuern Ausdehnung jener prachtvollen Pallaſtbauten entwerfen können.

Einen ſteilen Abhang hinan führt uns ein Weg zum Gipfel oder vielmehr zum mittlern Raum oben auf dem Capitoliniſchen Hügel; denn an beiden Seiten iſt die Oberfläche etwas höher. Die ganze obere Fläche des Hügels hat manche Veränderungen erlitten; doch iſt es nicht durchaus ſchwer, die Stellen auszumitteln, auf welchen ehmals die einzelnen wichtigeren Gebäude ſtanden.

Das Capitol der Stadt Rom und das Capitol der Stadt Waſhington ſind und waren beide ſo durchaus von einander verſchieden, als die Länder, welchen ſie angehören. Erſteres war anfänglich eine Stadtgemeinde, dann eine Feſtung oder Veſte und endlich wurde es ein Sammelplatz verſchiedener Dinge, welchen man einen hohen Werth beilegte und die in nächſter Beziehung zu feierlichen Religionsgebräuchen ſtanden. Wenn wirklich ein einzelner Bau den Namen des Capitoliums führte, ſo konnte es höchſtens der Tempel des Jupiter Capitolinus ſein, welcher nicht als beſonders groß, dagegen als äußerſt prächtig geſchildert wird; als Gebäude war er nicht groß, aber wohl als Tempel; denn nur wenige Tempel der Römer ſcheinen von bedeutendem Umfang geweſen zu ſein. Der Senat verſammelte ſich in der Curia, und dieſe befand ſich, wie Sie ſich erinnern werden, auf dem Forum und ſtand durchaus in keiner Beziehung mit dem Capitol.

Die Gebäude, welche heutiges Tages unter dem Namen des Capitols bekannt ſind, befinden ſich mitten auf dem Berge, und ihre Vorderſeite ſieht nordwärts. Es ſind drei für ſich allein beſtehende Gebäude, welche drei Seiten eines Vierecks einnehmen, und zu welchen eine prächtige Folge von Stufen an der Fronte hinanführt. Der Mittelbau enthält Gefängniſſe und Geſchäftszimmer; die beiden andern ſind mit Kunſtwerken aller Art angefüllt. Die berühmte Statüe des Marcus Aurelius, die einzige eherne Bildſäule zu Pferde aus Roms

alter Zeit, die noch übrig iſt, ſteht in dem Mittelpunkt des Raums. Wenn auch das Pferd nach unſern amerikaniſchen Vorſtellungen plump und ſchwerfällig ſich ausnimmt, ſo iſt es doch ein vorzügliches Kunſtwerk. Die gefällige Form und der lebendige Ausdruck übertrifft alle Beſchreibung. In beider Rückſicht kann man dieſes Werk ein Muſterbild von Allem nennen, was in dieſer Art ſonſt irgendwo vorhanden iſt. Der Künſtler mag vielleicht in irgend einem andern Kunſtwerk ein Vorbild vor Augen gehabt haben; aber ich bin gewiß, daß dieſes Meiſterwerk Allem, was in neuerer Zeit in dieſer Weiſe ausgeführt worden iſt, zum Muſter gedient hat. Der Pallaſt des heutigen römiſchen Senats, das Mittelgebäude des modernen Capitols, von welchem wir den Namen und den Gebrauch unſers Capitols entlehnt haben, iſt nicht gar alt und ſteht auf den Grundmauern des alten Tabulariums, ein Gebäude, das die römiſchen Geſetzestafeln, die Staatsurkunden u. ſ. w. enthielt. Dieſes Gebäude war ehmals eine Art Veſte und erhielt den Namen des Capitols von nichts Anderm, als von ſeiner Lage auf bem Capitoliniſchen Berg.

Wir haben unſere legislativen Bauten mit dieſem Namen bezeichnet, wie ich glaube, aus einer mißverſtandenen Anſicht von der Beſtimmung des römiſchen Capitols. Dieß mag nun dahingeſtellt ſein; die Römer aber nannten ihren Hügel deßhalb ſo, weil ſie ein menſchliches Haupt in demſelben begraben gefunden hatten, und es

wäre vielleicht gut geweſen, wenn wir zuvor abgewartet hätten, ob ſich bei uns auch etwas kopfähnliches blicken ließe, ehe wir unſre öffentlichen Gebäude ſo prahleriſch benannt hätten. Doch guter Geſchmack in der Benennung von Gegenſtänden iſt nicht grade die Eigenſchaft, worin wir uns auszeichnen. Uebrigens iſt im amerikaniſchen Capitol ſchon manches leere Haupt beſtattet worden.

Wir können uns nicht dabei aufhalten, alle intereſſanten Gegenſtände auf einmal zu durchmuſtern, die aus dem alten Rom in ſolcher überwältigenden Wirkung uns umdrängen, alle einzelnen Forſchungen wollen wir den Reiſebeſchreibern von Fach überlaſſen; wir ſteigen daher den Capitoliniſchen Hügel auf der ſich abwärts windenden Straße von der großen Treppe her wieder hinab, und vom Fuße des Bergs reiten wir durch mehre enge Straßen weiter; denn hier beginnt ernſtlich das neuere Rom, und wenn wir hierauf das Ende des Corſo durchſchneiden, ſo empfängt uns ein großer offener Raum rings von Häuſern umgeben, und eine Straße zieht ſich hier längs einem in der Mitte tiefer liegenden Platz. Dieſe Fläche liegt nämlich mehre Fuß niedriger, als die Oberfläche der benachbarten Straßen, iſt gepflaſtert und enthält eine Menge abgebrochener Säulen anderer zerſtreut umherliegender Bruchſtücke; eine noch vollſtändig erhaltene, ſchöne hohe Säule ſteht am einen Ende; — dieß iſt das „Forum Trajan's“.

Bis zum Jahr **1812** war dieſer Platz mit Häuſern

bedeckt. Zwiſchen dieſen ſtieg jene herrliche Säule empor, halb von den Häuſern verſteckt und zum Theil im Schutt begraben. Die Säule iſt **132** Fuß hoch, und auf ihrer Spitze ſtand eine Bildſäule des Kaiſers, welche indeſſen nicht mehr vorhanden iſt, und durch eine Statüe des heiligen Petrus erſetzt worden iſt. Dieſe Säule iſt äußerlich mit Basreliefs geſchmückt, die in Marmor ausgeführt ſind und Scenen aus den Daciſchen Kriegen darſtellen. Dieſe Säule hat jener auf dem Vendômeplatz in Paris zum Muſter gedient. Im Innern befindet ſich eine Treppe, und bis zur genannten Zeit pflegten alle, welche außerhalb hinanſtiegen, um die Säule näher zu betrachten, innerhalb derſelben, wie in einem Brunnen wieder hinunter zu ſteigen.

Dieſe Säule iſt mit Recht berühmt geworden. Vorzüglich ſehenswürdig ſind ihre Basreliefs, die ungeheure Mühe und Arbeit erfordert haben mögen; denn ſie enthalten mehr als zweitauſend Figuren außer den Waffenabbildungen. Dieſes Forum war das größte in Rom; ſeine Länge ſoll ehmals nahe an **2000** Fuß und ſeine Breite über **600** Fuß betragen haben. Dieß iſt indeſſen mehr, als durch das Abräumen jetzt vor Augen liegt, weit mehr als man mit Wahrſcheinlichkeit die ehmalige Größe deſſelben ſchätzen kann. Im Jahr **1812** wurde die Säule Trajan's bis zur Grundlage aufgedeckt, wo ſich eine Thüre fand, die in's Innere führt; ebenſo wurde das Forum ſelbſt größtentheils bis auf ſeine ehma-

lige Tiefe abgeräumt und, wie gewöhnlich, mit einer Mauer umgeben. Hier brauchte man nicht ſo tief wie auf dem großen Forum zu graben; denn das Pflaſter des Forum Trajan's lag nur etwa acht bis zehn Fuß niedriger als das Straßenpflaſter in der Stadt.

Jetzt wenden wir wieder nach dem Corſo um und wollen für's Erſte dieſe Hauptſtraße Roms entlang weiter reiten. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Via Flaminia ehmals grade nach dem Tempel des Jupiter oder dem ſogenannten Capitolium hinanführte; allein die Art, wie dieſe ſchöne Straße in neuerer Zeit endigt, iſt der Straße ſelbſt unwürdig. Wie der Rhein bei Leyden, verliert ſie ſich in eine Menge ſchmaler, gedrängter, winkliger Gaſſen hinein.

Indem wir dieſe Straße zwiſchen Reihen von Paläſten weiter verfolgen, kommen wir auf die „Piazza Colonna", wo wir die Säule antreffen, welche gewöhnlich die Säule Antonin's genannt wird. Sie iſt höher und von größerm Umfang, auch ein Jahrhundert ſpäter errichtet worden, als die Säule Trajan's, kommt ihr aber ihrer ſchönen, kunſtvollen Ausführung durchaus nicht gleich. Dieſe Säule ſcheint noch ebenſo dazuſtehen, wie ſie aufgerichtet wurde, und auf gleicher Erhebung des Bodens; wir hören aber, daß dieß bloß eine Täuſchung iſt, da das jetzt vorhandene Piedeſtal nur ein theilweiſes Subſtitut des wahren iſt, welches noch etwa elf Fuß tief unter dem durch Schuttanhäufung erhöheten Boden

begraben iſt. Selbſt die Inſchrift, die nur erſt drittehalb Jahrhunderte alt iſt, oder ungefähr ſo alt, als wir ſelbſt als Nation, wird für unrichtig gehalten; denn ſie ſchreibt die Entſtehung dieſer Säule dem Marcus Antoninus zu, der ſolche ſeinem Schwiegervater Antonius Pius habe errichten laſſen; während es doch factiſch gewiß iſt, daß der Senat dieſe Säule dem Marcus Aurelius Antoninus zum Denkmal ſeiner in Deutſchland errungenen Siege habe errichten laſſen.

Die Palläſte, welche dieſen Platz umgeben, gehören den mächtigen und einflußreichen Familien der Piombino, Chighi und andern mehr. Sie haben dreizehn oder fünfzehn Fenſter in einer Fronte und überdieß ſchließen ſie weite Hofräume ein. Der öffentliche Platz in der Nähe mit einer unebenen Anhöhe und einem Obelisk wird die Piazza „Citorio“ geheißen. Die Anhöhe iſt aus Trümmern und Bauſchutt eines Amphitheaters entſtanden. Der Obelisk wurde auf Befehl des Kaiſers Auguſtus aus Aegypten hergebracht; Plinius ſchreibt ihn dem Seſoſtris zu! Er wurde auf dem Campus Martius aufgeſtellt, und dort im Jahre 1748 wieder aufgefunden.

Jetzt wollen wir uns eine kurze Strecke weit durch eine enge, winklige Gaſſe durchdrängen, worauf wir zu einem andern Platze gelangen, der einen durchaus verſchiedenen Anblick darbietet. Hier wird wirklich Markt gehalten, es ſieht hier nicht ſonderlich ſauber aus; wir finden weiter nichts Anziehendes, wenn auch ein Obelisk

in der Mitte deſſelben ſteht. Doch ein nochmaliger Ueberblick zeigt uns der Stelle, wo wir herkamen, gerade gegenüber ein Gebäude, das eine fremdartige Miſchung von Schön und Häßlich darſtellt. Es iſt im Umfange rund, nur verhindern die in der Nähe ſtehenden Gebäude, daß man dieſes ſogleich gewahr wird. Wir fanden eine prächtige Vorhalle mit einer ſchönen Säulenreihe; doch die paukenförmige Wölbung preßt etwas zu ſchwerfällig herab. Zwei kleine Glockenſtühle ſehn etwas albern wie zwei Eſelsohren zu beiden Seiten der Vorhalle nieder; wer ſie erblickt, den wandelt ein Lächeln an, und man möchte fragen, warum derjenige, der ſie erſonnen hat, nicht lieber ſein eignes Haupt damit ſchmückte. Unterdeſſen leſen wir die Inſchrift am Karnies und ſtaunen, mit großen Buchſtaben ſteht da: M. AGRIPPA. L. F. CONSUL. TERTIUM. FECIT. (Marcus Agrippa, des Lucius Agrippa Sohn, in ſeinem dritten Conſulate, hat dieſen Bau aufgeführt.) Dieß iſt demnach das Pantheon!

Wohl eben ſo ſehr wie ich, werden Sie ſich beim Anblick dieſes berühmten Gebäudes in Ihrer Erwartung getäuſcht finden. Ich bin gewiß, daß dieſer Bau Ihnen viel zu niedrig, die Umgebungen des Platzes eines ſolchen Tempels unwürdig, die Nähe ſo vieler Häuſer dicht um denſelben widerwärtig ſtörend, die Länge der Ohren abſcheulich dünken wird, und daß die Schwerfälligkeit dieſes in römiſcher Bauart ausgeführten Geſimſes Ihnen

nur wie ein erbärmliches Zerrbild der Anmuth und Zierlichkeit griechiſchen Styls bei ſolcher Anordnung erſcheinen muß. Manche behaupten, daß der Hauptbau und dieſer Porticus nicht derſelben Zeit angehören können. Die Inſchrift redet indeſſen für ſich ſelbſt, und es läßt ſich daher nicht bezweifeln, daß die Vorhalle um das Jahr **727** nach Roms Erbauung, alſo kaum **27** Jahr vor Chriſti Geburt erbaut worden iſt.

Treten wir hinein, ſo iſt es kaum anders möglich, als daß uns der Eindruck dieſes einfach ſchönen und ruhig erhabenen Anblicks angenehm überraſcht. Dieſer weite gewölbte Rundbau aus maſſivem Geſtein, durchaus einfach, ohne Bodengeſims, bloß durch eine anmuthige Oeffnung von oben herab erleuchtet, welche den Aufblick zum weiten Himmelsraum geſtattet, bringt eine ſo ganz von Allem ſonſt unterſchiedene Wirkung hervor, macht einen ſo befriedigenden, ich möchte ſagen, erhebenden, wahrhaft erbauenden Eindruck, daß man das Störende und Entſtellende des äußern Anblicks völlig vergißt. Die dieſem Bau zu Grunde liegende Idee iſt vielleicht das Erhabenſte, was die Baukunſt irgend aufzuweiſen hat. Die obere Oeffnung bildet nämlich einen kreisförmigen Rand in der Mitte des Gewölbes und läßt hinreichendes Licht ein, ſo daß das Auge, nachdem es ſtaunend die weite Wölbung überblickt hat, unwillkürlich die Oeffnung aufſucht und hier vom erhebenden Anblick der ruhigen Bläue des unendlichen Raumes ſich angezogen

fühlt. Hier drängt der ſinnvolle Plan des Baukünſtlers zur innern Anſchauung des Naturganzen und eröffnet dem weiten Umblick des leiblichen Auges die unermeßlichen Räume der Allmacht, Herrlichkeit und Vollkommenheit. Das ſchönſte Prototyp des Unwandelbaren und Ewigen bleibt immerdar der endloſe Himmelsraum.

Die gewöhnliche Meinung, daß dieſer Bau allen Göttern geweſen ſei, iſt irrig. Weit erbaulicher erſcheint die Anſicht, daß dieſer Tempel nur wenigen Gottheiten geheiligt war, in welchen alle oder doch die meiſten Eigenſchaften des Göttlichen ſich vereinigten. Hierbei wird freilich die noch gar nicht entſchiedene Annahme als richtig vorausgeſetzt, daß wirklich ſämmtliche Gottheiten der Alten nur ebenſo viele perſonificirte Verſinnlichungen einzelner Eigenſchaften des göttlichen Weſens darſtellten, und daß mithin die gemeinſchaftliche Verehrung aller oder mehrer ein Verſuch zur Verſinnlichung der Einheit des allumfaſſenden und allbeglückenden Weſens war. Die Niſchen dieſes Rundbaues ſind nicht zahlreich genug, um eine bedeutende Menge von Götterbildern zu faſſen, und es läßt ſich kaum denken, daß hier jemals auch nur die kleinere Hälfte der Bildniſſe aller Gottheiten des Alterthums beiſammen geweſen wäre.

Eins der auffallendſten Mißverhältniſſe im Aeußern dieſes Gebäudes, darf man indeſſen nicht dem Bauplan zuſchreiben. Sein jetziger Anblick macht wegen der geringen Höhe zwar einen der Größe des Hauptgebäudes nach-

theiligen Eindruck; doch iſt es gewiß, daß ehemals acht Stufen zum Portal hinanführten, wo man jetzt nur zwei zu Geſicht bekommt. Der Durchmeſſer der Rotunde mißt 132 römiſche Fuß; und dieſes iſt das Gebäude, von welchem Michel Angelo ſich rühmte, er wolle ſolches in die Lüfte emporheben zu einer Kuppel für den Sankt Peters-Dom. Was er dort aufgebaut hat, zeigt wirklich manche Aehnlichkeit mit dieſem Bau.

Seit dem Jahr 608 war das Pantheon wirklich ein chriſtlicher Tempel geworden. Darauf fehlt es lange Zeit hindurch an allen Nachrichten über dieß Gebäude; doch läßt ſich beinah mit Sicherheit annehmen, daß es ſeit dem genannten Jahre ganz in demſelben Zuſtande verblieben iſt, in dem wir es jetzt vor Augen haben. Eine Zeitlang ſtand der päpſtliche Pallaſt ganz in der Nähe dieſes Tempels und damals diente derſelbe als Privatkapelle.

Jetzt wollen wir aber nicht in den Corſo zurück, ſondern durch das Gewirre von engen Gaſſen uns durchzudrängen verſuchen, und durch die Via Ripetta nach Hauſe zurückkehren. Der weitläufige Pallaſt, an dem wir am Fluſſe vorbeikommen, der in ſeinem Umfange faſt wie ein Flügelclavichord geſtaltet, iſt der Pallaſt der Familie Borgheſe; jetzt wird er von dem Prinzen Aldobrandini, dem Bruder von Don Camillo bewohnt, welcher mit einer Schweſter Napoleons verheirathet iſt. Es iſt ein ausgedehntes Gebäude mit mehren Höfen im

Innern, und werth von einem gekrönten Haupte beſeſſen zu werden. Jetzt iſt es indeſſen keineswegeſ das vorzüglichſte Gebäude der Art in Rom; wer aber noch nie im heutigen Rom war oder überhaupt noch nicht in Italien geweſen iſt, kann ſich gar keine Vorſtellung von ſolchen prachtvollen Wohngebäuden machen, wie man ſie hier kennen lernt.

Vierundzwanzigſter Brief.

Lebensweiſe der Römer. — Fälſchlich gerügte Unreinlichkeit der Wohnungen. — Der Palazzo Borgheſe. — Geſellige Verhältniſſe. — Cicisbeat. — Römiſche Frauen. — Höhere und niedere Stände in Italien. — Abneigung gegen die Engländer. — Hoffnungen auf vermehrten Einfluß des römiſchen Clerus in Amerika. — Abnahme des frömmelnden Weſens. — Schonungsloſes Benehmen von Proteſtanten während der Kirchenmuſik im Sanct Peters-Dom. — Verhöhnendes Benehmen der Bedienten eines Kardinals während des Gottesdienſtes. — Prachtvoller Kirchenbauſtyl. — Die Kuppel der Sanct Peterskirche. — Der Lateran. — Der Vatican. — Freſcomalereien von Raphael. — Berühmte Gemälde. — Bildhauerarbeiten. — Der Apollo und der Laocoon. — Freſcomalerei von Michael Angelo.

Der Schluß meines vorigen Briefs erinnert mich daran, daß ich nicht unterlaſſen darf, Ihnen einige Bemerkungen über die Lebensweiſe der Römer mitzutheilen. Nichts hat mich nämlich mehr gewundert, als die wiederholten Ausfälle in engliſchen Reiſebeſchreibun-

gen über Schmutz, Unſauberkeit und andere widerwärtige Dinge, die in den prächtigen Wohnungen und in der Lebensweiſe der Römer überhaupt anekelten. Im Ganzen ſind die Engländer nur zu oft ungerecht in ihren Urtheilen über die Sitten und Gewohnheiten anderer Völker geweſen; wiewohl ſie ſeit einiger Zeit in ihren Vorurtheilen etwas nachlaſſen und allmählig anfangen, die Gewöhnungen anderer Völker richtiger aufzufaſſen. Weder die Italiener noch irgend eine andere Nation auf dem europäiſchen Feſtlande, ſo viel gebe ich zu, hält die übertriebene Nettigkeit und Sauberkeit der Engländer für ein durchaus nothwendiges Erforderniß zum glücklichen Leben. Sie bewundern ein reiches, geſchmackvolles Parquet, oder einen wie Moſaic ausgelegten ſteinernen Fußboden weit mehr als ein tannenes oder eichenes mit koſtbaren Teppichen belegtes Getäfel. Ihre Treppen ſind breite baukünſtleriſch verzierte Stufen, auf welchen Teppiche und Geländer von Erz ſich nicht ſonderlich ausnehmen würden; ebenſo machen ihre geräumigen Wohnungen die niedlichen und zierlichen Ausſchmückungen unſrer beſchränkten Gemächer nicht blos unnütz und überflüſſig, ſondern ſie würden darin nur läſtige Arbeit und beſchwerliche Ausgaben veranlaſſen. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Wohnungen der Engländer wie der Amerikaner ein weit netteres Anſehen haben, als die franzöſiſchen und italieniſchen; aber ein großer Theil jener tadelnden Bemerkungen, welche beſonders den höhern Ständen der beiden letztgenannten

Nationen gelten ſollen, finden in den angeführten Gründen ihre Erledigung. Was die gewerbtreibenden Stände in England und Amerika einerſeits und andererſeits die gewerbtreibenden Stände des europäiſchen Feſtlandes betrifft, ſo kann von einer vergleichenden Gegenüberſtellung ihrer Fortſchritte in bequemer und behaglicher Lebensweiſe gar keine Rede ſein; denn in beiden ſind die Engländer und wir ebenfalls allen übrigen Nationen vorangeſchritten. Bei keiner Nation kann in den untern Ständen häusliche Behaglichkeit und Annehmlichkeit, ja nicht einmal häusliche Nettigkeit und Sauberkeit beſtehen, wo die Frauen ſogar mit Feldarbeiten geplagt werden. Nur in dem Verhältniß, als es den Frauen möglich iſt, ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich dem Hausweſen zuzuwenden, in demſelben Verhältniß wird die Behaglichkeit und Sauberkeit in den Haushaltungen zunehmen, verſteht ſich, unter übrigens gleichen Nebenumſtänden. Aber auch falſche Anſichten mancher Art ändern hierin viel.

In den Häuſern der vornehmen Engländer finden wir vermöge der Vollkommenheit der Gewerberzeugniſſe, ſo wie vermöge des ausgebreiteten Handelsverkehrs eine zahlloſe Menge von Gegenſtänden, die recht eigentlich zur Behaglichkeit und Annehmlichkeit des häuslichen Lebens erfunden ſind; von ſolchen Dingen beſitzen die Engländer weit mehr, als die vornehmen Stände anderer Nationen. Doch in andern weſentlichen Dingen ſtehen die Engländer dagegen weit hinter andern Nationen zurück.

Wie wenig haben unter andern die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten engliſcher Stadtwohnungen zu bedeuten, wenn man ſie mit denen einer italieniſchen Stadtwohnung vergleicht? Sie brauchen blos die Badezimmer, Ankleidezimmer und Vorzimmer eines franzöſiſchen Hôtels oder eines italieniſchen Palazzo mit dem zu vergleichen, was deſſen Stelle in einer vornehmen Haushaltung in London vertritt! Die Badegemächer, Ankleidezimmer, Kabinette und Vorgemächer in unſrer Wohnung in Florenz waren allein eben ſo geräumig und geſchmackvoll eingerichtet, als unſere ganze Wohnung in London zuſammengenommen; und ich glaube ſämmtliche Gemächer, die wir in London bewohnten, hatten miteinander nicht ſo viel Raum, als eines oder das andere unſrer beſſeren Zimmer in Florenz. In London zahlte ich wöchentlich fünfunddreißig Dollars Miethe, und in Florenz zahlte ich monatlich nur zweiundfunfzig!

Reiſende ſind nur zu ſehr geneigt in ihren Erzählungen, die Eindrücke, welche von Kindheit an auf ſie einwirkten, die Gewöhnungen, unter denen ſie aufgewachſen ſind, ſich zur Richtſchnur dienen zu laſſen. Jemehr man aber in der Welt ſich umſieht, deſto mehr ſchleifen ſich die vorgefaßten Meinungen ab, deſto mehr nimmt das Mißtrauen gegen oberflächliche Aeußerungen und gegen die Unfehlbarkeit eignen Urtheils zu, und deſto fähiger wird man zur treuen Darſtellung deſſen, was man beſchreiben will. Wie viele Männer haben

ihre Reiſeberichte mit dem feſten Vorſatze begonnen, nur das getreu zu ſchildern, was ſie ſelbſt geſehen, und keine andere als durchaus unparteiiſche Bemerkungen einfließen zu laſſen, und wie oft haben ſie ſich allmählig von dem vorgeſetzten Ziel entfernt, bis ſie endlich, durch wiederholte Erfahrungen belehrt, vorſichtiger in ihren Beobachtungen, mißtrauiſcher gegen eigne Anſichten, kaum ſich ſelbſt mehr zu gnügen vermochten! So wird mancher engliſche Spießbürger, der ſein ganzes Leben hindurch kein Haus geſehen hat, in welchem mehr als höchſtens zwei Geſellſchaftszimmer befindlich ſind, es ſehr auffallend finden, daß ein Italiener, im Beſitz eines Pallaſtes von weit größerm Umfang als der Saint James Pallaſt, nicht immer in ſeinen Staatszimmern ſich aufhalten ſollte, wiewohl der engliſche König dieß eben ſo wenig zu thun pflegt. Anſtatt alſo in ihren Reiſeberichten zu ſagen; die Prinzen Doria, Chighi, Borgheſe, Colonna, Corſini u. a. m. haben große Palläſte, wie Georg der Vierte, und ihre Staatszimmer ſtehn gaſtlich jedem Beſucher offen, während ſie wie König Georg und alle andern Könige ebenfalls, wenn ſie mit ihren Hausgenoſſen allein ſind und keinen Beſuch haben, ſich in weniger prächtigen und deſto gemächlichern Zimmern aufhalten, — ſo behaupten ſie vielmehr, dieſe vornehmen Römer beſäßen zwar ungeheure Palläſte, was ſie freilich zugeben müſſen, ſie wohnten aber nur in den ſchlechteſten Gemächern derſelben. Die falſche Anſicht ſolcher

engliſcher Reiſenden über das wahre Verhalten in dieſer Hinſicht beruht aber einzig auf dem Umſtand, daß die vornehmen Engländer die wenigen beſten Zimmer, die ſie haben, ſelbſt bewohnen; der Italiener aber hat deren weit mehr, als daß er ſie ſämmtlich zum täglichen Gebrauch benutzen könnte. Die Frage, ob die weniger prächtigen Gemächer eines italieniſchen Pallaſtes nicht den beſten Gemächern eines anſtändigen engliſchen Hauſes gleichkommen, wird dabei gar nicht Einmal unterſucht.

Ich bin als Beſuch im Palazzo Borgheſe geweſen, welcher nicht weit von unſrer Wohnung entfernt iſt. Der Prinz hält ſich öfter in Florenz auf, woſelbſt er ebenfalls ein ſchönes Haus beſitzt und glänzende Geſellſchaften gibt; hier in Rom iſt ein großer Theil ſeines Hauſes mit Gemälden erfüllt, zu deren Betrachtung jeder Fremde bei ihm freien Zutritt hat. Es iſt wahr, daß das „appartamento nobile" jetzt nicht Jedermann offen ſteht; denn die Familie Aldobrandini will ſich nur ganz kurze Zeit hier aufhalten; letzterer iſt ein jüngerer Bruder, und ſein eigentlicher Wohnort iſt gegenwärtig Paris; denn er hat ſich mit einer franzöſiſchen Dame vermählt aus der bekannten Familie de Larochefoucauld. Komme ich alſo hin, ſo führt man mich nicht in die eigentlichen Staatszimmer, ſondern in den dritten Stock, wie man bei uns ſagen würde, wo ich die Familie des Prinzen ebenfalls antreffe. Ich könnte Ihnen hier ein hübſches Gemälde entwerfen, aber ich will Sie nicht irre machen. Hier

wohnt alſo eine fürſtliche Familie in einem, faſt könnte man ſagen, ungeheuern Hauſe, und zwar auch nur in einem Winkel deſſelben in der zweiten Etage, und die ſchönſten Zimmer ſind ſämmtlich unbewohnt. So würde nämlich jeder Engländer ſeinen Gewohnheiten gemäß ſich ausdrücken und jeder Amerikaner würde daſſelbe thun. Wirklich iſt aber der Eintritt in dieſe Wohnung des dritten Stocks weit prachtvoller und impoſanter und dabei eben ſo bequem und ebenſo wenig ermüdend, als zur Wohnung eines vornehmen Engländers in der erſten Etage. Wenige Ausnahmen abgerechnet, habe ich noch nie einen vornehmen Engländer in ſeinen Staatszimmern ſo fürſtlich wohnen geſehen, wie die jetzigen Bewohner des Palazzo Borgheſe in ihrem Winkel des dritten Stocks. Die verkehrten Anſichten der Engländer rühren demnach offenbar von der falſchen Auffaſſung der Lebensweiſe in Italien im Vergleich mit der in London her; und wir haben uns zu denſelben irrigen Anſichten bekannt, weil wir gewohnt ſind, den Engländern vieles nachzuthun und ſelbſt alle ihre irrigen Urtheile unbedingt nachſprechen, ſo lange ſie die gute Meinung, die wir von uns ſelbſt haben, nicht antaſten; kurz, wir nehmen nur zu oft Alles, was Engländer ſagen, für ausgemachte Wahrheit, ohne uns die Mühe zu nehmen, mit unſern eignen Augen zu ſehen.

Ohne Zweifel gibt es vornehme italieniſche Familien, die nicht reich genug ſind, um ihre weitläufigen

Palläſte mit der erforderlichen Pracht einzurichten, und es gibt auch vornehme engliſche Familien, die ſich in ihren Schlöſſern in ähnlichem Falle befinden. In ſolchen Fällen zieht ſich der vornehme Engländer nach dem Feſtlande zurück, um wohlfeiler leben zu können; und der Italiener zieht ſich in ſeine beſcheidneren Gemächer zurück oder in ſein mezzanino, welches meiſtens weit ſchöner iſt, als die vornehme Etage eines engliſchen Hauſes in der Stadt. Der Italiener verzehrt am wenigſten im eignen Lande.

Was die Unſauberkeit auf den Treppen betrifft, die ich den engliſchen Beſchreibungen zufolge, überall erwartete, ſo iſt mir dergleichen in keinem einzigen Pallaſte oder großen Hauſe vorgekommen. Es iſt wohl möglich, daß irgend eine lange Zeit hindurch nicht benutzte Treppe oder irgend ein lange Zeit nicht betretener Gang in dieſen weitläufigen Gebäuden einmal etwas unſauber ausſehen mag, was in London in den beſten Häuſern ebenfalls vorkommt; aber dergleichen als landesüblich, als durchaus gewöhnlich zu beſchreiben, iſt ſo falſch, als ich dieß aus achtzehnmonatlicher Erfahrung mit Beſtimmtheit behaupten kann. Uebrigens hat jede prächtige Einrichtung ihre unvermeidlichen Nachtheile, worunter eben dieſe die unangenehmſten ſind, daß Größe und Pracht nie das Behagliche und Niedliche einer kleinern und nettern Einrichtung möglich macht. Aber eine prächtige und geſchmackvolle Einrichtung läßt ſich oft eben ſo wenig mit dem

„Klein und Rein“ vereinigen, als eben dieſes behagliche Klein und Rein mit dem Glanze des Prächtigen und Geſchmackvollen ſich vereinigen läßt. Was den moraliſchen Punkt dieſer Streitfrage betrifft, darüber ließe ſich manche lange Predigt ſchreiben; wenn man aber bloß von dem äußern Werth der Dinge ſpricht, ſo dürfen ihre natürlichen Verhältniſſe nicht überſehen werden.

Von den italieniſchen Gebräuchen und von der Lebensweiſe der Italiener weiß ich eigentlich noch viel zu wenig, um Ihnen darüber Etwas zu ſagen, was Sie noch nicht wüßten, oder um auch nur mit Beſtimmtheit das Allen längſt bekannte beſtätigen zu können. Mir ſcheint es indeſſen, als ob in neuern Zeiten bei der Vermählung von Töchtern aus vornehmen Familien die Neigung der am meiſten Betheiligten weit mehr als in frühern Zeiten berückſichtigt würde, wiewohl Frankreich in dieſer Beziehung noch Vieles vor Italien voraus hat. Ein ſolches faktiſches Fortſchreiten gilt mir einigermaßen als Probſtein des glücklichern oder unglücklichen Familienlebens nicht allein, ſondern auch des höhern oder tiefern Standpunktes der Sittlichkeit überhaupt. Denn Frauen, welche frei nach eigner Wahl ſich verheirathen, werden ſelbſt unter den mißlichſten Verhältniſſen ſich nicht leicht dazu verſtehen, die wichtigen Pflichten der ehelichen Bande zu verletzen. Zwar beſteht noch einigermaßen das Cicisbeat; denn ich habe einige Fälle der Art bemerkt. Doch ſcheint es mir beinah, als ob fremde

Reiſende in dieſer Landesſitte Manches mißverſtanden hätten. So viel ich davon habe erfahren können, hat ſich hierin Vieles den heutigen Anſichten gemäß geändert. Ein Fremder, welcher eine Italienerin aus einer vornehmen Familie geheirathet und ſich ſchon ſeit langer Zeit hier häuslich niedergelaſſen hat, verſichert mich, daß die Sitte der Frauen hier von großem Einfluß auf das geſellige Leben ſei; die italieniſchen Frauen gäben ſich meiſtens weit mehr der Vorliebe für den Umgang mit wenigen einzelnen Perſonen hin, als daß ſie in den Fall kommen könnten, an großen Geſellſchaften und ausgebreitetem Umgang Vergnügen zu finden. Ob nun dieſe einzelnen Hausfreunde ihre Gatten oder bloß ihre guten Freunde ſeien, darüber pflegten italieniſche Damen ſich nicht weiter zu erklären.

Die italieniſchen Frauen gehören zu den liebenswürdigſten und ſchönſten, die irgend in der Welt zu finden ſind. Man braucht nur einen Monat hier zu verweilen, um zu verſtehen und zu fühlen, was das heiße: Lingua toscana in *bocca romana.* Nirgends reden Frauen ihre Mutterſprache ſo lieblich wie hier. Die anmuthige Weiſe, mit welcher ſie das ſchöne, wonnige Wörtchen „grazie“ ausſprechen, iſt wahre Muſik. Das niedliche, artige Wörtchen „merci“ lautet im Munde der Franzöſinnen recht hübſch; aber es liegt doch darin etwas Affectation und gar nicht der natürliche Ausdruck italieniſchen Danks. Wenn überhaupt die Sprache das

Mittel der Gedankenmittheilung iſt; wenn ſie das Band iſt, durch welches alle menſchlichen Verhältniſſe inniger verknüpft und inniger verſtanden werden ſollen; ſo kann es keine größere Sprachvervollkommnung geben, als in der Kunſt der gefälligen und ſchönen Ausſprache. Unglücklicherweiſe iſt unſere eigne Civiliſation noch nicht auf den Punct gelangt, um dieſe Wahrheit vollkommen einzuſehen, oder die unruhige, übergeſchäftige Lebensweiſe unſrer Landsleute verhindert ſie, im Geringſten darauf zu denken, wie ſie ſich ſchöner und anmuthiger ausdrücken könnten. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo gebildete Frauen ſelbſt bei uns eine ruhige, ſanfte und würdevolle Art zu reden als ein Erforderniß ächt weiblichen Benehmens anſahen. Es iſt wirklich auffallend, wenn in einem Lande, wie das unſrige, wo man ſo eiferſüchtig auf Auszeichnung im geſelligen Leben iſt, und wo Auszeichnungen ebenſowohl wie in jedem andern Lande vorkommen müſſen, da eine völlige Gleichheit aller Stände ſelbſt mit dem Begriff der vollkommenſten menſchlichen und bürgerlichen Freiheit unverträglich iſt, daß in einem ſolchen Lande, ſage ich, wo die Mädchen bei'm Melken der Kühe ſogar in Muſſelin und Seide ſich kleiden dürfen, und es daher auch thun, dieſe demungeachtet ſo wenig um eine ausgezeichnet ſchöne Ausſprache und um ein ausgezeichnet liebenswürdiges Benehmen ſich bemühen! Ich ſetze mein Leben zum Pfande, daß Alle, die ſich auf letztere Weiſe auszuzeichnen ſtreben, aller übrigen Aus-

zeichnungen gewiß ſein könnten, nach welchen ſie oftmals lange vergeblich hoffen und harren müſſen.

In Rom befindet ſich in dieſem Augenblick eine große Anzahl von Fremden aus allen Theilen der chriſtlichen Welt. Die meiſten ſind Engländer, allem Anſchein nach; denn dieſe trifft man am häufigſten in größern Geſellſchaften an. Sie bilden nicht immer die vorzüglicheren Glieder derſelben, ſondern ſind öfter nur mittelmäßige Geſellſchafter. Vor nicht langer Zeit befand ich mich auf einem großen Ball, welchen der Prinz — — gab, und es fehlte weder an geſchmackvoller Anordnung, noch an gutem geſelligen Ton. Ich erinnere mich kaum in einer Geſellſchaft geweſen zu ſein, wo ſolche ungezwungene Unterhaltung und ſo feine Bildung geherrſcht hätte; denn nur wenige Ausnahmen fand ich, und dieſe blieben ganz unbemerkt. Die Geſellſchaftsſäle waren geräumig und glanzvoll, und die Abendmahlzeit dem Uebrigen ganz angemeſſen. Denn die Italiener aus den höhern Ständen ſind wirklich gebildete und angenehme Geſellſchafter, wie man auch über ihre Kenntniſſe und Fähigkeiten urtheilen mag. In den letztern Eigenſchaften ſcheinen ſie mir nicht hinter Andern zurückzubleiben, wenn ſie auch weniger damit prahlen, als dieß bei andern Nationen der Fall iſt. Bei den gelehrten Ständen war mir die umfaſſende und vielſeitige Bildung deſto überraſchender. Sie beſteht nicht etwa bloß in eingeſchultem Griechiſch und Lateiniſch, ſondern ſie äußert ſich in ächt

wiſſenſchaftlichem Streben, in aufrichtiger Theilnahme an ſchöner Kunſt, und in der innigen Würdigung des Klaſſiſch-Schönen.

In Hinſicht der niedern Stände haben mich meine Erwartungen recht angenehm getäuſcht. Die Fremden ſind gewohnt, hier Alles nur von der ſchlimmſten Seite zu betrachten, oder ſie lernen wirklich nur die ſchlimmſten Leute kennen. Es gibt aber kaum ein gefälligeres, aufgeweckteres und höflicheres Volk, als die ländliche Bevölkerung in dieſer Gegend. Wären wir in unſern Anſichten auf die Erfahrungen der erſten neun Monate unſers Aufenthalts in Italien beſchränkt geblieben, ſo würden wir ebenfalls mehr zu tadelnden Urtheilen geneigt geweſen ſein, vorzüglich über die dienende Klaſſe; doch in der Folge haben wir Gelegenheit gehabt, aus letzterer Manche von vorzüglich guten Eigenſchaften kennen zu lernen.

Im Ganzen lernen Reiſende nur wenig das geſellige Leben der Italiener kennen. Der häufige Zufluß von Fremden macht die meiſten italieniſchen Familien vorſichtiger, um nicht Allen ohne Unterſchied ihre Häuſer zu öffnen; öfters pflegen aber auch die Fremden ſelbſt ihre eigne Geſellſchaft vorzuziehen. Wie man mir ſagt, befinden ſich eben jetzt mehre Tauſende von Reiſenden innerhalb Rom, und welchen Einfluß die Lebensart und die Gewöhnungen ſo vieler Ausländer auf eine verhältnißmäßig geringe Bevölkerung haben muß, können Sie ſich

wenigſtens zum Theil vorſtellen. Wie gewöhnlich ſuchen die Engländer den Ton anzugeben, zumal auf öffentlichen Plätzen und in den Gaſthäuſern. Bei dem Ball aber, deſſen ich vorhin erwähnte, waren bloß drei Engländer zugegen; von faſt allen übrigen Nationen waren aber recht viele gegenwärtig. Dieſer Umſtand war etwas auffallend, und ich erkundigte mich nach der Veranlaſſung bei einem Römer. Seine Antwort war, daß der Herr des Hauſes kein ſonderlicher Freund der Engländer ſei, und ungeachtet eben dieſer Ball einem Prinzen zu Ehren gegeben wurde, der mit dem Hauſe des Königs von England in verwandtſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, ſo waren doch nur drei Engländer eingeladen worden. Man ſagte mir, daß die Unart der Engländer, ihre Anſichten und Gewohnheiten allen andern Menſchen aufdringen zu wollen, ſie wenig beliebt mache, und daß man ebendeß-wegen im Allgemeinen ihren Beſuch ungern empfange. Die Italiener mögen hierin ganz richtig urtheilen, was eine zahlreiche Klaſſe derſelben betrifft, vielleicht die meiſten Engländer, die hierher kommen; doch in Anſehung der gebildetern Klaſſe haben die Römer wirklich Unrecht und verlieren ſelbſt am meiſten dabei.

Unter andern Neuigkeiten erfuhr ich, daß die unver-heiratheteten Engländer gemeinſchaftlich hier einen Ball veranſtaltet hätten, um ſich gegen die Familien, wo ſie wohnten oder mit denen ſie ſonſt bekannt waren, artig zu beweiſen. Sie ſchickten ihre Einladnngskarten, auf

ähnliche Weiſe abgefaßt, wie ſie ſolches in England gewohnt waren; die Römerinnen nahmen aber dieſen Verſtoß gegen die römiſche Sitte übel und kamen nicht. So geht es, wenn man in einem fremden Lande die Sprache nicht verſteht und die üblichen Formen nicht beobachtet; im Ganzen iſt aber Zartſinn und feiner Tact bei der Erweiſung von Gefälligkeiten und Höflichkeiten den Engländern nicht beſonders eigen.

Wir, ich meine, wir Amerikaner, haben ebenfalls ein Feſtmahl unſerm Waſhington zu Ehren gegeben, wobei ich zufällig die Ehre hatte den Vorſitz einzunehmen. Sie werden ſich wundern, wenn Sie hören, daß wir nahe an ſiebzig Yankee's (in europäiſchem Sinne) bei einander waren in der „ewigen Stadt.“ Es ging durchaus vaterländiſch dabei her, ungeachtet wir ſämmtlich in den Schranken der Mäßigung blieben.

Gelegentlich habe ich mich überzeugt, daß man in Rom ziemlich zuverſichtliche Hoffnungen nährt rückſichtlich der Fortſchritte der katholiſchen Religion und folglich des zunehmenden römiſchen Einfluſſes in unſerm Vaterlande. Wenn die Römer dieſes bewirken können, ſo habe ich nichts dagegen; denn allen religiöſen Anſichten muß meiner Meinung nach freier Spielraum geſtattet werden. Wenn man aber in Rom ſolche zuverſichtliche Hoffnungen hegt, ſo iſt es gut, wenn Andersdenkende dieß wenigſtens wiſſen. Zwar möchte wohl einem Amerikaner kaum jemals der Verdacht in den Sinn kommen, daß es

irgend möglich ſein könne, daß ſich ſeine Landsleute zum Uebertritt zur römiſchkatholiſchen Religion verleiten ließen, aber ein ſolcher Erfolg wird hier gar nicht zu den Unmög= keiten gezählt. Ich möchte Ihnen daher wohl rathen, ſich mit tüchtiger proteſtantiſcher Wehr und Waffen zu verſehen, damit Sie nicht eines Abends als unbeſorgter Calviniſt ſich niederlegen und am andern Morgen mit ſtrengem Glauben an die Transſubſtantiation erwachen.

Deſto mehr wird es Sie wundern, wenn Sie hören, daß in Rom ſelbſt weit weniger ſtrenge Bigoterie herrſcht, als in manchen entferntern Ländern, die unter dem canoniſchen Scepter ſich beugen. Da die Regierung mit allen untergeordneten Verwaltungszweigen ſich in den Händen der Geiſtlichkeit befindet, ſo wird freilich keine offenbare Vernachläſſigung der religiöſen Gebräuche geduldet; aber davon abgeſehen, und mit Ausnahme der großen Zahl von Kirchen und von Geiſtlichen ebenfalls, findet ſich ſonſt wenig in Rom, was Fremde auf den Gedanken bringen könnte, daß ſie wirklich in einem durchaus geiſtlich verwalteten Staat ſich befänden. Die Päpſte ſelbſt ſind die machtvollkommenen Herrſcher nicht mehr, die ſie vormals waren; Nepotismus, Herrſchſucht, Habgier, ſowie die übrigen Mißbräuche zu weit weltlich ausgedehnten geiſtlichen Einfluſſes, wagen kaum mehr ihr Haupt zu erheben; und ſeit die früheren Motive der Bewerbung um die dreifache Krone nicht mehr beſtehen, ſo können auch beſſere Männer auf den päpſtlichen Sitz

gelangen. Die letzterwählten Päpſte ſind faſt alle milde, fromme Männer, und ſo weit menſchliches Wiſſen reicht, wirklich zur Erfüllung ihrer wichtigen Berufspflichten ganz geeignet geweſen. Das Syſtem indeſſen, das die päpſtliche Regierung, abgeſehen von den perſönlichen Eigenſchaften des regierenden Papſtes, befolgen muß, erfordert aber die Verfolgung mancher anderer Zwecke, die nicht einzig und allein auf den Glauben an Gott und an ſeine Offenbarung bezogen werden können. Doch alle menſchliche Einrichtungen dieſer Art haben ihre ſchwachen Seiten; ich möchte nicht behaupten, daß die „General Aſſemblies“ u. ſ. w. in Amerika jederzeit aus lauter zuſammenberufenen Heiligen beſtehen.

Man muthet jetzt den Fremden nicht mehr zu, wo die geweihte Hoſtie erſcheint, in den Straßen oder in der Kirche niederzuknien. Das Volk hat ſich daran gewöhnt, daß die Proteſtanten andere Meinungen hegen; und wiewohl es dieſes Andersdenken nicht günſtig beurtheilt, ſo überläßt es ſie doch ungeſtört ihrem verſchiedenen Glauben und Benehmen. Eine ſtarke Probe davon habe ich neulich geſehn. Einer meiner Freunde, der mit mir ging, trat abſeit in eine enge Gaſſe, eines Bedürfniſſes wegen. Er glaubte von Niemanden beobachtet zu werden; als ich aber ſtehen blieb, um auf ihn zu warten, bemerkte ich, daß eine Menge Leute ſich an der Stelle verſammelten, die er eben verlaſſen hatte. Er hatte in der Eile nicht gleich bemerkt, daß ein Marienbild ſich an der

Mauer grade über der Stelle befand, die er ſich ausgeſucht hatte, und folglich war eine geweihte Stelle durch ſeine Unvorſichtigkeit beſudelt worden! Ich blieb ſtehen, und es war ſicher ein Beweis, wie ſehr ſich die Zeiten geändert hatten, daß ich es wagen durfte, das Ende abzuwarten, während mein Freund es für gerathener hielt, ſich aus dem Staube zu machen. Bald darauf erſchien ein Prieſter, und die Mauer wurde mit Weihwaſſer beſprengt, während das Volk in ernſtem Schweigen bald die Mauer, bald mich anſah. Vor dreißig Jahren hätte eine ſolche Unvorſichtigkeit uns Beiden das Leben koſten können.

In der That wird dieſe Schonung gegen Andersdenken faſt übertrieben. Der Chorgeſang in der Sanct Peterskirche iſt weit und breit berühmt, und Fremde pflegen daher öfter dieſe Kirche zu beſuchen, um den herrlichen Geſang mit anzuhören. In einer beſondern Kapelle wird ein feierlicher Geſang, vermuthlich eine Veſper, jeden Sonntag Nachmittag geſungen, eine Vocalmuſik, wie man ſie ſonſt nirgends in der Welt hört, weit ſchöner als die Muſik der königlichen Kapelle in Dresden; letztere iſt übrigens hauptſächlich Inſtrumentalmuſik, während erſtere einzig von menſchlichen Stimmen aufgeführt wird. Wer noch nie einen ſolchen Tempel Gottes geſehn, wer nie den Wohllaut vernommen hat, der aus einer ſolchen Vereinigung gründlichen Studiums, ſeltnen Talents und natürlicher — ich möchte ſagen, kunſtſchöpfe-

riſcher Gewalt des Geſanges hervorgehen kann, der hat keine Vorſtellung von den Empfindungen, die ſich des menſchlichen Innern bemächtigen, wenn man auf und nieder wandelt durch die wundervollen Wölbungen dieſer Kirche und den himmliſchen Tönen lauſcht. Zuweilen ziehe ich mich in einiger Entfernung zurück, und die ernſten, feierlichen Klänge dringen wie das Brauſen der Lüfte aus fernen Welten zu mir herüber; dann nähere ich mich wieder allmählig dem Eingang der Kapelle und laſſe die volle Kraft der Harmonie mich durchſchauern. Alle Opern, alle Concerte, alle Conſervatorien verſchwinden in ein Nichts gegen die erhabne Vereintwirkung dieſes Kirchenbaues und eines ſolchen gottesdienſtlichen Geſanges. Denn beide ſcheinen den höchſten Gipfel menſchlicher Kunſt erſtrebt zu haben, ſo weit ſolches durch irdiſche Mittel möglich iſt.

Um den Eingang zu dieſer Kapelle, welche, wie ich glaube, die Chorkapelle genannt wird, pflegen ganze Schwärme von Fremden ſich zu verſammeln. Es thut mir leid, daß ich nichts Beſſeres von ihnen ſagen kann; hier plaudern ſie und lachen, führen müßige Reden und treiben allerlei Kurzweil, wie ſolches wohlerzogene Leute höchſtens in einer luſtigen Abendgeſellſchaft anderswo ſich erlauben würden. Sie machen zwar keinen ſonderlichen Lärm, den man aber auch ſonſt nicht von wohlerzogenen Leuten erwartet; aber es iſt auch keine ſtille Andacht, nicht einmal ſchonende Rückſicht gegen gottesdienſtliche

Bräuche bei ihnen zu finden. Mag man noch ſo viel der Verſchiedenheit der katholiſchen von den proteſtantiſchen Religionsmeinungen zuſchreiben; ſo iſt doch dieſe Nichtachtung eines chriſtlichen Tempels, eines chriſtlichen Gottesdienſtes durchaus nicht zu entſchuldigen. Glücklicherweiſe habe ich bis jetzt keinen einzigen Amerikaner einem ſolchen Leichtſinn fröhnen geſehen. Dieſes einzige Factum beweiſt mehr als ganze Bände, die man wider unſere Nation ſchreiben mag, als ermangle ſie aller Religion. Es gibt größere Gemeinden in Amerika, die vor einer Kirche, ſofern ſie ſolche bloß als Gebäude betrachten, keine ſonderliche Ehrfurcht beweiſen, die in ihren Kirchen politiſche Verſammlungen halten, ja ſelbſt Muſikſtücke und Oratorien aufführen, was ich Alles als unziemlich und tadelnswerth betrachte; ſobald aber irgend Etwas, das auf gottesdienſtliche Handlungen Bezug hat, vorgenommen wird, dann herrſcht andächtige Stille und würdiges Benehmen durch die ganze Verſammlung. Dieſes Gefühl begleitet unſre Landsleute auch in fremden Ländern; aber die Proteſtanten anderer Nationen, beſonders die Engländer, welche doch in ihrer Heimath ſo ſtreng auf geziemendes Benehmen achten, ſcheinen ſolche Gefühle hier ganz zu verläugnen.

Doch muß ich auch zugeben, daß die Katholiken ſelbſt nicht immer ein gutes Beiſpiel geben. Neulich wandelte ich durch die weiten Hallen der Kirche gleicherweiſe von

Andacht und Entzücken erfüllt, als ich einen Kardinal durch eine Seitenthüre eintreten ſah. Er war noch ein junger Mann von bezeichnend vornehmem Anſtande, ſo daß ich vermuthete, daß er ſeine frühe Beförderung zu ſolcher hohen kirchlichen Würde zum Theil ſeinem hohen Stande verdankte. Er war mit den Zeichen ſeines kirchlichen Amts geſchmückt und trug den rothen Hut an ſeine Bruſt gepreßt. Da er von der Seite des Vaticans herkam, ſo vermuthete ich weiter, daß er eben bei dem Papſte geweſen ſein mochte. Ihm folgten vier Perſonen; zwei davon in ſchwarzer geiſtlicher Tracht; die zunächſt hinter ihm hergingen, ſchienen mir eine Art geiſtlicher Knappen zu ſein, nur weiß ich den Namen ihres geiſtlichen Dienſtamtes nicht zu nennen; die zwei andern ſchienen ganz gewöhnliche Bedienten zu ſein. Der Kardinal näherte ſich dem großen Altar unter dem berühmten Baldachino und kniete nieder, um zu beten. Sein Benehmen war durchaus geziemend, beſcheiden, würdig und andächtig. So weit war Alles recht erbaulich. Die zwei geiſtlichen Diener knieten hinter dem Kardinal auf die Steinplatten, hielten ihre Hüte vor ihr Angeſicht und ſchienen ebenfalls zu beten. Die beiden Bedienten knieten hinter den beiden geiſtlichen Beamten, in einem Abſtande von etwa zwanzig Fuß; auch ſie hoben ihre Hüte vor's Geſicht, aber — um einander zuzulachen und Geſichter zu ſchneiden! Dieſes geckenhafte Benehmen war zu auffallend, es artete gradezu in Hohn aus und

konnte von Jedermann bemerkt werden, der in ihrer Nähe ſich befand.

Sie kennen meine Vorliebe für das Poetiſche des römiſchkatholiſchen Gottesdienſtes. Der Weihrauchduft, die Deckenwölbungen, die in weite Ferne ſich verlierenden Bogengänge, die hohen weiten Räume, die düſtern Fenſterbögen mit den ernſten Glasmalereien, die ergreifende Harmonie des Chorgeſangs, Alles vereinigt ſich in mir zu einer unverſiegbaren Quelle innerlichen unnennbaren Behagens. Zwar ſieht man in Rom keine gothiſche Bauart, aber ihre Stelle wird auf eine würdige Weiſe erſetzt. Faſt unglaublich ſcheint der Reichthum wie die Anzahl der Kirchen in Rom, und man vermag ſich mit der übermäßigen Pracht, die dieſe vielen Kirchen ſchmückt, nur durch den Gedanken auszuſöhnen, daß ſie dem Dienſte des höchſten Weſens geweiht ſein ſoll. Ein Tempel Gottes im Herzen des Menſchen iſt gewiß beſſer, als ein Tempelbau von Steinen; und ich ſehe nicht ein, warum ſich beide nicht mit einander vertragen könnten. Doch dieſes führt zu ſpitzfindigen Unterſuchungen, in welche ich mich nicht einlaſſen mag; und wenn ich bisweilen doch mich an dergleichen wage, ſo fühle ich mich überzeugt, daß es eben ſo nachtheilig iſt, den Altar alles geziemenden und ehrwürdigen Schmucks zu berauben, als ihn mit nutzloſem Gepränge und eitelm Tand zu überladen.

Wer nicht ſelbſt in Rom geweſen iſt, kann ſich

durchaus keine richtige Vorſtellung von der Wirkung machen, welche die Meiſterhand eines Domenichino, eines Guido, oder gar eines Raphael hervorbringt, obwohl man von letzterem auch an andern Orten Manches in vortheilhafterem Lichte kennen lernt; nur in Rom erhält man einen deutlichen Begriff von dem, was Menſchenkunſt im Kirchenbau Großes und Erhabenes zu leiſten im Stande war. Hier rede ich gar nicht von der beiſpiellos ungeheuern Pracht des Sanct Peterdoms, ſondern nur von dem Glanze, der andere Kirchen ſchmückt und insbeſondere die verſchiedenen Privatkapellen. Dieſe Privatkapellen ſind von verſchiedenen einzelnen Familien Jahrhunderte hindurch ausgeſchmückt worden, und das Reſultat davon iſt, daß ſie im wörtlichen Sinne architectoniſche Gemmen darſtellen, und wenn auch nicht überall im reinſten Kunſtgeſchmack, aber doch in der ausgeſuchteſten Pracht dieſen Namen verdienen. Die Kapelle der Familie Corſini im Lateran iſt die reichſte, die ich jemals ſah; und ich bin überzeugt, daß ich gar nicht übertreibe, wenn ich ſage, daß das Geld, welches die Erbauung eines ſolchen kleinen Bet-Ortes in Amerika koſten möchte, völlig hinreichen würde, um dafür ein Dutzend unſerer größten und ſchönſten Kirchen aufzubauen. Zwar machen die außerordentlichen Hülfsmittel, welche Rom an Antiken, Säulen, prächtigen Steinen beſitzt, einen ſolchen Bau hier weniger koſtſpielig, als in andern Ländern, wo ſolche Dinge erſt mühſam aus fremden Gegen-

den herbeigeſchafft werden müſſen; aber dennoch iſt der innere Werth jener Kapelle faſt unermeßlich. Der Prinz von — — zeigte mir unter andern einen Moſaiczierrath in der Vorhalle, welcher nun bereits ſeit einigen Jahrhunderten darin befindlich war; und er ſagte mir, daß die koſtbaren Steine, die ſich darunter befänden, für eine außerordentlich große Summe verkauft werden könnten.

Vaſi gibt uns ein Verzeichniß von einhundert und drei und dreißig Kirchen, und da er von jeder derſelben eine beſondere Beſchreibung macht, ſo ſieht man daraus, daß die kleinen Kapellen, welche aus den alten römiſchen Tempeln entſtanden und deren etwa ein oder zwei Dutzend in Rom ſein mögen, noch gar nicht unter jener Anzahl inbegriffen ſind. Die kleinſten unter dieſen Kirchen ſind, mit Ausnahme der kleinen Tempel, größer als die größten Kirchen bei uns. Jede Baſilica aber, deren jetzt ſechs in Rom ſind, iſt für ſich allein beinahe, wo nicht ganz ſo groß ihrem kubiſchen Inhalt nach als ſämmtliche Kirchen in New-York zuſammen genommen. Die Peterskirche iſt natürlich noch größer; denn mit Einſchluß der Colonnade nimmt ſie eine ſo große Fläche ein, daß auf derſelben alle öffentliche Gebäude jeder Art, die es in New-York gibt, Platz finden würden, — von der Höhe deſſelben will ich jetzt gar nicht reden.

Neulich ſind wir auf die Bedachung dieſes wundervollſten Baues, den es in der Welt gibt, hinaufgeſtiegen. Dieſes Kirchendach hat einige Aehnlichkeit mit einem

geebneten Berggipfel; ich konnte mich kaum des Gedankens erwehren, daß ich ein Pferd haben möchte, um auf dieſer großen Fläche auf und nieder zu galoppiren. Die beiden kleinern Kuppeln erheben ſich wie zwei Kirchen über derſelben und die große Kuppel nimmt ſich wie ein Berg aus. Die Sacriſtei iſt für ſich allein ein großes Gebäude und ihre Pracht überſteigt alle Begriffe eines Amerikaners von ſolchen Gegenſtänden.

Der Beiname in Laterano, welchen der Pallaſt San Giovanni führt, ſoll von einem Plautius Lateranus herrühren, deſſen Haus oder Pallaſt an dieſer Stelle geſtanden haben ſoll. Der Lateran-Pallaſt ſteht bei der Kirche gleiches Namens wie der Vatican-Pallaſt bei der Peterskirche. Den jetzigen Pallaſt hat Sixtus der Fünfte erbaut; aber Conſtantin wohnte ſchon an dieſer Stelle. In der Maſſe von Gebäuden, die dazu gehören, ſieht man auch eine ganz alte Battiſteria, in welcher jener Kaiſer angeblich die heilige Taufe empfangen haben ſoll. Ich glaube aber, daß wenn ein Mann einmal entſchloſſen iſt, ſich in die Gemeinſchaft des Chriſtenthums aufnehmen zu laſſen, er ſchwerlich erſt den Ausbau einer Kirche abwarten wird, um die Aufnahme-Ceremonien zu begehen. Der Ausdruck „Concilien des Laterans" kommt begreiflicherweiſe ebenſowohl von dem Umſtande her, daß ſie in dieſem Pallaſt gehalten wurden, als der Ausdruck „Bannſtrahlen des Vaticans" daher rührt, daß die Päpſte, von welchen jene ausgehen, gewöhnlich hier wohnen.

Die Kirche di San Pietro in Vaticano nebſt dem päpſtlichen Pallaſte, zu welchem ſie gehört, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, hat ihren Beinamen von der altrömiſchen Benennung dieſer Gegend. Hier auf dem Mons Vaticanus befanden ſich die Gärten und der Circus des Kaiſers Nero, und dieſes iſt zugleich der Ort, wo größtentheils die Chriſten den Märtyrer-Tod leiden mußten. Die erſte Kirche an dieſer Stelle war nur klein, obſchon man ſie nach und nach durch Anbauten erweiterte; ſpäter wurde ſie ganz abgebrochen, als der Bau der jetzigen Peterskirche hinreichend vorgeſchritten war. Der Pallaſt des Vaticans iſt ſehr alt und hat viele Veränderungen erfahren; ſchon Karl der Große wohnte darin, als er ſich in Rom aufhielt, um die kaiſerliche Krone zu empfangen, welches nun mehr als tauſend Jahre her iſt. Der alte Pallaſt wurde immer baufälliger und von Cöleſtinus dem Dritten ward er ein paar hundert Jahre ſpäter wiederhergeſtellt. In ſeinem jetzigen Zuſtande iſt er nun ſchon ſeit dreihundert Jahren geblieben; denn Raphael und Michel Angelo haben an ſeinen Mauern Spuren hinterlaſſen, die nicht verkannt werden können. Letzterer hat das Vorzüglichſte an der Bedachung und im Innern der Peterskirche aufgeführt, und daraus folgt, daß der jetzige Pallaſt weit älter als die Kirche ſein müſſe. Man kann alſo mit Wahrheit ſagen, die letztere ſei bloß ein ſpäterer Anbau zum Pallaſt!

Der Vatican iſt ein ungeheures weitläufiges Ge-

bäude, welches weit mehr Raum einnimmt als die Sanct Peterskirche; der Vatican iſt eine Folge vieler durch mehre Höfe verbundener Palläſte, aber kein einzelnes Gebäude, wie vielleicht Manche ſich vorſtellen. Vaſi gibt die Ausdehnung ſämmtlicher Bauten auf elfhundert Fuß in die Länge und auf achthundert in die Breite an; doch dieſen Raum nehmen die Gebäude nebſt den Höfen allein ein, die Gärten ſind in dieſer Angabe nicht mitbegriffen. Ich habe irgendwo geleſen, daß wenn man ſämmtliche Gebäude des Vaticans in eine Linie aufſtellen wollte, dieſe alsdann eine engliſche Meile einnehmen würden.

Der Pallaſt des Vaticans und die Kirche ſind in einen einzigen Bau verbunden. Doch die prachtvolle Colonnade, die zu der letztern führt, die Einheit des Planes und die ungeheure Ausdehnung, ſo wie die außerordentliche Höhe dieſes prachtvollen Baues, und der Umſtand, daß der Pallaſt des Vaticans keine in die Augen fallende Façade darbietet, bewirkt, daß man in dem Eindruck, welchen der Anblick des erſtern hervorbringt, den letztern ganz und gar überſieht; obſchon die Gebäude des Pallaſtes einen weit größern Raum einnehmen, wenn man nicht etwa den großen Platz, den die Colonnade vor der Kirche einſchließt, ebenfalls zu letzterer zählen will.

Es heißt gewöhnlich, daß die im Conclave vorgenommene Papſtwahl im Vatican ſtattfinde; dagegen hat man mich hier verſichert, daß die letzte Papſtwahl im

Quirinalpallaſte vorgenommen wurde, oder vielmehr in einem an das Quirinal anſtoßenden Gebäude. Der Quirinalpallaſt heißt vorzugsweiſe der päpſtliche Pallaſt, und ich glaube, daß der Papſt meiſtens in demſelben zubringt. Seine Wohnung in derſelben iſt ganz einfach, ſo daß man darüber ſich faſt verwundern muß; doch ſind daſelbſt die herrlichen Basreliefs von Thorwaldſen.

Die Freſcomalereien Raphaels im Vatican und die von Michel Angelo in der Sixtiniſchen Kapelle in demſelben Pallaſt werden für die vorzüglichſten Meiſterwerke dieſer beiden Künſtler gehalten. Die „Loggien" von Raphael enthalten manche ganz außerordentliche Dinge in ihrer Art. Die Malereien befinden ſich an den Decken von Abtheilungen, welche man Piazza's oder offene Gallerien nennen könnte. Die Darſtellungen beginnen mit der Schöpfung. In einer derſelben ſieht man Gott in der Geſtalt eines alten Mannes ſich mitten in das Chaos begeben, um die Stoffe des Weltalls zu ſammeln und zu ordnen. Die erhabenſte Idee, die ſich in ſolchen Dingen auffaſſen läßt, die einzige, welche eine kritiſche Beleuchtung aushalten kann, iſt die eines Weſens, deſſen Allmacht und Allweisheit ohne Mühe und Anſtrengung die Schöpfung einer Welt vollbringen kann. Die einfachen Worte der Bibel können durch Nichts übertroffen werden. Eine Darſtellung des allmächtigen Willens dürfte vielleicht in einzelnen Zügen auch andern Malern gelingen; doch nur wenigen möchte es gegeben ſein, ſich

bis zu den erhabenſten Vorſtellungen des Antlitzes eines Weſens aufzuſchwingen, das ſolchen allmächtigen Wollens ſich bewußt, in der gewiſſen Ueberzeugung des mit dem Gedanken einſtimmigen Erfolgs nach ewig unwandelbaren Geſetzen ſchafft. Wer ſolches nicht vermag, der komme her und ſehe, was einem Raphael widerfahren iſt. Seine Idee iſt großartig, und wenn man die ſchwachen Hülfsmittel, welche menſchliche Kunſt vermag, ſchonend berückſichtigt, ſo war ſie vielleicht die erhabenſte, die er hätte mit dem Pinſel ausführen können. Die Idee eines allmächtigen Weſens, das ſich in das Chaos begibt, um Licht zu ſcheiden von der Finſterniß, um zu ordnen das Verworrene zu einem vollkommenen All, iſt prächtig und eignet ſich ganz zu dichteriſcher Einkleidung. Aber dieſe Idee erreicht nie die weit würdigere Vorſtellung von der unendlichen Wirkung des allmächtigen Willens, deſſen ewig ſchöpferiſcher Gedanke ununterbrochene That wird. Nach dieſer weit erhabenern Vorſtellung kann jene des Trennens und Ordnens höchſtens die zweite Stelle einnehmen. Wie verſchieden aber erſcheint ſie hier in ſichtbarer Verſinnlichung? Ein alter Mann, der ſich abmüht, der mit augenſcheinlicher Anſtrengung, mit ausgeſpreizten Fingern und weit ausgreifenden Armen ſich in ein verworrenes Durcheinander von düſtern Farben hineinſtürzt; dieſe Darſtellung iſt nicht ohne jenen unnennbaren Ausdruck dichteriſchſchwärmenden Ungeſtüms, was ich wohl zugeben will; allein er erreicht lange nicht die Höhe des

reinen Gedankens, nicht einmal des Gedankens, für welchen die Sprache noch Ausdrücke hat! Hätte Raphael die einfach erhabenen Worte der heiligen Schrift: „Und Gott ſprach: Es werde Licht, und es ward Licht,“ in dieſer Abtheilung der Gallerie hingemalt, ſo würde er ſeine ſchwierige Aufgabe weit würdiger gelöſ't haben, ſo weit menſchliche Mittel zur Verſinnlichung des erhabenſten Gedankens ausreichen können.

Noch mehr wundert man ſich, wenn man ſieht, daß ein Künſtler, der wenigſtens zu der übel verſinnlichten Idee des Ordnens des Chaos ſich aufgeſchwungen, in der nächſten Malerei ſo tief herabſinken konnte. In der folgenden Abtheilung nämlich ſehen wir denſelben alten Mann einen Weltkörper mit beiden Händen in ſeine Bahn hineinwerfen, und den Mond oder irgend einen andern Himmelskörper durch einen Fußtritt fortſchnellen. Alle kritiſche Beleuchtung wäre hier durchaus weggeworfen.

Es kann meine Abſicht nicht ſein, mit Ihnen die Runde der Gallerieen und Muſeen zu machen; doch wollte ich Ihnen wenigſtens nicht vorenthalten, welchen Eindruck dieſe hochgeprieſenen Meiſterwerke künſtleriſcher Darſtellung auf mich hervorbrachten. Sechs oder acht der berühmteſten Staffeleigemälde in der Welt befinden ſich im Vatican. Sie ſtehen in Einem Saal beiſammen zur Bequemlichkeit der Maler, welche ſie nachzuzeichnen wünſchen. Die Transfiguration nimmt die erſte Stelle ein, und die Communion des heiligen Hieronymus befindet

ſich zur Seite als ein Gemälde, das erſterm ziemlich nahe kommt. Unter den beiden Gemälden ziehe ich dagegen das letztere vor; die Zeichnung eines alten Mannes erfordert bisweilen die größte ins Einzelne gehende Aufmerkſamkeit des Künſtlers. Wäre mir die Wahl überlaſſen, ſo würde ich noch viele andere Gemälde der Transfiguration vorziehen. Doch iſt letzteres in der That ein großartiges Gemälde, und in mancher Beziehung bis jetzt unerreichbar. Seine Schönheiten ſind höherer Art, ſie gehören ins Reich des Ideellen, ſeine Fehler liegen meiſt nur in der mechaniſchen Ausführung. Mir ſcheint es beinah, als ob dieſes Gemälde hauptſächlich dem Nebenumſtande ſeinen hohen Ruf verdanke, daß es das letzte Gemälde des Künſtlers geweſen ſein ſoll, — daß er dieſen Gedanken denkend ſeinen Geiſt aufgab.

Die meiſten Werke der Bildnerei ſind hier in langen Gallerien aufgeſtellt, durch welche man mit immer neuem Intereſſe weiter wandelt. Die äußerſte Genauigkeit, mit welcher die Alten ihre Thiergeſtalten ausmeißelten, iſt wundervoll; dieſes ſieht man beſonders an manchen Stellungen von Hunden, die ſo naturgetreu und ſchön gewählt ſind, und welche dieſe Thiere ſelbſt nur augenblicklich annehmen und wieder verlaſſen, ohne daß dem beobachtenden Blick des Künſtlers die nöthige Zeit zur längern Betrachtung geſtattet würde. Dieſe Genauigkeit der Darſtellung ſtreift an deutſche Achtſamkeit auf die kleinſten Einzelnheiten, welche man kaum von Römern

erwarten ſollte. Aber die unvergleichlich ſchönſten Werke der Bildhauerei ſind auf einer Tribüne aufgeſtellt, ſind in Anſehung der vortheilhafteſten Beleuchtung vorzüglich geordnet und ſo geſtellt, daß dem Beſchauer nur der Anblick Eines Meiſterwerks auf einmal geſtattet wird. Dieſe Anordnung gehört zu den beſſern Einrichtungen eines Muſeums; denn die gewöhnliche Nebeneinander=ſtellung zu vieler Gegenſtände erregt eher Verwirrung als Vergnügen, vorzüglich bei einem erſten Beſuch. Auch eine große Menge von Grabſteinen, welche ehemals den Märtyrertod geſtorbenen Chriſten geſetzt worden waren, hat man geſammelt und hier aufgeſtellt. Man will ſie an dem Kreuz erkannt haben, welches, wie man weiß, auf denſelben ausgehauen wurde.

Allerdings war es ein eignes Gefühl, welches mich ergriff, als ich zuerſt die Gallerie dieſer Tribüne betrat, — ich ſollte ſie lieber eine Säulenhalle oder einen Porticus nennen. Dieſe Stelle enthält Manches, was mich weit weniger anzieht; aber die vorzüglichſten Meiſterwerke ſind der Apollo, der Laocoon, der Antinous, der Perſeus, — und die Fauſtkämpfer von Canova.

Unglücklicher Weiſe ſteht der Perſeus zu ſehr in der Nähe des Apollo, denn die Aehnlichkeiten zwiſchen beiden Figuren ſind nur zu auffallend. Die Statüe des Apollo übertraf alle meine Erwartungen, ungeachtet ich, mit vielen Nachbildungen deſſelben vertraut, keine geringe Vorſtellung von dieſem Meiſterwerk aufgefaßt hatte; und

ſogar dieſe Statüe ſoll, wie Einige vermuthen, nur eine Copie ſein! Ich ſchreibe dieſe gewagte Vermuthung nur mit einigem Mißtrauen nach; doch flüſtert man ſie einander ſo laut zu, daß ſie Jedermann hören kann. Man ſagt nämlich, es ſei gewiß, daß ſie von Carrariſchem Marmor ſei, und dadurch werde ihr vermeintlicher griechiſcher Urſprung durchaus widerlegt. Iſt dieſe Bildſäule wirklich nur eine Copie, ſo war das Original vielleicht von Erz, und roſtet irgendwo in der Erde, wenn es nicht gar in einer Feuersbrunſt zerſchmolzen iſt. Die glänzendglatte Rundung der Formen dieſer Statüe, welche eine ebene, durch Muskelausdruck nirgends vertiefte oder erhöhte Oberfläche zeigt, kann einigermaßen auf den Gedanken bringen, daß dieſe ſchönen Formen wirklich eine bloße Copie ſein könnten. Der vorzüglichſte Ausdruck derſelben liegt in der Stellung, welche mit mathematiſcher Genauigkeit nachgebildet werden kann; und wenn auch die gefälligſten und in mancher Hinſicht edelſten Formen in dieſer Statüe ſich weit mehr vereinigen, als dieß bei allen bekannten Statüen der Fall iſt, ſo ſcheint es doch, als ob grade dieſe von geübter Hand am leichteſten wieder dargeſtellt werden können. Zu Ihrem Troſte will ich hinzuſetzen, daß die Abgüſſe und Nachbildungen, welche wir gewöhnlich in Amerika von dieſer Statüe antreffen, dem Original ſo genau ähnlich ſind, wie die in unſern abgelegenen Dörfern gefertigten Militäruniformen der reglementmäßigen Muſteruniform glei-

chen, wie ſie die Regierung vorgeſchrieben und ein genialer Stadtſchneider kunſtgerecht gemacht hat. Farbe des Tuchs, Aufſchläge und Knöpfe finden Sie ganz vorſchriftmäßig; was aber den Zuſchnitt betrifft, und wie der Rock ſitzt, darauf ſcheint es im Geringſten nicht anzukommen. Der ſterbende Fechter und der Faun befinden ſich in der Sammlung auf dem Kapitol. Mir ſcheint dieſe Zerſtreuung der verſchiednen Meiſterwerke keine wünſchenswerthe Einrichtung zu ſein.

Wie es ſich auch mit der Statüe des Apollo verhalten mag, ſo möchte ich es doch für faſt unmöglich halten, daß die Gruppe des Laocoon eine Copie ſein könne, wiewohl profane Menſchen wirklich ſchon ähnliche Vermuthungen haben verlauten laſſen. Es gibt in der That eine oder mehre gute Nachbildungen dieſes Meiſterwerks, aber ich habe mich bei dieſen deutlich überzeugt, daß es noch keinem Künſtler gelungen iſt, die Oberfläche genau nachzubilden. Es iſt zwar richtig, daß keine andere Originalſtatüe vorhanden iſt, welche mit dieſem verglichen werden könnte, und es wäre daher wohl möglich, daß Manches, was an dieſem als Vollkommenheit erſcheint, werde ſich bei genauer Unterſuchung anders erweiſen; denn alle Welt pflegt in Einzelnheiten deſto leichter ſich täuſchen zu laſſen, jemehr die Hauptzüge eines Werks den Charakter der Vollendung an ſich tragen. Allein demungeachtet kann ich nicht anders als die Gruppe des

Laocoon für das vorzüglichſte Bildnerwerk anſehen, welches die Welt beſitzt.

Plinius erwähnte eben dieſes Werks oder wenigſtens eines ähnlichen, als des vorzüglichſten Meiſterwerks griechiſcher Bildhauerkunſt, das damals in Rom ſich befand. Er ſchreibt dasſelbe drei Bildhauern zu! Wenn dieſes Factum ſich erweiſen ließe, ſo würde ich zweifeln, ob dieſe Gruppe wirklich mehr als eine bloße Nachbildung eines Originals in Erz ſein könne. Sie werden mich fragen, ob die Auctorität eines Plinius nicht hinreichend ſei, um dieſen ſtreitigen Punkt zu entſcheiden? Ich glaube, nein. Plinius ſchrieb um das Jahr 90. Winkelmann aber zeigt, daß dieſe Staüte in das Zeitalter Alexanders des Großen gehöre, welcher vierhundert Jahre früher gelebt hat. Jetzt urtheilen Sie ſelbſt, ob Plinius, wie zu ſeiner Zeit die Sachen ſtanden, wohl geeignet ſein konnte, genauere Nachrichten als wir ſelbſt über eine Thatſache mittheilen zu können, welche damals ſchon ſo lange Zeit hindurch manchen Zweifeln unterworfen geweſen ſein mochte! Europa beſitzt eine Menge Gemälde, welche ihren vermeintlichen Urhebern nie zu Geſicht gekommen ſind. Die berühmte „Belle Jardinière“ im Louvre ſoll wirklich nur eine Copie ſein, welche Mazarin durch Unterſchleif zu bekommen gewußt habe; und ich erinnere mich noch deutlich, wie ich eines Tags die ſchöne „Hochzeit von Santa Catharina“ in derſelben Gallerie bewunderte, und faſt gegen meinen Willen überzeugt wurde, daß es

nur eine Copie ſei, ungeachtet Correggio kaum vor drei Jahrhunderten erſt geſtorben iſt.

Indem ich dieſen Brief ſchreibe, fällt mir noch manches Andere ein, welches beweiſt, wie wenig man ſich bisweilen auf Auctoritäten verlaſſen darf. Das Werk der Mrs. Starke iſt hinlänglich bekannt, und hat in ſeiner Art vorzüglichen Werth. Doch hat dieſe Schriftſtellerin gleich den meiſten Damen keine ganz deutliche Vorſtellung von Entfernungen, Raumverhältniſſen u. dgl. Schriftſtellern, die nicht mehr ſind als Schriftſteller, entſchlüpfen dergleichen Verſtöße deſto häufiger, je weniger ſie zu den eigentlichen praktiſchen Menſchen gehören. Weil ich eben damit beſchäftigt war, Ihnen Einiges über den Vatican zu ſchreiben, ſo ſchlug ich in dem Werk der Mrs. Starke nach, um Ihnen wo möglich einige genaue Angaben in Fußen und Zollen mitzutheilen, und fand: „der gegenwärtige Umfang (des Vatican's) wird auf nahe an ſiebenzigtauſend Fuß berechnet." Hier brauche ich blos das der Verfaſſerin geläufige: „!!!!" hinzuſetzen, wenn ich ihr auf's Wort glauben will. Aber eine Meile hält nur 5280 Fuß, und hiernach müßte der Vatican einen Umfang von mehr als dreizehn unſerer Meilen haben, welches nicht viel weniger iſt, als der Umfang von ganz Rom innerhalb der jetzigen Mauern. Siebentauſend Fuß würde der Wahrheit ſchon einigermaßen näher kommen; aber ſelbſt die letztere Annahme iſt um ein Merkliches zu groß.

Was nun die vergleichungsweiſe Glaubwürdigkeit von Handſchriften und von gedruckten Büchern betrifft, ſo kann man ſich doch wegen der Genauigkeit des Textes weit mehr auf letztere verlaſſen; denn wenn auch Druckfehler kaum vermieden werden können, ſo geben wiederholte Auflagen doch hinreichende Gelegenheit zur Verbeſſerung derſelben, welches bei wiederholten Abſchriften von handſchriftlichen Werken nicht leicht der Fall ſein kann. Die Ausgaben letzter Hand von irgend einem wichtigen Werke zieht man daher mit Recht als die correcteſten den frühern vor, zumal, wenn ſolche noch bei Lebzeiten des Verfaſſers erſchienen ſind. Wer aber kann ſagen, wann die wenigen Handſchriften, die wir von Plinius noch haben, wirklich abgeſchrieben wurden? oder zu welcher Zeit, durch wen, und unter weſſen berichtigender Durchſicht ſolches geſchehen iſt? Wer alſo ein großes Gewicht auf die Behauptung irgend eines Factums legt, welches keinen andern Beweis in ſich hat, als die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit, und welches folglich immer nur eine Behauptung nach Hörenſagen bleibt, der wird oftmals fehlgreifen, zumal wenn ein Buch, ſei es ein handſchriftliches oder ein gedrucktes, die einzige Auctorität iſt und bleibt. Es gibt allerdings Gegenſtände, deren öffentliche Notorietät an beſtimmten Orten zur Zeit, wo ſie eben mitgetheilt werden, den Schriftſteller in den Stand ſetzt, ganz genaue Auskunft darüber zn geben, ſo daß man in ſolchem Falle ſeinen Worten allgemeinen

Glauben ſchenken kann; doch wenn es ſich von Dingen handelt, welche der Gewährsmann ſelbſt erſt aus der zweiten oder dritten Hand erhielt, und welche keineswegs zu den zu ſeiner Zeit notoriſchen Dingen gehören, dann wird man bisweilen weit ſicherer gehen, wenn man einem wichtigern Umſtande mehr als irgend einer klaſſiſch genannten Stelle vertraut, wenn auch die Schreibart des Verfaſſers ſo ſchön und ſententiös iſt, als irgend möglich. Wenn nämlich erwieſen werden kann, daß der Apollo des Vatican wirklich von carrariſchem Marmor iſt, ſo iſt kaum wahrſcheinlich, daß dieſe Bildſäule griechiſchen Urſprungs ſein könne, und ſinkt dann mit einem Male zu einer bloßen Copie herab; denn kein römiſcher Bildhauer war im Stande, dergleichen zu erfinden. Noch bleibt der Ausweg übrig, daß dieſer Apollo das Werk eines griechiſchen Künſtlers geweſen ſei, der ſich in Italien aufhielt. In der That iſt es ſogar möglich, daß ein Marmorblock aus Carrara nach Griechenland gekommen ſei; doch alsdann wäre es ein ſonderbarer Zufall, wenn er grade zu dieſem in ſeiner Art einzigen Meiſterwerk benutzt worden wäre.

Die Frescomalerei, von Michel Angelo in der ſixtiniſchen Kapelle, welche das „jüngſte Gericht" darſtellt, iſt eine der außerordentlichſten Vermiſchungen des Erhabenen mit dem Fratzenhaften in der ſchönen Kunſt. Die Anekdote von dieſem Maler wird Ihnen bekannt ſein, daß er einmal in den farneſiſchen Pallaſt kam, als Raphael eben

mit ſeinen berühmten Frescogemälden beſchäftigt war, unter denen ſich auch eine Galathea befand, und daß Michel Angelo, weil eben Niemand ſonſt zugegen war, im Aerger über die liebliche Zeichnung des göttlichen Meiſters, den Umriß eines gigantiſchen Hauptes an einen Karnieß mit Kohle entwarf. Dieſer Kopf iſt noch zu ſehen; denn Raphael war ſo artig, ihn ſtehen zu laſſen, und Jedermann ſieht darin noch heute eine Probe des Wetteifers beider Künſtler. Michel Angelo hat ſein „Jüngſtes Gericht" in denſelben Ideen des Großartigen durchgeführt, die aus der Umrißzeichnung im farneſiſchen Pallaſt ſchon allein erkannt werden kann. Es iſt kein gefälliges Gemälde, und der Gegenſtand ſelbſt ſchien dieſes zu verbieten; aber es iſt dagegen ganz außerordentlich in ſeiner Art. Ich kann die Werke dieſer beiden Künſtler nicht anſehen, ohne darüber nachzuſinnen, was ein Künſtler von Michel Angelo's großartigen Ideen leiſten könnte, wenn er dabei die Zartheit und Innigkeit Raphael's beſäße. Eben ſo könnte man fragen, was Shakeſpeare aus Milton's Gegenſtande würde gemacht haben, wenn er zugleich Milton's Bildung nnd Geſchmack beſeſſen hätte. Gewiß wäre alsdann Nichts aus Virgil nach Dante's Ueberarbeitung entwendet worden.

Wegen der ausführlichen Beſchreibung der Kunſtſchätze, welche nicht bloß der Vatican im Ueberfluß beſitzt, verweiſe ich Sie wiederholt auf die Schriften der Reiſenden von Fach; denn meine kleinen Nachleſen enthal-

ten, wie Sie ſehen, mehr meine eignen Empfindungen und Anſichten, als den Nachhall der gewöhnlichen Meinungen.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Ein Picnic auf dem Monte Mario. — Verſchiedene Weiſen in Europa, einander anzureden. — Anſicht von Rom vom Monte Mario. — Vergleichung zwiſchen Neu=Rom und New=York. — Geringſchätzung der Römer gegen Fremde. — Erhaltung Roms vor gänzlichem Verfall durch das Papſtthum. — Roms endliches Schickſal. — Der Picnic.

Die Fürſtin V——, eine ruſſiſche Dame, die ſich ihrer Geſundheit wegen in Rom aufhält, hat neulich einen „Picnic" auf dem Monte Mario gegeben; — wenn man es einen Picnic nennen kann, wenn nur Wenige zu den Koſten beitragen. Ein Picnic auf dem Monte Mario? Es war keine Schmauſerei in einer Ruine, ſondern über einer Ruine, und wenn ich nicht aus Artigkeit gegen eine ſolche liebenswürdige Dame hätte dabei ſein müſſen, ſo würde ich lieber die Einladung abgelehnt haben. Weil es nun einmal nicht anders ſein konnte, ſo ſchwang ich mich auf den Chighi *) — nicht

*) Die Italiener bedienen ſich des Artikels, wenn ſie von andern Perſonen reden, in der vertrauten Sprechweiſe. Sie ſagen nicht bloß: die Paſta, ſondern auch öfters: die Borgheſe,

den Fürſten meine ich, ſondern das nach ihm benannte Pferd aus ſeinem Geſtüt; und begab mich ein Paar Stunden früher als die beſtimmte Zeit auf den Weg. Beiläufig geſagt, ich erinnere mich nicht, daß ich irgendwo erwähnt hätte, wie man in Europa einander in Geſellſchaften anzureden pflegt; nur das Einzige erinnere ich mich, daß ich Ihnen ſchon geſagt habe, die einfachſte Weiſe im Umgange mit Gebildeten gelte im Allgemeinen für die beſte, und dieſes wird Ihnen eben ſo gut einleuchten, als den Leuten hier.

Die Deutſchen ſtehen längſt in dem Ruf, daß ſie ängſtlich darauf halten, Jedermann ſeinen amtlichen Titel zu geben. Hierin gleichen ſie einigermaßen den Leuten in Neu-England, welche außerordentlich viel auf Titel halten, dagegen öfter auf unziemliche und ſelbſt beleidigende Weiſe die in Geſellſchaften gebräuchlichen Benennungen vergeſſen oder verwechſeln. Da hören Sie denſelben Mann, der eben noch einen Diebsfänger nachdrücklich: Sicherheitsbeamter Rehbock! angeredet hat, von einem gebildeten und angeſehenen Mann ohne Um-

---

die Chighi, wenn ſie von den Prinzeſſinnen dieſes Namens reden. Gebildete Italiener beobachten indeſſen den nöthigen Unterſchied, und meines Wiſſens wird es für unhöflich gehalten, auch nur von Künſtlerinnen zu reden, ohne Madama oder Signora ihren Namen vorzuſetzen. Doch iſt es ſelbſt in den beſſern Geſellſchaften nicht durchaus üblich. Nur die ſpießbürgerlich Artigen und ſolche Leute, welche den großen Ton affectiren, pflegen hierin bisweilen etwas zu übertreiben.

ſtände ſagen: der Peter, der alte Peter, mein guter Peter, wenn auch durchaus kein vertrauliches Verhältniß ſolche Ausdrücke rechtfertigt. „Wohlgeboren, Hochwohlgeboren“ und ähnliche Titel ſind den Deutſchen beſonders in Briefen geringerer Perſonen an höhere ſehr geläufig, aber nicht durchaus unerläßlich; doch wehe denen, die es unterlaſſen, Jemanden ſeinen officiellen, amtlichen Titel zu geben! In Frankreich wird man dergleichen wenig gewahr, außer in Dienſt- und Geſchäftsverhältniſſen. So hört man in letzterem Falle öfter die Anreden: Herr Präfect, Herr Unterpräfect, ja wohl gar Herr Sergeant, — in Geſellſchaften aber äußerſt ſelten, oder vielmehr niemals. Militäriſche Titel, ſo lange Jemand nicht wenigſtens Generalsrang hat, werden faſt Niemanden gegeben. Dieſes rührt zum Theil von dem Umſtande her, daß die meiſten Officiere von hohem Adel waren oder noch ſind, und daß alſo die Anreden nach dem Rangsunterſchied als die ehrenvollſten betrachtet wurden. Dieſer Brauch beſteht auch mehr oder weniger in England. Eben jetzt hält ſich ein Engländer in Rom auf, den ich kenne und der mir neulich eine Karte daließ, worauf er ſich Oberſtlieutenant betitelte. Ich fragte ihn, warum er bisher noch nie dieſes Titels ſich bedient hätte. Er antwortete, daß er bis vor wenigen Tagen bloß auf halbem Sold geſtanden habe, jetzt aber ſei er wirklich wieder der Armee zugetheilt worden, wenn auch ſein Regiment in einem entlegenen Lande ſtehe. Ich erinnere

mich nicht, daß er von irgend Jemanden ſeinem hohen Officiersrange gemäß wäre angeredet worden, und ich vermuthe faſt, daß über die Hälfte ſeiner Bekannten eben ſo wenig darum wußten, wie ich, daß dieſer Mann irgend einen Poſten in der Armee bekleide.

Die gemeinen Italiener ſind mit hohen Titulaturen äußerſt verſchwenderiſch; die gewöhnliche Anrede gegen jeden anſtändig gekleideten Mann iſt: „Eure Excellenz", und manche Aufſchriften auf Briefen ſind wunderlich genug. Im Uebrigen aber iſt hier der gebildete Umgangston ſo anſtändig und einfach, wie an andern Orten.

Doch wieder zurück zum Monte Mario. Dieſes iſt ein Ort, den ich öfter beſuche, und letzthin war ich glücklich genug, mich ganz allein daſelbſt zu befinden. Eine Pappelallee iſt längs dem Rande des Hügels angelegt; und hier wählte ich mir einen bequemen Platz und blieb wohl länger als eine Stunde ſitzen, ganz meinen einſamen Betrachtungen mich hingebend. Die Ausſicht von dieſem Hügel über Rom iſt zwar nicht ganz ſo umfaſſend, wie die vom Montmartre aus über Paris; doch iſt dieſe noch immer die beſte Ausſicht von oben herab, die man von einer der umliegenden Anhöhen auf Rom genießen kann, wenn auch nicht beſſer als von der Kuppel der Sanct-Peterskirche, oder eben ſo gut als von dem Thurm des Capitols. Es iſt jedenfalls eine ſchöne und anmuthige Ausſicht, die man auf einem Morgenſpazierritt gern mitgenießt.

Die Vergleichung zwiſchen Rom, wie es jetzt iſt, und einer unſerer großen Städte, hat ſich mir faſt bei jeder Veranlaſſung wiederholt aufgedrungen. Das heutige Rom und New-York zum Beiſpiel ſind in moraliſcher Hinſicht einander gradezu entgegengeſetzt und phyſiſch ebenfalls. Die eine iſt eine Stadt voll herrlicher Erinnerungen, die andere voll großer Hoffnungen. In der einen ſcheinen die Leute ſich mit Nichts beſchäftigen zu wollen, als mit Rückblicken in vergangene Zeiten, in der andern beſchäftigt man ſich bloß mit allerlei Entwürfen für die nächſte Zukunft. Hier ſchlummern die Menſchen auf ihren Ruinen, bei uns brüſten ſie ſich geſchäftig auf immer neuen Unternehmungen. Der Römer begnügt ſich mit dem Stolz auf das, was ſeine Vorfahren einſt geweſen ſind; wir ſetzen unſern Ruhm in das, was unſre Nachkommen einſt werden könnten.

Dieſes ſind die augenfälligſten Unterſchiede zwiſchen dem heutigen Rom und unſerer Vaterſtadt; ſie ſind das, wodurch ſich Beide beim erſten Blick verſchieden zeigen. Es gibt aber noch andere Unterſchiede, die tiefer im innern Weſen beider Bevölkerungen gegründet ſcheinen. Die Ueberlieferungen aus einer Vorzeit von drittehalb Jahrtauſenden haben in den Gemüthern der Römer ein Selbſtgefühl erweckt, welches eine Anſiedlungs- und Provincialgeſchichte von ein Paar Jahrhunderten in den Bewohnern der Manhattan-Inſel noch nicht zu erregen vermochte. Die Leute, welche jetzt innerhalb der Mauern

Roms ſich befinden, ſind gleichſam ein Bruchſtück der Millionen, die vormals durch ihre Straßen ſich drängten; während diejenigen, die jetzt ſo geſchäftig durch die Straßen von New-York ſich regen, alle Mühe haben würden, noch einige wenige Nachkommen der Bürger einer frühern Generation aufzufinden. Rom iſt, wie vormals Troja, wenigſtens geweſen; aber es ſcheint nicht, daß New-York, ſo ſehr ſich jährlich ſeine Bewohner um viele Tauſende vermehren, jemals ſein wird.

Die Gelehrten, die Gebildeten, die Aufgeklärten aller Nationen ziehen ſcharenweiſe nach Rom und huldigen der vergangenen und gegenwärtigen Kunſt der Römer, und dieſe blicken auf ſie wie auf die Nachkommen barbariſcher Völker herab. Die Macht des Geldes einerſeits und der Drang der Noth auf der andern Seite haben zwar dieſes Gefühl von Verachtung allmählig gemildert; aber Spuren deſſelben ſind noch häufig leicht zu entdecken. Ein Amerikaner hatte neulich eine Bittſchrift bei der römiſchen Regierung einzureichen und ſagte dem Beamten, das Geſuch werde durch ſeine Landsleute unterſtützt werden. „Was iſt denn Amerika anders“, wurde ihm hochmüthig entgegnet, „als ein Land, das Schiffe hat!“ — Freilich, ein Schiff iſt ihnen nicht ſo viel werth, als eine alterthümliche Gemme! —

Wir werden von manchen Andern für Barbaren ausgeſchrieen, die noch weniger Anſprüche auf fremde Achtung machen können als dieſe Römer. Diejenigen,

welche unſere Märkte überſchwemmen, kommen bloß in der Hoffnung des Gewinnes, und bringen nichts mit, als ihr Geld und ihre Habſucht. Ein Römer wird in ſeiner Krämerbude kaum ſich die Mühe geben, eine Leiter hinanzuſteigen, um vielleicht einen Scudo zu verdienen; doch ſo wie es einigermaßen verlautet, es ſei Einer angelangt, der Gold hat, ſo wird er der Abgott der flüchtigen Stunde, bis ihn ein Anderer ablöſ't. Nichts kann den, der Gold bringt, vor völliger Ausplünderung retten, als die Ueberzeugung, daß außer ihm noch viele Andere kommen, die eben ſo volle Goldbörſen haben.

Rom iſt eine Stadt voll Palläſte, Denkmähler und Kirchen, die bereits Jahrhunderte überdauert haben; New-York zeigt nichts, als baukünſtleriſche Nothbehelfe, die kein Menſchenalter überleben, ſo wenig wie die Menſchen darin. Der Römer iſt ſtolz auf ſeinen Geburtsort und auf ſeine Vergangenheit; ſein gegenwärtiger Zuſtand genügt ihm, und es dünkt ihm rühmlich, ſeine Abſtammung weit genug rückwärts, vielleicht bis zu irgend einem römiſchen Conſul verfolgen zu können. In New-York wird dagegen ſo wenig Werth auf alte Abſtammung, auf Thaten der Vorzeit geſetzt, kurz auf Nichts, was nicht unmittelbar Geld iſt, daß über die Hälfte ſeiner Einwohner, ſtatt auf ihre Familie ſtolz zu ſein, oder auf ihre geſchichtlichen Erinnerungen oder ruhmwürdige Thaten, öfter kaum genau wiſſen, welcher Nation ſie eigentlich angehören. Während die Nachkommen derjenigen,

die einſt den Palatiniſchen Hügel umwohnten, an ihrer Geſchichte und Ueberlieferung mit einer Innigkeit haften, die ſie mit derſelben Theilnahme einander verbindet, als ob jene Erinnerungen die gemeinſchaftlichen Erlebniſſe des geſtrigen Tages umfaßten; — ſo gibt es auf der weiten Erde wohl keine Stadtbevölkerung außer der unſrigen, in welcher alle geſelligen Verhältniſſe, ſofern ſie auf irgend etwas Anderes als unmittelbaren und offenbaren Vortheil Bezug haben, ſo äußerſt unbeſtändig und loſe zuſammenhängen.

„Welches von beiden Völkern iſt glücklicher?“ ſo fragte ich mich ſelbſt, während ich meine Blicke über die ſagenreiche Gegend gleiten ließ, „diejenigen, welche ihr Daſein in dieſen Erinnerungen verträumen, oder die, welche den Augenblick mit ſolcher Gier ergreifen, als gälte es, Vergangenheit und Zukunft in einen Tag zuſammenzupreſſen, die bloß darum zu leben ſcheinen, um, wenn die Nacht kommt, ſich zu rühmen, daß ſie abermals reicher geworden, als ſie am Morgen waren?“ Dieſe Frage iſt nicht leicht beantwortet; obſchon ich tauſendmal vorziehen möchte, daß das Loos meines Lebens mir in Rom zugetheilt geweſen wäre, als in New-York oder in irgend einer bloß Handel treibenden Stadt. Denn was die Krämerſeelen in New-York betrifft; ſo möchte ich „lieber ein Hund ſein und den Mond anbellen, als ſolch ein Römer.“

Die Römer verachten die Yankees, und die Yankees

verachten die Römer; die Einen deßhalb, weil jene bloß an die vorübergehenden Intereſſen des Augenblicks denken, die Andern dieſe, weil ſie gar nicht an dieſelben denken. Die Bewohner der „ewigen Stadt" ſind ein Theil der Nachkommen jener alten Römer, die an dieſer Stelle einſt die bekannte Welt beherrſchten; ſie ſtammen von Männern ab, die, umgeben von den Denkmählern der Großthaten ihrer Vorfahren, die von den erhabenen Geſinnungen durchwärmt, die ſich in den Ereigniſſen ihrer Vorzeit ausſprachen, wenn auch zu ſchwach, es ihnen gleich zu thun, doch in der Erinnerung ſich gehoben fühlten, und dieſe Erinnerung als ihr beſtes Erbe den ſpäten Nachkommen zu erhalten ſtrebten. Dagegen der große Handelsplatz des Weſten, was iſt er anders, als ein Zuſammenſtrömen von Abenteurern aus allen Weltgegenden, die alle Bande, die ſie an ihr Geburtsland knüpften, zerriſſen, jedes Gefühl für Nationalität verläugnet, jede Werthſchätzung hiſtoriſcher Beziehungen vergeſſen haben; denen keine anderen Ueberlieferungen zuſagen, als die ſich auf die Whittingtone unſerer Tage beziehen, und die für keine andere Größe empfänglich ſind, als für die Größe eines Inventariums. Die Einen ſind öfters thöricht, indem ſie das Poſitive mit dem Idealen verwechſeln; die Andern ſind unvermögend, ſich über die Grenzen der niedrigſten menſchlichen Beſtrebungen hoch genug zu erheben, um eines Gefühls theilhaftig zu werden, das etwas mehr iſt, als das Bewußtſein, ihr ganzes Leben im beſtändigen

Abquälen nach Gewinn zugebracht zu haben. „Dollars, Dollars, Dollars, Dollars; Actien, Actien, Actien, Actien!"

Ich wiederhole es, die Welt hat keine zwei Städte aufzuweiſen, deren Bewohner in ihren geſchichtlichen Erlebniſſen, ihren Gewohnheiten, Vorſtellungen, Beſchäftigungen, in ihrem Urſprung, in ihrer Entwicklung, in ihren charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſo durchaus einander entgegengeſetzt wären, als Neu-Rom und New-York. Wäre es möglich, daß die Bewohner beider Städte wechſelsweiſe ein Jahr lang in den Umgebungen der andern zuzubringen ſich bewegen ließen, ſo würde dieſer gegenſeitige Verkehr auf Beide einen heilſamen Einfluß ausüben; die Einen würden muthmaßlich ein wenig aus ihrem trägen Hinbrüten über vergangene Jahrhunderte aufgerüttelt werden, und die Andern würden vielleicht zur Erkenntniß kommen, daß es noch andere Dinge des menſchlichen Strebens würdig gebe, als bloß Geld, und wieder Geld, und abermals Geld.

Wie lange Rom noch werde beſtehen können, iſt ebenfalls eine Frage, welche zu manchen verwickelten Unterſuchungen führen kann. Ich erinnere mich nicht, innerhalb ſeiner jetzigen Mauern nur ein einziges neues Gebäude geſehen zu haben, das im Bau begriffen geweſen wäre; die bereits vorhandenen Häuſer ſcheinen allen Bedürfniſſen zu entſprechen. Die lange Dauer der päpſtlichen Suprematie, welche dem geſunkenen Anſehen der alten Kaiſer unmittelbar nachfolgte, iſt das Mittel gewe-

ſen, durch welches Rom ſich noch bis in unſere Zeiten erhalten hat. Wäre dieſes nicht geweſen, ſo läge die „ewige Stadt" vermuthlich längſt in Trümmern, und es gäbe keine Römer mehr. Die Palläſte der Vornehmen, von denen manche überdieß ausgedehnte Ländereien beſitzen, — ſelbſt die allgemeine in Europa zunehmende Geſchmacksbildung, wie das vermehrte Intereſſe an Kunſtſchätzen und Alterthümern, welches ganze Schaaren von Fremden zu ihrer Ausbildung oder zu ihrem Vergnügen nach Rom zieht, — und der Handel in Cameen, Moſaic, Bildhauerarbeiten und Abgüſſen, welche die Einnahmen der Einwohner nicht wenig vermehren hilft, Alles dieſes kann vielleicht das jetzige Rom noch mehre Jahrhunderte hindurch zu einer intereſſanten Stadt machen. Ihr ärgſter Feind iſt die Malaria, von welcher Manche behaupten, daß ſie langſam aber unabwendbar in ihrem verderblichen Einfluß immer weiter um ſich greife, während Andere noch immer der Meinung ſind, das Uebel ſei bloß ſtationär. Da die Abdachung nach dem Meere der Natur der Sache gemäß nach und nach abnehmen muß, ſo liegt es gar nicht im Reiche der Unmöglichkeit, daß das endliche Schickſal dieſer berühmten Stadt vielleicht durch den langſamen vernichtenden Einfluß jener unſichtbaren, geheimnißvollen Potenzen bereits im Voraus entſchieden ſei, deren ſich die Vorſehung zur Vollbringung ihrer unerforſchlichen Abſichten bedient. Nach allen ſeinen Kriegen, Belagerungen, Feuersbrünſten wird alſo Rom dereinſt

fallen, wie es den Anſchein hat, wenn es keine Bewohner mehr zählt, die über ſeinen Ruinen trauern! Wenn Sie alſo nur ein wenig eilen, ſo werden Sie gleichwohl noch im Stande ſein, eher nach Rom zu kommen, ehe dieſe furchtbare Verödung verwirklicht wird. Gleich der ſchon ſo oft vorher verkündeten und ſo ſehnlich herbeigewünſch= ten Auflöſung der amerikaniſchen Union wird hoffentlich Dieſes eben ſo wenig wie Jenes erfüllt werden, ſo lange wir Beide noch am Leben ſind.

Aber über dieſen Betrachtungen habe ich unſern Picnic auf dem Monte Mario ganz vergeſſen. Ruſſen, Polen, Franzoſen, Schweizer, Deutſche u. ſ. w. befanden ſich in dieſer Geſellſchaft, aber keine Engländer. Ich war der Einzige in der Geſellſchaft, deſſen Mutterſprache die engliſche war. Unter die Bäume wurde der Tiſch geſtellt, um welchen wir auf eine Weiſe Platz nahmen, daß Kei= nem die Ausſicht nach Rom verdeckt wurde; während Jedermann nach Luſt und Behagen die Freuden des ländlichen Mahls genoß. Eine Gewitterwolke lagerte ſich um die Sabiniſchen Hügel und bildete einen hehren Hintergrund zu dem weitausgebreiteten Panorama von Ruinen. Doch über Rom ſchien fortwährend die Sonne, als wolle ſie uns verkünden, daß ſie noch nicht aufhöre, über Rom auf= und unterzugehen.

Unter den Gäſten war ein geiſtreicher Franzoſe, der ein unterhaltendes Buch, eine Reiſe durch ſein Schlaf= zimmer, geſchrieben hat. Um nun einen practiſchen Com=

mentar zu ſeinen theoretiſchen Reiſen zu machen, war er eben auf einer Reiſe durch Europa begriffen in einem „Gig“. —

Sechsundzwanzigſter Brief.

Der Carneval zu Rom. — Maskerade im Theater. — Lächerliches Mißverſtändniß. -- Scherz über einen Geiſtlichen aus Neu=England. — Schönheit der römiſchen Frauen. — Carnevals=Freuden. — Zuckerwerk=Artillerie. — Wettrennen. — Fackelauslöſchen. — Faſten= und Pſalmſonntags=Gebräuche. — Canoniſche Vorſchriften der römiſch=katholiſchen Kirche. — Kardinäle. — Päpſte. — Feierlichkeiten in der Charwoche. — Päpſtlicher Segen. — Wirkung der religiöſen Ceremonien. — Erleuchtung der St.=Peterskirche. — Feuerwerk.

Die Faſchingszeit mit ihren Narrheiten und Späßen iſt vorüber; und jetzt ſind wir in der Charwoche. Während des Carnewals läßt die päpſtliche Regierung in ihrer Strenge bedeutend nach, indem ſie Bälle, Maskeraden, Ballete und Opern geſtattet. Obgleich Rom mehre Theater beſitzt, ſo wird doch das Oeffnen derſelben nur in dieſer Jahrszeit erlaubter Ausgelaſſenheit geſtattet; denn der geiſtliche Charakter der Regierung verbietet Manches, worauf man anderswo wenig Wichtigkeit zu legen pflegt.

Die öffentlichen Maskeraden werden in den Theatern gehalten. Eins beſonders, in unſerer unmittelbaren Nachbarſchaft, wurde zu ſolchem Zweck häufig in Anſpruch

genommen, und die Muſik allein belohnte die Mühe des Anziehens und Maskirens. Parterre und Scene waren in gleicher Erhöhung, ſo daß auf dieſe Weiſe eine ungeheure „Sala“ entſtand; die Logen, welche in Europa faſt immer durch Verſchläge von einander abgeſondert ſind, werden von einzelnen Familien oder Geſellſchaften gemiethet, um, ohne maskirt zu ſein, den Spaß mit anſehen zu können. Ich geſtehe, daß ich närriſch genug war, eine Maske vorzuziehen, obſchon ich niemals weiter gegangen bin, als bis zum Domino. An ſolchen Orten erſcheinen Krieger, Griechen, Landleute, Dottori, ein Lieblingscharakter der Römer, Teufel und Arlechino's in gehöriger Anzahl. Die Italiener ſind ein Volk voll heitrer Laune und luſtiger Schwänke, und ſie ſpielen ihre Rollen weit beſſer als irgend andere Nationen. Im Ganzen aber bleibt eine Maskerade höchſtens eine drollige Unterhaltung; es iſt weit leichter, das zu einem ſchönen Anzug erforderliche Geld aufzutreiben, als den nöthigen Witz zur vollkommenen Durchführung eines Charakters!

Ein lächerlicher Vorfall, der mich ſelbſt betraf, trug ſich bei einer Maskerade auf dem genannten Theater zu. Die Familien, welche die untere Logenreihe einnehmen, gehören meiſtens den mittleren Ständen an, weil die Dielenflur, um ſie der Höhe der Scene gleich zu machen, im Parterre ſo hoch gehoben wird, daß Familien aus höhern Ständen in den untern Logen ſich nicht gehörig

allein dünken. Die Masken gehn vorüber und bleiben auch ſtehn, wenn es ihnen gefällt, um ſich mit denen zu unterhalten, die nicht maskirt ſind. Indem ich ebenfalls an einer der Logen vorüberging, überraſchte mich die außerordentliche Schönheit eines etwa ſiebenzehnjährigen Mädchens. Ihr Anzug war vorzüglich gut gewählt, und ihr Geſicht war ein Ideal claſſiſcher Züge und vollkommener Anmuth. Ich war ſo entzückt durch dieſe Erſcheinung, daß ich einige meiner Freunde aufſuchte, damit ihnen der ſeltne Anblick einer ſo vollendeten Schönheit nicht entginge. Die Bewundrung war allgemein, und das ſchöne Mädchen empfing unſere Huldigung mit einem beſcheidenen Selbſtgefühl, das ihre Reize noch verſchönerte. Endlich verließ die Geſellſchaft, zu der ſie gehörte, die Loge und erſchien im Saale. Zwei von uns gingen ihr nach, um dieſe Schönheit etwas näher zu betrachten und zu ſehn, ob wir gar keine Mängel an derſelben entdecken könnten. Als ich im Gedränge ihr ganz nahe war, begann ſie zu ſprechen, und es ging mir wie dem Slender in den „Luſtigen Weibern von Windſor“, — ich entdeckte auf einmal an einer krächzenden Stimme, wie ſie jemals aus der Kehle eines halbwüchſigen Knaben von etwa 15 Jahren kam, daß es nur ein übrigens wohlgeſtalteter Junge war. Ein claſſiſches Aeußeres, ſchöne Augen, etwas Schminke und der paſſende Anzug hatte uns Alle getäuſcht. Der Eindruck, den bisweilen ſolche Masken hervorbringen, verſetzt Manchen in das

Reich romantiſcher und zauberhafter Sagen und macht Manches wahrſcheinlich, was einer lebhaften Einbildungs-kraft kaum möglich erſcheint.

Es gereichte mir zur Unterhaltung, manche von unſern Landsleuten mitten in dieſer bunten Menge anzu-treffen, ungeachtet ſie in Amerika Anſtand genommen haben würden, ſich bei einer ſolchen Luſtbarkeit ſehn zu laſſen. Hier konnte man den Umfang perſönlicher Frei-heit bei individuellen Handlungen beurtheilen, der in einem Lande voll feſtſtehender Gewohnheiten ſtatt findet, wenn man nämlich das Benehmen ſeiner Eingebornen in der Fremde beobachtet. Es kam ein jugendlicher, neckiſcher Einfall über W——. Vor ein Paar Abenden bemerkte er einen Geiſtlichen aus Neu-England mitten unter den Tänzern und Masken. Er war ſogleich entſchloſſen, ihn zu foppen, näherte ſich ihm, und ſagte in gebrochenem Engliſch, es ſei Jemand auf dem Ball, der ſich alle Mühe gegeben habe, ihn aufzufinden; wenn es ihm gefällig ſei, ſo wolle er, nämlich W——, ihn an die Stelle führen, wo er Jenen treffen könne. Der Prediger wil-ligte ein mit vertrauendem Blick, ließ ſich gutwillig hin-führen und der abſcheulichſten Teufelsfratze vorſtellen, die ſich an dieſem Abende blicken ließ. Der Prediger verlor ſeine ruhige Haltung nicht, und W—— überließ ihn ſeinem geſchwornen Feinde, um den berufsmäßigen Kampf mit demſelben auszufechten. Ich erzähle Ihnen dieſes nicht in der Abſicht, dieſen Ehrenmann deßhalb zu tadeln,

weil er eine Maskerade beſucht hat, ſondern bloß des Contraſtes wegen mit dem, was unſere Gewohnheiten zu Hauſe geſtatten und nicht geſtatten. Frömmelei hat noch nie die wahre Religion gefördert und eben ſo wenig der Verderbniß der Sitten entgegengewirkt; ſie hat vielmehr, wie die in Alles ſich miſchende, Alles bekrittelnde Klatſchſucht, ſcheinheilige Heuchelei befördert, — die widerwärtigſte aller menſchlichen Sündhaftigkeit. Dieſer Prediger aber war durch ſeine ſchonende Nächſtenliebe und ſeinen reinen Lebenswandel bekannt, und dieſes bürgt für ſeinen Charakter.

Ganz vorzüglich zog mich die eigenthümliche Schönheit der Frauen an, die während der letzten Woche der Faſchingszeit in den Straßen Roms zu ſehn waren; die Meiſten von ihnen gehörten den mittlern Ständen an, und da ich ſie am hellen Tage ſah, ſo konnte ich mich nicht leicht über ihre Schönheit täuſchen. Sie waren ſämmtlich zart geformt, wie die amerikaniſchen Frauen, doch anmuthiger in den Umriſſen der Bruſt und der Schultern gebildet; dabei fehlt es ihnen nicht an jugendlich friſchem Ausſehn; ihr Benehmen war meiſtens ächt weiblich und anſpruchslos.

Gewiß, an keinem Ort habe ich die luſtigen Aufzüge des Carnevals ſo ſinn- und geiſtreich durchführen ſehen. Die jüngern Fremden wiſſen ſich in die allgemeine Luſt mit nicht weniger gutem Geſchmack hineinzufinden, wie die gebornen Italiener ſelbſt. Nicht ohne theilnehmenden

Lachreiz vermag man die unzähligen Schnurren mit anzuſehn. Die Römer haben einen eigenthümlichen Brauch, der darin beſteht, daß ſie einander mit nachgemachtem Zuckerwerk werfen. Da ſieht man Männer von dem ernſthafteſten Aeußern in ihren Kutſchen vorüberfahren und plötzlich aufſpringen, um die Vorübergehenden mit einer Handvoll dieſes zierlichen Schießmaterials zu begrüßen. Damit noch nicht zufrieden, hat man eine Art von Geſchützen erſonnen, womit dieſe „Confetti" ſo nachdrücklich und ſo ſicher abgeſchoſſen werden können, daß man kaum vor einer ſolchen Ladung ſich zu retten weiß. So ſah man hier junge Engländer auf Karren, welche mit täuſchender Aehnlichkeit Schiffe vorſtellten, mit zehn bis zwölf Perſonen bemannt, ſämmtlich in Matroſentracht; und wenn zwei ſolche Schiffe einander zufällig, Raa gegen Raa begegneten, — denn immer fahren die Wagen in zwei Reihen, die eine vor=, die andere rückwärts durch die nicht ſehr breite Straße, — dann wurden gewöhnlich beiderſeits volle Ladungen auf einander abgefeuert. Wer es irgend beſtreiten kann, miethet ein Zimmer auf dem Corſo, um die Maskenzüge mit anzuſehn; Fenſter und Balkone ſind voll von Zuſchauerinnen und verſäumen dieſe, ihre Freunde unten mit einem artigen Kußhändchen zu begrüßen, ſo werden beide Parteien in gegenſeitigen Würfen handgemein.

Man wird faſt wider Willen in die allgemeine Thorheit mit hineingezogen; mir war es ein wohlthuen=

des Gefühl, daß dieſe gemeinſchaftliche Luſtigkeit Aller die gegenſeitige Anhänglichkeit und Zuneigung der Bevölkerung vermehren muß. Die Polizei trägt Sorge, daß der Spaß nirgends in ernſten Unfug ausarte; ſogar einige „Confetti"-Geſchütze wurden unterdrückt, um manchen unangenehmen Folgen vorzubeugen. Wollte Jemand einen etwas zu derben Wurf von Confetti übel nehmen, während er ſelbſt unter den Spaßmachern ſich befindet, ſo würde man ihn für einen albernen und unverträglichen Menſchen halten. Es war ein Gerücht, daß in Folge einiger Würfe eine Herausforderung vorgefallen ſei, und obgleich beide Theile ſchon vorher mit einander geſpannt waren, ſo wurde doch der Herausforderer allgemein als ein widerwärtiger Menſch getadelt, der von den Straßenluſtbarkeiten ganz und gar hätte wegbleiben ſollen.

Die berühmten Pferderennen, deren mehre in der vorigen Woche gehalten wurden, glichen denen von Florenz, doch wurden ſie mit weit mehr unmittelbarer Theilnahme geleitet. Die Rennpferde liefen etwa eine Meile Wegs durch das dichte Volksgewühl, welches ſie mit Schreien und Gebärden antrieb. Sie wiſſen, dieſe Pferde laufen ohne Reiter; aber lederne Riemen ſind am Rückengeſchirr befeſtigt, indem ſie zugleich am Gurt und am Schwanzriemen feſt geſchnallt werden, und dieſe beſondern Riemen ſind mit Bleikugeln beſchwert und mit kurzen Eiſenſtacheln beſetzt, hinreichend ſpitz, um

als Sporen dienen zu können, wenn ſie während dem Lauf des Pferdes die Seiten deſſelben treffen. Dieſe Vorrichtung ſieht einigermaßen grauſam aus; doch im Ganzen iſt das Spornen und Peitſchen der Jockey's weit ärger. Zwar ſieht man die Bleikugelriemen in beſtändiger Bewegung, doch ſcheint es nicht, daß ſie den Pferden ſonderlich wehe thun können.

Dieſes Wettrennen iſt eigentlich nicht viel mehr als Kinderei; nur hat die Art und Weiſe etwas Schreckhaf- tes, wie die Straße, ehe der Wettlauf beginnt, freige- macht wird. Dazu müſſen Sie ſich eine ganz gerade und gar nicht breite Straße vorſtellen, die buchſtäblich mit Menſchen vollgepropft iſt. Mit einem Mal ſieht man eine Abtheilung berittener Gensdarmen am einen Ende der Straße; ſie fangen an, die Mitte der Straße frei zu machen, indem ſie in allmählig verſtärktem Trab vorwärts reiten. Nach und nach gehen ſie aus dem Trab in Galopp über, und Knie an Knie feſt anſchließend, durchfliegen endlich dieſe zehn oder zwölf Mann den Menſchenſchwarm mit ſolcher Eile, als ihre Pferde es aushalten können. Zu beiden Seiten ſieht man die wogende Menſchenmenge ausweichen, wie die Wellen im Sturm vor dem Bug eines Schiffes zurückprallen; manch- mal ſcheint es faſt unmöglich, daß die Menge ungefähr- det ausweichen könne. Bisweilen fällt auch wohl ein Unglück vor, doch äußerſt ſelten. Dieſes Durchreiten um

den Weg frei zu machen, ſchien mir das Sehenswürdigſte bei dem ganzen Spaß.

Aber vorzüglich unterhaltend iſt die Volksbeluſtigung, womit dieſe Faſtnachtsſpäße auf den Straßen beſchloſſen werden. Kaum iſt die Sonne untergegangen, ſo erſcheint Jedermann mit einem oder zwei Windlichtern. Dieſe Windlichter ſind theils zu dieſem Zweck beſonders zubereitete Wachskerzen, theils gewöhnliche Pechfackeln. Jedermann hat das Recht, ſeinem Nachbar das Licht auszulöſchen. Ganz gemeine Straßenmasken ſieht man an fürſtlichen Wagen hinaufſpringen, um ihnen die Fackeln auszublaſen, die aber ſchnell wieder angezündet werden, als ob es ein Ehrenpunkt ſei, ſie immer brennend zu erhalten. Manche kletten ſogar zu den Balkonen hinauf, um die Lichter auszulöſchen, und von oben herab wirft man nach dem Vorübergehenden, damit ihre Lichter erlöſchen. Es hat wirklich ein ſpaßhaftes Anſehen, wenn mancher ehrwürdige alte Mann ſorgfältig ſeine Fackel vor Jemanden beſchützt, der ihn von vornen angreift, blos um ihn zu necken, während ganz langſam von hinten her ein Lichtknecht an einem langen Stock befeſtigt, ſich auf ſeine Fackel herabläßt und ſie völlig auslöſcht. Alle lachen, und der Ueberwundene ſelbſt ſtimmt endlich ein in den allgemeinen Jubel, indem er ſchnell ſeine Fackel wieder anzündet. Dieſe Luſtbarkeit führt den Namen der „mocheletti“, und man ſagt, es ſei dieß eine Nachahmung der alten Saturnalien.

Die anmuthige Stille der Faſtenzeit folgte auf die rauſchenden und lärmenden Schnurren des Carnevals. Doch hätte ich beinah vergeſſen, daß die Vornehmen die Faſchingsbeluſtigungen durch kleine Gelage beſchließen, bei welchen es hoch her geht. Die Strenge der Faſten wird, was mir aufgefallen iſt, hier durchaus nicht ſo genau beobachtet, wie an andern Orten; aber die allgemeinen Religionsgebräuche wurden dagegen mit weit prachtvollerer Feierlichkeit von der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit begangen. Sowie die Leidenswoche anfing, ſahen wir, daß wir uns im Mittelpunkte der Chriſtenheit befanden. Der Palmſonntag war ein vorzüglich feierlicher Tag, ſämmtliche Kardinäle erſchienen in der Sixtiniſchen Kapelle und trugen Palmzweige. Bei dieſer Gelegenheit ſahen wir auch einen Engländer, einen Mr. Weld, im Kardinals-Schmuck, wie ich glaube, der erſte aus dieſer Nation, ſeit dem letzten Kardinal York. Dieſer Herr war vorher ein Weltlicher geweſen, hatte ſich früher verehelicht gehabt und Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Er beſitzt ein großes Vermögen und gehört zu den ältern engliſchen katholiſchen Familien.

Ueber die Vorſchriften der römiſchen Kirche beſtehen mancherlei gangbare Irrthümer. Die canoniſche Rangordnung iſt faſt dieſelbe wie bei uns; es gibt Biſchöfe, Prieſter, Diakone. Alle höheren und niedrigeren Rangſtufen ſind bloße Zuſätze, welche die Kirche bekanntlich zur beſſern Handhabung der Disciplin erfunden hat; auf

gleiche Weiſe hat die Kirche von England ihre Erzbiſchöfe, Archidiakonen, Dechanten, Vicarien, Rectoren, Curatoren u. ſ. w. Der Erzbiſchof von Canterbury und der Papſt ſelbſt ſind im geiſtlichen Vorſtande nicht mehr als Biſchöfe. So iſt es auch nicht durchaus nothwendig, daß ein Kardinal zu irgend einem geiſtlichen Orden gehöre; bei den Meiſten iſt es der Fall; doch gibt es davon, wie ich höre, manche Ausnahmen. Ich weiß nicht, ob Mr. Weld wirklich jemals die geiſtlichen Weihen empfangen hat. Die Functionen eines Kardinals ſind eigentlich mehr politiſcher Art, wiewohl ſie in genauer Beziehung zum Kirchenregiment ſtehen. Die Kardinäle ſind Geiſtliche und dürfen als ſolche nicht heirathen; doch habe ich von Kardinälen gehört, die ihre hohe Stellung verlaſſen und ſpäter ſich verehlicht hatten. Einer oder zwei ſind mir namentlich bezeichnet worden.

Es iſt gebräuchlich und faſt jedesmal der Fall, daß der Papſt aus den Mitgliedern des heiligen Collegiums gewählt wird; aber die Verfaſſung der römiſch-katholiſchen Kirche macht ſolches nicht zur nothwendigen Bedingung. Sie oder ich könnten zu Päpſten gewählt werden; das einzige Erforderniß dazu wäre, daß wir vorerſt, wie man ſich ausdrückt, in den Schooß der römiſch-katholiſchen, allein ſelig-machenden Kirche zurückkehrten, die katholiſche Taufe empfingen und die verſchiedenen Stufen geiſtlicher Rangordnung, eines Diakonus, Presbyter und Episcopus durchmachten. Der Papſt iſt

im canoniſchen Sinne nichts weiter als Biſchof zu Rom, und vermöge dieſes ſeines geiſtlichen Amtes iſt er das Haupt der ganzen römiſch-katholiſchen Chriſtenheit. Die Kardinäle werden unter einander als Kardinalbiſchöfe, Kardinalprieſter und Kardinaldiaconen claſſificirt; doch iſt dieß nicht ihr geiſtlicher Rang. So wird der Kardinal Feſch, obſchon er Erzbiſchof zu Lyon iſt, in der Liſte der Kardinäle nur als Kardinalprieſter aufgeführt. Der Kardinal Albani iſt Staatsſecretär, aber nur Kardinal-diakonus, hat kein Bisthum und war früher verheirathet. Ich vermuthe ſogar, daß er nicht einmal die heiligen Weihen empfangen hat.

Die Meinung, daß der Papſt durchaus ein Italiener ſein müſſe, iſt falſch; denn es beſteht keine in der Kirchenverfaſſung begründete Beſchränkung für das heilige Kollegium bei der Papſtwahl. Die Ceremonien, welche denen des Palmſonntags folgten, waren impoſant und prächtig, und die herrliche Kirchenmuſik überſtieg alle Vorſtellungen. Dieſe Dinge ſind aber ſchon zu oft beſchrieben worden, als daß ſie in dieſer flüchtigen Nachleſe wiederholt erwähnt werden könnten. Doch eine Sache ſetzte mich in Erſtaunen, ich meine die unüberlegte Zudringlichkeit der Fremden. Hier befindet ſich ein Corps von Hellebardieren, ſämmtlich Schweizern. Einer darunter zeichnet ſich durch ſeine vorzügliche Leibesſtärke und außerordentliche Größe aus; dieſen ſah ich wie im Fegfeuer geplagt, wie er ſich anſtrengte, eine Menge

engliſcher Frauenzimmer zurückzuhalten, die mit Gewalt in ein Gemach hinein wollten, das gar nicht für ſie in Bereitſchaft geſetzt war. Ich ſah, wie ihm der Angſtſchweiß ausbrach, und wie er endlich, unvermögend ihrer Zudringlichkeit Widerſtand zu leiſten, ſeinen Poſten in Verzweiflung aufgab. So eine Scene muß man ſelbſt mit angeſehen haben, um zu glauben, daß ſie nicht erdichtet ſei.

Gegen das Ende kamen die päſtlichen Segensſprüche an die Reihe. Die zwei Hauptceremonien waren, daß in der einen der Papſt der Stadt Rom und in der andern dem ganzen Erdkreis den Segen ertheilte. Die letztere Ceremonie iſt wahrhaft ergreifend. Die Ambaſſadeure fuhren im großen Staat dahin, deßgleichen der ganze hohe Adel, und Sitze für die ausgezeichnetſten Perſonen waren um den großen Altar in der Sanct Peterskirche in Bereitſchaft geſetzt. So ungeheuer groß dieſes Gebäude iſt, ſo war es doch dicht mit Menſchen beſetzt, aber zu ſagen, daß die Kirche übervoll geweſen ſei, wäre nicht der Wahrheit gemäß. Der Papſt erſchien in der verſammelten Menge, auf menſchlichen Schultern getragen, in der Mitte wallender Federbüſche, in einem goldnen, — das heißt in einem reich vergoldeten Seſſel.

Die Ertheilung des Segens an das Volk, erfolgt von einem Balkon an der Fronte der Kirche, und das Volk befindet ſich in dem Raume vor derſelben zwiſchen den beiden Colonnaden. Der Raum war groß genug,

um zehnmal mehr Menſchen zu faſſen, als gerade damals zugegen waren. Die Colonnaden waren ebenfalls beſetzt, und in einer derſelben hatte ich mir meinen Standplatz ausgeſucht. Ich bemerkte einen ehrwürdig ausſehenden ſchwarzen Mann hinter mir, und weil mir ſeine Erſcheinung auffallend war, ſo nahm ich Gelegenheit, um ihm nicht gleich meine Abkunft zu verrathen, ihn franzöſiſch anzureden. Das Franzöſiſche ſchien ihm nicht geläufig, und ein Verſuch im Italieniſchen gelang ebenſo wenig. Engliſch konnte er gar nicht; doch bald zeigte er ſich als meinen Meiſter, indem er Lateiniſch zu reden anfing. Ich war zu ungeſchickt, um es ihm gleich thun zu können; doch verſtand ich genug von ſeinen Reden, um daraus zu entnehmen, er ſei ein römiſch-katholiſcher Prieſter aus Afrika, vermuthlich zur Miſſionsgeſellſchaft de propaganda fide gehörig. Als ich ihm ſagte, ich ſei ein Amerikaner, betrachtete er mich mit Theilnahme, und er ſchien mir ebenſo ſehr über meine weiße Farbe, als ich über ſeine ſchwarze verwundert zu ſein. Hielt er mich vielleicht für einen Miſſionär aus Amerika?

Die Ceremonie der Segenertheilung, ſo feierlich und großartig ſie auch iſt, ging für die verſammelte Menge faſt verloren, bis auf die Armbewegungen des Papſtes. Seine Stimme konnte nicht gehört werden, aber ſeine Bewegungen waren anmuthig und würdevoll. Die Katholiken lagen auf den Knieen, die Proteſtanten aber nicht; ich verwunderte mich beinahe darüber; denn die Segens-

ſprüche eines braven Mannes ſind nicht zu verachten. In uns Proteſtanten ſteckt nur zu viel von dem: „verd — t will ich ſein! meine Religion verändern? nimmermehr!“ jenes Matroſen, wir ſcheinen uns nur zu oft einzubilden: es liege etwas Verdienſtliches in ſchonungsloſer Intoleranz und in der Verachtung gegen Andersdenkende, wann es gilt, gegen Katholiken mit Nachſicht und Achtung uns zu benehmen. Wer aber freiwillig einem katholiſchen gottesdienſtlichen Gebrauch mit beiwohnen will, iſt meines Erachtens verbunden, ſich mit Achtung und Beſcheidenheit zu benehmen; übrigens iſt Gott überall gegenwärtig. Ich ſehe nichts Unrechtes darin, mit allen Anweſenden vor der geweihten Hoſtie niederzuknieen; denn wenn wir auch nicht an die wirkliche Gegenwart des Leibes des Herrn glauben können, ſo ſind wir doch überzeugt, daß andächtige Verehrung des höchſten Weſens, ſei es unter welcher Geſtalt es wolle, niemals außer der Zeit ſein könne. Gewiß würden alle Menſchen ähnliche Geſinnungen hegen, wenn nicht die Politik ſo viel in die Religion und dieſe in jene ſich gemiſcht hätte.

Fragen Sie mich vielleicht, welchen Eindruck überhaupt dieſe Ceremonien hervorbringen, ſo kann ich bloß antworten, daß dieß Volk hier das einzige iſt, das ich kenne, welches zu ſolchen Dingen vollkommen „eingeſchult“ und „gedrillt“ iſt. Die ungeheure Ausdehnung dieſer Kirchen, ihr reicher Schmuck, die koſtbaren Gewänder, die vorzüglichen Werke der Kunſt, die unübertreffliche

Kirchenmuſik und das Bewußtſein, ſich hier in dem Hauptſitz des Chriſtenthums zu befinden, Alles vereinigt ſich, um den Eindruck zu erhöhen; und dennoch, ſollte man es glauben! die ächte, innige Andacht, es ergriff mich ſchmerzlich, fehlte faſt ganz und gar. Ich war bei einer achtung-einflößenden Feierlichkeit unſerer Gemeinde in unſrer kleinen Chriſtuskirche in C — — n gegenwärtig, welche einen weit tiefern Eindruck auf mich machte, als alle dieſe gekünſtelten, an heidniſchen Pomp gränzenden Gebräuche in der Sanct Peterskirche zu Rom; und Sie wiſſen wohl, daß ich nicht zu den Leuten gehöre, die nirgends andächtig ſein können als auf dem gewohnten Sitze in ihrer Dorfkirche. Der Mangel an äußerer Andacht, — die übereilte und unwürdige Weiſe, in welcher gewöhnlich die römiſchen Kirchengebräuche befolgt werden, und die unverkennbare Thatſache, daß die meiſten Anweſenden nur als neugierige Zuſchauer zugegen waren und faſt gar keine Theilnahme an den gottesdienſtlichen Feierlichkeiten wahrnehmen ließen, wirkte ſtörend ſelbſt auf die Beſſerdenkenden ein, und verſcheuchte die erhabeneren Gefühle der Andacht, welche ſonſt von ſolcher Feierlichkeit unzertrennlich ſind.

Die berühmte Illumination übertraf dagegen meine Erwartungen. Alle Umriſſe des großen, ungeheuren Doms waren von Lampen erleuchtet, welche ſo angebracht waren, daß alle Hauptzüge dieſes bewundrungswürdigen Meiſterwerks der Baukunſt, ſo wie der Façade,

der Kirche ſelbſt und der Colonnaden deutlich hervortraten. Da Sie das Ausſehen dieſes prachtvollen Baues hinreichend kennen, ſo werden Sie ſich einigermaßen eine Vorſtellung von der Wirkung einer ſolchen Beleuchtung machen. Die Lampen ſtanden dicht gedrängt und gaben ein glänzendes Licht, wie es die großartigen Verhältniſſe eines ſolchen Baues fordern, und die Schnelligkeit, mit welcher ſie, faſt möchte ich ſagen, beinah augenblicklich angezündet worden, iſt wahrhaft wundervoll. Es iſt zwar nicht buchſtäblich wahr, daß ſämmtliche Lampen alle auf einmal aufflammen. Denn eine große Anzahl der kleinern Lampen, die ebenfalls die Umriſſe des Gebäudes erleuchten ſollen, wird ſchon am hellen Tage angezündet und wird erſt ſichtbar mit annähernder Dunkelheit, ſo daß dieſes allmählig hellere Aufleuchten ſchon allein einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Aber eine Menge größerer Lampen anderer Art oder Fackelleuchten wird wirklich zu einer beſtimmten Stunde auf ein Mal angeſteckt, und zu ihrem weit ſtärkern Licht bilden alsdann die erſtgenannten kleinern Lampen gleichſam eine milderſtrahlende Einfaſſung von mehren verſchiedenfarbigen Nebenlinien. Ich habe noch keine ähnliche Beleuchtung geſehen, die dieſer an Pracht gleichkam, und keine, bei welcher ein ähnlicher dramatiſcher Effect in dem überraſchend ſchnellen Aufflammen ſo unzählig vieler Lichter den Eindruck des Ganzen erhöhte. Wenn ich aber ſagte, dieſes Aufflammen ſei ein augenblickliches geweſen, ſo dürfen Sie freilich

dieſes nicht ganz und gar wörtlich nehmen; denn es vergehen wirklich einige Minuten, bis das ganze Gebäude durchaus erleuchtet iſt; aber dieſer Zeitraum iſt ſo kurz, und die Wirkung der ſchnellen Aufeinanderfolge der Beleuchtung des Ganzen iſt ſo außerordentlich, daß man faſt keine Zeit findet, um die Augenblicke zu zählen, bis man von allen Seiten her durch das plötzliche Aufflammen überraſcht wird. Die Wirkung iſt einigermaßen derjenigen ähnlich, welche das ſchnelle Aufziehen oder Einziehen aller Segel auf einem Kriegsſchiffe hervorbringt. Auch dieſes ſchnell ineinandergreifende Manöver erfordert Zeit, aber in einer Minute geſchieht dabei ſo außerordentlich viel, daß Jedem, der mit dem Seeweſen wenig bekannt iſt, das Ganze wie in einem Augenblick vollbracht zu ſein ſcheint.

Die Feuerwerke auf der Engelsburg waren nicht weniger prachtvoll, weit ſchöner, als ich irgend ſonſt geſehen habe. Unter andern wurde ein Vulcan dargeſtellt, deſſen Wirkung Alles übertraf, was ich jemals von den Fortſchritten in dieſem Kunſtzweig erwartet hätte. Aber die reine italieniſche Luft iſt ſolchen Schauſpielen ganz vorzüglich günſtig.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Abreiſe von Rom. — Ein ſcheltſüchtiger Reiſender durch einen ſchelmiſchen Gaſtwirth in Civita Caſtellana überliſtet. — Von Rom zurückkehrende Pilgrime. — Narni. — Waſſerfälle von Terni. — Spoleto. — Einſiedeleien. — Der Tempel des Clitumnus. — Foligno.

Nachdem wir fünf vergnügte Monate in Rom verlebt hatten, war endlich die Zeit gekommen, wo wir es wieder verlaſſen mußten. Jedermann wartete auf das Ende der Charwoche, und Jedermann ſchien die Zeit kaum abwarten zu können, um nur ſchnell wieder weg zu kommen. Wir verzogen indeſſen doch noch einige Tage, um erſt noch Tivoli zu beſuchen, nebſt noch einigen andern ſehenswürdigen Orten in der Umgegend, die wir bisher ganz vernachläſſigt hatten; und dann erſt thaten wir es den meiſten andern Fremden nach, und mit öfter rückwärts gewandtem Blick verließen wir endlich Rom durch die Porta del Popolo. Unſer Reiſezug beſtand aus unſrer eignen Kutſche, mit vier muntern Schimmeln beſpannt, und einer den Vetturini's gehörigen Kutſche, mit vier ſtarken Braunen. Die Kutſche des Vetturino hatte ich aus der Urſache genommen, weil ſie geräumig war und einen beſondern Wagen für unſer Gepäck entbehrlich machte.

Unſer erſtes Anhalten geſchah noch in der Campagna, und zwar in einem kleinen unbedeutenden Dörfchen, wo wir frühſtückten. Die Landſtraße ſtellte überall eine ununterbrochne Folge von Reiſekutſchen dar; aber mit Hülfe unſrer durch Erfahrung vermehrten Pferdekenntniß hatten wir uns zwei Geſpanne verſchafft, die alle andern hinter ſich ließen, außer den Poſtpferden. Sie können ſich vorſtellen, daß die Ueberfüllung der Landſtraßen mit Reiſenden gerade um dieſe Zeit groß genug war, ſo daß es Jedem wichtig ſein mußte, ſo ſchnell als möglich die nächſte Station zu erreichen. Vor dem Hauſe, wo wir zuerſt frühſtückten, fanden wir einen engliſchen Reiſewagen mit drei Poſtpferden beſpannt; es waren drei Perſonen darinnen außer der Bedienung. Der Engländer hatte eine beſonders ausdrucksvolle Phyſiognomie, welche meine Kinder veranlaßte, ihm den Beinamen „Grognon“ zu geben. Er ſchalt auch tüchtig während ſeines Frühſtücks, das übrigens nichts weniger als vortrefflich war, und fuhr uns wieder voran. Der Mann ſchien ſich vorgenommen zu haben, eine ganze Woche hindurch zu zanken.

Die Gegend, welche wir den übrigen Theil des Tags durchreiſ'ten, war von vulkaniſcher Formation, und wiewohl noch Ebene, ſo war ſie doch angebauter und wohnlicher als die Campagna. Zu unſrer Rechten hatten wir den Gipfel des Soracte und allmählich wich er hinter uns zurück. Der Ort, wo wir für die nächſte

Nacht anhielten, war Civita Caſtellana. Dieſe Stadt hatte wie Sorrento einen natürlichen Graben, durch die Spalten der vulkaniſchen Felſenmaſſe gebildet. So wie wir auf dem großen Marktplatz anlangten, dachte ich nicht anders, als alle Vetturini Italiens wären uns bereits vorangeeilt. Der unſrige fuhr indeſſen, ohne ſich irre machen zu laſſen, raſch nach dem erſten Gaſthof zu. Nur wenige Kutſchen waren vor uns angelangt, er winkte mir daher, nur ja recht ſchnell mit dem Wirth einig zu werden.

Ich traf den Gaſtwirth im heftigen Wortwechſel mit meinem Bekannten vom vorigen Wirthshauſe her; der Streit betraf einige Zimmer, die beſten im ganzen Hauſe, welche der „Grognon“ durchaus für ſich verlangte. Der Wirth betheuerte aber, dieſe Zimmer ſeien bereits für einen Herrn in Beſchlag genommen, der bloß deßhalb einen Eilboten vorangeſchickt habe, um dieſe feſt zu beſtellen. Ich hörte den Streit mit an, denn ich war eben eingetreten, und nahm die Sache als eine ſchlimme Vorbedeutung auf. Unterdeſſen hatte der ſchelmiſche Gaſtwirth einen Blick zum Fenſter hinausgethan, und ſo wie er mit Einſchluß der Poſtillione eilf Perſonen und acht Pferde gewahrte; wandte er ſich ſchnell nach mir um, mit dem Ausruf: „Aha! da iſt der Herr ſchon ſelbſt! Hier, Signore, ſind die Zimmer, die ich für Sie aufgehoben habe. Es thut mir leid, dem andern Herrn nicht eben ſo gefällig ſein zu können. Er wird

ſich hoffentlich mit den andern Zimmern hier gegenüber zufrieden ſtellen. Sie wiſſen einmal, daß Ihnen dieſe zugeſagt ſind, ich darf nicht anders.“

Obgleich ich beinah dem Wirth hätte in’s Geſicht lachen mögen, ſo wollte ich mich doch mit dem zankſüchtigen Engländer in keine Erörterungen einlaſſen, ſondern fragte den Wirth ganz beſtimmt, ob ich dieſe Zimmer bekommen würde, und da er dieß bejahte, nahm ich ſogleich von ihnen Beſitz mit dem ſtillſchweigenden Entſchluß, mich nicht wieder daraus vertreiben zu laſſen. Der „Grognon,“ der dieſen Spitznamen nicht mit Unrecht bekommen hatte, ſah ſich genöthigt, nachzugeben, wiewohl er die Schelmerei des Wirths zu merken ſchien. Ich folgte, wie Sie ſehen, dem Princip, ihm zu thun, wie er mir gethan haben würde.

Jedermann war mit Tagesanbruch auf den Beinen; die Reiſekutſchen fuhren um die Wette zum Thor von Cività Caſtellana hinaus und bildeten eine lange Reihe gleich den Packwägen eines Regiments auf dem Marſche. Wir waren bald allen übrigen voran, und durch ſchnelles Zufahren hatten wir in kurzer Zeit die Landſtraße für uns allein. Mittelſt einer Brücke fuhren wir über die Tiber und begannen die Apenninen allmählig hinan zu ſteigen. In einem Dörfchen an einem Abhang nahmen wir ein Frühſtück ein, und um den Pferden zum Füttern Zeit zu laſſen, gingen wir zu Fuße voraus. Es war ein einſamer wilder Bergweg, aber vortrefflich unter-

halten, und bald begegneten wir einer Anzahl Pilger, die von Rom zurückkehrten. Dieſe Leute trugen Stäbe und Zwerchſäcke, hatten helle Tuchkleider an und auf den Köpfen muſchelnverzierte Hüte. Sie waren aufgeweckt und geſprächig, durchaus nicht erſchöpft von ihrer Wanderung und hatten in Rom das Ihrige zu den letzten Ceremonien beigetragen.

Als die Kutſchen uns wieder einholten, befanden wir uns in einer wilden, maleriſchen Umgebung, vorzüglich ſchön in der Gegend von Narni, wo ſich auch einige römiſche Ruinen befanden. Von da führte unſer Weg bergab in ein ſchönes Thal, auf deſſen Grunde wir die Ueberreſte einer Brücke aus den Zeiten Auguſts betrachteten. Hiernach kamen wir mitten durch Weinpflanzungen, Oliven- und Obſtbäume nach der kleinen Stadt Terni; ſie hat etwa ſechs bis ſiebentauſend Einwohner, und ihre Lage am Fluſſe Nera mitten in einer herrlich angebauten Gegend, gefiel mir ungemein. Dieß iſt das Geburtsland von Tacitus.

Es war noch früh am Tage; doch zogen wir vor, einzukehren, um uns bei Zeiten mit guten Zimmern zu verſehen. Darauf eilten wir zu den Waſſerfällen. Sie ſind über eine ſtarke Stunde Weges vor der Stadt, welches wir zu unſerm Verdruß erſt ſpäter erfuhren, als wir ſchon den Weg dahin zu Fuß angetreten hatten. Glücklicherweiſe trafen wir einige Eſel unterweges, W—— aber und ich mußten hin und zurück zu Fuße gehen.

Dieſe berühmten Waſſerfälle ſind ein Werk der Kunſt und einige Jahrhunderte vor Chr. Geb. von den Römern angelegt worden, indem ſie den Lauf eines hübſchen kleines Fluſſes veränderten. Sie werden für die ſchönſten in ganz Europa gehalten; dieſer Welttheil hat überhaupt viele ſchöne Waſſerfälle, aber wenig ſchöne Waſſerſtürze. Die von Terni halten zwiſchen beiden die Mitte, als Waſſerſtürze ſind ſie nicht bedeutend, als Waſſerfälle aber haben ſie eine beträchtliche Breite. Einige von uns hatten die Fälle von Trenton geſehen und gaben dieſen den Vorzug vor den Fällen bei Terni. Ich kann darüber nicht urtheilen, weil ich die von Trenton noch nicht geſehen habe. Es iſt zwar das Erkünſtelte, „das Methodiſche in der Narrheit,“ in dem wilden Herabrauſchen nicht zu verkennen, aber dennoch ſind dieſe Fälle ſehr ſchön. Die Waſſerfälle von Tivoli ſind dagegen ziemlich unbedeutend; doch ſoll die Schönheit der letztern viel verloren haben durch einige öffentliche Arbeiten. Daſſelbe iſt, wie Sie wiſſen, den Choes-Fällen widerfahren.

Zwiſchen Terni und Spoleto hatten wir nochmals einen Gebirgszug zu überſchreiten und kamen durch ſchöne Berglandſchaften. Auch Ruinen aus der alten Römerzeit ſahen wir bei Spoleto, welches eine anmuthige Lage auf einer unebenen felſigen Anhöhe hat, die Manche für einen erloſchenen Krater anſehen. Eine römiſch genannte Waſſerleitung hat Bogenwölbungen in gothiſchem

Styl, kann alſo wohl nur aus dem Mittelalter herrühren. Außerdem war eine hohe Brücke ſehenswürdig, die über eine Bergſchlucht weg nach einer Einſiedlerwohnung führte, ein Beweis mehr, wozu religiöſe Schwärmerei die Menſchen zu führen vermag. Für Reiſende iſt indeſſen der Anblick einer Einſiedelei meiſtens intereſſant, wegen der romantiſchen Ideen, die gewöhnlich durch ihren Anblick in uns aufſteigen. Ich habe Hunderte ſolcher einſamen Wohnungen auf meinen Reiſen geſehen, von denen eine große Anzahl gar nicht mehr bewohnt wird; die italieniſchen Einſiedeleien zeichnen ſich aber vor allen andern durch ihre vorzüglich ſchöne Lage aus.

In Spoleto ſelbſt war wieder ein großer Andrang von Reiſekutſchen. Der „Grognon“ mit zankluſtigem und heißhungrigem Angeſicht, traf wieder in demſelben Wirthshauſe mit uns znſammeu. Sein Gepolter wegen Frühſtück und Zimmer war wirklich unleidlich; doch da wir allen übrigen Gäſten zuvorgekommen waren, ſo ging Alles noch beſſer, als wir beiderſeits erwartet hatten.

Hinter Spoleto fuhren wir durch ein ſchönes Thal. An der rechten Seite unſers Weges lag eine angebaute Hügelreihe, eine côte im franzöſiſchen Sinne, Kirchen und Wohnungen längs dem Abhang, der in Obſtbäumen faſt begraben war. Nachdem wir eine ziemliche Strecke längs der anmuthigen Hügelkette weiter gefahren waren, ſahen wir ein kleines backſteinernes Gebäude nahe an der Landſtraße, und zwiſchen dieſer und den Wieſengrün-

den, die ſich links von uns ausbreiteten, ſo daß dieſe Gegend mehr einer nördlich von den Alpen, als einer ſüdlichen italieniſchen Landſchaaft ähnelte. Das kleine Gebäude kam den in der Campagna ſo häufig erwähnten kleinen Tempeln an Größe ziemlich gleich, und iſt wohl ebenſo gewiß wie jene römiſchen Urſprungs. Man nennt es den Tempel des Clitumnus, weil er ſich an der Quelle dieſes klaſſiſchen Flüßchens befindet; jetzt aber iſt dieſer Tempel eine chriſtliche Kapelle. Sie wundern ſich vielleicht über die Kleinheit dieſer römiſchen Tempel; es iſt der fünfzigſte der Art, den ich geſehen habe, und keiner von ihnen größer als eine gewöhnliche große Getreideſcheuer. Die Bauart iſt hübſch, aber ganz einfach; doch iſt es wahrſcheinlich, daß aller Marmor, der ihn ehemals geſchmückt haben mag, gleiches Schickſal gehabt hat, wie die Marmorzierrathen ſo vieler anderer Tempel, Amphitheater, Theater und öffentlicher Plätze, die man in ganz Italien zerſtreut findet. Mit dieſen Ruinen geht es uns, wie mit verlaſſenen Freunden; erſt wenn ſie völlig für uns verloren ſind, empfinden wir recht innig, wie viel wir in ihnen verloren haben.

Wir kamen bei guter Zeit nach Foligno, und mit einiger Anſtrengung gelang es, faſt alle Zimmer eines etwas von der Hauptſtraße entlegenen Wirthshauſes für uns allein in Beſchlag zu nehmen. Da wir von hier aus ganz und gar die am meiſten befahrene, große Landſtraße verlaſſen wollten, ſo ſchmeichelten wir uns mit der

angenehmen Ausſicht, bald ſo weit außer dem Bereich der großen Zahl von Reiſenden uns zu befinden, daß wir nicht länger nöthig haben würden, mit Liſt unſer Frühſtück zu erobern oder durch Gezänk uns den Beſitz eines Zimmers mehr oder weniger zu verkümmern.

Achtundzwanzigſter Brief.

Der „Col Fiorito“ in den Apenninen. — Wettfahrten eines guten Frühſtücks wegen. — Tolentino. — Macerata. — Reconati. — Loretto. — Die Santa Caſa. — Das Hospital. — Zeichnungen von Raphael. — Ancona. — Sinigaglia. — Schloß bei La Catolica. — Scenerie längs dem Adriatiſchen Meer. — Rimini. — Proceſſion um Regen zu erflehen. — San Marino. — Der Rubicon. — Ceſena. — Forli. — Napoleon und ſeine Landſtraßen. — Faenza. — Imola. — Gegend von Ancona bis nach Bologna.

Der Tag brach eben erſt an, als wir zum Thore von Foligno hinausfuhren. Bis jetzt hatten wir gleichſam nur Vorpoſtengefechte mit den Nebenzügen der Apenninenkette; doch hier mußten wir jetzt über die Hauptrücken derſelben hinüber, wie wir dieß 1826 bei unſrer Reiſe von Bologna nach Florenz thun mußten. Neugierig blickten wir vor uns, nachdem wir eine gute Strecke weit einen Hohlweg längs einem Fluſſe durchfahren hatten und darauf einen gewundenen Weg bergan fuhren, ſo daß wir eine ziemliche Strecke den Weg vor uns überſehen konnten. Alle waren wir begierig zu wiſſen,

ob vielleicht der eine oder andere aus der großen Zahl der die Landſtraße überfüllenden Fremden denſelben Weg mit uns nehmen wolle. Wir konnten aber Nichts von Reiſenden entdecken und ſetzten unſern Weg mit deſto größerem Vergnügen weiter fort.

Dieſer Apenninen-Paß wird der „Col Fiorito“ genannt. Die Landſtraße über denſelben iſt vortrefflich, die Berge ſind keine Alpen, aber das Anſteigen war dennoch beſchwerlich und langſam genug. Wir ſtiegen aus und ſpazierten einige engliſche Meilen weit zu Fuß, ehe wir den eigentlichen Gipfel erreichten. Ehe wir aber völlig oben waren, blickte ich zufällig rückwärts, und zu meiner Kurzweil oder zu meinem Verdruß fiel mir auf einmal wieder die ſo oft geſehene gelbe Reiſekutſche mit den drei Poſtpferden des zankſüchtigen Engländers in die Augen; mühſam ſchleppte ſich ſein ſchwächeres Geſpann weit hinter uns bergan; vielleicht noch eine Stunde Weges war es hinter unſern Wägen zurück. Es ſchien, als ob der Mann aus keiner andern Urſache denſelben Weg genommen habe, als um uns den ganzen Spaß zu verderben.

Dieſer Anblick beſchleunigte unſere Schritte; denn wir ſahen ein, daß wir entweder in dem nächſten ärmlichen Bergdörfchen ein Frühſtück, wornach wir Alle ſehr begierig waren, uns voraus verſichern, oder uns damit bis zur Nachmittagszeit gedulden müßten. Zum Glück hatten wir nach dieſem kleinen Schrecken nicht mehr weit

bergan, und der übrige Weg bis zum Dörfchen ging faſt immerfort bergab. Unſere Verfolger waren dagegen genöthigt, noch eine ganze Stunde lang Schritt zu fahren, ehe ſie vom Gipfel aus im Trabe uns nacheilen konnten. Sonach war alle Wahrſcheinlichkeit des Sieges auf unſerer Seite: „Ganz Lombardſtreet gegen eine einzige Apfelſine!“

Nach einer Stunde Zeit hielten wir vor der Thüre des Wirthshauſes. Ein Burſche wurde zu Pferde ausgeſchickt, um Milch herbeizuſchaffen. Denn Wein finden Sie durch ganz Italien in Ueberfluß, aber keine Milch. Lucie mußte in die Küche, wie ſie ging und ſtand, um ſchnell Kaffe zu machen; in zwanzig Minuten ſaßen wir Alle um den Tiſch, und alles Eßbare im Hauſe, bis auf den Brodvorrath, wurde durchaus aufgezehrt. Ich hatte gehört, daß ein Paar gebratene Hühner in einer Art Speiſewirthſchaft vorräthig wären; ich ließ dieſe daher ebenfalls holen, damit wir im Nothfalle nicht Mangel litten.

Sobald wir mit unſerm Frühſtück fertig waren, verließen wir das Wirthshaus, und wollten eben wieder zu Fuße voranſpazieren und die Kutſchen nachkommen laſſen; da ſahen wir die gelbe Kutſche im vollen Jagen hinter uns drein bergabkommen. Da der mürriſche Engländer vermuthlich bemerkte, daß wir ihm längſt zuvorgekommen waren, ſo ſtreckte er bloß den Kopf zum Kutſchenfenſter hinaus, ließ ſeine Zankſtimme zu einem Befehl an den

Poſtillion erſchallen, und der Wagen fuhr ſtolz vorüber, als ob er es der Mühe nicht werth halte, nach dem Wirthshauſe zu fahren. Wir folgten ihm, nachdem wir unſern Leuten geſagt hatten, daß ſie uns unten an der Landſtraße finden würden. Zu unſrer nicht geringen Verwunderung begegneten wir unten im Dorfe dem „Grognon“ mit ſeiner Geſellſchaft, eben im Begriff, eilig nach dem Wirthshauſe zu Fuß zurückzukehren. Sie ſahen wie Leute aus, denen eine Erwartung fehlgeſchlagen iſt, die aber noch nicht alle Hoffnung aufgegeben haben. Das Haus, wo er eben herkam, war das erwähnte Speiſehaus, und als wir nachfragten, erfuhren wir, daß er ebenfalls, vermuthlich ſchon in Foligno, etwas von den zwei gebratenen Hühnern gehört haben mochte, und daß er, uns vor dem Wirthshauſe findend, abſichtlich weiter gefahren war, um dieſe koſtbaren Vögel in Beſchlag zu nehmen, die aber ſchon verzehrt waren! Indeſſen: Noth bricht Eiſen, und dieſer tapſere Zänker war gezwungen, ſeinen Appetit zu bekämpfen, wenn er ihm nicht unterliegen wollte. Der Mann dauerte uns; denn Leute, denen es wohl geht und an Nichts fehlt, bedauern andere Menſchen, denen es ſchlecht geht und die an Allem Mangel leiden, wenn ſie ihnen auch nicht helfen; wir nahmen uns vor, in einem ähnlichen Falle lieber mit trocknem Brod vorlieb zu nehmen. W— — blieb aber dabei, dem Manne ſei ganz Recht geſchehen. — „Mag er doch lieber vier Pferde nehmen,“ ſagte er, „anſtatt drei Pferde mit

dem ſchweren Wagen ſtundenlang bergan keuchen zu laſſen, wenn es ihn nach gebratenen Hühnern gelüſtet!“

Die übrige Zeit des Tages hatten wir eine recht angenehme Fahrt. Es war eine wilde Landſchaft, die ſich anfangs wie in einer Camera lucida ausnahm. Die Scenerie hatte bisweilen einige überraſchend großartige Züge; doch mit Alpengegenden verglichen, erſchien uns Alles gleichſam im verjüngten Maßſtabe. So wie aber das Tagslicht allmählig abnahm, waren wir in fortwährendem, unmerklichen Bergabfahren, aus der Wildniß nach und nach immer tiefer in eine heitere Gegend hineingerathen, wo Städte, Landhäuſer, Dörfer und alle Zeichen des civiliſirten Zuſtandes uns umgaben. Wir befanden uns im Gebiete von Ancona und blieben die Nacht in Tolentino, dieſem durch Napoleon's frühere Negociationen einſt berühmten Ort.

Tolentino liegt auf einem einzelnſtehenden Hügel in der Mitte einer ſchönen Landſchaft, die nicht ganz eben, ſondern eine ununterbrochene Folge von Hügeln und Thälern darſtellt. Die Stadt ſelbſt ſcheint mir bloß deßhalb einigermaßen wichtig zu ſein, weil ſie dem Bergpaß ſo nahe liegt, durch welchen wir eben gekommen waren. Die „Serra Valle“, eine Schlucht an dieſer Straße droben, ſteht in einigem Ruf; aber ſie hat Nichts, was an das Grauſige ſchweizeriſcher Bergſchluchten erinnern könnte. Zu Anfang des Frühlings und mitten im Win-

ter mag übrigens der Uebergang über den Col Fiorito nicht ohne Beſchwerde ſein. Wir hatten auf unſerm Uebergang keine andere Gefahren zu beſtehen, als gelegentlich Hunger zu leiden. Wir warteten ungeduldig, ob unſer mürriſcher Engländer nicht bald nachkommen werde. Er ſchien es aber zu verſchmähen, dieſe Nacht in Tolentino zu übernachten.

Am folgenden Tage fuhren wir durch dieſelbe ſchöne Gegend weiter; unſer Weg ging immerfort bergab, bis wir eine andere Anhöhe erreichten und in Macerata Halt machten. Dieſe Stadt war einſt die Hauptſtadt der Mark von Ancona, und vom Wirthshauſe konnten wir das Adriatiſche Meer erkennen, das wie ein ſilberner Gürtel ſich in einer Entfernung von etwa acht (engliſchen) Meilen am Horizont ausdehnte. Alle Städte in dieſer Gegend ſcheinen auf einzelnen Anhöhen erbaut worden zu ſein, um ihre Befeſtigung deſto erfolgreicher zu machen. Da aber ſo viele andere einzelne Hügel umherliegen, ſo möchte das Erbauen von Städten auf ſolchen einander beſtreichenden Anhöhen bei der jetzigen Art des Kriegführens keine große Sicherheit gewähren. Wir kamen noch an zwei andern ſolchen Hügelſtädten, nachdem wir unſer Frühſtück verzehrt hatten, vorüber. Die eine davon, Reconati, ſtand auf einer Hügelkette, deren Auf- und Abſteigen eine Aehnlichkeit mit den ruſſiſchen, zur Volksbeluſtigung aufgeworfenen Schneehügeln, den in Paris ſogenannten „montagnes russes“ darſtellte.

Gegen drei Uhr Nachmittags kamen wir an den Fuß einer andern Hügelkette, welche rechtwinklig nach dem Geſtade des Adriatiſchen Meers ausläuft, von welchem ſie noch eine Stunde Weges entfernt ſein mochte. Der Weg zu dieſer Anhöhe führte weit ſanfter bergan, und es dauerte weit längere Zeit als bei Reconati, bis wir den Gipfel erreichten. Hier befanden wir uns in einem Dorfe, das nur aus einer einzigen langen Straße beſtand und in einen großen Marktplatz endete; hier ſahen wir eine ſchöne, ziemlich große Kirche nebſt andern zu geiſtlichen Zwecken beſtimmten Gebäuden, in einem ziemlich guten Bauſtyl ausgeführt, und hinreichend geräumig und groß genug ſelbſt für den Kirchenſtaat. Es war dieß das Dorf und die berühmte Kapelle von Loretto, ein Ort, der ehmals in der Chriſtenwelt nur Jeruſalem an Berühmtheit nachgab.

Den Reiſebüchern nach ſoll Loretto fünftauſend Einwohner haben; ich möchte nach dem, was meine eignen Augen ſehen, die Seelenzahl nur etwa halb ſo hoch anſchlagen, und doch können jene Recht haben. Der Ort iſt ganz einfach gebaut, um nicht zu ſagen: erbärmlich, verſteht ſich, mit Ausnahme der geiſtlichen Gebäude; und wie in Einſiedeln in der Schweiz ſind hier die meiſten kleinen Häuſer entweder Wirthshäuſer oder Läden, in welchen man Roſenkränze und andere Nebendinge, die als weſentliche Stücke der katholiſchen Gebräuche angeſehen werden, verkauft. Wir ſuchten uns die nöthigen

Zimmer, beſtellten unſere Mahlzeit und gingen, die Merkwürdigkeiten des Orts zu beſehen.

Die Kirche von Loretto iſt in einem ſchönern Styl erbaut, als die von Einſiedeln, aber durchaus nicht ſo groß. Die reiche Ausſchmückung und innere Einrichtung der Kirche iſt italieniſch, und dieſe kann daher nicht leicht mit irgend einer katholiſchen Kirche in der Schweiz verglichen werden. Sie nimmt die vorzüglichſte Stelle auf dem großen Platz ein, und zur linken Seite derſelben erſtreckt ſich ein weitläufiges Gebäude, welches, wie ich glaube, die Wohnung des Biſchofs und eine Bibliothek enthält, und der Kirche zum Theil gegenüber ſind andere große Gebäude, die zu geiſtlichen Zwecken beſtimmt ſind; denn es ſind beſtändig viele Geiſtliche hier, um den Dienſt in der Hauptkapelle zu verſehen. Es gehören viele Kapellen zur Kirche, von denen einige durch hiſtoriſche oder traditionelle Merkwürdigkeiten ſich auszeichnen.

Die Santa Casa ſelbſt, das berühmte hier befindliche Heiligthum iſt, wie Sie wiſſen, das Haus Joſephs; es ſteht faſt in der Mitte der Kirche, welche über und um daſſelbe, gleichſam ein prachtvolles Tabernaculum, erbaut worden iſt. Das heilige Haus iſt von außen mit carrariſchem Marmor umlegt, deſſen vorzüglich ſchöne Bilderwerke nach Zeichnungen von Bramante wundervoll ausgeführt ſind. Die Sculpturen deſſelben ſtellen Scenen aus der Lebensgeſchichte der Mutter Chriſti vor. Das eigentliche Gemäuer des Hauſes ſteht innerhalb der Marmorhülle,

nur Weniges iſt verdeckt; es beſteht aus Backſteinen, und Bruchſtücke von natürlichen Steinen ſind hin und wieder eingefügt, wie dieſes ehemals in Europa häufig vorkam; ob auch in Paläſtina, weiß ich nicht zu ſagen. Vermuthlich war dieſer Gebrauch ehemals allgemein. Das Bildniß der Jungfrau iſt von den übrigen Gegenſtänden in dem Hauſe durch ein Gitterwerk abgeſondert; es heißt, dieß Bildniß ſei aus Cederholz vom Libanon geſchnitzt. Es trägt eine dreifache Krone auf dem Haupte, iſt mit prachtvollen Gewändern geſchmückt, hält das Bild eines Jeſusknaben im Arm und hat den ehernen, ſteifen, myſtiſchen Ausdruck, welchen man in den Zügen der meiſten Marienbildniſſe der berühmteſten Altäre antrifft. Im Hauſe befindet ſich auch ein kleiner Feuerheerd und ein einzelnes Fenſter. Durch letzteres ſoll der Engel hereingekommen ſein, die Geburt Jeſu zu verkündigen. Dieſes Haus Joſephs iſt etwa dreißig Fuß lang, vierzehn breit und etwa zwanzig Fuß hoch. Wenn jemals ein zweites Stockwerk darin war, ſo iſt wenigſtens jetzt keine Spur mehr davon übrig.

Die Ueberlieferung von dieſem Heiligthume, wie ſolche in einem Büchlein, das man hier verkauft, erzählt wird, iſt ungefähr folgende: Das Haus iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, urſprünglich in Nazareth erbaut worden, wo Jeſus herſtammt. Im Jahr 1291 aber hoben Engel daſſelbe von den Grundmauern ab und trugen es nach Dalmatien hinüber. Hier blieb es vier bis fünf Jahre

ſtehn, bis es auf dieſelbe Weiſe nach Italien gebracht wurde. Anfänglich hatten die Engel es in ein Gehölz bei Reconati hingebracht und zwar auf das Gebiet einer Edelfrau Namens Lauretta; daher kommt der jetzige Name Loretto. Da dieſe Gegend aber häufig durch Räuber beunruhigt wurde, ſo trugen die Engel das Haus eine Strecke Weges weiter auf das Grundeigenthum zweier Brüder. Dieſe beiden Brüder geriethen über die Gaben der Pilger in Streit und Kampf mit einander; denn damals begannen ſchon Schaaren von Andächtigen dieſes Heiligthum zu beſuchen. Als die Brüder in dem Streite gegen einander endlich umgekommen waren, wurde zuletzt das heilige Haus von den Engeln an die Stelle gebracht, wo es noch jetzt ſich befindet.

Zum Beweiſe der Wahrheit dieſer Erzählung werden verſchiedene äußere Umſtände angeführt. In Nazareth ſoll nämlich wirklich dieß Haus plötzlich verſchwunden und bloß das Fundament zurückgeblieben ſein. Die einzelnen Bruchſtellen am Fundamente paſſen genau in die des Hauſes, das Baumaterial, das Größenverhältniß iſt genau daſſelbe. Meines Wiſſens wird auch ein geologiſcher Beweis angeführt, um die Identität des Baumaterials zu erweiſen.

Was ſollen wir von einer ſolchen Erzählung halten? Glauben diejenigen, welche ſolche unter das Volk verbreiten, ſelbſt an die Wahrheit derſelben, oder iſt ſie Nichts

als eine Erdichtung, um die Gläubigen zu täuſchen? Iſt dieſe Begebenheit möglicherweiſe wahr? Möglich kann ſie ebenſowohl ſein, als es möglich war, daß die Erde erſchaffen wurde, und als es möglich ſein konnte, daß die Erde noch immerfort in ihrer einmal angewieſenen Bahn ſich bewegt. — Iſt die Sache wirklich wahr? Das iſt eine durchaus verſchiedene Frage, die weit mehr umfaßt, als ich geneigt ſein möchte, als wahr zu behaupten, oder auch nur muthmaßlich für wahr zu halten. Die ganze als wahr angenommene Begebenheit liegt ſo ſehr außer aller Beziehung zu irgend erheblichen Umſtänden und iſt an ſich ſelbſt von ſolcher geringfügigen Bedeutung, daß man unmöglich glauben kann, daß an einer ſolchen die Gottheit ſo außergewöhnliche Proben ihrer Allmacht verſchwenden werde! — Glauben die Leute, welche die Santa Caſa beſuchen, an dieſe Wundergeſchichte? Das letztere bezweifle ich kaum, wenigſtens denke ich mir, daß die Mehrzahl wirklich daran glaubt. — Ich kann Ihnen das eigne Gefühl nicht beſchreiben, das mich ergriff, als ich Menſchen, Weſen wie ich, meine Mitgeſchöpfe, vor dieſem Heiligthume knieen ſah, und als ich Zeuge von der Zuverſicht war, mit welcher ſie in allen ihren Gebärden ihre gläubige Ueberzeugung von der Wahrheit dieſer Legende kund gaben. Eine Frau unter andern, die durch ihren Anzug und durch ihr Aeußeres ſich als eine achtungswürdige Frau zu erkennen gab, bemerkte ich ganz verſteckt im innerſten Winkel des

Feuerheerds, wo ſie wohl eine Stunde lang auf ihren Knieen unbeweglich blieb!

Loretto wird ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr von Pilgern aus entferntern Gegenden beſucht. Vormals ſtand der Kirchenſchatz im Ruf, unermeßliche Reichthümer zu beſitzen, und es war daher auch ſonſt eine Garniſon im Orte ſelbſt, um dieſe großen Reichthümer zu ſchützen. Noch jetzt ſieht man einige Ueberreſte von militäriſchen Vertheidigungswerken um die Kirche her, welche an eine Stelle hingebaut iſt, wo der Felſen in der Richtung nach dem adriatiſchen Meer einen jähen Abſturz bildet. Manche haben behauptet, daß die Päpſte ſich bisweilen dieſes Schatzes bedient hätten, und es iſt ziemlich gewiß, daß er ſeit der Zeit des Einfalls der Franzoſen größtentheils verſchwunden iſt. Die Franzoſen müſſen jetzt den Schimpf tragen, daß ſie den reichen Schatz geplündert hätten; aber es iſt eben ſo wahrſcheinlich, daß Andere ihnen zuvorgekommen ſind; denn wer hätte wohl damals, wo Jedermann die Schnelligkeit kannte, mit welcher die Franzoſen in Oberitalien vorrückten, erſt abwarten mögen, bis der Feind vor den Thoren war? Es iſt nur wenig von den frühern Reichthümern noch übrig. Doch zeigte man uns viele äußerſt werthvolle Koſtbarkeiten, unter denen manche in neuerer Zeit erſt geſchenkte Gaben gekrönter Häupter ſich befanden.

Zu den kirchlichen Gebäuden gehört auch ein Spital für arme und kranke Pilger. Ich ging hinein, um einige

gerühmte Zeichnungen von Raphael zu betrachten, von denen ich gehört hatte, daß ſie ſich auf den Krügen und andern Gefäßen befänden, in denen die Arzneien aufbewahrt werden. Es kommen außerordentliche Dinge darunter vor, welche beweiſen, daß die Göttlichkeit der Malereien Raphaels nicht die Göttlichkeit eines Anachoreten ſei. Dieſe Arzneigefäße, ſo wie die Wände ſeines Landhauſes an der Porta del Popolo bei Rom, zeigen einen Kunſtgeſchmack dieſes Schöpfers der Transfiguration, wie man ihn höchſtens von einem Ovid in ſeinen Methamorphoſen, oder von einem Juvenal in ſeinen Satiren erwarten kann.

Wir brachten eine Nacht in Loretto zu, wo wir auch Roſenkränze aus Muſcheln von der benachbarten Küſte, ſo wie geweihte Kerzen, kleine Heiligenbilder und andere Andenken an dieſem Ort einkauften, Alles mit den erforderlichen Certificaten ihrer Authenticität verſehen.

Ich ſehe nicht ein, in wiefern die römiſch-katholiſche Kirche noch heutiges Tages auf den Glauben an die Geſchichte der Santa Caſa eine große Wichtigkeit legen könne. Weder in jetziger Zeit noch ehemals kann der Glaube an dieſe angebliche Thatſache als ein weſentlicher Punkt betrachtet worden ſein, welchen die Gemeinſchaft der Gläubigen nicht entbehren könnte, obgleich vormals von den Päpſten ein großer Werth darauf gelegt wurde. Im Gegentheil wünſchen, wie ich gelegentlich bemerkt habe, mehre verſtändige Katholiken und zwar vorzüglich

in Italien ſelbſt, daß man weniger Werth auf dieſe Legende lege; ſie meinen, es liege wenig daran, ob man daran glaube oder nicht, ſo wie auch das Fürwahrhalten anderer alter Ueberlieferungen nicht durchaus erforderlich ſei; dieſe Geſchichte gehöre nicht in den Canon der heiligen Geſchichten, und es beſtehe daher keine unerläßliche Verbindlichkeit für katholiſche Chriſten, an Dinge zu glauben, die in demſelben nicht unmittelbar enthalten ſeien. Ich könnte ſogar hinzuſetzen, daß ſelbſt hier die gebildeteren Katholiken in dieſe ganze Geſchichte kein ſonderliches Vertrauen ſetzen. Denn wer wirklich daran glaubt, daß die Gottheit ihre Allmacht durch ein ſolches Wunder habe offenbaren wollen, der würde ſich keinen Augenblick beſinnen, ſeine gläubige Ueberzeugung durch Anbetung vor dieſem Heiligthume zu beweiſen, vorausgeſetzt, daß er überhaupt vor Heiligenbildern betet; er würde dieſes Heiligthum vorzugsweiſe zum Gegenſtand andächtiger Verehrung machen, weil nur durch göttliche Zulaſſung ein ſolches Wunder geſchehen konnte. Ich glaube daher, daß man als ſicher vorausſetzen könne, daß wenige Katholiken aus den gebildeten Ständen noch jetzt an die Wahrheit dieſer Tradition glauben; denn es iſt durchaus factiſch gewiß, daß von letztern nur äußerſt Wenige zu dieſem angeblichen Heiligthum als Pilger wallfahrten. Die Zeit ſcheint nicht mehr fern, wo das heilige Haus und die Legende ſelbſt ganz vergeſſen ſein werden.

Unſre nächſte Tagereiſe war nur kurz; wir kamen nicht weiter als nach Ancona. Der Weg führte durch anmuthige Gegenden und die Ausſichten waren, vorzüglich nach den Anhöhen, öfters überaus reizend. Die öſtlichen Abhänge der Apenninen kamen mir, wie die ſüdlichen der Alpen, weit ſchroffer vor, als die von der entgegengeſetzten Seite. Die Gipfel der Bergkette waren eben mit Schnee bedeckt, und der Vordergrund des Gemäldes zeigte eine herrliche Abwechſelung von Grün und überall unverkennbare Spuren vorzüglicher Fruchtbarkeit. Letzteres erhöhte den Reiz dieſer Landſchaft ungemein, die im Uebrigen viel Aehnlichkeit mit einer Schweizergegend hatte; denn dieſer mangelt öfter nur die Anmuth des ſüdlich-ergiebigen Bodens. Die milde Wärme eines glücklichern Klima's erhöhte die Farbenpracht um uns her; ihr belebender Hauch verſcheuchte den ſtarren Froſt der beeiſ'ten Gipfel, ohne ihren Glanz zu ſchwächen; und dazu kam die anmuthige Bläue des Himmels und die heimathliche Stille der Umgebungen, wie ich mir nicht erinnere, in Schweizerlandſchaften, außer an den ſüdlichen Abhängen empfunden zu haben.

Ancona iſt von Loretto nur etwa ſechszehn bis achtzehn engliſche Meilen entfernt. Wir kamen alſo frühe genug an, um uns in der Stadt etwas genauer umſehen zu können. Der Haven wird theilweiſe durch eine hüglige Erhebung des Bodens gebildet, an deſſen Abhang die Stadt großentheils hinangebaut iſt, und ein mit dieſer

natürlichen Erhebung verbundner Molo gibt dem Haven eine beträchtliche Ausdehnung. Ein Theil des Molo iſt ſchon ſehr alt; denn auf demſelben befindet ſich ein zu Ehren Trajans erbauter Bogen, der hier gewöhnlich der Bogen von Auguſtus genannt wird. Ein anderer Ehrenbogen weiter ſeewärts zeigt, daß die Päpſte dieſes Werk bedeutend vergrößert haben. Der Haven hat eine hübſche und ſichere Lage, nur ſcheint es ihm an erforderlichem Waſſer zu fehlen. Hier befanden wir uns zum erſten Mal an den Küſten des adriatiſchen Meers. Die Farbe des Waſſers iſt hier weniger ſchön als im offnen Mittelmeer; die Bläue geht hier mehr in die grünliche Färbung des Meers an unſern Küſten über.

Von dem bergigen Vorlande war die Ausſicht nach der Stadt recht hübſch; aber vergeblich ſtrengte ich mich an, die entgegengeſetzte dalmatiſche Küſte zu entdecken. Auf dieſer Anhöhe befindet ſich eine große Kirche und in derſelben ein Gemälde von Guercino. Um die Leiſtungen dieſes Künſtlers gehörig zu ſchätzen, muß man ſeine Werke im Kirchenſtaate ſelbſt geſehen haben. Die Stadt iſt gut befeſtigt und ſcheint als ein wichtiger militäriſcher Poſten beſonderer Aufmerkſamkeit werth gehalten zu werden.

Als wir am folgenden Morgen Ancona verließen, begann für uns eine Reiſe von zwanzig bis dreißig Stunden weit längs dem Meer; der Weg war während der ganzen Strecke nie über zwei bis drei engliſche Mei-

len von der adriatiſchen Küſte entfernt, und öfter fuhren wir ganz nahe längs derſelben, ſo daß wir faſt ununterbrochen die Ausſicht auf das Meer hatten. Unſer erſtes Anhalten war in Sinigaglia, ein niedliches Städtchen mit einer Art von Haven. Faſt alle kleine Städtchen längs der adriatiſchen Küſte machen einigen Anſpruch darauf, Seehäven genannt zu werden, obſchon die Küſte faſt durchaus ein niedriges ſandiges Geſtade darſtellt, das ohne merkliche Buchten und Vorlande nur wenige eigentliche Havenſtellen darbietet. Irgend ein kleiner Bach war hier die gewöhnliche Veranlaſſung, einen Havenplatz anzulegen, und mit Hülfe geeigneter Ausgrabungen, Aufwerfen von Dämmen und Errichtung von Molo's am Ausgange, um die Verſandung durch ſüdliche Winde oder durch Strömungen zu verhindern, war gewöhnlich die Sache abgethan. Manche Glieder der Buonapartiſchen Familie wohnen in und um Sinigaglia, in deſſen Nähe ſich viele hübſche Landhäuſer befinden.

Die Nacht brachten wir in Fano zu, einer Stadt von einigen Tauſend Einwohnern, worin ſich manche achtungeinflößende römiſche Ruinen befinden, aber aus der ſpätern kaiſerlichen Periode. Den nächſten Morgen kamen wir nach La Catolica, einem kleinen unbedeutenden Ort, wo wir frühſtückten; durch einen weit anſehnlichern Ort, Peſaro, waren wir bloß durchgefahren, ohne anzuhalten.

Bei La Catolica beſahen wir die Ruinen eines

anſehnlichen Schloſſes, das ehemals den Herzogen von Urbino gehörte und noch jetzt von den Päpſten als ein feſter Ort benutzt wird, wie ich glaube. Dieſes Schloß war ein in Italien ſelten vorkommender Bau; denn in Italien ſind feſte Burgbauten etwas äußerſt Seltenes. Zwar beſchreibt uns Mrs. Radcliffe in ihren Romanen manche von Gräben und Wällen umgebene italieniſche Burgen in den Apenninen; mir iſt aber noch kein Burgbau irgend in Italien vorgekommen, der ſolche Beſchreibungen rechtfertigte. Gibt es deren, ſo müſſen ſie zufällig alle außer dem Bereich der von mir bereiſten Straßen liegen. Mit Ausnahme des Caſtel Guelfo bei Modena und der regelmäßigen Feſtungen und Citadellen iſt mir im ganzen Lande kein einziger Schloßbau vorgekommen, der mit einem Graben umgeben geweſen wäre. Manche italieniſche Schlöſſer, die auf Anhöhen liegen, ſind außerordentlich prächtig und maleriſch, wie unter andern die auf Iſchia; ſonſt aber ſieht man in keinem Lande Europa's ſo wenig mittelalterliche Burgen, als in Italien. Die Römer ſcheinen niemals ſolche burgähnliche Bauten aufgeführt zu haben, ſie gehören ganz in die Zeit des mittelalterlichen Ritterthums, welches keineswegs dem italieniſchen Boden entſproſſen iſt, und während der Periode, wo auch nach Italien Einiges von dieſem Ritterthum verpflanzt wurde, ſind die in etwas abweichender Bauart entſtandenen Burgen meiſtens aus den Ruinen römiſcher Werke aufgeführt worden. So viel

iſt gewiß, daß ungeachtet ich während zwei Jahren von Nizza bis Neapel und von Neapel bis hierher Italien durchreiſt bin, mir dennoch keine von jenen alten Burgen aufgeſtoßen iſt, wie ſie in manchen Romanen geſchildert werden.

Die engliſchen Romane überhaupt, und die vorzüglich, die in den letztern Jahren erſchienen ſind, enthalten ganz falſche Schilderungen von dem geſelligen Zuſtande des europäiſchen Feſtlandes, und nicht weniger falſch ſind die Schilderungen des geſelligen Zuſtands Englands, die man in den neuern Romanen des europäiſchen Feſtlandes lieſt. Es gibt wirklich nichts Gezwungneres und Alberneres, als ſogar des gefeierten Richardſon's Geſchichte von Clementinen in „Sir Richard Grandiſon," welche nur zu deutlich ſeine Nichtkenntniß italieniſcher Sitten beweiſt; aber dieſer Richardſon kannte nicht einmal die Sitten der gebildetern Stände ſeines eignen Vaterlandes hinreichend; denn wenn er auch ganz wahr berichtet hat, daß die Lords und Ladies jener Zeit Perücken und Reifröcke trugen, ſo hat er doch darin Unrecht, daß er ſie als Erztaugenichtſe voll leerer Förmlichkeiten geſchildert hat.

Als wir an dieſem Morgen den Kutſchen voraus ſpaziert waren, beluſtigten wir uns einige Stunden lang am Geſtade. Hier fühlte ich, wie weit wir es bereits als Reiſende gebracht haben; an der amerikaniſchen Küſte

hatten die Kinder ſchon Muſchelſchalen geſucht, daſſelbe hatten ſie an den Küſten des mittelländiſchen Meers, wie am Geſtade der Nordſee gethan, und hier ſah ich ſie am Strande des adriatiſchen Meers mit derſelben Unterhaltung beſchäftigt. Aus dem Herzogthum Urbino kamen wir in die Romagna in der Umgegend von La Catolica.

Die Scenerie wurde immer intereſſanter, je weiter wir kamen; die Berge näherten ſich der Küſte, und der Vordergrund erhob ſich wellenförmig in mannigfachem Farbenwechſel; das Meer blieb uns immer zur Seite und wir verſäumten keine Gelegenheit, uns am Geſtade zu beluſtigen. Wir machten täglich nur kurze Fahrten; die Städte lagen zu dieſem Zwecke ganz erwünſcht, nur in geringen Abſtänden von einander, und zu unſerm nicht geringem Vergnügen bekamen wir keinen einzigen Reiſewagen während der ganzen Reiſe mehr zu ſehen; ſelbſt der mürriſche Engländer hatte ſeit der letzten ihm widerfahrenen Fehlſchlagung ſich nicht mehr in unſrer Nähe blicken laſſen.

Die zweite Nacht nach unſrer Abreiſe aus Ancona brachten wir in Rimini zu. Bei dieſer Stadt trafen die flaminiſche und die ämiliſche Straße zuſammen. Wir waren nämlich von Rom aus faſt ununterbrochen in der Richtung der alterthümlichen Landſtraße weiter gereiſt, die von Rom nach dem Ciſalpiniſchen Gallien führte.

Hier befindet ſich ebenfalls ein zu Ehren des Kaiſers Auguſtus errichteter Bogen und eine Brücke, die alt genug iſt, um, wenn auch nicht ganz, doch beinah jenem Zeitalter angehören zu können. Man zeigte uns ſogar eine Rednerbühne, von welcher herab Cäſar zum Volk geredet haben ſoll, nachdem er über den Rubicon gegangen war! Es war wenigſtens etwas Männliches in der Keckheit dieſer Behauptung.

In Rimini waren wir Zeugen einer Ceremonie, welche wir während unſers zweijährigen Aufenthaltes in in Italien noch nicht geſehen hatten. Es war lange Zeit kein Regen gefallen, und es wurde daher eine Proceſſion, zu welcher Hunderte von Landleuten aus der Umgegend ſich eingefunden hatten, nach mehren Gnadenbildern veranſtaltet. Ein als vorzüglich wunderthätig berühmtes Madonnenbild wurde vorangetragen, und alle im Zuge befindlichen Perſonen zeigten ſich ſehr andächtig. Im Weſentlichen iſt zwiſchen ſolchen Proceſſionen, um den Himmel um Regen zu bitten, kein großer Unterſchied von den Fürbitten um Regen, die auch in unſern Kirchen bei ähnlicher Veranlaſſung ſtatt finden. Nur waren die äußern Förmlichkeiten bei dieſer Proceſſion etwas mehr auf den ſinnlichen Eindruck berechnet. Mir machte es einigermaßen Spaß, wie wirklich während dieſes feierlichen Umzugs die Wolken düſter und drohend von den Apenninen herabſahen. Und doch kam kein Regen! Uebrigens weiß ich nicht, ob in der That dieſe Ceremonien in den Augen

der Katholiken eine größere Wirkſamkeit haben, als unſre Kirchengebete in den Augen von uns Proteſtanten; es iſt nur eine verſchiedene Form des Vortrags derſelben Bitte.

Nicht weit von Rimini iſt ein Berg, der, abgeſondert von der Bergkette der Apenninen, für ſich allein eine beträchtliche Anhöhe bildet. Er iſt unregelmäßig geſtaltet, und nahe am Gipfel ſieht man ein kleines Städtchen liegen, und die ganze Bergfläche ſcheint überhaupt weit ſorgfältiger angebaut und weit zahlreicher bevölkert zu ſein, als alle anderen Hügel in der Gegend umher. Dieſes iſt San Marino, die älteſte Republik in der ganzen chriſtlichen Welt. Ich hatte mir vorgenommen, dieſen Ort zu beſuchen; doch eine Unpäßlichkeit hinderte mich daran. Das ganze Gebiet der Republik beſchränkt ſich auf den Hügel und einen kleinen hügligen Diſtrikt am Fuß deſſelben, mit einer Bevölkerung von faſt fünftauſend Seelen. In Rom hatte mir ein Beamter erzählt, der früher in der Romagna angeſtellt war, die kleine Republik ſei außerordentlich eiferſüchtig auf ihre Unabhängigkeit, und die Regierung derſelben verfahre durchaus gerecht und beſonnen. Freilich kann ein ſolcher Staat nur dann beſtehen, wenn er geduldet wird. Der Papſt kann jeden Augenblick den ganzen Staat gleichſam in's Gefängniß ſetzen, wenn er den Bürgern verbietet, ſeine Grenzen zu überſchreiten. An dieſer Stelle dehnt ſich auch das Großherzogthum Toſcana bis zu den Gipfeln

der Apenninen aus, indem es ſich zugleich dem adriatiſchen Meer bis auf wenige Meilen nähert.

Es iſt noch gar nicht entſchieden, wo eigentlich der Rubicon fließt. Die Einwohner von Rimini behaupten, es ſei die Marcochia, das kleine Flüßchen, über welches die alte, bereits erwähnte Brücke hinüberführt. Die Bewohner von Savignano dagegen nehmen dieſe Ehre für den Piſatello in Anſpruch, ein noch kleineres Flüßchen, das an letzterm Oertchen vorbeifließt. Es ſcheint, als ob die allgemeinere Meinung für letzteres ſich entſcheiden wolle, und wirklich befindet ſich an der Landſtraße ein Monument, welches darauf hindeutet. Dem äußern Anſchein nach iſt hingegen das erſtgenannte weit eher einem Grenzfluß ähnlich, da er in beinah ganz grader Richtung durch den ſchmalen Strich Landes hinfließt, der zwiſchen den Anhöhen und dem Meere ſich befindet. Grenzbeſtimmungen haben oft viel Willkürliches; wer aber unbefangen die Gründe der Wahrſcheinſcheinlichkeit für und wider prüfen wollte, der würde meiner Meinung nach mehr der erſtern Meinung beitreten und die Marcochia für den Rubicon halten können. Da nämlich die große Landſtraße an dieſem Puncte beginnt und endet, ſo wird dadurch die Vermuthung noch wahrſcheinlicher, daß hier der Rubicon geweſen ſein müſſe. Denn Aemilius oder Flaminius würden gewiß den Bau ihrer Landſtraße weit lieber an der Grenze, als einige Meilen weiter hin, begonnen haben. Was übrigens die

gelehrten Gründe für oder wider betrifft, ſo kenne ich dieſe freilich zu wenig, als daß ich mir ein Urtheil darüber anmaßen dürfte.

Das Flüßchen, welches der gangbaren Meinung nach der Rubicon ſein ſoll, nämlich der Piſatello, iſt kaum mehr als ein Bach, welcher Cäſar kein anderes Hinderniß entgegenſetzte, als das geſetzliche Verbot; er kann durchwatet werden, ohne daß man die Knie benetzt.

An dem Tage, wo wir Rimini verließen, frühſtückten wir in Ceſena. Dieſes iſt der Stammort der Familie Malateſta, enthält einige Werke aus dem Mittelalter, welche noch ziemlich gut erhalten ſind. Jetzt waren wir etwas weiter von der Küſte entfernt und befanden uns ſchon auf der großen Lombardiſchen Ebene, wiewohl noch innerhalb des Gebiets der Romagna. Der Weg zog ſich in faſt gleichlaufender Richtung längs den Bergen hin, die hier von dem adriatiſchen Meerbuſen zurückweichen und quer über nach der andern Küſte ſtreichen. Dadurch entſteht ein beträchtlicher Zwiſchenraum zwiſchen dem Fuß derſelben und dem ſüdlichen Abhang der Alpen, welchen die eben erwähnte große Ebene einnimmt. In Forli übernachteten wir; es iſt ein ziemlich großer und dabei ſauberer und freundlicher Ort. In dieſem, wie in den andern Orten verſäumten wir nicht, die Gemälde, die größern Kirchen und vorzüglichern Ruinen in Augenſchein zu nehmen; aber keine dieſer kleinen Städte erſchien mir hinreichend merkwür-

dig, um einer ausführlichern Beſchreibung werth zu ſein. Unſere Tagereiſen waren nur kurz, und die ganze Strecke von Ancona bis nach Bologna war der Weg beinah durchaus eben. Forli war das Forum Livii der Alten und befand ſich folglich an der Via Aemilia, welche beinahe, wo nicht ganz genau dieſelbe Richtung verfolgte, wie die jetzige Landſtraße. Alle dieſe Hauptſtraßen werden fortwährend in gutem Zuſtand erhalten, und es iſt nicht leicht irgend eine Gegend in Europa nachzuweiſen, welche beſſere Poſtſtraßen beſäße, als Italien. Im Ganzen zeichnen ſich die europäiſchen Länder in dieſer Hinſicht aus; nur Frankreich ſcheint mir dieſes Vorzugs weit weniger ſich zu erfreuen, aller Lobpreiſungen ungeachtet, mit welchen man Napoleon überhäufte, weil er hier und da einen bequemern Weg in das eine oder andere eroberte Land eröffnen ließ. Es iſt nicht zu läugnen, daß in dieſer Hinſicht Italien dem Kaiſer Napoleon Manches verdanke; aber der eigentliche Beweggrund ſeiner Unternehmungen liegt ſo offen am Tage, daß ſie keinen Grund zu ſo großen Lobſprüchen abgeben. Ein Herrſcher, welcher die Straßen von ſeiner eignen Hauptſtadt nach den nächſten Orten in einem ſo ſchlechten Zuſtande ließ, daß faſt die Hälfte aller Wagenräder auf ihnen in beſtändiger Gefahr des Zerbrechens ſchwebten, verdient kein ſonderliches Vertrauen, wenn er auf Einmal keine Koſten ſcheut, um einen Gartenweg über die Alpen anzulegen. Eine ſolche Geſchäftigkeit im ſchein-

baren Wohlthun hat einige Aehnlichkeit mit dem Reli=gionseifer mancher Handelsſpeculanten, welche ſich ſo äußerſt thätig in der Bekehrung entfernter heidniſcher Nationen beweiſen und darüber ihre eigne Nachbaren ganz vergeſſen. Einerſeits waltet der Trieb Aufſehn zu erregen und eine krankhafte Eigenliebe vor, andererſeits eine überlegte und eigennützige Berechnung der Vortheile, die aus ſolchen Unternehmungen hervorgehen können.

Am nächſten Tage kamen wir durch Faenza, ohne uns aufzuhalten, da wir es müde waren, Städte von zehn= bis zwanzigtauſend Seelen zu ſehen, ohne durch irgend eine erhebliche Sehenswürdigkeit für unſer längeres Verweilen entſchädigt zu werden. Letzterer Ort iſt wegen ſeiner irdenen Waaren bekannt, und von ihm haben die Franzoſen das Wort fayence entlehnt. In Imola frühſtückten wir. Dieſer Ort war ebenfalls ein Forum, eine Benennung, die vielen alten Städten oder Flecken gemeinſchaftlich iſt; Imola hieß nämlich Forum Cornelii. Die Stadt liegt am Rande der großen lombardiſchen Ebene, die nach der gewöhnlichen Annahme hier erſt anfängt; wiewohl man wirklich ſchon bei Rimini, oder noch weiter bei Ancona den Anfang dieſer Ebene beſtim=men könnte. Hier fangen die Pappeln an, welche wir bei uns italieniſche nennen; dieſe Bäume ſind übrigens in Frankreich weit häufiger, als in Italien, dem Lande, wornach wir ſie zu nennen pflegen. Ich möchte faſt behaupten, daß vor etwa zwanzig Jahren dieſe Bäume

noch weit häufiger bei uns zu ſehen waren, als jetzt in Italien; jetzt ſucht faſt Jedermann ihrer eben ſo emſig wieder los zu werden, als man ſich früher ſie anzupflanzen bemühte. Bei uns zu Hauſe vermuthete man, das Abſterben der Gipfel, welches dieſe Bäume ſo häufig entſtellt, rühre davon her, daß bei uns keine hinreichende Befruchtung der Blüthen erzielt werden könne; indeſſen findet dieſelbe Verunzierung dieſer Bäume auch in Europa ſtatt. Von Imola fuhren wir nach Bologna, welches wir bei guter Zeit erreichten.

Die Entfernung Bologna's von Ancona beträgt einhundert und fünfunddreißig engliſche Meilen, welche wir in vier mäßigen Tagereiſen zurücklegten. Auf dem ganzen Wege hatten wir keinen einzigen Hügel zu überſteigen, eine kurze unebene Strecke zwiſchen Sinigaglia und Peſaro ausgenommen. Faſt auf dem ganzen Wege kamen wir durch ſchöne Gegenden; die Apenninen hoben den Reiz der anmuthigen Thalgegend, deren Einförmigkeit ohne die Ausſicht nach den Bergen ermüdend geweſen wäre. In mancher Beziehung kann ich dieſe kleine Reiſe unter allen, die ich in Europa gemacht habe, die anmuthigſte nennen.

Neunundzwanzigſter Brief.

Ferrara. — Taſſo's Gefängniß. — Fliegende Brücke über den Po. — Oeſtreichiſches Zollhaus. — Venetianiſche Frauen. — Padua. — Der Bauſtyl von Palladio. — Ein Wunder. — Der Unglaube in der Maske. — Die Straße nach Meſtre und die Villen an der Brenta. — Fernſicht von Venedig. — Die Lagunen. — Urſprung von Venedig. — Wachtpoſten zu Waſſer. — Annäherung an Venedig. — Die Kanäle. Der Rialto.

Unſer Aufenthalt in Bologna war nur kurz; denn wir beſorgten, zu ſpät in der Jahrszeit in Venedig einzutreffen. Unſere erſte Tagreiſe ging bis Ferrara, wo wir bei guter Zeit eintrafen, weil wir Bologna mit Sonnenaufgang verlaſſen hatten. Die Gegend war flach und hatte an manchen Stellen ein mooriges, rietbewachſenes Anſehen, jemehr wir uns den niedrigen Marſchländern näherten, welche Ravenna umgeben. Der ganze öſtliche Rand der Lombardiſchen Ebene hat dieſen Charakter; denn die Abdachung von den Bergen her ſetzt ſich ununterbrochen fort nach dem Meer, wie der Lauf der Flüſſe dieſes beweiſt, obgleich dieſe Abdachung nur ſo allmählig iſt, daß man ſie gar nicht bemerkt.

So verlaſſen iſt mir noch keine Stadt von anſehnlicher Größe vorgekommen, wie Ferrara. Sie liegt in einer „todt-öden" Fläche, und die ganze Gegend zeigt

nichts als Graswuchs oder Schilf und Moor. Mitten in der Stadt ſteht ein maſſives düſteres Schloß von einem Graben umgeben, in welchem ehmals die Herzöge von Eſte wohnten. Wir durften nicht hinein gehen. Wir beſuchten ein abgeſondertes Gemach, von welchem behauptet wird, es ſei einſt Taſſo's Gefängniß geweſen, und fanden Byron's Namen an der Mauer. Ein ſolcher Ausdruck von Achtung vor dem Dichter, der hier gefangen ſaß, kann geſtattet werden; ſonſt aber gefällt mir das ſpießbürgerliche Beſchreiben von Mauern und Wänden ganz und gar nicht. Da ich kein Dichter bin, ſo glaubte ich nicht nöthig zu haben, auch meinen Namen zu den übrigen hinzuſchreiben.

Die Straßen der Stadt ſind grade und breit; dadurch erſcheint die Verödung Ferrara's noch auffallender. Hier wuchs im wahren Sinne des Worts das Gras in den Straßen. Ich möchte dieſe früher ſo lebhafte Stadt mit dem Poſten Shenectady jenſeits des Kanals vergleichen; nur die Zeichen ehmaliger Pracht und Wohlhabenheit hat erſtere freilich voraus. Hier ſahen wir viele ſeltne Bücher und Handſchriften, und manche Dinge, die den Dichtern Taſſo und Arioſto angehörten. Ein kleiner Fluß fließt durch die Stadt; aber das ganze Land hat, wie Holland, weil man das Meer noch nicht ſieht, das Anſehen einer Anſchwemmung. Der Aufenthalt in dieſer Gegend ſoll im Herbſt ſehr ungeſund ſein, was mir ſehr wahrſcheinlich iſt.

Hier waren wir abermals dem öſterreichiſchen Gebiet nahe. Ferrara gehört zwar noch zum Kirchenſtaat, hat aber eine öſterreichiſche Garniſon, weil die Stadt befeſtigt iſt. Eine kurze Strecke von der Stadt kamen wir am andern Morgen an den Po, und über dieſen führte eine ſogenannte fliegende Brücke, ein *ponte volante*. Dieſe Art Brücken findet man in Europa häufig; ſie ſind bewegliche Fähren. Sie beſtehen aus einem an den Seiten nur wenig erhöhetem, langen, flachen und mit Diehlen belegten Balkengefüge, welches geräumig genug iſt, um mehre Wagen zugleich aufzunehmen. Dieſes glatte Fahrzeug iſt mittelſt eines langen Kabeltaues an einem, ein paar hundert Faden ſtromaufwärts im Fluſſe aufgeführten Balkengerüſt oder Mauerwerk befeſtigt; die Länge des Kabeltaues ſteht nämlich im richtigen Verhältniß zur Breite des Fluſſes. Damit das Kabeltau über dem Waſſer bleibe, wird es durch mehr oder weniger kleine Böte getragen, welche mit der Fähre, ſobald dieſe in Bewegung geſetzt wird, hin und her treiben, indem ſie den Zug des Taues folgen müſſen. Es bedarf alsdann keiner beſondern Anſtrengung, die Fähre hinüber und herüber zu bewegen, man hat bloß nöthig, die Seiten derſelben in ſchräger Richtung der Strömung auszuſetzen. Wir ſetzten mit unſern beiden Reiſekutſchen und acht Pferden in Zeit von wenigen Minuten über, ohne unſere Sitze zu verlaſſen.

Auf dem öſtreichiſchen Ufer ſtand ein Zollhaus; wir

wurden aber nicht länger aufgehalten, als nöthig war, unſre Päſſe zu unterſuchen. So ſehr man ſich über die öſterreichiſche Regierung rückſichtlich der Zolleinrichtungen beſchweren mag, ſo kann ich doch in die Klagen über unnützen Aufenthalt und widerwärtige Plackerei nicht einſtimmen; es müßten denn Fälle vorkommen, wo gegründeter Verdacht die Beamten zu genauerer Unterſuchung nöthigte. Außerdem können deſpotiſche Regierungen nach Willkühr höfliche und artige Ausnahmen machen, wozu die Regierungen in Freiſtaaten nicht ermächtigt ſind. In einem Lande, wo Gleichheit der Rechte beſteht, muß die Ausübung des Geſetzes mit gleicher Strenge gegen Alle verfahren, wenn auch tauſenderlei Fälle eintreten, wo dieſe gerechte Maßregel für diejenigen beſchwerlich wird, welche, ohne dem Vortheil der Geſammtheit entgegenzuwirken, gleichwohl eine Ausnahme von der Regel anſprechen könnten; aber in einem despotiſch-regierten Lande können beſondere Weiſungen von Oben den untern Beamten in geeigneten Fällen die nöthige Milderung ihres ſtrengen Verfahrens ſogar vorſchreiben. Es iſt richtig, daß ſolche beſondere Ermächtigungen zu argen Mißbräuchen führen können; aber in einem Zeitalter wie das unſrige, führen ſie weit häufiger zur Befreiung von läſtigen und in manchen Fällen ganz unnützen Weitläufigkeiten. Dieſem Grundſatz gemäß, erhalten Leute, deren Verhältniſſe und Zwecke hinreichend bekannt ſind, ihre Päſſe auf eine Weiſe ausgefertigt,

daß ihnen die Fortſetzung ihrer Reiſe ohne Zögerung und Weitſchweifigkeit an Thoren und Zollſtätten überall erleichtert wird.

Dieß brauchen Sie nicht ſo auszulegen, als ob ich einen ſolchen vorzugbezweckenden Paß gehabt hätte. Vielmehr iſt die Gefälligkeit und Artigkeit, welche mir bewieſen wurde, und die mir in Rückſicht meines Gepäcks alle Weitläufigkeiten erſparte, ein Benehmen, welches gegen Jedermann beobachtet wird, wo man keine Gründe hat, abſichtliche Uebertretungen des Geſetzes vorauszuſetzen. Sie wiſſen, daß ich keine Regierungsform vertheidige, die nicht die Gleichheit der Rechte aller Staatsbürger ausdrücklich bezweckt; daß ich keine andere, als demokratiſche Inſtitutionen billigen kann, und nur die Mißbräuche demokratiſcher Formen entfernt wiſſen möchte. Aber ich habe mich hinreichend überzeugt, daß die alltäglichen Ausfälle des größten Theils unſerer Reiſenden gegen die Einrichtungen despotiſcher Staaten und gegen das verletzende Benehmen ihrer Beamten eben ſo ſehr auf eingewurzelten Vorurtheilen und auf unwiſſende Einſeitigkeit beruhen, als die gewohnten Ausfälle der Europäer gegen unſre demokratiſche Verfaſſung und Verwaltung. Der Zweck jeder Regierung iſt in allen gewöhnlichen Fällen das gerechte Verfahren gegen Alle, und dieſes Streben iſt bei uns nicht ausgezeichneter, als bei den Kaiſern von Oeſterreich oder Rußland. Wenn man die Fehler unumſchränkter Regierungen entdecken und rügen will, ſo darf

man ſie nicht an der Oberfläche ſuchen; ihre Quelle liegt tiefer.

Wir fanden Rovigo, wo wir frühſtückten, eben ſo verlaſſen und öde wie Ferrara; nur iſt es freilich ein kleiner und wenig bedeutender Ort im Vergleich mit Ferrara. Darauf ſahen wir ein Eiland von Hügeln vor uns mitten in der einem Meer ähnlichen Ebene, und am Fuße dieſer Hügel lag Monſelice, wo wir übernachteten. Dieſe Hügelgruppe bildet gleichſam eine Berg-Oaſe in der Wüſte des Einförmigen umher. Im Wirthshauſe war eine Geſellſchaft von Reiſenden aus Venedig; die Frauen hatten eine lebhafte Geſichtsfarbe und blondes Haar; bei einer dieſer Venetianerinnen grenzte die blonde Haarfarbe faſt an das Röthliche. Dieß war uns ein Beweis, daß wir uns den Originalen von Titian's Gemälden näherten. Die Signora Guiccioli, die den Verehrern Byron's ſo gut bekannt iſt, gehört ebenfalls zu den Titian'ſchen Idealen. Es iſt auffallend, daß Raphael und faſt alle italieniſchen Meiſter ihre Schönheiten meiſtens als Blondinen darſtellen, während die italieniſchen Frauen faſt durchgehends Brünetten ſind. Von den acht amerikaniſchen Inſaſſen, die unſere Reiſegeſellſchaft zählt, bin ich der Einzige, der kein helles Haar und keine lebhafte Geſichtsfarbe hat. Dieſer Umſtand hat nicht wenig Aufſehen unter den Italienern erregt, welche ſich einzubilden pflegen, wir müßten ſämmtlich, gleichſam ex officio, ſchwarz ſein.

Von Monſelice hatten wir nur eine Tagreiſe bis Padua, und dieſer Stadt näherten wir uns mit vorzüglichem Intereſſe. Sie iſt groß und ihre Straßen für eine europäiſche Stadt ungewöhnlich breit. Sie war Palladio's Vaterſtadt, und wir lernten demnach ſeinen Bauſtyl hier recht kennen. Ich kann nicht ſagen, daß er mir ſo ſehr gefallen hätte, als ich erwartete. Seine Bauten ſind mehr prunkend, als einfach und ſchön, wie wohl beide letztere Eigenſchaften nicht ganz vermißt werden. Auch fehlt es ſeinen Bauplanen nicht an höhern Ideen. Die Stadt Boſton hat in ihrer Bauart im Allgemeinen etwas Aehnliches, obſchon kein Gebäude dort wirklich in Palladio's Styl gebaut iſt; nur iſt es die einzige Stadt in Amerika, die einigermaßen an dieſen Bauſtyl erinnert.

Die große Halle gefiel uns in Padua faſt am meiſten. Sie hat eine Länge von beinah dreihundert Fuß und iſt ungefähr hundert Fuß breit, aber nicht gar hoch. Es iſt der größte Saal, den ich jemals geſehen habe, die Gallerieen ausgenommen. Die Bauart iſt gemiſcht gothiſch. Das Dach beſteht aus offenem Quergebälk, und die Wirkung iſt auffallend und zierlich. Im Ganzen gefiel ſie mir beinah noch mehr als die Weſtminſterhalle; obgleich ſie das Großartige und Edle der letztern nicht beſitzt.

Ein Wunder hatte ſich eben in einer der Kirchen von Padua ereignet: ein Marienbild hatte einige Zeichen des Belebtſeins blicken laſſen. Ich ging hin, fand aber, daß mein Beſuch zur Unzeit kam; das Marienbild blieb

eben ſo unbeweglich, wie alle andern Bilder, ſo lange ein Ketzer zugegen war. Ich glaube, daß ſolche Wunder ſich jetzt weit ſeltner ereignen, als ſonſt; denn das Eindringen der Franzoſen hat nicht blos die religiöſen Wunder zerſtört, ſondern auch den frühern religiöſen Sinn der Einwohner. Es iſt ein treffender Commentar zur gerühmten menſchlichen Weisheit und Charakterfeſtigkeit, wenn man jetzt einen König und ſeine Hofleute in denſelben Straßen mit Kerzen einer Proceſſion ſich anſchließen ſieht, wo noch vor wenigen Jahrzehnten die Beamten in Hemdärmeln einer loſen Dirne unter der anmaßenden Benennung einer Vernunftgöttin folgten! Der Unglaube kommt jetzt nicht mehr in ſeiner Blöße zum Vorſchein, er hat eine Maske von Philoſophie und Dialektik vorgenommen, in dem vorgeblichen Charakter eines zeitgemäßen Chriſtenthums. Wenn eine Feſtung ſich nicht mit Sturm erobern läßt, ſo läßt man ſie unterminiren.

Als wir Padua verließen, ſchlugen wir den Weg nach Meſtre ein, und unſer Gepäck wurde in eine große Gondel gepackt. Darauf nahmen wir unſere Plätze in demſelben Boot, und ſo wie wir das Ufer erreicht hatten, waren wir in weniger als zehn Minuten ſchon unterwegs. Zuerſt mußten wir ein kurzes Flüßchen oder Bächlein, ſein Name iſt mir entfallen, abwärts ſchiffen, und darauf kamen wir glücklich in die Bucht. Die Lagune iſt durch die Anſchwemmung mehrer Ströme gebildet und durch die Anſpülung der Wellen des adriatiſchen Meers.

Letztere haben lange niedrige Sandbänke quer vor der Mündung der Bucht angehäuſt, und ihre Anzahl hat ſich ſeit undenklicher Zeit außerordentlich vermehrt. So entſtanden innerhalb dieſer Kette von Sandbänken eine große Anzahl niedriger Inſeln, und durch dieſe bahnten viele Kanäle nothgedrungen ihren Weg, um die Waſſer der Flüſſe ins Meer zu leiten. Auf dieſen Eilanden bauten die Fiſcher ihre Hütten. Von dieſen kleinen Anfängen entſtand mit Hülfe von anſehnlichen Waſſerbauten Quai's und Steindämmen, wie ſie ein Seehaven erfordert, die Stadt Venedig, und erhob ſich von ihrem niedern Sitz im Schlamm der Lagunen zur mächtigen Beherrſcherin des adriatiſchen Meers.

Wir hielten eine kleine Weile an einem Inſelchen ungefähr Halbwegs der Lagune, damit unſre Päſſe viſirt werden konnten, wurden aber durchaus nicht aufgehalten. Das Eiland war kaum groß genug, um für wenige Gebäude Raum zu haben, und der Eindruck, den dieſe Waſſer-Station auf mich machte, war wunderlich genug. Nicht weit davon kam unſer Fahrzeug an einer langen Reihe von Pfoſten vorüber, deren Spitzen bemalt waren, und welche die Stadt etwa anderthalb engliſche Meilen von den Inſeln umgeben. Dieſe Pfoſten ſtanden nur wenige hundert Fuß von einander entfernt; ſie ſollten die Grenzen des Stadtgebiets andeuten; denn Venedig war eben erſt zu einem Freihaven erklärt worden. Hiernach ſtand alſo jeder Gondel bevor, die innerhalb dieſer Pfoſten

mit unverzollten Waaren ſich betreten ließ, angehalten und ihre Ladung confiscirt zu werden.

Nachdem wir etwas mehr als eine Stunde lang fortgerudert waren, fuhren wir in einen breiten Kanal ein, der an beiden Seiten von prächtigen Palläſten und ſchönen Häuſern eingefaßt war. So wie wir das Ende dieſes Kanals erreicht hatten, welcher nur kurz war, kamen wir in eine andere Durchfahrt hinein, welche vermuthlich eine der Hauptwaſſerſtraßen ſein mochte; denn in dieſen breiten, großen Kanal mündeten viele kleinere jederſeits in unbedeutenden Abſtänden voneinander. Durch dieſe kleinern Kanäle konnten wir weithin durch die düſtern Spalten der Häuſerreihen zahlloſe Brücken erkennen, die ununterbrochen von Fußgängern belebt waren; über den breiten großen Kanal führte nur eine einzige Brücke hinüber. Dieſe letztere war von Steinen erbaut und mit vielen kleinen Gebäuden beſetzt. Die Länge derſelben war natürlich weit bedeutender, als die der andern Brükken über den Seitenkanälen; ſie bildete nur einen einzigen Bogen, der hoch und ſpitzig auslief, obſchon nicht ganz im gothiſchen Geſchmack. Als wir unter dieſer Brücke hinfuhren, erſchienen jenſeits derſelben größere Fahrzeuge, die ſchon geeignet waren, das adriatiſche Meer zu befahren, und die Weite des Kanals nahm allmählig zu. Dieſes war die Rialto-Brücke, das erweiterte Waſſerbecken einer Fortſetzung des Kanals und der Anfang der Giudecca, des eigentlichen Havens von Venedig.

Als wir dem großen Kanal uns näherten, lag eine Gondel ruderfertig vor uns; ſie harrte der Ankunft eines Boots aus Meſtre entgegen, und als wir in deſſen Nähe kamen, war es Mr. C — — —, von Carolina, der zwei Tage vor uns hier angekommen war. Er ſprang zu uns an Bord, und hatte einſtweilen für ein Logis geſorgt, in der Erwartung, daß wir bald nachkämen. Unter ſeiner Leitung hielten wir an einer ſteinern Treppe an und ſtiegen an's Land vor dem Gaſthauſe zum Weißen Löwen.

Dreißigſter Brief.

Ankunft in Venedig. — Spaziergang im Mondſchein. — Die Straßen von Venedig. — Der große Platz von San Marco. — Die Piazetta. — Der Dogenpallaſt. — Der Campanile. — Die Seufzerbrücke. — Der Haven. — Das Fremdenbuch im Weißen Löwen.

Mir kam es beinahe vor, als wäre ich mitten in einen ganz neuen Bildungszuſtand hineingerathen. Beim Eintritt in's Wirthshaus befanden wir uns in einer weitläufigen Halle; der Boden derſelben war gepflaſtert und nur zwei Stufen über der Waſſerfläche; in der Ecke deſſelben lag eine Gondel. Wir ſtiegen eine Treppe hinauf, wurden in eine Reihe ſchöner Zimmer eingewieſen, und ich rannte ſogleich nach einem Fenſter. Kähne glitten in allen Richtungen vorüber; aber kein Geräuſch

vernahm ich außer dem Plätſchern der Ruder, kein Räder-
geraſſel, kein Huftritt war weithin zu hören; und doch
konnte ich in ziemlicher Entfernung ſogar das Platſchen
eines in's Waſſer fallenden Taues deutlich unterſcheiden.
Alles war mir fremd; denn obgleich ich ein Seemann
und an Waſſerſcenen gewöhnt bin, ſo hatte ich doch noch
nie eine ſchwimmende Stadt geſehen.

Es war einmal nicht anders; ohne vorher zu eſſen,
ließ ſich Nichts unternehmen; ich mußte alſo meine Unge-
duld bis nach dem Mittagsmahl bezähmen. Darüber kam
der Abend heran; aber dafür entſchädigte uns ein herr-
licher Mondſchein; das ſanfte Licht, das über die ganze
Scene ausgegoſſen war, verlieh den Umgebungen einen
zauberiſchen Schimmer.

C— — und ich verließen das Wirthshaus mit ein-
ander; denn er hatte mir geſagt, er habe mir Etwas zu
zeigen, indem er wünſche, daß ich es ſähe, ehe ich mich
zur Ruhe begäbe. Anſtatt nun in einen Kahn zu ſteigen,
gingen wir aus der Hinterthüre des Wirthshauſes hin-
aus und befanden uns in einer Straße. Ich hatte ſo
viel von Venedigs Kanälen gehört, daß ich mir beinah
einbildete, es hätte keine Straßen. Statt deſſen fand
ich, daß die ganze Stadt von Straßen durchſchnitten war;
die Brücken über den kleinen Kanälen dienten zur Ver-
bindung dieſer Straßen untereinander, die übrigens
meiſtens nur acht bis zehn Fuß breit waren. Die Straße,
durch welche wir gingen, hatte Kaufläden zu beiden Sei-

ten und ſchien eine Hauptſtraße zu ſein. Ihre Breite wechſelte zwiſchen zehn bis zwanzig Fuß.

Nachdem wir eine Zeitlang dieſelbe Richtung verfolgt hatten, in der mir ſo Vieles überraſchend neu war, bogen wir ein wenig rechtsab, kamen unter einem Bogen hindurch und betraten darauf den großen Platz von San Marco. In keiner Stadt genoß ich bis jetzt eines ſo überraſchenden und wohlthuenden Anblicks. Drei Seiten dieſes ausgedehnten Raumes waren von Palläſten mit Arcaden umgeben, und an der vierten ſtand eine niedrige alterthümliche Kirche von einer ſo überaus buntſcheckigen Bauart, als mir noch kaum Etwas vorgekommen war, da ihre orientaliſchen Bedachungen und äußern Zierrathen ſo eigenthümlich ausſahen, daß ich mich in eine Scene der arabiſchen Mährchenwelt verſetzt wähnte. Der Mond mit ſeinem milden täuſchenden Schimmer trug viel zu dem überraſchenden Eindruck des Ganzen bei, indem die einzelnen Umriſſe in der halben Beleuchtung noch weit verworrener und phantaſtiſcher hervortraten. Sie werden es längſt errathen haben, daß ich nichts Geringeres als die berühmte Kirche des heiligen Marcus vor mir hatte.

Mit dieſem geräumigen Platz ſtand ein anderer kleinerer in Verbindung, welcher ſich rechtwinklich von erſterm nach der Bucht hin ausdehnte. Nur zwei Seiten dieſes Platzes, welcher den Namen „Piazzetta“ führt, waren

von Gebäuden eingefaßt, die Seite nämlich zunächſt der „Piazza“ oder des großen Platzes und die nach dem Meere waren beide frei. Längs der einen Seite der Piazetta ſetzte ſich die Reihe der Palläſte von der Piazza aus weiter fort, und an der andern erhob ſich der berühmte Pallaſt der Dogen. Dieſer letztere hatte wo möglich ein noch weit verworreneres und noch mehr orientaliſches Anſehen, als die Kirche, und ſo wurde der Geiſt auf einmal mitten in die Begebenheiten des Morgenlandes und zugleich in die Zeiten von Venedigs erloſchner Herrlichkeit und Macht entführt.

Von allen Seiten boten ſich mir intereſſante Gegenſtände dar. Die zwei ungeheuren Säulen waren die Trophäen Eines erfochtenen Sieges; die Reihen kleinerer Säulen nach der Kirche zu waren ebenfalls Trophäen von hundert andern Siegen; die große Treppe, welche wir durch einen Bogengang des Pallaſtes erblickten, war die „Rieſentreppe“, und die Oeffnungen in dem Gemäuer über derſelben waren die „Löwenrachen“. Dieſer ungeheure Thurm iſt der „Campanile“, der hier ſchon ein Jahrtauſend ſtand auf in den Moraſt eingerammten Pfählen; und jene Maſtbäume, in dem Pflaſter vor der Kirchenfronte eingemauert, ſind noch dieſelben, an welchen die eroberten Flaggen von Cyprus, von Candia, von Morea flatterten; die herrliche Gruppe von Pferden aus Erz über der großen Pforte iſt dieſelbe, die hier einſt ſtand, die von hier weggeführt und endlich wieder der

Stelle zurückgegeben worden iſt, welche ſie vormals viele Jahrhunderte hindurch einnahm.

Wir gingen längs der Seite des Dogenpallaſtes, die nach dem Meere ſieht, durch einen Bogengang, der den ganzen Pallaſt von außenher umgibt, den berühmten „Broglio", durch welchen einſt nur dem hohen Adel zu gehen erlaubt war, und in welchem ehmals ſo manche Kabalen reiften, — und kamen an eine Brücke, die über einen Kanal führt, welcher die hintere Seite der Kirche und der Palläſte begrenzt. Der bedeckte Gang, der über dieſen Kanal führt und in der Höhe von ein Paar Stockwerken über der Erde die Gänge des Pallaſtes und die Gefängniſſe auf der Gegenüberſeite des Kanals mit einander verbindet, iſt die berüchtigte „Seufzerbrücke"! An der Seite des Waſſerthors befanden ſich die unter der Meeresfläche ausgemauerten Gefängniſſe, und ich brauchte bloß einen Blick nach den Dächern hinaufzuthun, um zu wiſſen, wo einſt die „Bleikammern" waren.

Weiterhin lag der Haven im ſanften Schimmer des Mondlichts vor uns ausgebreitet, von zahlreichen Schiffen in geſchnörkelter Bauart beſetzt; der kühle Seewind fächelte unſer Antlitz; aus verſchwimmender Ferne dämmerte der „Lido", und geiſterhaft glitten die Todtenbahren ähnlichen Gondeln nach allen Richtungen an uns vorüber. Gewiß, noch nie hatte irgend ein anderer Ort durch ſolche mir bisher fremd gebliebenen Gegenſtände ſo mächtigen Eindruck auf meine Einbildungskraft gemacht

und nie empfand ich ſo großes Vergnügen durch den überraſchenden Anblick ſo vieler mich umgebenden neuen Gegenſtände in ſo kurzer Folge auf einander. Eine vortreffliche Militärmuſik ließ ſich von der „Piazza“ her vernehmen; aber ſo wundervoll in der Regel deutſche Militärmuſik durch die Abenddämmerung tönt, und ſo ſchön auch dieſe war, ſo trug ſie doch mehr dazu bei, die magiſche Illuſion zu zerſtören und mich aus dem Reiche der Phantaſie wieder in die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens zu verſetzen.

Nachdem ich etwa eine Stunde mit der Betrachtung ſo vieler anziehenden Gegenſtände zugebracht hatte, kehrte ich zum Leone bianco zurück und machte Alle durch meine Erzählungen begierig, alle dieſe Dinge ebenfalls zu ſchauen. Mein guter W— — war ſogleich auf den Beinen; aber nach vergeblichem Suchen in dem Gewirr von engen Gaſſen kehrte er mit getäuſchten Erwartungen wieder zurück.

Mir wurde bald darauf das Fremdenbuch gebracht, um vorſchriftgemäß meinen Namen einzuſchreiben. Da fand ich, daß einige Amerikaner, die vor mir hier geweſen waren, Spöttereien hineingeſchrieben hatten, wie dieß ſchon mehr geſchehen iſt, auf ächt engliſche Weiſe! Man ſollte glauben, daß wenn den Leuten auch der Sinn für Bildung abginge, doch die Selbſtachtung ihnen verbieten müßte, ſich zu ſolchen Witzeleien herabzulaſſen!

Einunddreiſzigſter Brief.

Die „Himmelfahrt" von Titian. — Der „Märtyrertod des heiligen Petrus". — Die Kirche von San Marco. — Aufmerkſamkeit der alten Meiſter auf die Geſichtszüge. — Canova's Monument. — Paläſte. — Arſenal und Muſeum. — Gondel und Gondelführer. — Die Löwenrachen. — Lebhaftigkeit des Sanct-Marcus-Platzes. — Verſuch zur Emporbringung Venedigs mittelſt eines Freihavens. — Cement-Fußböden. — Urſache der häufigen Feuersbrünſte in Amerika. — Mr. Owen's ſocialer Grundſatz. — Plan einer Geſellſchaft zur Erbauung von Gebäuden für allerlei Handwerker.

Wir haben den Weißen Löwen aufgegeben und uns eine Wohnung am Sanct-Marcus-Platze gemiethet, wo wir uns nach unſerer eigenen Weiſe eingerichtet haben und die Theurung wie den Lärm eines Wirthshauſes vermieden. Ich habe für eine Gondel geſorgt, und während der ganzen vorigen Woche ſind wir täglich unausgeſetzt mit dem Betrachten von ſehenswürdigen Gegenſtänden beſchäftigt geweſen. Ich werde, wie bisher, fortfahren, bloß ſolcher Dinge, die für mich beſonders anziehend geweſen ſind, zu erwähnen, und worüber ich ſelbſt vor meiner Ankunft in Venedig gern einiges Nähere würde erfahren haben, wenn ſich mir die Gelegenheit dazu dargeboten hätte.

Zuerſt muß ich bemerken, daß man die Meiſterwerke von Titian, von Tintoretto und von Paul Veroneſe nur in Venedig kennen lernt. Zwar trifft man von Erſterm

an andern Orten auch manches vortreffliche Gemälde; hier aber ſieht man dieſen Künſtler im herrlichſten Glanze ſeines Ruhms. Ich will Sie nicht durch Einzelbeſchreibungen ſolcher Gegenſtände ermüden; doch eine Thatſache, die ein Gemälde Titian's beſonders angeht, iſt zu treffend, als daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehen dürfte. Sie wiſſen, daß die Franzoſen jedes Kunſtwerk, deſſen ſie irgend habhaft werden konnten, mit ſich nahmen. Sie verſuchten, ſogar Frescogemälde ſich zuzueignen, ein Frevel, der allein die Strafe des Umſturzes ihrer Macht werth war. Doch ein großes Gemälde entging in Venedig ihren Nachforſchungen. Es befand ſich in einer düſtern Kapelle und war ſo ganz und gar von Rauch und Staub beſudelt, daß Niemand darauf achtete. Selbſt die Kirchendiener hielten es für ein durchaus werthloſes Gemälde.

Einige wenige Jahre darnach plagte einen Künſtler oder Kunſtliebhaber die Neugierde, zu wiſſen, was dieſes unbekannte und vergeſſene Altarblatt eigentlich vorſtelle. Seine Neugierde ließ ihn nicht raſten; das Gemälde wurde abgenommen, und nachdem es gehörig gereinigt war, zeigte es ſich, daß es eins der herrlichſten Gemälde war, die jemals Titian's Meiſterſchaft bekundeten. Manche halten es für ſein größtes Werk. Wenn dieſes auch nicht durchaus eingeräumt werden kann, ſo bleibt es demungeachtet ein herrliches Werk, das des großen Meiſters jedenfalls würdig iſt. Das Gemälde ſtellt „Mariä Himmel-

fahrt“ vor, und dieſer Gegenſtand iſt von Titian auf eine von Morillo's Darſtellung ganz verſchiedene Weiſe behandelt; denn die Jungfrau'n jenes Meiſters ſind ſämmtlich in weißen Gewändern, während Titian die ſeinige in einem rothen Gewande darſtellte. Das Gemälde wird jetzt in der Academie aufbewahrt, und Nachahmungen deſſelben ſieht man auf faſt allen zierlichen Geräthen und Schmuckarbeiten Venedigs.

Der „Märtyrertod des heiligen Petrus“ (nicht „Petrus, der Evangeliſt“) wird von Sir Joſhua Reynolds für ein Wunderwerk in ſeiner Art gehalten; aber es ſteht in ſchlechtem Licht, und ich kann es nicht als ein ſehenswürdiges Bild anerkennen. Alle Märtyrergeſchichten entſtellen meiner Anſicht nach die Leinwand. Wie die Statuen von geſchundenen Menſchen mögen ſie ein Studium für Künſtler von Fach abgeben, aber für Kunſtliebhaber ſind ſolche Darſtellungen nicht geeignet. Je genauer ſie ausgeführt ſind, deſto empörender wirken ſie auf den Betrachtenden ein.

Wir haben wenigſtens die Hälfte der Kirchen nach ſchönen Gemälden durchſucht; und es iſt keine Kleinigkeit, in einer Gondel zu ſitzen und nach einer ſchönen Vorhalle hinzuſteuern, auszuſteigen und ſich ſogleich in eins der ſchönſten Gebäude Europa's verſetzt zu finden. Dann wieder weht Einen die Seeluft an in den Kapellen, und öfter ſprüht Schaum und Naß um ſie her, als ob es Felſen wären am Meeresſtrand; doch dieſes gilt frei-

lich nur von denen, die, etwas von der Stadt entfernt, dem Havenſtrande näher liegen. Die Sanct-Marcus-Kirche iſt im Innern eben ſo verworren und auffallend bunt wie im Aeußern. Sie ſtellt ein ſeltſames Gemiſch von Pracht und Geſchmackloſigkeit dar, die an Barbarei grenzt. Die Moſaic-Künſteleien ſind unter andern von der Art, wie man ſie höchſtens in einem Pallaſt der Inca's erwarten könnte. Der Boden dieſer Kirche hat, wellenförmig angelegt wie eine gekräuſelte Meeresflut, gleichſam eine erſtarrte Küſtenbrandung. C— vermuthet, es ſei abſichtlich geſchehen, es liege eine Seemanns-Poeſie zu Grunde, um die Hauptbeſchäftigung des Volks anzudeuten; mir ſcheint es vielmehr eine poetiſche Gerechtigkeit zu ſein, eine Vergeltung der Nachläſſigkeit im Einrammen der Pfähle, welche das Grundgemäuer tragen. Es macht dieſes einen ſonderbaren Eindruck; denn es kommt Einem vor, als befinde man ſich in einem fahrenden Schiffe, wenn man über dieſe wellenförmige Oberfläche hinſchreitet. Wenn die Sanct-Marcus-Kirche auch nicht wirklich die älteſte Kirche iſt, ſo iſt ſie doch gewiß eine der älteſten chriſtlichen Kirchen, die noch ſtehen. Aeltere hat es freilich in Klein-Aſien gegeben; aber ſie beſtehen nicht mehr, und wenn ſie auch wirklich noch ſtehen, ſo ſind ſie doch keine chriſtlichen Kirchen mehr.

Lady Mary Worthley Montagu ſagte irgendwo, wenn es bei uns gebräuchlich wäre, unbekleidet zu gehen, ſo würde, weil die menſchlichen Formen ſo ſehr die menſch-

lichen Geſichter an Schönheit übertreffen, man auf die letztern faſt gar nicht Acht geben Gewiß hat die Kleidung auf die Malerei eine ganz andere Wirkung hervorgebracht. Alle Maler, welche als eigenthümliche Schöpfer und Verbeſſerer in ihrer Kunſt auftraten, fangen mit dem menſchlichen Angeſicht an, und dieſes malen ſie gewöhnlich lange Zeit hindurch immer ſchöner, ehe ſie noch im Stande ſind, ſchöne menſchliche Körperumriſſe zu zeichnen. Dieſes können Sie ſchon in Amerika hinreichend gewahr werden, wo dieſe Kunſt in der einen Beziehung noch ganz in der Kindheit iſt. Viele zeichnen ganz gute Köpfe, während ſie mit Körpern und Händen vergeblich ſich abmühen. So ſieht man in den Werken älterer Maler bisweilen himmliſche Angeſichter und Gliedmaßen, welche Spinnenbeinen gleichen; dieß wird Jedermann zugeben, der jemals ein Gemälde von Giotto geſehen hat. Etwas dieſem Aehnliches zeigt auch ein Gemälde hier, das dem Lehrer Titians zugeſchrieben wird; aber es iſt demungeachtet ein preiswürdiges Gemälde. Johann von Bellino hat es gemalt, und mir gefiel es beinah mehr als alles ſonſt, Ein Freſcogemälde ausgenommen.

Manche Schnitzarbeiten in Haut-Relief, die man hier in den Kirchen ſieht, übertrafen Alles, was man in dieſer Art anderswo findet. Ueberhaupt ſieht man ſich hier von einer Fülle von Zierrathen umgeben, welche dieſe Kirche höchſtens nur den römiſchen nachſtehen läßt.

Ein Monument von Canova, welches für Titian beſtimmt war, das aber eine neue Auszeichnung dadurch erfuhr, daß man es dem großen Meiſter in der Bildhauerkunſt ſelbſt errichtete, iſt ein ganz ungewöhnliches und in ſeiner Art einziges Werk. Außer der Hauptgruppe ſieht man an demſelben abgeſonderte Figuren, welche von erſterer einige Fuß entfernt ſtehen; und der Eindruck, den dieſes herrliche aus fleckenloſem Marmor ausgeführte Werk unter den düſtern Bogenwölbungen einer Kirche hervorbringt, iſt ganz eigenthümlich dramatiſch und überraſchend. Faſt fürchtet man ſich, die Idee des Künſtlers zu billigen, und doch ſcheint es faſt unmöglich, die Ausführung deſſelben nicht zu bewundern. Doch möchte ich faſt glauben, daß Nahl's großartiger Gedanke jenes beſcheidne ſchweizeriſche Grabmahl zu den ſchönſten Darſtellungen der Art erhebt, welche in Europa anzutreffen ſind.

Was ſoll ich Ihnen von den berühmten Palläſten Venedigs mittheilen? Ihr Aeußeres ſchien öfter nur zu ſehr gekünſtelt, und ich fand in ihnen weder die edle Einfachheit noch die großartigen Verhältniſſe, die ich erwartete; aber viele unter dieſen Palläſten ſind wirklich prächtige Gebäude. Sie befinden ſich alle an Kanälen, und an dem Hauptkanal ſtehen deren recht viele; aber ſie erſtrecken ſich zugleich weit rückwärts bis in eine der Straßen, und man kann daher ſowohl zu Waſſer als zu Lande ſich in dieſelben begeben. Unten iſt in dieſen Pal-

läſten immer ein weitläufiges Vorgemach, in welches man beim Ausſteigen aus der Gondel eintritt, und man ſieht öfter mehre Gondeln in derſelben, ſo wie man an andern Orten mehre Kutſchen im Hofraum antrifft. Die Zimmer oberhalb deſſelben ſind öfter eben ſo reich ausgeſtattet, als königliche Gemächer es ſein können, und noch jetzt ſieht man in manchen ſolchen ſchönen Sälen ganz vorzügliche Gemälde. Die Fußböden ſind in allen dieſen Zimmern von der ihnen bereits beſchriebenen Zuſammenſetzung aus Mörtel, welchen das Geäder und die Färbung marmorner Fußböden täuſchend nachahmt. Die Hauseigenthümer ſcheinen übrigens hier weit weniger Zimmer in ihren Häuſern zu eignem Gebrauch zu benutzen, als dieſes in Rom gewöhnlich geſchieht.

Sie zweifeln gewiß nicht daran, daß ich neugierig genug war, das berühmte Arſenal in Augenſchein zu nehmen. Es befindet ſich an dem einen Ende der Stadt und hat daher den Vorzug des beſſern Fahrwaſſers. Die Waſſerbauten ſchließen einen beträchtlichen Raum ein, und größere Schiffe können folglich einlaufen. Auf dem Werft ſtand eine öſtreichiſche Corvette, aber auf dem Bauplatze ſelbſt bemerkte ich keine ſonderliche Thätigkeit. Doch ein paar Fregatten lagen hier vor Anker.

Mit dem Arſenal iſt ein Muſeum verbunden, welches manche ſehenswürdige Seltenheiten enthält. Unter andern Dingen ſahen wir Rißzeichnungen und auch einige Zierrathen des Bucentauro, der jetzt ſeines Schmucks

entkleidet iſt, ſeit das adriatiſche Meer zur Wittwe geworden war. Ich weiß nicht, welche von beiden mehr mitleidige Theilnahme verdient, la Veuve de la grande armée, oder die ihres Gatten beraubte adriatiſche Meeresfluth?

Von den Gondeln habe ich Ihnen noch faſt gar nichts geſagt. Es ſind Kähne mit einem zeltbedachtem Gemach in der Mitte derſelben, in welchem mehre Menſchen bequem Platz finden. Manche ſind groß genug, um zahlreiche Geſellſchaften aufzunehmen, doch die gewöhnlichen Gondeln haben bloß hinreichenden Raum, daß ſechs Perſonen ſich unter dem Zeltdach behaglich ſetzen können. Wenn man den vordern Vorhang niederläßt, ſo ſitzt man dahinter ebenſo unbeachtet, wie in einer Kutſche. Der Gondolier ſteht auf einem kleinen Hinterdeck, welches wie ein Dach gefirſtet iſt. Mit ſeinem Ruder macht er weder ſtreichende noch ſchöpfende Bewegungen, er ſtößt vielmehr; das Ruder hat keinen Einſchnitt, wie ein Streichruder, es iſt gleichförmig abgerundet und wird in die Auskehlung eines ausgebogenen Knies am Rande der Gondel angeſtemmt, man kann willkürlich bald dieſen, bald jenen Stützpunkt wählen. Allein es erfordert lange Uebung, das Ruder in der gewählten Stellung zu erhalten, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, da ich öfters ſelbſt das Gondelruder zu handhaben verſuchte, ohne jedoch in dieſer Geſchicklichkeit große Fortſchritte zu machen. Von ſeinem erhöhten Standort vermag der

Gondelführer über das Zeltdach wegzuſehen, und indem er rudert, lenkt er zu gleicher Zeit ſein Fahrzeug. Wenn zwei Gondoliere, wie dieß oft der Fall iſt, dieſelbe Gondel führen, ſo ſteht der Andere vor dem Zelt und macht dieſelben Bewegungen, wie ſein Hintermann, ungeachtet er auf dem Boden des Fahrzeugs ſteht. Der Vordertheil der Gondel iſt klaſſiſch geformt und mit einem gezähnelten, eiſernen Schnabel verſehen, zugleich eine nachdrückliche Vertheidigungswaffe.

Dieſe Kähne ſind übrigens leicht und niedlich gebaut; in der Form haben ſie einige Aehnlichkeit mit den Baumrinde-Kanoes. Sie ſind gewöhnlich ſchwarz angeſtrichen, und da das Zeltdach ebenfalls mit ſchwarzem Tuch beſchlagen oder auch mit ſchwarzem Leder überzogen wird, ſo haben dieſe Fahrzeuge ein feierliches, todtenbahrenähnliches Anſehen, welches ganz gut zu ihrem ſtillen Vorübergleiten und zu dem ſchweigſamen Charakters eines Venetianers paßt. Man kann ſich kaum des Gedankens erwehren, daß man wirklich in einen völlig fremdartigen Geſellſchaftszuſtand hineingerathen ſei, wenn man in einer Gondel ſitzt und an andern Gondeln mit einer Grabesſtille vorübergleitet, durch welche bloß von Zeit zu Zeit das Plätſchern eines Ruders gehört wird. Mein Gondolier hat eine ſehr ſchöne Stimme, und der Laut, mit welchem er bei jedem Umwenden um eine Ecke die gewöhnliche Warnung gibt, iſt ſchon Muſik für ſich allein.

Die Privatgondeln ſind oftmals weit größer, und

wie man mir erzählt, werden ſie bei beſondern Gelegenheiten reich ausgeſchmückt. Die gewöhnliche Livree eines Privat-Gondoliers iſt eine beblümte Jacke und Mütze, und bisweilen ſieht man jetzt dergleichen auf den Kanälen.

Wir haben auch die unterirdiſchen oder vielmehr „unterſeeiſchen" Gefängniſſe, die Hallen des Herzoglichen Pallaſtes und die Bleikammern geſehen. Löwenrachen gibt es mehre, die alle in dem Gemäuer an der Rieſentreppe ſich öffnen. Der Name rührt von dem Umſtande her, daß ein in Stein ausgehauener Löwe in die Mauer ſo eingefügt iſt, daß ſein geöffneter Rachen die Oeffnung andeutet, in welche Papiere hineingeworfen werden ſollen.

Der große Platz des heiligen Marcus iſt in dieſer Jahreszeit ein vorzüglich angenehmer Erholungsort für Spaziergängen; jeden Abend finde ich mich daſelbſt ein und habe dort den Genuß der Regiments-Muſik und der allgemeinen Fröhlichkeit. Hier ſieht man zugleich, wie viel näher man ſich den öſtlichen Grenzen Europa's befindet. Denn hier ſieht man Einwohner Kleinaſiens, Griechenlands und der europäiſchen Türkei in nicht geringer Anzahl zuſammen kommen. Ein Kaffeehaus zeichnet ſich insbeſondere dadurch aus, daß es häufig von Muſelmännern beſucht wird; denn ich gehe ſelten daran vorbei, ohne einige von dieſen ernſtblickenden, beturbanten Leuten vor demſelben ſitzen zu ſehen. Dieſe Männer fügen ſich ſo weit in die chriſtlichen Gebräuche, daß

ſie auf Stühlen ſitzen; doch habe ich bemerkt, daß ſie eine eigne Behaglichkeit darin zu finden ſcheinen, das eine Bein auf das andere Knie zu legen, oder ſonſt irgend eine ſonderbare Stellung anzunehmen. In dieſer Hinſicht ſcheinen ſie mir eine phyſiſche Aehnlichkeit mit unſern Landleuten aus den entlegnern Binnenlanden zu haben oder mit manchen Parliamentsmitgliedern in London; von unſern Congreßmitgliedern ſage ich gar nichts.

Der Verſuch mittelſt der Einrichtung eines Freihavens die Stadt Venedig einigermaßen zu heben und ſie zu einem wichtigen Punkte des Handelsverkehrs zu machen, ſcheint mir nicht leicht zu einem glänzenden Erfolg führen zu können. Es würden dazu manche beſondere politiſche Combinationen erforderlich ſein, um einen Zuſtand der Dinge herbeizuführen, welcher von dem beſtehenden gar ſehr verſchieden ſein müßte, um für Orte wie Venedig oder Florenz in jetziger Zeit noch eine Art von Handelsſuprematie hervorzubringen. Venedig beſitzt nicht den geringſten Vortheil der Lage, welchen Trieſt nicht in gleichem Maße beſäße, während letztere Stadt noch den äußerſt wichtigen Vortheil voraus hat, daß es ſich auf dem feſten Land befindet. Jede Waarenſendung, die zu Schiffe nach Venedig kommt, muß, wenn ſie nicht in Venedig ſelbſt verbraucht werden kann, wieder weiter verſchifft werden, um zu denen zu gelangen, welche ſie verbrauchen; oder umgekehrt, muß der Producent ſeine Waare nicht blos nach Venedig, ſondern

alsdann abermals von Venedig nach dem fremden Haven verſchiffen, damit ſie den dortigen Conſumenten erreiche. Dieſes doppelte Verſchiffen fällt weg in Trieſt, wo alle Hin= und Rückfrachten direkt beſorgt werden können. Es kann allerdings ein kleiner Strich Landes in den nächſten Umgebungen von dem Venetianiſchen Markt abhängig gemacht werden; aber einen ausgedehnten Handelseinfluß kann Venedig nur dann erringen, wenn, bei einer Veränderung in der politiſchen Stellung der Nationen gegen einander, dieſe Stadt durch ihre inſuläre Lage als ein ſicherer Zufluchtsort bei vielfach gefährdeten Unternehmungen erſcheinen könnte. Ein allgemeiner und dabei längere Zeit fortgeſetzter Krieg könnte demnach Einiges für Venedig thun; aber ein Wohlſtand, der auf gewaltſame Erſchütterungen einzig gegründet iſt, trägt in ſich ſelbſt den Keim ſeiner Zerſtörung.

Die Schönheit der aus Mörtel gebildeten, den Marmor künſtlich nachahmenden Fußböden, machte auf mich einen ſolchen Eindruck, da man ſie hier faſt in jedem Hauſe ſieht, daß ich an die Mörtelarbeiter mich wandte, um von ihnen den ganzen Vorgang zu erfahren. Einliegend erhalten Sie eine ſchriftliche Anweiſung, wie ich ſie durch dieſe Leute erhielt. Dazu will ich hier nur noch bemerken, daß die Hauptſache, worauf es hierbei ankommt, darin beſteht, den Mörtel gehörig feſt zu ſtampfen und ihn in abgeſonderten Lagen aufzutragen. Die Zeit, welche erfordert würde, um einen durchaus

guten und haltbaren Fußboden der Art fertig zu bringen, kann etwa zwei Jahre wegnehmen, wiewohl bisweilen ein einziges Jahr hinreichen möchte; und dieß könnte, wie ich wohl einſehe, gerade ein vorzügliches Hinderniß werden, dergleichen Cementfußböden bei uns einzuführen, da in unſerm Lande nichts Eingang findet, was nicht in möglichſt kurzer Zeit fertig werden kann. Indeſſen ihre vorzügliche Schönheit, ihre empfehlungswürdigen Eigenſchaften bei heißer Witterung und die Sicherung vor Feuersgefahr bleiben immer überwiegende Gründe, wenigſtens einen Verſuch damit zu machen. Da man ſie während des Winters mit Teppichen belegen kann, ſo iſt ihre Kälte im Winter kein Einwurf von Erheblichkeit; vielmehr muß eine ſolcher Cementfußboden, wenn er gehörig mit Teppichen belegt wird, weit wärmer halten, als ein hölzerner Fußboden, weil erſterer nicht wie letzterer Luft durchſtreichen läßt, ſobald die Arbeit nur irgend gerathen iſt.

Ich bin jetzt ſchon vier Jahre lang in Europa geweſen, und habe während dieſer Zeit nur zwei Feuersbrünſte ſelbſt geſehen; und dennoch habe ich den größten Theil dieſer Zeit in London, Paris, Rom, Florenz, Neapel u. ſ. w. zugebracht. Es iſt wahr, daß ein Theil der ſeltneren Beunruhigungen durch ſolche Unfälle wohl meiſt darin liegt, daß in dieſen Städten regelmäßige Löſchungskompagnien beſtehen, die immerfort auf Sicherung vor Feuersgefahr hinwirken und dabei ganz geräuſch-

los zu Werke gehen. Doch wenn ich auch alles Mögliche einräume, was die Seltenheit der Feuersbrünſte in Europa bewirken mag, und wenn ich dabei New-York ausnehme, das rückſichtlich der Feuersnoth noch übler daran iſt, als ſelbſt Konſtantinopel; ſo möchte ich doch behaupten, daß es in einer gewöhnlichen amerikaniſchen Stadt eher zehnmal brennt, als Einmal in einer europäiſchen. Erſteres läßt ſich auf verſchiedene Weiſe erklären, wiewohl ich geneigt bin, zu glauben, daß mehre Urſachen hier zuſammentreffen mögen. Die ärmeren Leute in Amerika ſind in jeder Rückſicht beſſer daran als die Armen in Europa; ſie brauchen nicht wie letztere an Feuer und Licht Mangel zu leiden, ſondern ſie haben Beides, was in Europa nicht angeht. Auch erfordert das Klima bisweilen weit mehr künſtliche Erwärmung, und da bedient man ſich bei uns nicht etwa der Oefen, wie im nördlichen Europa; und wenn ja Oefen bei uns vorkommen ſtatt der gewöhnlichen Kamine, ſo ſind es gefährliche eiſerne Oefen, keine Oefen aus Backſteinen, wie ſie im europäiſchen Norden gebaut werden, ſo daß das Feuer außerhalb der Zimmer angemacht wird. Im Ganzen aber ſcheint der Grund der häufigen Feuersbrünſte in einer fehlerhaften Bauart unſerer Häuſer zu liegen. Faſt durch ganz Europa ſind den ärmern Leuten gedielte Fußböden ein unbekannter Luxusartikel. In ihren elenden Hütten treten ſie entweder auf feſtgeſtampften Lehm, ſchlechten Mörtel, Pflaſterſteine oder Ziegeln. In Ita-

lien ſieht man faſt nur Fußböden aus Mörtel. Wie feſt dieſes Material bei gehöriger Bearbeitung werden könne, ſieht man daraus, daß öfter ſogar haltbare Dächer daraus beſtehen.

Es iſt ein Unglück, daß die Menſchen nur zu oft ihre Verſuche gleich anfangs zu ſehr ins Große treiben, daß ſie, einmal entſchloſſen die betretene Bahn zu verlaſſen, plötzlich in entgegengeſetzte unausführbare Extreme verfallen und dabei natürlich tauſend mittlere Wege überſehen, welche zu erreichbaren Zwecken führen könnten. Wer nur einigermaßen geſunden Menſchenverſtand beſitzt, vorzüglichen Scharfblick will ich gar nicht ſagen, der mußte vorherſehen, daß Mr. Owens Entwürfe nicht mehr als eine Chimäre waren, zumal da ſie dem Grundſatz individueller Entwicklung durchaus widerſtreben, welche allein die Menſchen zu derjenigen Thätigkeit und Beharrlichkeit anzuregen vermag, wodurch ein Staat einen beſtimmten höhern Bildungszuſtand erreichen, und wenn er ihn erreicht hat, denſelben bewahren kann. Davon abgeſehen, enthalten die in's Einzelne eingehenden Vorſchläge dieſes Mannes manche außerordentlichen Erfolg verſprechende Winke und Andeutungen, welche, wenn ſie mit der erforderlichen Umſicht verwirklicht werden könnten, die Lage der Armen bedeutend erleichtern und verbeſſern würden. Wie wohlthätig könnte zum Beiſpiel ein Plan wie der folgende werden! — Geſellſchaften könnten zuſammmentreten, um größere Gebäude

für allerlei Handwerker in Manufaktur- und Fabrikwaaren zu erbauen. Ein ſolches Gebäude könnte auf Bogengewölben errichtet und, wo nöthig, mit Mörtel-Fußböden verſehen werden. In dem Gebäude ſelbſt müßten alle erforderlichen Einrichtungen gemacht werden, um die Bewohner mit gutem Trinkwaſſer zu verſehen; für Beleuchtung und Heizung, für Kochen und Waſchen müßte in größerm Maßſtabe darin geſorgt ſein, und zwar, wie ſich dieß von ſelbſt verſteht, mit möglichſter Erſparniß. Der Preis der Wohnungen in einem ſolchen Gebäude könnte alsdann nach den Mitteln der Einzelnen höher oder niedriger angeſetzt werden, und der bei ſo vielen verbundenen Wohnungen natürlich größer ausfallende Hofraum könnte als gemeinſchaftlicher Spielplatz für die Kinder benutzt werden. Auf dieſe Weiſe könnten ganze Straßen angelegt, und die dabei erforderliche Reinlichkeit, Ordnung, Sicherheit u. ſ. w. könnte einer Art Geſellſchaftspolizei übertragen werden. Hier aber müßte die Oberaufſicht der Geſellſchaft aufhören, und Jedermann ſeiner eignen Thätigkeit überlaſſen bleiben. Amerika möchte kaum einer ſolchen Fürſorge für die Armen bedürfen; doch Europa könnte jedenfalls nur dabei gewinnen, wenn es die ausführbaren Vorſchläge von Mr. Owen befolgte, die unausführbaren aber nicht weiter berückſichtigte. Unter andern wohlthätigen Folgen würde das Owen'ſche Syſtem auch dieſe haben, daß es weit weniger Feuersbrünſte geben würde.

Zweiunddreißigſter Brief.

Ermüdende Stille in Venedig. — Kanäle und Haven, die Haupterholungsorte der Venetianer. — Napoleons Gartenanlage. — Mißverſtändniß in Anſehung des Rialto. — Die Seufzerbrücke. — Die Palläſte. — Kanäle ohne Seitenpfade für Fußgänger. — Verbindungen zu Lande. — Der große Kanal. — Der Lido. — Die Inſeln.

So äußerſt anziehend Venedig für mich im erſten Anfang war, ſo kam es mir doch, wegen Mangel an geſelliger Unterhaltung immer eintöniger und langweiliger vor. Eine Stadt, in welcher man nie das Trampeln von Pferdehufen oder das Geraſſel von Wagenrädern vernimmt, wo Nichts die tiefe Stille der Bergſpalten ähnlichen Kanäle unterbricht, als die Bewegung eines Ruders oder der Warnungsruf eines Gondoliers, — muß endlich durch die unaufhörliche Stille äußerſt langweilig werden. Doch der große Kanal, der Sanct Marcusplatz und der Haven bieten lebhaftere Auftritte dar; aber auch hier macht das immerwährende Einerlei das Bedürfniß nach Abwechſelung immer fühlbarer. So wenig ich mich entſinnen kann, von dem erſten Eindruck einer Stadt ſo mächtig ergriffen worden zu ſein, als wie beim erſten Eintritt in Venedig, ebenſo wenig erinnere ich mich jemals in einer Hauptſtadt ſo bald Langeweile empfunden zu haben. Wir kannten hier freilich Niemanden und Niemand kannte uns; und daher kam

es wohl, daß ich in einen freudigen Ausruf ausbrach, als ich eines Tages auf der Piazetta unvermuthet dem „Grognon“ begegnete; die Freude war aber zu meinem Leidweſen nicht gegenſeitig. Aber damals war er eben erſt angekommen.

Wir mietheten für die letzte Woche unſers Aufenthaltes ein Boot und brachten unſere meiſte Zeit auf dem Waſſer zwiſchen den Palläſten und Kirchen zu. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich fand, daß im adriatiſchen Meerbuſen wirklich Ebbe und Fluth ſtatt finde; denn manche Sandbänke, über welche wir ohne Anſtand hinüber gerudert waren, lagen einige Stunden ſpäter ganz offen und bloß vor unſern Augen. In ganz Venedig gibt es nur etwa drei Orte, wo die Leute ſpazieren gehen können, ohne darauf beſchränkt zu ſein, in den Kanälen und im Haven friſche Luft zu ſchöpfen. Napoleon ließ einen Garten hier anlegen, und wenn er auch am nördlichen Ende der Stadt liegt, ſo kann er doch mit der Zeit ein recht angenehmer Vergnügungsort werden. Dieſe Anlage iſt größer, als man den Umſtänden nach erwarten ſollte, und hier allein können die Venetianer den Anblick grüner Bäume und das Behagliche ſchattiger Gänge genießen.

Auffallen wird es Ihnen gewiß, zu hören, daß man unter dem Rialto bei Shakſpeare keineswegs eine Brücke dieſes Namens verſtehen darf. Dieſe Brücke iſt in drei Durchgänge mittelſt zwei Reihen geringer

Läden abgetheilt, welche (eine ſonderbare Nachbarſchaft) von Fleiſchern und Juwelenhändlern beſetzt ſind. Die Höhe dieſer Brücke hat breite Stufen nöthig gemacht, um auf denſelben bequem hinauf und hinab zu gelangen. Manche Reiſende erwähnen einer kleinen Plateform auf der Höhe der Brücke als des Standortes der Geldwechsler, oder des Ortes, wo Shylock ſeine Wuchergeſchäfte trieb. Dieſes Alles beruht meiner Meinung nach auf Mißverſtändniſſen. „Rialto" iſt der Name der Inſel an dem einen Ende der Brücke, und auf dieſer Inſel kamen die Kaufleute ihrer Geſchäfte wegen zuſammen, und „begegnete mir **auf** dem Rialto" ſoll daher nicht heißen: **auf der Brücke**, ſondern **auf dem Eiland**, und nach dieſem Eilande wird dieſe Brücke die Rialto-Brücke genannt. Mr. Carter unter andern ſcheint ebenfalls die Sache falſch verſtanden zu haben.

Jener Ausdruck:

„— — — ſtand in Venedig auf der Seufzerbrücke"

iſt nichts als Poeſie. Denn dieſe Brücke führt über den ſchmalen düſtern Kanal, welcher den Dogenpallaſt von den Gefängniſſen trennt, und iſt in der That nichts als ein bedeckter Gang. Die Beſchreibung aber von

„dem Prachtbau und Gefängniß **jeder Hand**"

iſt zwar ſprachunrichtig aber ſonſt buchſtäblich treu. Sie iſt ſprachunrichtig, weil hier kein Pallaſt und Gefängniß **jeder** Hand befindlich iſt, ſondern ein Pallaſt an der einen Seite und ein Gefängniß an der andern Seite ſich

befindet. Es ſind Verſe, und als ſolche ſind ſie deutlich genug; nur darf man weder Shakeſpeare noch Byron gar zu wörtlich auslegen, wenn man auf genaue Beſchreibungen ausgeht. Der übrige Theil der Schilderung kann durchaus nicht als treue und genaue Beſchreibung genommen werden, ſo ſchön ſie auch in Verſen ſich ausnimmt. Es liegt moraliſche, aber keine phyſiſche Wahrheit darin. Wenn die Seufzerbrücke kein bedeckter Gang, ſondern offen wäre, ſo wäre ſie einer der übelgewählteſten Standpunkte in ganz Venedig, um die in der Schilderung des Dichters erwähnten Gegenſtände zu betrachten. Ich führe dieß nicht an, um mich als einen Kritiker zu beweiſen; denn das würde eine Hyperkritik ſein; ich wollte Ihnen bloß zeigen, wie Sie der Wahrheit in dieſen Beſchreibungen eines Dichters auf die Spur kommen können.

„In Trümmern ſtürzen ſtrandwärts die Palläſte",

iſt ebenfalls übertrieben. Eins oder zwei Gebäude ſind nämlich, wie man mir geſagt hat, um das Baumaterial anderswo zu verwenden, abgebrochen worden, und der eine dieſer Palläſte iſt nur zur Hälfte niedergeriſſen, weil die Regierung noch zeitig genug einſchritt, um dieß Gebäude zu erhalten. Dieß verſichert mich wenigſtens mein Gondolier. Sonſt ſieht man wenig Spuren eines nahe bevorſtehenden Verfalls von Venedig, außer in dem betrübenden Anblick des allgemeinen Stillſtandes der Geſchäfte im Haven wie in der Stadt.

Die Angabe, es befänden ſich Seitenpfade für Fuß=

gänger längs den Kanälen, iſt ebenfalls unrichtig. Dieß mag allerdings von einzelnen Gegenden der Stadt gelten; aber man kann dieſe Einrichtung durchaus nicht als die gewöhnliche Art der Straßenverbindungen anführen. Ich habe manche Stelle längs dem großen Kanal geſehen, wo man eine Strecke weit auf einem Seitenpfade an demſelben gehen konnte; doch beſtanden ſolche Seiten- pfade bloß aus Planken, die man neben den Häuſern angebracht und an dem Gemäuer befeſtigt hatte, aber keineswegs aus für die Dauer eingerichteten Fußwegen. Die Verbindung zu Lande findet nur in der Mitte der zahlreichen durch die Kanäle gebildeten Inſeln ſtatt; zu allen größern Gebäuden führt, wie ich Ihnen ſchon ſagte, ein Eingang zu Waſſer und einer zu Lande. An der Seite, wo die Kanäle ſich befinden, landen die Kähne an den Stufen des Haupteingangs, und nach der Hinterſeite der Häuſer führen enge Gaſſen, durch welche man von einem Hauſe zum andern gehen kann. Die meiſten dieſer Gaſſen ſind kaum vier bis fünf Fuß breit. Dieſe ſchma- len Ausgänge führen alsdann in die Straßen, die eben- falls meiſtens enge ſind. Faſt die Hälfte der Häuſer gehen nicht bis zu den Kanälen, zumal die Häuſer der Kleinkrämer und Handwerker.

Wie ſich die berühmten „Regatta's“, die bekannten feſtlichen Wettfahrten der Gondeln ausgenommen haben mögen, werden Sie ſich leicht vorſtellen können, wenn Sie ſich die Lage des „großen Kanals“ deutlich zu machen

ſuchen. Dieſer Kanal hat nämlich das Anſehn eines kleinen Fluſſes, der einige kaum merkliche Windungen macht, welche die Einförmigkeit deſſelben etwas mildern. Der ganze Kanal iſt durchaus mit lauter Prachtgebäuden eingefaßt, welche man in Italien Palläſte nennt. Jedes Fenſter derſelben iſt mit einem Balkon verſehen. Die Ausdrücke „Kanäle" und „Lagunen" ſind in Beziehung auf die Bai und die Meeresarme von Venedig nicht bezeichnend genug. Denn es gibt hier keine künſtlich angelegte Waſſerſtraßen, welche wir bei uns mit den Namen von Kanälen zu bezeichnen gewohnt ſind; das Land iſt hier das Künſtliche, nicht das Waſſer. Der große Kanal macht eine ziemlich S-förmige Krümmung und erweitert ſich merklich in der Nähe des Havens, welcher eine breite Mündung zwiſchen den Inſeln der Stadt und dem Lido darſtellt.

Dieſer „Lido" iſt eine Sandbank, welche die Lagunen vor dem Adriatiſchen Meere beſchützt. Sie bildet eine lange, niedrige, ſchmale Inſel, die nicht ganz ohne alle Vegetation iſt. Es befinden ſich einige wenige Häuſer daſelbſt, und an einigen Stellen nähern ſie ſich einander ſo, daß ſie einigermaßen Dörfer vorſtellen. Die meiſten Eilande, unter denen mehre ſind, welche nicht eigentlich zur Stadt gezählt werden können, ſind mehr oder weniger bebaut; das eine enthält ein Kloſter mit ſeinen Nebengebäuden, ein anderes eine Kirche und ein drittes ein Fiſcherdorf. Der Anblick dieſer Gegenſtände

iſt ſo angenehm, als neu und unterhaltend. Man rudert durch dieſe Menge von Inſeln, indem man aller Orten neue Anſichten und Fernſichten ihrer einzelnen Schönheiten aufſpürt, wie man durch eine ſtattliche Flotte auf- und abrudert, um die einzelnen Schiffe zu betrachten.

Doch wir müſſen jetzt Venedig verlaſſen; das heiße Wetter mahnt zur Abreiſe, und ich bin eben ernſtlich mit den Anſtalten beſchäftigt, um uns von hier wegzubegeben.

Dreiunddreißigſter Brief.

Neue Art zu reiſen. — Reiſe von Venedig nach Vicenza. — Theater nach einem neuen Plan von Palladio. — Verona. — Das Amphitheater und Juliens Grabmal. — Bemerkungen über die Italiener und über das geſellige Leben in Italien. — Banditten und Mörder. — Die niedern Stände in Italien. — Der hohe und niedere Adel. — Italien ſeiner Natur nach ein einzelnes Land. — Italiens verſchiedne Staaten. — Hinderniſſe ihrer Vereinigung in Einen Staatskörper. — Napoleon. — Vorherverkündigung einer Föderativ-Republik. — Die Tyroler Grenze. — Neue und koſtſpieligſte Art zu reiſen. — Das Wirthshaus in Trient. — Maleriſches Thal. — Der Thurm in Botzen. — Brixen. — Der Paß des Brenners. — Innsbruck. — Die Kathedrale und die Burg der Grafen von Tyrol.

Man ſchlug mir eine neue Art zu reiſen vor, und ich entſchloß mich zu einem Verſuch, bloß in der Abſicht, ſie mit andern Arten des Reiſens zu vergleichen. In den meiſten Ländern des europäiſchen Feſtlandes unterhalten

die Regierungen, die Diligencen und öffentlichen Reiſe-wägen, welche von Poſtpferden, die von Station zu Station wechſeln, gezogen werden. In den öſtreichiſchen Staaten kann Jedermann zu beliebigen Stunden mit der Poſt fahren, wenn er eine beſtimmte Anzahl von Plätzen bezahlen will. Da meine zahlreiche Reiſegeſellſchaft dieſes geſtattet, ſo bin ich auf dieſe Weiſe von Venedig bis nach Innspruck gereiſt. Dieſe Art zu reiſen hatte den Vortheil, daß ich in enedig das Geld für die ganze Reiſe bezahlte und nicht nöthig hatte, unterweges mit den Poſtillionen zu zanken, weil Alles, was zur Reiſe gehört, von der Regierung beſorgt wird. Dagegen hatte dieſe Art zu reiſen den Nachtheil, daß ich beträchtlich mehr ausgegeben habe, als geſchehen wäre, wenn ich die Reiſe auf die gewohnte Weiſe mit Poſtpferden gemacht hätte, welches ich erſt ſpäter erfuhr, nachdem ich Italien bereits verlaſſen hatte. In der Lombardei erfuhr ich nicht die geringſte Unannehmlichkeit; die Poſtmeiſter und P ſtillione benahmen ſich vortrefflich. Aber durch Tyrol hörte das Streiten über die Stunden der Abfahrt und Ankunft und über die Anzahl von Pferden nicht auf. Jetzt, da wir endlich über die Alpen gekommen ſind, werde ich den Verſuch nicht noch einmal wiederholen.

Wir verließen Venedig ganz früh in einem öffent-lichen Fahrzeuge; denn wir befanden uns unter der Obhut der Poſtbehörden. In Meſtre fanden wir unſre Kutſche. In dieſer nahmen wir Platz, und kurz darauf

kamen vier Pferde und zwei Poſtillione an. Die letztern hatten ein ſonderbares Anſehn; ſie trugen gelbe Röcke und aufgekrempte Hüte. Sie waren aber vollkommen höfliche Leute, und kurz darauf befanden wir uns in Padua.

Hier wurden die Pferde gewechſelt, und wir verließen die alte Landſtraße, in dem wir den Weg nach Vicenza einſchlugen, wo wir zu Mittag ſpeiſ'ten. Die Gegend war nicht mehr ſo einförmig und flach, wie ſonſt die Lombardei ſich ausnimmt; wir näherten uns jetzt mehr und mehr den Hügeln, welche gleichſam die Vorpoſten der Alpen bilden. Aber noch immer lief unſer Weg, der in jeder Hinſicht vortrefflich war, durch eine ununterbrochene Ebene.

Vicenza iſt die Geburtsſtadt von Palladio; man zeigte uns ein Haus, das er für ſich ſelbſt gebaut hatte, ein kleines aber geſchmackvolles Gebäude, und ein Theater, das er nach einem eignen, ganz neuen Plan ausgeführt hatte. Dieſes Theater enthielt, ſtatt der gewöhnlichen, gemalten Decorationen eine wirklich perſpectiviſch eingerichtete Bühne mit Häuſern und Straßen im Kleinen, die ſich genau ſo präſentirten, wie in einer wirklichen Stadt. Dieſe ſinnreiche Anordnung beruhte im Ganzen auf Hyperkritik. Ein Schauſpiel iſt, wie genau man es auch damit nehmen wolle, immer nur ein Spiel, eine conventionelle und poetiſche Darſtellung menſchlichen Treibens, oder überhaupt des Lebens, wie ein Roman,

eine Statüe, ein Gemälde ebenfalls; wenn nun auch gewiſſe natürliche Erforderniſſe als Regeln der künſtleriſchen Darſtellung nicht außer Acht gelaſſen werden dürfen, ſo läßt ſich doch dieſe Naturtreue nicht übertreiben, ohne daß man in's Abgeſchmackte hinüberſtreift. Nur ein ſtümperhafter, kein ächtkünſtleriſcher Sinn kann darauf verfallen, in eine Statüe Augen einzuſetzen, ein Gemälde nach den ſtrengen Regeln der Perſpective zu entwerfen, und die trockne Wirklichkeit an der Stelle des Ideellen in einem Roman walten zu laſſen, und in einem Theater wirkliche Straßen hinzuſtellen? Unſer gewöhnlicher ſceniſcher Apparat iſt vollkommen hinreichend, die Illuſion hervorzubringen, deren wir bedürfen; denn am Ende läuft Alles doch auf dieſelbe Verletzung der Einheit hinaus. Denn ſelbſt eine theatraliſche Straße, die nothwendigerweiſe in einem einzelnen Hauſe enthalten ſein muß, ſie mag noch ſo genau perſpectiviſch gebaut ſein, iſt und bleibt nur eine conventionelle, poetiſche Darſtellung des Wirklichen. Folglich verfehlte dieſe ganze ſinnreiche Anordnung völlig ihren Zweck.

‚Nachdem wir Vicenza verlaſſen hatten, wurde die Gegend immer anmuthiger.' Wir kamen durch einige kleine Städte; es war noch ziemlich frühe, als wir eine Stadt vor uns ſahen, welche zum Theil am Abhang eines Hügels lag, und deren alterthümliche Mauer und reizende Umgebungen ihr einen maleriſchen Anblick verliehen. Die Umgegend erglänzte in mannigfachem Grün, und zugleich

hatte die Stadt ſelbſt ein belebteres und freundlicheres Anſehen, als irgend eine andere, die wir ſeit unſerer Abreiſe aus Bologna zu Geſicht bekommen hatten. Es war Verona, das Ziel unſerer Reiſe für dieſen Tag. Seit dem Morgen hatten wir nahe an hundert engliſche Meilen zurückgelegt, ohne daß wir uns beſonders angeſtrengt hätten, und waren nun ſchon durch das ganze Gebiet der alten italieniſchen Beſitzungen Venedigs gereiſ't.

Obſchon dieſe Stadt noch auf der großen Lombardiſchen Ebene ſich befindet, ſo iſt hier der Punct, wo ſie eigentlich anfängt, und wo die Etſch aus den Alpenſchluchten hervorſtrömt und erſt oſtwärts ſich wendet, ehe ſie in's Adriatiſche Meer ſich ergießt. Wir fanden hier ein anſtändiges und vorzügliches Wirthshaus, und behagliche Nettigkeit mit höflichem Benehmen empfahl daſſelbe noch mehr. Nachdem wir unſer Nachteſſen beſtellt, beeilten wir uns, wenigſtens die einzigen Paar Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, wozu wir einigermaßen noch Zeit übrig hatten, — das Amphitheater und Juliens Grabmahl; denn ich brauche Ihnen wohl kaum zu ſagen, daß wir uns jetzt in der Vaterſtadt der Montague und Capuletti befanden.

Das Amphitheater befindet ſich auf einem freien Platz in einer Ecke der Stadt, wo man ſolches im vortheilhafteſten Lichte ſehen kann. Nicht verſtümmelt, wie das Coliſeum, iſt es vielmehr vollkommen gut erhalten, oder wenigſtens doch in einem ſolchen Zuſtande, daß man eine

genaue Vorſtellung vom Ganzen erhält. Das Innere deſſelben iſt in faſt ebenſo vollkommenem Zuſtande, wie das des Amphitheaters von Pompeji; und da dieſes Gebäude weit anſehnlicher iſt als jenes, ſo kann man es den größten Werken dieſer Art zuzählen, die bis in unſere Zeiten fortbeſtehen. Ein Theil deſſelben wird zu theatraliſchen Vorſtellungen benutzt, indem man eine Bühne daſelbſt aufgerichtet und einen Theil der Sitze mit einer Wand umgeben hat; hierdurch iſt das Verhältniß der Größe einer römiſchen Arena zu der eines unſrer neuern Gebäude hinreichend angedeutet. Hier wünſche ich nicht ſo verſtanden zu werden, daß dieſe vorübergehende Theatereinrichtung von außerordentlichen Dimenſionen ſei; aber es iſt groß genug, eine gewöhnliche Anzahl von Zuſchauern zu faſſen. Es fiel mir einigermaßen auf, daß dieſes Theater mehr zu bloßen Schauſpielen, als zu regelmäßigen dramatiſchen Darſtellungen beſtimmt war. Es war völlig ohne Dach; man ſagte mir aber, die warme Witterung erlaube ſelbſt bis ſpät in die Nacht hinein Vorſtellungen auf demſelben. Daſſelbe ſehen wir ja auch in New-York während der Sommermonate.

Vielleicht ſind die Dimenſionen des Amphitheaters von Verona kaum halb ſo groß, als die des Coliſeums; ich meine, in kubiſchem Maß, und dennoch iſt es ein erſtaunenerweckendes Gebäude. Es iſt ein vergleichungsweiſe niedriges Gebäude, — oder vielmehr ſchien es mir nur ſo, nachdem ich fünf Monate lang dem Coliſeum ſo

nahe gewohnt hatte; wenn ich aber die Höhe deſſelben erſtieg, ſo bemerkte ich doch, daß es gefährlich ſein müſſe, von oben herabzuſtürzen. Man ſagt, daß die Amphitheater von Rom, Verona und Nismes mit einander Alles enthalten, was nöthig iſt, um ſich von dieſer Art Gebäude die genaueſte Vorſtellung bis zu den geringſten Einzelnheiten zu entwerfen. Als ein Ganzes iſt das von Verona gewiß das vollſtändigſte, das ich jemals geſehn habe. Es iſt kein Grund vorhanden, warum dieſes ungeheure Gebäude nicht noch unverletzt ſtehen bleiben ſollte, bis vielleicht irgend ein furchtbares Naturereigniß es nach langer Zeit zertrümmert.

Der Sarkophag hat nicht viel zu bedeuten. Er befindet ſich in einem Garten und beſteht bloß aus einer einfachen marmornen Lade, welcher aber der Deckel fehlt. Bekanntlich hat Shakſpeare den Stoff zu ſeinem Trauerſpiel „Romeo und Julie“ aus einer Erzählung von den Unglücksfällen eines jugendlichen Liebespaars in dieſer Stadt entlehnt, und es iſt nicht unmöglich, daß dieß wirklich das Grabmahl der jungen Dame iſt. Die Namen ſind im Shakſpeariſchen Stück ein wenig angliſirt, doch nicht weſentlich verändert worden. Unſer Führer zeigte uns ein Haus, welches, wie er behauptete, einer der einander befehdenden Familien gehörte, — ich glaube, den Montague's. Aber es reiſen jetzt ſo viele Engländer, daß die Verſuchung, die Sehenswürdigkeiten zu vervielfältigen, ziemlich ſtark iſt. Man ſieht dergleichen Gegen=

ſtände mit nachgiebiger Leichtgläubigkeit an; das iſt das Geſcheidteſte, was man thun kann, wenn keine wichtige hiſtoriſche oder antiquariſche Streitfrage die genauere Ausmittelung der Wahrheit zur Pflicht macht. Was liegt am Ende daran, ob wirklich eine junge Dame Namens Giulietta hier einſt aus Liebe ſtarb und in dieſem Grabmahl beigeſetzt worden iſt? Der Name Montague kam vom Feſtlande und findet ſich noch in Frankreich; der General Lafayette zählt unter ſeinen Verwandten einen Marquis de Montagu, den ich bei ihm angetroffen habe, und der in La Grange ſein Nachbar iſt. Ich möchte ſogar behaupten, daß es wenigſtens zwanzig Capuletti gegeben hat. Dieſe Leute beſaßen ohne Zweifel Häuſer und hatten ebenfalls ihre Grabmähler; und es ſchadet uns Reiſenden auch eben ſo wenig, wenn wir glauben, alle dieſe Dinge in Verona zu ſehen, als wenn wir irgend etwas Anderes glauben. Für den Laquai de Place und den Eigenthümer des Gartens iſt es deſto einträglicher.

Wir frühſtückten in Verona; es that uns wohl, in einer geſchäftigen und unterhaltenden Umgebung zu ſein; es gefiel uns der anſtändige und gebildete Ton, der in dieſer Stadt zu herrſchen ſchien, und darauf ſetzten wir unſere Reiſe fort. Die Mauern dieſer Stadt umſchließen, wie bei Genua, zugleich einen beträchtlichen Hügel, der ganz in Landhäuſern und Gärten verſteckt liegt, aber die Vertheidigungswerke ſind im Ganzen unbedeutend.

Bald nachdem wir die Mauern Verona's hinter uns

hatten, wandten wir uns dem Etſchthal zu, und erreichten hier einen Punkt, der recht zu einem letzten Rückblick nach Italien geeignet ſchien. A — lächelte mich an; ſie ſagte, dieß ſei das einzige Land, das ich rückwärtsblickend verlaſſe. Gewiß, es liegt im Menſchen der Trieb, lieber vorwärts zu blicken, und ich bekenne, daß ich wirklich zurückblickte. Denn noch nie habe ich ein Land mit ſolchem wehmüthigen Gefühl verlaſſen, wie dieſes Italien. Seine herrliche Natur, ſein mildes Klima, ſeine glorreichen Erinnerungen, ſelbſt ſeine Bewohner hatten nach und nach während meines zweijährigen Aufenthalts meine ganze Zuneigung gewonnen, und ich ſchied mit demſelben widerſtrebenden Gefühl aus dieſen liebgewonnenen Umgebungen, mit welchem man aus dem Vaterhauſe ſcheidet.

Ich habe Ihnen in dieſen Briefen nur wenig von den Italienern ſelbſt erzählt und noch gar nichts von dem, was ihr geſelliges Leben Ausgezeichnetes hat. Ich habe die Italiener nothdürftig und von ihrem geſelligen Umgang nicht viel, aber doch Einiges kennen gelernt. Dieſer Verwahrung liegt ein Selbſtmißtrauen zu Grunde; denn ich fühle es, wer über beide Gegenſtände nicht bloß oberflächlich urtheilen will, muß weit häufigere und beſſere Gelegenheiten gehabt haben, als ich, um die Bewohner dieſes Landes und ihre geſelligen Verhältniſſe genauer kennen zu lernen. Doch will ich von dieſem herrlichen Lande nicht ſcheiden, ohne Ihnen in wenigen Worten wenigſtens meine Meinung mitzutheilen, wie ſie iſt.

Ich kam nach Italien mit nur zu vielen Vorurtheilen erfüllt, die ich an andern Orten gegen den italieniſchen Volkscharakter mir hatte aufdringen laſſen. Das ganze Land iſt in der That ein erobertes, beſiegtes, — und ſelten wird den Menſchen ein Unrecht zugefügt, ohne daß man dieſes durch Verläſterung zu beſchönigen ſucht. Zuerſt alſo ſind die Wunderdinge, die man ſich von den Banditten und Raubmördern erzählt, ungeheuer übertrieben. Banditten hat es einſt in Italien gegeben und Räuber gibt es dort noch jetzt. Das Land iſt ganz dazu geeignet, letztern erwünſchte Schlupfwinkel darzubieten. Wo ſelten betretene Berggegenden ununterbrochen vor Augen liegen, wo Reiſende ſchaarenweiſe die Landſtraßen durchſchwärmen, wo äußerſte Armuth und nachläſſige Polizei den Uebertreter reizt und ſicher macht, da läßt ſich ſchwerlich etwas Anderes erwarten; und doch kann Jedermann, der nur ganz gewöhnliche Vorſicht anwendet, das Land von einem Ende zum andern ohne Gefahr durchreiſen. Mordthaten fallen in Italien kaum häufiger vor, als in Frankreich und England. Wenn wir die Quaſi-Duelle oder ungeſetzlichen Zweikämpfe in unſern ſüdweſtlichen Gegenden aufzählen wollten, ſo möchte ich faſt behaupten, daß in jenen Theilen der Vereinſtaaten im Verhältniß zur Bevölkerung drei Menſchen ihr Leben durch Gewaltthätigkeit einbüßen gegen Einen in Italien.

Die niederen Stände in Italien, diejenigen etwa ausgenommen, welche von den Fremden leben, ſind mir

immer als einfache, gutmüthige und redliche Leute erſchienen; dagegen iſt es aber auch eine Folge ihrer angebornen Lebhaftigkeit und Geſchäftigkeit, daß ihre Schelme ganz durchtriebene Schelme werden. Doch frage ich Jeden, ob nicht die Maſſe der Nation eben ſo redlich in Italien iſt, als in irgend einem andern Lande unter gleichen drückenden Lebensverhältniſſen. Ein Amerikaner zumal ſollte, ehe er über den italieniſchen Charakter abſpricht, wohl bedenken, daß in unſerm Lande kaum irgend eine Verſuchung zu ſchlechten Streichen oder argen Verbrechen ſtattſindet. Es iſt factiſch richtig, daß in unſerm Lande gemeine Miſſethaten im Vergleich mit den meiſten europäiſchen Ländern äußerſt ſelten ſind, und zwar eben aus Mangel an Beweggründen und Verſuchungen; — dagegen kommen nicht gemeine Schlechtigkeiten bei uns gar nicht ſelten vor. Die Vergehungen, welcher ein Amerikaner fähig iſt, müſſen nothwendig in der Verhältniſſen unſers geſelligen Zuſtandes ihre Veranlaſſung finden; eben ſo gehen die Uebelthaten, welche ein Italiener begeht, aus den Verhältniſſen des geſelligen Zuſtandes ſeines Landes unmittelbar hervor. Wollte man die Verſchiedenheit des geſelligen Zuſtandes gehörig erwägen, ſo fragt es ſich, ob alsdann die vortheilhaftere Meinung auf unſerer Seite bleiben würde. Fern von dem Einfluß der größern Städte und fern von dem die Habſucht mit ihren ſchlimmen Folgen anreizenden Verkehr mit Fremden habe ich die Italiener der untern

Stände mit eben ſo guten Eigenſchaften begabt gefunden, als bei den benachbarten Nationen, und habe im Gegentheile ſie noch von weit beſſern Seiten kennen gelernt. Sie ſind anſtändiger als die Engländer, offenherziger als die Franzoſen und artiger als die Deutſchen, oder um mich beſtimmter auszudrücken, weniger ſtumpfſinnig und grob als jene. Gewiß iſt es, daß ſie ſcharfſinnig ſind; und ihren phyſiſchen Eigenſchaften nach ſind ſie, wenn auch klein von Wuchs, eine ſchönere Menſchenrace, als ich mir ſie früher vorgeſtellt hatte.

Nun beſtehen freilich merkliche Verſchiedenheiten, gleichſam Schattirungen des Volkscharakters, wenn man die Bewohner der einzelnen Staaten mit einander vergleicht, uud pflegt alsdann gewöhnlich den Einwohnern Oberitaliens einen allgemeinen Vorzug einzuräumen. Ich habe keinen ſolchen merklichen Unterſchied wahrnehmen können, wodurch der Süden im nachtheiligern Lichte erſcheinen dürfte; doch im phyſiſchen Sinne will ich zugeben, daß die Piemonteſer der ſchönſte Menſchenſchlag in ganz Italien ſind.

Fremde würden den italieniſchen Volkscharakter weit richtiger beurtheilen, wenn ſie weit mehr Rückſicht auf die landesüblichen Gebräuche nähmen. Eine Nation, ſo zerſtückelt wie dieſe, für immer beſiegt wie dieſe, und wie dieſe der Gnade jedes mächtigen Eroberers preisgegeben, verliert die Achtung im Auslande, welche der Stärke des Widerſtandes gezollt wird. Der Fremde

betrachtet dieß Volk als unwürdig, unterſcheidende Züge zu beſitzen, und er dringt ihm ſeine Gewohnheiten auf eine rohe und oftmals herabwürdigende Weiſe auf. Dieſem muß der Italiener freilich zum Theil ſich fügen, weil ihn die Noth dazu zwingt; aber gegenſeitiges Uebelwollen und Mißtrauen iſt die unausbleibliche Folge eines ſolchen achtungsloſen Benehmens. Der gemeindenkende Engländer redet von den „verd—ten Italienern,“ und der gemeindenkende Amerikaner thut daſſelbe, als verſtehe ſich dieß von ſelbſt; er ahmt ſein großes Vorbild nach in der Herabwürdigung von Allem, was nicht engliſch iſt, und weder der Eine noch der Andere kennt das Volk, das er ſo wegwerfend behandelt, anders, als von ſeinen Gaſtwirthen und Kutſchern her.

In der Empfänglichkeit für das Schöne, in der Liebe zur Kunſt, in der Fähigkeit zu ächter Geſchmacksbildung pflegen die gemeinen Italiener ſo weit die Angelſächſiſche Nachkommenſchaft zu überragen, als jemals ein gebildetes ein faſt barbariſches Volk. Wir ſpotten über ihren religiöſen Aberglauben, überſehen aber ganz und gar die Uebertreibungen, die Liebloſigkeit und die Abſcheulichkeit unſerer Fanatiker. Gott, der Allwiſſende, wird gewiß der abergläubigen Einfalt weit mehr nachſehen, als der ſelbſtgefälligen Verläſterung Anderer. Ich habe keine Bauern kennen gelernt, die mehr Aufgewecktheit des Geiſtes und weniger Rohheit und Gemeinheit blicken laſſen, als die Toskaniſchen.

Der geſellige Ton in Italien, oder mit andern Worten, das geſellige Leben der Adeligen iſt, ſo weit ich darüber urtheilen kann, von dem allgemeinen Geſellſchaftston in Europa, höchſtens in der etwas abweichenden Stellung zu den übrigen Ständen verſchieden. Sie haben eine allgemeine literariſche Bildung, ohne eigentliche Gelehrte zu ſein, und vorzüglich einnehmend wird ihre Unterhaltung wegen ihrer ununterbrochenen Vertrautheit mit den Wundern der ſchönen Kunſt, die ihren Cirkeln ganz eigenthümlich iſt. Der gebildete Italiener iſt in der Regel weit liebenswürdiger im Umgang als der gebildete Engländer und weniger gekünſtelt als der gebildete Franzoſe. In der That iſt es mir öfter vorgekommen, als ob der gebildete Italiener dem Ideal eines Mannes von ächter Bildung unter allen Gebildeten Europa's am nächſten ſtehe. Es liegt eine Offenheit des Selbſtbewußtſeins in ihren Aeußerungen, die mich zur Bewunderung hinriß, eine Einfachheit des Sinnes, nicht bloß Manier, die jenſeit der Alpen ganz ungewöhnlich iſt. Ungeachtet gar Manches über die Verſchmitztheit und Abgefeintheit der Italiener geſagt und geſchrieben worden iſt, ſo wäre es doch ungerecht, von Einzelnen auf den allgemeinen Volkscharakter zu ſchließen. Doch nach Allem, was ich bisher geſagt habe, gebe ich zu, daß meine Bemerkungen ſich nur auf unvollkommene Beobachtungen gründen, und ich wünſche daher nicht, daß Sie einen größern Werth darauf legen, als ſie ſolches als bloße

Meinungen verdienen; doch hoffe ich, daß eben dieſe Meinungen in der Unbefangenheit, womit ich ſolche niederſchreibe, mehr Beachtung werth ſind, als manches oberflächliche Aburtheilen, was gewöhnlich dem leſenden Publikum aufgedrungen wird und zwar in den meiſtens übereilten Aeußerungen flüchtiger Beobachter, die weder die nöthigen Erfahrungen noch die erforderliche Urtheilsfähigkeit für ſich haben.

Die Natur ſcheint Italien zu einem für ſich beſtehenden Ganzen beſtimmt zu haben, es ſollte ein einziges Land, kein zerſtückeltes ſein. Seine Bevölkerung redet dieſelbe Sprache, ſeine Grenzen umgibt das Meer und von dem übrigen Europa iſt es durch ein Bollwerk hoher Gebirge abgeſchieden; ſeine beträchtliche Ausdehnung, ſeine alte Geſchichte, ſeine abgeſchloſſene Lage, ſein durchaus verſchiedenes Intereſſe, Alles ſcheint auf das große Ziel einer innigen Verſchmelzung ſeiner getrennten Landestheile abzuzwecken. Der — — von — — verſicherte mich, dieß ſei auch wirklich der Plan Napoleons geweſen, welcher nur den günſtigen Augenblick abgewartet habe, um die ganze Halbinſel in einen einzigen Staat umzubilden. Wenn er länger im Beſitz ſeiner Macht geblieben wäre, wenn er ſpäter mehre Söhne bekommen hätte, ſo iſt es ganz wahrſcheinlich, daß er ſeine Reiche nach ſeinem Tode unter ihnen vertheilt haben würde; doch ſo lange er ſelbſt lebte, hätte nicht leicht Jemand Etwas

von Napoleon Buonoparte mit deſſen Zuſtimmung zurück erhalten können.

Anſtatt ein engverbundenes, für ſich beſtehendes, durch eine dem Volkscharakter entſprechende Verfaſſung ſelbſtſtändiges Reich zu ſein, iſt das Land in zehn abgeſonderte Staaten zerſtückelt. Wenn ich das kleine Ländchen Monaco ausnehme, ſo ſind dieſe folgende: Piemont oder Sardinien, die Lombardei, Modena, Parma, Maſſa, Lucca, Toscana, die päpſtlichen Länder, San Marino und das Königreich beider Sicilien. Gleichwohl liegt ſelbſt in dieſer Zerſtückelung ſchon ein Streben nach Vereinigung; denn das frühere Herzogthum Genua, die Venetianiſchen Staaten und eine große Anzahl kleinerer Länder ſind bereits von ihren mächtigern Nachbarn verſchlungen worden, wie ſolches ebenfalls in Deutſchland geſchehen iſt. Maſſa wird jetzt bald mit Modena und Lucca mit Toscana vereinigt werden *), ſo daß die Zahl der unabhängigen Staaten dadurch bis auf Acht vermindert werden wird; oder wenn man San Marino, einen Staat, der wenig zu bedeuten hat, gar nicht in Rechnung bringt, ſo werden alsdann nur noch Sieben beſtehen. Die ganze Bevölkerung Italiens wird etwa auf achtzehn bis neunzehn Millionen geſchätzt.

Wir Amerikaner können aus der nähern Bekanntſchaft mit Italien manchen Vortheil ziehen. Eins der

*) Dieſe Vereinigung iſt bereits geſchehen.

größten und vielleicht das einzige Hinderniß der Vereinigung ſämmtlicher italieniſcher Staaten in ein einziges Reich liegt im erblich fortgepflanzten Haß und Mißtrauen der Einwohner der einzelnen Länder gegen einander. Das ſind die Folgen, wenn die Bande der Blutsverwandtſchaft allmählig gelöſt werden; und dieſes würde bei uns derſelbe Fall ſein, wenn das gemeinſchaftliche Band, das unſre verſchiednen Staaten als Bundesgenoſſen verknüpft, einſt zerreißen könnte. Durch Aufhetzen des einen Landes gegen das andere würde es unſern gemeinſchaftlichen Feinden ein Leichtes ſein, uns Alle auszuplündern.

Wenn die Italiener auch anerkennen, daß Napoleon ihnen manche Vortheile verſchaffte, indem er die Thatkraft und den Aufſchwung Frankreichs nach Italien zu verpflanzen ſtrebte, ſo ſind ſie doch gar nicht geneigt, ſeine Regierung zu loben. Sie halten ihn mit Recht für nichts mehr, als für einen ſelbſtſüchtigen Eroberer, und ich zweifle gar nicht daran, daß ſie ſein Joch mit Freuden abgeſchüttelt haben. Die Conſcription ſcheint den Italienern die drückendſte aller ſeiner Einrichtungen geweſen zu ſein; dieß mag allerdings der Fall ſein; und wenn man auch zugeben will, daß ſeine Abſichten die beſten geweſen ſein können, ſo waren doch die Mittel, welche ihm dazu dienen mußten, ganz unerträglich. Er verbeſſerte die Landſtraßen, verſtärkte die Polizei, ſtellte viele Mißbräuche ab, und go dem öffentlichen Geiſt eine neue Richtung; das Alles iſt nicht zu läugnen; doch was die alte Klage über die

drückenden Verhältniſſe des Volks betrifft, da gab er ihnen ſtatt des Königs Klotz den König Storch und damit war Alles abgethan.

Die Geſetze und Gewohnheiten der einzelnen italieniſchen Staaten haben ſo viele kleine und öfters kleinliche Abweichungen von einander, daß die Wünſche verſchiedner Patrioten hauptſächlich auf eine föderative Republik hindeuten, wie etwa der ſchweizeriſche Staat. Früher oder ſpäter wird Italien unvermeidlich ein einzelner Staat werden. Dieſes iſt eine Folge, die aus den beſtehenden Verhältniſſen unabwendbar hervorgehen muß, obſchon die Mittel, wodurch dieſes bewirkt werden könnte, bis jetzt noch Wenigen einleuchten möchten. Italien, als eine für ſich beſtehende Nation, würde über das mittelländiſche und adriatiſche Meer herrſchen; eben deßhalb möchte die Eiferſucht Frankreichs und Englands der Vereinigung der italieniſchen Staaten in ein einziges Reich weit mehr Hinderniſſe in den Weg legen als die öſtreichiſche Uebermacht. Wenn daher auch eine Föderativ-Republik zu Stande käme, ſo würde England und Frankreich die einzelnen conföderirten Staaten mit einander zu entzweien trachten, und hieraus geht hervor, daß eine Föderativ-Republik nicht das geeignete Mittel zur dauernden Conſolidation Italiens ſein dürfte. Wenn alſo keine außerordentliche politiſche Ereigniſſe den Ausgang fördern, ſo würde, um dem trennenden Princip der jetzigen Regierungen entgegen zu wirken, eine zweck-

mäßigere Volksbildung durch Erziehung das ſicherſte Mittel ſein, wiewohl es nur langſam zum Ziele führen kann. In keinem Falle würde das Volk auf Fremde ſich verlaſſen können, um ſolchen die Anordnung ſeiner innern Angelegenheiten anzuvertrauen; wenn ich ein Italiener wäre und entſchloſſen, alle Mittel zur Conſolidation meines Vaterlandes zu verſuchen, ſo würde ich doch nie jenſeit der Alpen nach Hülfe mich umſehn. Im Ganzen darf die Hoffnung auf das Beſſerwerden durch eigne Kraft nicht aufgegeben werden, und der weiſeſte Weg ſcheint vielmehr die öffentliche Thätigkeit auf zeit- und ortgemäße Reformen, als auf gewaltſame Umwälzungen hinzulenken, wenn gleich Viele in Italien die Meinung hegen, daß eine ernſtliche Verbeſſerung der beſtehenden Verhältniſſe nur aus einer gewaltſamen Umkehrung hervorgehen könne.

Unſer Weg führte uns bald in ein großes Bergthal, indem die Alpen allmählig ſich enger aneinander ſchloſſen, jemehr wir uns in ihre gigantiſchen Maſſen hinein begaben. Die Etſch, ein ſchneller, wilder Bergſtrom, rauſchte links von uns vorüber, und die Gegend verlor allmählig die anmuthige Ausdehnung und die ſanften Umriſſe italieniſcher Landſchaften, indem ſie in die rauheren Eigenheiten eines ſchroffen Berglandes mehr und mehr überging. Ungefähr um zwei Uhr kamen wir durch ein Dorf, Avio genannt, wo unſere Pferde gewechſelt wurden. Hier bekamen wir nur einen Poſtillion, die

Vorſpannpferde wurden kurz angeſchirrt und durch eine lange Peitſche regiert; die Poſtillione hatten eine von der frühern verſchiedne Uniform, — ein ſicheres Zeichen, daß wir uns ſchon in Deutſchland befanden, — und wirklich hatten wir die Grenze von Tyrol bereits eine Stunde Weges weiter ſüdlich überſchritten. Roveredo war eine anſehnliche Stadt, und hier konnten wir Einiges von dem Unabhängigkeitsſinn der Tyroler kennen lernen, welche ſehr wenig auf die gedruckten Wegverordnungen zu achten ſchienen. Ich war mit einer „carte de route“ verſehen worden, mit der Weiſung, meine etwaigen Beſchwerden über Mangel an Beförderung, Aufenthalt unterweges oder andere Vergehungen gegen die Poſtvorſchriften darin einzutragen; und dieſes that ich in einem Poſthauſe in Gegenwart des Poſtmeiſters, welcher nicht bloß die Zeit unſrer Ankunft und Abfahrt falſch eingetragen hatte, ſondern auch grob und ſäumig geweſen war. Dieſe Beſchwerde ſuchte er dadurch zn entkräften, daß er ſeine eingetragenen Worte umändern wollte. Zu dieſem Zweck verlangte er den Wegſchein von mir, und als ich ihm ſolchen gab, weigerte er ſich, mir ihn zurück zu geben. Darauf faßte ich ihn am Kragen und wand ihm das Papier wieder aus der Hand. Einen Augenblick ſchien es, als wollte er über mich herfallen; doch fürchtete er vielleicht den Kürzeren zu ziehen und ließ mich gehen. Indeſſen fuhr er fort, mir laut zu drohen, und als ich das beſtrittene Papier wieder nach dem Wagen trug,

ließ ihn der ſchlechte Menſch von einem Dutzend ſeiner Helfershelfer umringen, um uns aufzuhalten. Er weigerte ſich mir Pferde zu geben, und ich bemerkte dieß ſogleich mit Angabe der Zeit in dem Wegſchein vor ſeinen Augen. Dieß ſchien ihn endlich auf andere Gedanken zu bringen; im Ganzen war er vielleicht froh, uns endlich los zu ſein.

Es ſchien mir beinah, als ob meine Art zu reiſen, den Poſtmeiſtern beſonders unangenehm ſei; denn wenn ich gleich mehr bezahlen mußte, ſo bekamen ſie deßhalb nicht mehr und die Regierung zog den Ueberſchuß. Dieß wußte ich freilich nicht vorher; ſonſt würde ich mein Geld geſpart haben; da ich aber nun einmal in dieſer unangenehmen Lage mich befand, ſo glaubte ich mir von meinem Rechte nichts nehmen laſſen zu dürfen. Ich glaube, es ſteckt noch Einiges von meiner Matroſennatur in mir, und ich würde den Kerl weidlich durchgedroſchen haben, wenn er den Flegel gegen mich herausgekehrt hätte, — und daß die Sache zu ſeinem Nachtheil hätte enden können, mochte der Schelm wohl gleich anfangs aus meinem feſten Zugreifen geahndet haben.

Es war ſchon dunkel, ehe wir in ein kleines Städtchen kamen, das zwiſchen hohen Bergen lag, von denen der eine wie eine düſtere Mauer, ganz wie in der Schweiz, über dieſelbe emporragte. Die Etſch floß durch dieſe Stadt; es war die Stadt Trient, berühmt durch jene allgemein bekannte Kirchenverſammlung.

Das Wirthshaus hatte ein halb ſchweizeriſches, halb deutſches Anſehn. Als ich den Wirth, wie ich dieß nunmehr gewohnt war, nach dem Preis der Zimmer fragte, lachte der Mann mit ſeinem Bonifacius-Angeſicht mich aus, und ſagte: „Sie ſind jetzt in Deutſchland, Sie brauchen ſich darum gar nicht zu bekümmern.“ Ich nahm ihn bei'm Wort, und er bewies ſich als redlicher Mann. Mitten im Hauſe war eine Art von Sala, die mit den verſchiednen Gemächern in Verbindung ſtand. Etwa ein Dutzend Wappenſchilde, oder was es ſonſt ſein ſollte, zierte die Wände deſſelben, und als ich, um ſie genauer zu betrachten, näher hinzutrat, ſo fand ich Inſchriften, welche das Andenken mehrer gekrönter Häupter verewigen ſollten, welche das Haus meines Wirths mit ihrem Beſuch beehrt hatten. Ich fand darunter die Namen des Kaiſers, des vorigen und des jetzigen Großherzogs von Toscana, des Königs von Baiern und a. m. Der König von Baiern iſt übrigens ein Freund von Reiſen; faſt alle Paar Jahre macht er einen Ausflug nach Italien. Auch dem Marquis von Hertfort war ein Wappenſchild eingeräumt worden, — vielleicht, weil er tüchtig verzehrt hatte. Dieſe Sitte habe ich auch in andern Gegenden Europa's einigemal beobachtet.

Am folgenden Tage führte uns die Landſtraße, ein bequemer und vorzüglich unterhaltener Fahrweg, das Etſchthal aufwärts durch eine Schlucht, die man für eine ſchweizeriſche hätte halten können, nur in etwas weniger ſchroffen Umriſſen. Auf den vorderen Bergkuppen ſtanden

einzelne verfallene Thürme, und hier und da erhob ſich eine ziemlich gut erhaltene Burg. Eine in der Nähe von Botzen hatte eine außerordentlich maleriſche Lage; nur konnte ich nicht recht einſehen, wie die Bewohner derſelben hinein kommen konnten. Die Landestracht hatte etwas Auffallendes für uns; ſie gefiel mir beſſer, als manche Schweizertracht. Die Männer trugen Hahnenfedern, ſchief zur Seite, in etwas kecker Weiſe auf ihre kegelförmigen Hüte aufgeſteckt; Manche trugen Flinten, und in dem Benehmen Aller war etwas Freimüthiges, was die Sitten von Bergbewohnern bezeichnet.

Bei Botzen verließen wir die Etſch und folgten einem Nebenfluß derſelben; dieſer hatte faſt dieſelbe Breite, als der Strom, der den Namen beibehält. Die Gegend wurde immer romantiſcher und wilder. Die Bauart der Burgen wurde einfacher, ſie waren aber deßhalb nicht weniger maleriſch. Der Weg war fortwährend gut und die Pferde vortrefflich; letztere hatten viel Aehnlichkeit mit amerikaniſchen. Es war ſchon dunkel geworden, als wir endlich Brixen erreichten. Aber wir fanden deutſche Sauberkeit, deutſche Artigkeit, deutſche Ehrlichkeit und deutſche Familiengemälde. Es hat Jedermann ſeine Voraltern, die Jedermann aus der einen oder andern Urſache theuer ſein können; aber ich ſehe nicht ein, weßhalb wir fratzenhaft gepinſelte Zerrbilder derſelben nach ihrem Tode in unſern Zimmern aufhängen ſollten.

Brixen liegt in einem Bergkeſſel und iſt eine Stadt von deutſch-ſchweizeriſchem Anſehn. Bald nachdem wir

ſie verlaſſen hatten, fuhren wir den berühmten Paß über den Brenner hinan, welcher weiter nichts Merkwürdiges darbot, als einen langen gewundenen Weg durch Waldungen und ganz gewöhnliche Berglandſchaften. Es war noch nicht ſo lange her, daß wir in der Schweiz geweſen waren, um über dieſe Fahrt in Entzücken zu gerathen; doch gefiel uns die Gegend. Das Wetter änderte ſich, ein Sturm nahte, und ehe wir das Poſthaus erreichten, lag der Schnee auf der Landſtraße einige Zoll hoch. Zwei Tage vorher hatten wir in Verona Kirſchen und Erdbeeren gegeſſen.

Mit der Zeit ändert ſich der Menſch. Als ich in England an's Land ſtieg, ſchlug ich einem Bettler ein Sixpence-Stück ab, weil er mich darum anſprach; meine amerikaniſchen Anſichten fanden ſich empört von der Vorſtellung, daß ein Menſch betteln könne. Heute ſcherzte A—— über meine veränderte Stimmung. Nach der in Venedig getroffenen Uebereinkunft war ich nicht verbunden, den Poſtillionen Etwas zu geben; doch fügte ich gewöhnlich ein Frankenſtück ihrer von der Behörde beſtimmten Löhnung hinzu. An dieſer Stelle unterließ der Poſtillion ganz beſcheiden, ſich von mir Etwas auszubitten, wozu er nicht eigentlich befugt war. Ich hatte das Geld ſchon in der Hand; da ich aber ſah, daß der Burſche ſich fern hielt, ſteckte ich es wieder ein, indem ich, ohne weiter darüber nachzudenken, ſagte: „Mag er gehen; wenn er das Geld nicht haben will, ſo braucht er es nicht!“ So hängen wir aber von Gewohnheiten und

Eindrücken ab, und erlauben uns demungeachtet, über Menſchen nach einzelnen Proben zu urtheilen, die nach den Umſtänden ganz verſchieden ſich geſtalten. Vor vier Jahren hätte ich dem Poſtillion ein Trinkgeld, worauf er keinen Anſpruch hatte, abgeſchlagen, wenn er mich darum angeſprochen hätte, und jetzt wollte ich ihm keins geben, weil er es nicht that! Ich werde noch einiger Zeit bedürfen, bis ich die vernünftige und gerechte Mitte in allen Dingen zu treffen weiß.

Wir kamen bis zur nächſten Station über einen Berg, durch eine wildromantiſche, wenn auch nicht durchaus ſchauerliche Gegend, ehe wir um den Gipfel uns wandten. Dieſen entdeckten wir, indem wir dem Lauf zweier Bäche aufwärs folgten, die längs der Landſtraße hinabrannen; der eine war ein Zufluß der Etſch, und ſeine Waſſer floſſen alſo nach dem Adriatiſchen Meer, während der andere ſich in den Inn ergießt, der in die Donau fällt. Der Weg bergab war deſto ſchöner; wir kamen einen Bergweg hinab, der ganz den herrlichen Anſichten entſprach, die uns beim Hinauffahren ſo angenehm überraſcht hatten.

Bei einer Wendung des Weges ſtellte ſich uns plötzlich ein ſchöner, bezaubernder Anblick dar. Es war eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, durch welche ein anſehnlicher Strom in anmuthigen Krümmungen hinfloß. Der Berg, auf welchem wir uns befanden, ſenkte ſich allmählich bis an ſeine Ufer an der einen Seite hinab, und eine prächtige Felſenwand erhob ſich zwei- bis dreitauſend

Fuß an ſeinem andern Ufer. Grade vor uns ſah'n wir eine Stadt liegen, die durch die gewöhnlichen Eigenheiten einer Bergſtadt ſich auszeichnete, obgleich eine Kathedrale und ein Schloß ſich in derſelben erhob. Es war Innsbruck, die Hauptſtadt von Tyrol, das Ziel unſerer jetzigen Reiſe. Wir langten noch früh am Tage in derſelben an, und hatten noch hinreichende Zeit, uns an dem Anblick der ziehenden Nebel und an den glänzenden Schneemaſſen zu ergötzen, welche die nächſten Gipfel noch immer umſchauerten.

Auch einige Fernſichten von Gletſchern kamen vor, und der Anblick einiger Abteien in dichteriſcher Umgebung. Innsbruck erinnerte mich öfter an Bern. Der Pallaſt oder das Schloß iſt anſehnlich, wenn auch nicht groß, und die Kathedrale hat ein zierliches und ehrwürdiges Anſehn. In der letztern ſahen wir eine Reihe von Rittern in ihren alterthümlichen Rüſtungen, oder vielmehr eine Reihe von Rüſtungen, ſo aufgeſtellt, daß ſie einer Schaar von Rittern glichen. Ich glaube, es waren die Rüſtungen der ehemaligen Beherrſcher Tyrols.

Ein Paar engliſche Meilen von der Stadt liegt eine kleine Veſte, die jetzt dem Kaiſer gehört und ehmals die Burg der Grafen von Tyrol geweſen ſein ſoll. Wir waren neugierig, ſie zu ſehen. Wahrlich, ein Fürſt eines mäßigen Staates behalf ſich vor Zeiten mit einer gar einfachen Wohnung. Man zeigte uns die Burghalle, eine Gemäldeſammlung; es waren hochtönende Namen, aber man kann ſich kaum eine anſpruchloſere Wohnung eines

Edelmannes denken. Es kann gar nicht die Rede davon ſein, dieſe Burgen mit den neumodiſchen Landhäuſern, ſei es auch nur in Amerika, vergleichen zu wollen; denn Alles, was einigermaßen zur Verannehmlichung des Lebens dient, iſt hier auf das Einfachſte und Nothdürftigſte beſchränkt. Dieſe Burg war zwar etwas beſſer, als ein gewöhnlicher Yankee-Pallaſt; denn in dieſen findet ſich oft der äußerſte Mangel an Behaglichkeit neben den ärgſten Anſprüchen auf nutzloſe Pracht; indeſſen kam er mir nicht viel wohnlicher vor, als ob man eine Scheuer nothdürftig zu einer Wohnung eingerichtet hätte.

Die Gemäldegallerie war ſchauderhaft — ungefähr eben ſo ſchlecht, als die, welche man bisweilen in amerikaniſchen Schenken antrifft, oder wie wir ſie am Abend vorher in Brixen bewundert hatten. Uebrigens war das Ganze nicht übel, und auch eine Sammlung von Rüſtungen war dabei.

Wir machen hier Halt. Wien zu unſerer Linken, die Schweiz zu unſerer Rechten und vor uns der Alpenpaß, über den wir zuletzt gekommen ſind. Werfe ich einen Blick auf die Karte, ſo ſehe ich die „raſchhinwogende Iſar", München und noch eine weite Strecke deutſcher Länder in jener Richtung vor uns. Wir haben uns entſchloſſen, vorerſt nach Sachſen zu gehn, und in Dresden uns zu beſinnen, ob wir noch eine längere Zeit Halt machen oder weiter reiſen wollen.

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
Achtzehnter Brief	5
Neunzehnter Brief	45
Zwanzigſter Brief	68
Einundzwanzigſter Brief	99
Zweiundzwanzigſter Brief	119
Dreiundzwanzigſter Brief	144
Vierundzwanzigſter Brief	178
Fünfundzwanzigſter Brief	217
Sechsundzwanzigſter Brief	229
Siebenundzwanzigſter Brief	247
Achtundzwanzigſter Brief	255
Neunundzwanzigſter Brief	282
Dreißigſter Brief	292
Einunddreißigſter Brief	298
Zweiunddreißigſter Brief	314
Dreiunddreißigſter Brief	320

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cooper, James Fenimore,

Cooper's sämmtliche Werke

Bd.: 112/117

Frankfurt am Main 1838

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 1157 -112/117
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257067-2